CE LIVRE A ÉTÉ DONNÉ
A LA BIBLIOTHÈQUE CANTONALE
ET UNIVERSITAIRE
par
M. le Prof. P. Darmstædter

Geſchichte

der poetiſchen

National-Literatur

der Deutſchen

von

G. [eorg] G. [ottfried] Gervinus.

Zweiter Theil.

Von dem Ende des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation.

830 (091)

Dritte umgearbeitete Ausgabe.

AA 2363/2

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1846.

Meyer.

6381.

BIBLIOTHÈQUE CANTONALE
LAUSANNE
ET UNIVERSITAIRE

130520

Inhaltsverzeichniß

zum zweiten Bande.

Pag.

VI. Verfall der ritterlichen Dichtung und Uebergang zur Volkspoeſie.

1. Ueberblick der Erſcheinungen der nächſten Zeit 3
2. Wolfram's Schule 12
   a) Gnomiſche Dichtungen 12
   Reimar von Zweter 18. — Bruder Wernher 20. — Friedr. v. Sonnenburg 20. — Konrad Marner 20. — Rumeland 21. — Wartburgkrieg 36. — Heinrich von Meißen (Frauenlob) 41. — Regenbogen 41.
   b) Epiſches 45
   Titurel von Albrecht 45. — Gralſage 49. — Lohengrin 58. — Ulrich von Eſchenbach's Alexander 62. — Trojan. Krieg 65. — Parzival 66. — Ulrich Fürterer 66.
3. Berührungen mit der niederländiſchen Literatur 67
   Reimchroniken und karolingiſche Sagen 67
   Gandersheimer Chronik. Chronik der Fürſten von Braunſchweig. Gottfr. Hagen 70. — Ottokar von Steiermark 71. — Livländiſche Chronik 72. — Nicolaus von Jeroſchin 73. — Malagis 80. — Reinold 87. — Ogier 90.
4. Deutſches Nationalepos 93
   Dietrich's Ahnen und Flucht 95. — Ravennaſchlacht 96. — Alphart's Tod. Otnit. Wolfdietrich 97. — Laurin. Sigenot. Ecken Ausfahrt. Etzel's Hofhalt u. ſ. w. 100. — Der Roſengarten 102. — Das Heldenbuch des Kaſpar von der Roen. 105. — Lied vom hörnenen Siegfried. Ludwig der Fromme 107. — Reinfried von Braunſchweig. Wilhelm von Oeſtreich 108. — Apollonius von Tyrland 109.
5. Uebergang der chriſtlichen Poeſie aus dem Epiſchen ins Didactiſche 111
   David. Berchtold 118. — Der Renner von Hugo von Trimberg 119. — Heinrich Eckart 143. — Buch der ſieben Grade 148. — Tochter von Syon 151. — Heinr. von Neuenſtadt 152. — Heinr. von Müglin 154. — Buch der Maide 157.
6. Beiſpiele 158
   Boner's Edelſtein 160. — Schachzabelbuch von Konr. von Ammenhuſen 163. — Geſta Romanorum 166. — Die ſieben weiſen Meiſter 171. — Hans von Bühel 173.

Pag.

7. Ausgang der höfiſchen Kunſt. Hiſtoriſches Volkslied 178

Meier Helmprecht 180. — Seifried Helbling 181. — Heinrich der Teichner 183. — Peter Suchenwirt 188. — Volkslieder 197 ff. — Hans Roſenplüt 204. — Veit Weber 205. — Michel Beheim 211.

8. Veränderungen des lyriſchen Geſangs. Allegorien 218

Liederbuch der Clara Hätzlerin 221. — Hugo von Montfort. Oswald von Wolkenſtein 222. — Muscatblüt 225. — Die Jagd des Hadamar von Laber 228. — Heinzelin von Konſtanz. Fleigertüchlein 230. — Der Spiegel 231. — Die Mohrin 232. — Die Graſerin 233. — Meiſter Altſchwert. Der Minne Burg 234. — Der Theuerdank 236.

9. Proſaromane 240

Apollonius von Tyrus 248. — Mandeville's Reiſen 249. — Reiſen des heil. Brandanus. Joh. Hartlieb 251. — Caſp. von der Roen Heldenbuch 253. — Hug Schapler 254. — Griſeldis 255. — Volksbücher 255 ff. — Fierabras 256. — Niclas von Wyle. Aeneas Sylvius 259. — Buch der Liebe. Albrecht von Eyb 266.

10. Meiſtergeſang 267

Spiegel menſchlicher Behaltniß 277.

VII. Aufnahme der volksthümlichen Dichtung 293

1. Volksgeſang 293

2. Schwänke und Volksbücher 331

Pfaffe Amis von Stricker 332. — Pfaffe von Kalenberg 335. — Peter Leu von Hall 336. — Salomon und Markolph 338. — Aeſop 339. — Eulenſpiegel 342. — Kunz von der Roſen. Claus Narr 345. — Pauli's Schimpf und Ernſt 346. — Fauſt 348. — Finkenritter. Lalenbuch 350.

3. Schauſpiel 360

Myſterien 369 ff. — Roſenplüt 380. — Hanz Folz 384.

4. Satiren, Narrenſchiff und Reineke Fuchs 388

Das Buch der Tugend von H. Vintler 389. — Seb. Brant's Narrenſchiff 393. — Geiler von Kaiſersberg 408. — Reineke Fuchs 411.

5. Thomas Murner 419

Deſſ. Narrenbeſchwörung und Schelmenzunft 424. — Deſſ. Badefahrt, und Gauchmat 427.

6. Ulrich von Hutten 431

Niclaus Manuel 456.

7. Hans Sachs 460

Geſchichte

der deutſchen Dichtung.

Zweiter Band.

Digitized by Google

VI.

Verfall der ritterlichen Dichtung und Uebergang zur Volkspoeſie.

1. Ueberblick der Erſcheinungen der nächſten Zeit.

Ich habe die Erzählung am Schluſſe des erſten Bandes an einer Stelle und in einer Periode unterbrochen, wo in der Entwicklung ein beſtimmterer Zuſammenhang, und wo noch dazu dieſer Zuſammenhang durch die Fülle der Producte, die uns aus den Zeiten des Uebergangs vom dreizehnten zum vierzehnten Jahrhundert erhalten ſind, nachweisbarer iſt, als vielleicht irgendwo ſonſt in der Literargeſchichte des deutſchen Mittelalters. Ich that es, um auch in der äußeren Structur meines Werkes klar zu machen, daß objectiv keine Perioden in der Geſchichte beſtimmbar ſind, ſondern daß dieſe von der Veränderung des wirkenden Geiſtes in den Menſchen abhängen. Daher iſt in jedem mit Sinne und Verſtändniß angelegten Geſchichtswerke die ängſtlich genaue Wahrung der Zeitrechnung eine Unmöglichkeit, weil überall, wo ſelbſt ſchon geänderte Erſcheinungen einen vollkommenen Uebergang von einer früheren zu einer ſpäteren Richtung kund geben, doch noch einzelne Geiſter auf dem alten Wege fortzugehen pflegen, und umgekehrt, weil, wo auch jener Wechſel der Erſcheinungen noch nicht ſo allgemein ſichtbar eintrat, immer ſchon einzelne vorgerückte Köpfe die künftige Veränderung andeuten. Ich habe daher in dem erſten Theile hier und da vorgegriffen und werde in dieſem hier und da zurückgreifen und an bereits Vorübergegangenes wenigſtens erinnern müſſen. Ich habe eine Reihe von Werken, die ſich unter einem ſehr natürlichen Geſichtspunkte hätten

zuſammen ordnen laſſen, getrennt, um deſto ſchärfer auf den inneren Wendepunct hinzulenken. Und dieſen deutete ich in den letztbeſprochenen Dichtern bereits an.

Ich machte die Scheide da, wo die ausgezeichneteren Individualitäten unter unſeren Dichtern jener Zeit aufhörten, denn nach Conrad und Rudolf werden wir wenigſtens unter den epiſchen Poeten vergebens nach einem bedeutenden Namen weiter ſuchen, und ſelbſt dieſer letzte wird ſchon, wie Lachmann ſagte, nicht leicht von Jemanden weiter genannt, als von ſich ſelbſt. In beiden fanden wir die Symptome einer großen Kriſis hart neben einander: Selbſtruhm und Selbſterniedrigung, pathetiſchen Schwung und ein furchtſames Hinkriechen am Boden, große Unternehmungen bei kleinen Kräften, unter einem Schwall von poetiſchen Worten proſaiſchen Sinn. Dieſe nämliche Erſcheinung verfolgen wir zunächſt noch weiter an einer Maſſe von Romanen, erzählenden und lyriſchen Gedichten. Wir werden ſehen, wie ſich bald die tiefſte Beſcheidenheit an die umfaſſendſten Gegenſtände wagt, bald der ſchamloſeſte Dünkel den flachſten und erbärmlichſten Stoff zum Höchſten und Beſten gemacht zu haben ſich anſtellt. Wir werden betäubt von einem hochtrabenden poetiſchen Bombaſt, aber wir ermatten unter der vergeblichen Anſtrengung, unter ſo vielen und gewichtigen Worten auch nur einen kleinen und leichten Gewinn für die Seele oder den Geiſt zu haſchen. Wir werden überſchüttet von Verſen und Reimen, zahllos und unendlich, aber keine neue Empfindung gelingts uns zu entdecken, keinen neuen Gedanken, kaum eine neue poetiſche Situation. Und während dieſe Zeiten mit der frechſten Selbſtvergnüglichkeit ihre kleinen Dichterlinge, und dieſe ſich ſelbſt hart neben die großen Namen der ſchönen hohenſtaufiſchen Zeit ſtellen, ſo treten doch in den größeren Werken die Perſönlichkeiten und Namen zurück, und im Titurel, im Wolfdietrich, im Lohengrin, im Laurin möchte man uns aufbinden, dieſe Gedichte rührten von Männern, wie Wolfram oder Heinrich von Oſterdingen her. Ueberall herrſcht noch unter der dauernden großen Thätigkeit das Beſtreben, dieſen oder anderen Meiſtern der guten Zeit in epiſchen Gedichten nachzueifern, aber die Unſelbſtſtändigkeit verräth ſich nicht allein durch jene blinde Nachahmungsſucht in der Behandlungsart, ſondern noch weit mehr durch die Lockerung und Auflöſung des Begriffs der eigentlichen Epopöe. Während dieſe in ihrer guten Zeit überall von dem Dichter durch Ideen ge-

bunden war, ſo verſchwindet jetzt auch ſelbſt der Verſuch hierzu, wie ſchon in Conrads trojaniſchem Kriege, in Turlins Krone u. A. der Fall iſt; der eigentliche Roman alſo tritt wieder an die Stelle der Epopöe. Bei Lambert, bei Wolfram und Gottfried war es ein Hauptbeſtreben, das Gleichgültige aus den Sagen auszuſcheiden, und wegzulaſſen, was dem Geiſte der Dichtung Eintrag that: jetzt aber ſucht man das zuvor Verſchmähte wieder auf, begierig nach jeder Erweiterung des Stoffs, unbekümmert um den Gehalt, geſchmacklos in der Wahl dieſes neuen Zuwachſes. Das ganze Verfahren der älteren Dichter ging auf eine Concentration nach dem Hauptcharakter ihrer Dichtungen aus; was Lambert und Wolfram im Alexander und Parzival abtrennten und verwarfen, diente ihre Helden mehr ins Licht zu ſtellen; die zugefügte erſte Hälfte der Nibelungen half die zwei Hauptcharaktere der letzten Hälfte beleuchten; jetzt aber will man nur Namen und Sachen; vor neuen Facten und Perſonen verliert man in den ſpätern Alexandriaden den Alexander faſt aus den Augen; der Titurel iſt gleichſam nur eine Ausfüllung des Parzival und es gibt darin eigentlich gar keinen Helden; die franzöſiſchen und deutſchen Sagen entfernen ſich von Karl und Dietrich oder Etzel und gehen auf ihre Vaſallen über, wie die britiſche Artusſage ſchon längſt gethan hatte. Alle jene großen äußeren Verhältniſſe, oder alle jene inneren Tendenzen, die ein Epos oder einen epiſchen Charakter bilden, hören auf, und vereinzelte Abentheuer und charakterloſe Helden treten an die Stelle; man kehrt alſo zu jenem Stande der Dinge, wie er vor der Blüthezeit der Poeſie Statt hatte, zurück. Dieß Zuſammenhäufen von abgeriſſenen Geſchichten, dieß Anſchwellen der Epen mit gleichgültigen einzelnen Begebenheiten bereitet alsdann die ſcheinbar gegenſätzliche Erſcheinung vor, daß das Epos weiterhin geradezu in ſeine einzelnen Beſtandtheile wieder auseinanderfällt. In unſerer Volksſage iſt dieſe Auflöſung beſonders deutlich zu beobachten; die einzelnen Lieder, aus denen wir das Epos allmählig emporwachſen ſahen, kehren im Siegfried und durch ein günſtiges Schickſal noch deutlicher im Hildebrandliede im 15. Jahrhunderte wieder und die letzten Reſte unſeres Epos ſind in dieſer Periode eben ſo von hiſtoriſchen Volksliedern umgeben, wie in jenen uralten Zeiten, wo wir die Entſtehung des Volksepos aus Rhapſodien ſuchten.

Dieſer Gegenſatz der poetiſchen Werke, die wir zunächſt be-

trachten, gegen die früheren, dieſe Spaltung des ſonſt Verbundenen, dieſes Zertheilen des Vereinten, dieſes Abſinken von dem einen Punkte, der die Höhe der poetiſchen Beſtrebungen bildete, zu den vielfältigen Abſtürzen in die weite Tiefe, iſt aus den mannigfaltigſten Geſichts- punkten anſchaulich zu machen. Das Zarte und Weibliche jener Zeit richtete die Gemüther auf die Seele und ließ ſie vor dieſem Einen alles Andere vergeſſen. Allein jetzt fällt die Nation raſch in den gegentheiligen Charakter des Männlichen und Rohen und vertauſcht alles Leidende jener Zeit mit der unruhigſten Rührigkeit, das Ideale mit dem derbſten Materialismus, die größte Feinheit mit der rohſten Gewaltthätigkeit, den Frauendienſt mit der Kampf- und Erwerbluſt, den Aufenthalt am Hof mit Hinterhalten und Raubzügen, die Treue gegen den Lehnsherrn mit Eigenwillen und Fauſtrecht. Vorher ward doch noch von den hohenſtaufiſchen Kaiſern verſucht, wenn auch nur temporär und erfolglos, die deutſchen Kräfte auf ein einziges Ziel zu lenken, allein jetzt fällt Alles auseinander, jeder ſucht ſich zu helfen ſo gut er kann, jeder ſucht ſich ſelbſt zu befriedigen, unbeſorgt wie es dem Ganzen dabei gehe und wie es den Anderen gefalle. Dieß hat das deutſche Reich wie die deutſche Dichtung jener Zeit zerſtört. Seitdem es Conrad von Würzburg deutlich ausgeſprochen hatte, dichtete jeder vor ſich hin nach Luſt und Liebe, gleichgültig ob er der Welt nütze oder ſchade, ob er ihr angenehm oder läſtig ſei, und jede Spur verſchwindet von dem Gedanken an ein Zuſam- menwirken für eine Geſtaltung deutſcher Kunſt zugleich mit der würdigen Stellung des Sängerordens und mit der großartigen Be- kämpfung einzelner Glieder deſſelben nach höheren Prinzipien. Viel- mehr trat, gerade wie in der politiſchen Welt, an die Stelle der großartigſten inneren Reibungen, das kleine perſönliche Befehden um elende Intereſſen auch in die Dichterwelt, wie wir nun finden werden, ohne daß ein bedeutendes inneres Motiv dieſe Kämpfe erklären könnte. Denn ſehr bald ſchwindet auch jeder Begriff von einer Kunſt, oder er gleitet ganz allgemein auf jederlei Art von Wiſſen und Kenntniß über, und im funfzehnten Jahrhundert theilt ſich der Stamm der Poeſie allmählig in zwei große Zweige, indem auf der einen Seite die alten poetiſchen Stoffe in proſaiſcher Rede auftreten, auf der anderen neue geſchichtliche, wiſſenſchaftliche und allerhand ſonſtige proſaiſche Stoffe in poetiſche Sprache gezwängt werden, die ſich aller Auffaſſung durch die Einbildungskraft geradezu widerſetzen.

Dieſe Herabwürdigung der Dichter und der Dichtung durch Zertheilung und Erſchöpfung der Kräfte, hängt ferner mit den Veränderungen zuſammen, die in dem Publikum vorgingen, für welches die Dichter ſchrieben. Auch hier wird dieſelbe Zerſplitterung des Intereſſes ſichtbar, und ſonderbar genug ſtehen die Protektoren und Schützer des Geſangs in ganz genauem Verhältniß zu den Perſonalitäten, die in den Romanen auftreten. So lange der Volksgeſang blüht, kümmern ſich alle Claſſen der Nation um die Dichtung und die Dichtung umfaßt dagegen wieder alle Claſſen des Volks und dreht ſich in allen Verhältniſſen des Lebens herum. Als Friedrich I. und Heinrich der Löwe die Kunſt förderten, waren Alexander und Carl die Haupthelden des Geſangs. Später, da die edlen Reichsvaſallen, ein Leopold von Oeſtreich und Hermann von Thüringen die Poeſie an ihre Höfe zogen, blühten die britiſchen Sagen von den friedlichen Tafelrundern an Artus Hof, deren Kreis ſich ebenſo erweitert und deren Bedeutung ebenſo verflacht, wie nach den genannten Fürſten die Protektoren der Dichter ſtets zahlreicher werden, aber nun ſchon unter bloßen Grafen und Herren geſucht werden müſſen. Man ſieht auch ſogleich, wie nothwendig dieſe Uebereinſtimmung iſt, die auf den erſten Blick etwas Auffallendes hat. Die ganze Kunſt in Deutſchland hatte ja damals nichts mit der Nation im Ganzen, ſondern nur mit den Höfen und dem Adel gemein, ſie war von oben herab gehegt, nicht von unten herauf gewachſen, ſie war ein geimpftes Reis, wie ſie Gottfried ſchon nannte, und ſie hatte es in ihrer Gewalt, auf unſern Boden zu verpflanzen, was unſern Zuſtänden unter Adel und Höfen zuſagte. Den umgekehrten Gang nahm daher die neuere Kunſt der Deutſchen. Sie ging, nachdem das ariſtokratiſche Protektorat derſelben bis auf die patriciſchen Bürger herabgekommen war, einen langſamen Gang mit der bürgerlichen Entwickelung der geſammten Nation, und in der Reformation war ſie das Eigenthum Aller, wie in keiner anderen europäiſchen Nation dieſer Zeiten; ſie fiel zwar dann wieder in Zünfte, Geſellſchaften und Schulen zurück, bahnte ſich aber im vorigen Jahrhunderte wieder den Zugang zu allen Claſſen und wußte ſich eine Theilnahme zu verſchaffen, die gleicherweiſe an Umfang und Wärme in neueren Zeiten und Völkern ihres Gleichen nicht hat.

Wir können zu den Merkmalen von der Auflöſung der Poeſie des Ritterthums, die wir aus der Kunſt ſelbſt und aus dem ſchrei-

benden und leſenden Publikum hernahmen, noch ein anderes hinzufügen, das aus der Localität genommen iſt. Bisher hatten mehrere Dynaſtien nach einander dem Reiche vorgeſtanden, deren Erblande immer in dem Mittelpunkte von Deutſchland gelegen waren; auch die Dichtung hatte dieſen Sitz getheilt, und ihre Beſtrebungen gingen wie die der Politik dieſer Dynaſtien immer auf Vereinigung der deutſchen Kräfte. Seitdem aber dieß mit Rudolf von Habsburg eine andere Wendung nahm, ſeitdem die Kaiſerwürde ſchwankend an einen ſchweizeriſchen Grafen, an Oeſtreich, an Luxemburg, an Böhmen, an Baiern kam, geht auch mit der Poeſie das Aehnliche vor. Wir muthmaßten oben ſchon, daß es Zeiten gab, wo ſich die Poeſie von den Extremitäten Deutſchlands erſt allmählig einen Weg in das Innere bahnte, jetzt flüchtet ſie wieder nach dieſen Grenzlanden hin. Wir begegnen kaum mehr einigen fränkiſchen Dichtern in den nächſten Zeiten, aber einer Menge von Oeſtreichern, Tyrolern und Oberbaiern; die Schweizer werden wieder häufiger, in Böhmen finden deutſche Dichter Zufluchtsſtätten, die niederländiſche Grenze und Preußen, der Norden und Oſten nimmt Antheil an der deutſchen Literatur und im 14. Jahrhundert werden die niederdeutſchen Ueberſetzungen häufig. Auch hier alſo ſehen wir dieſelbe Zerſplitterung, und auch hier kehren wir in die Zuſtände der Zeiten vor der Dichtungsblüthe zurück. Zugleich breitet ſich auch in den Ständen die Theilnahme an poetiſcher Produktion aus; und während wir bisher faſt nur Fürſten, Ritter und Herren die Kunſt hatten üben ſehen, ſo treten nun Bürgerliche, (wie Meiſter Heinrich Teſchler = Täſchner) Kapläne, Geiſtliche (wie der Kirchherr Roſt zu Sarnen) Schulmeiſter, Doctoren, Handwerker und Juden allmählig hervor und dieß ſetzt ſich bis zu der Zeit der Reformation, der Periode der höchſten Ausbreitung poetiſcher Hervorbringung, regelmäßig fort, wo vom Kaiſer bis zum Landsknecht und Handwerksburſchen Jeder nach ſeinen Kräften Verſe und Reime machte.

Die Zeit des Rudolf von Habsburg iſt die, welche wie im Politiſchen ſo auch im Poetiſchen dieſe großen Veränderungen nicht vorbereitete oder veranlaßte, ſondern ans Licht brachte: vorbereitet waren ſie in beiden Gebieten ſchon längſt. Die großen Gedanken und Beſtrebungen, deren die Zeiten des 13. Jahrhunderts fähig waren, waren in die Dichtung übergetreten und in vortrefflichen Werken verkörpert worden; man hatte ſich erſchöpft und gefiel ſich fortan im

ſteten Nachahmen und Wiederholen. Eine ſolche Kunſt konnte nicht wohl weiter einen gerechten Anſpruch an einen ſolchen Schutz und ſolche Pflege an den Höfen machen, wie die frühere, und daß das Intereſſe daran unter den größeren Fürſten in Deutſchland ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts aufhört, iſt aus faſt jedem einzelnen Dichter der nachfolgenden Zeit deutlich zu machen. Wir haben oben ſchon die Klagen des Stricker gehört; im Jenaiſchen Codex von Meiſterſängern darf man unter jedem Namen den Jammer über den Verfall des höfiſchen Geſangs, des Hoflebens, der fürſtlichen Milde und Freigebigkeit ſuchen. Wie war es aber auch nur äußerlich möglich, daß bei ſtets wachſender Anzahl der Theilhaber am poetiſchen Produciren die Liberalität der Fürſten ſich erhalten konnte? Schon an Hermanns Hofe war ſolch ein bedenklicher Zudrang, und nach einer Stelle des Stricker, die im erſten Bande ſchon angeführt ward, wären die öſtreichiſchen Fürſten ganz eigentlich mit ihrer Freigebigkeit gegen die Sänger bankerut geworden. Nun aber würde die Anzahl dieſer Sänger ſtets größer, ärmere Talente drängten herzu, nicht die Dienſtleute allein machten Anſprüche auf Unterſtützung, natürlich mußten da die kleineren Herrn in Deutſchland ſich in die Sorge für die vielen Poeten theilen. Dieß aber genügte wieder dem Ehrgeiz nicht, und bekanntlich wächſt dieſer mit dem Sinken des wirklichen Verdienſtes; daher werden auch die Dichter dieſer Zeiten ſtets deſto anſpruchvoller, je ſchlechter ſie werden, und in dem Maaße wie die Aufmunterung des Publikums ſchweigt, wird das Selbſtlob dieſer Poeten laut, in dem Maaße wie ihre Unterſtützung durch die Großen der Welt aufhört, wird ihr innerer Abſchluß, und mit dem Schulmäßigen und Gewerbmäßigen ihre Selbſtgefälligkeit bedeutender; ja man kann ſagen, daß mit den häufigeren Declamationen über die höhere Würde der Kunſt zugleich der Verfall der Würde der Künſtler eintritt. Denn welch ein anderes Gemälde entwirft ſchon der ſogenannte Ottokar [1]) von Hornek von dem Getriebe der Meiſter,

1) Ottokar v. Horneks Reimchronik, in Pez scriptt. III. p. 18. Nachdem er eine Reihe von Sängern genannt hat, und darunter auch ſeinen Meiſter Conrad von Rotenberg, ſo fährt er fort:

> Swas ich ir nu hân genant, an die was diu êr gewant,
> daz si meister wâren; sold ich ir namen vâren,
> die noch vidler hiezen, daz moht iuch wol verdriezen;

der Fiedler und Geiger in Manfreds Gefolge, als jene früheren Dichter von dem Gewirre an den thüringiſchen und öſtreichiſchen Höfen! Es iſt daher kein Wunder, wenn ein Fürſt wie Rudolf, der dazu andere Dinge zu thun und ſeiner ganzen Natur nach wohl nur wenig Freude an Minneliedern, Spruchgedichten und Romanen hatte, ſich von einem ſolchen Gewühle frei zu halten ſuchte. An ihm allein läßt ſich zur Genüge zeigen, wie ſich der Eifer der dürftigen und hülfloſen Dichter gegen die Achtloſigkeit der Fürſten auf die Dichtung ausläßt. Meiſter Stolle, der Unverzagte und der Schulmeiſter von Eſſelingen ſind die drei, die es hauptſächlich gegen ihn angelegt haben, der letzte unſtreitig mit der größten Energie und Schärfe. Auf eine vortreffliche Weiſe geißelt er die Erwerbſucht des armen Königs [2]): Nichts auf der Erde erwehre ſich vor ihm, St. Peter möge wohl die Himmelspforte hüten und Gott auf ſein Reich Acht haben, daß er es nicht im wehrloſen Zuſtande überfalle; gewänne er den Himmel zu der Erde, er gäbe Niemand nichts und wir wären hier und dort übel berathen. Dann fingirt er eine wirkliche Kriegserklärung des übervortheilten Königs gegen Gott; der Dichter aber hat den Streit zu ſcheiden, und heißt den König ſich mit dem, was hier unten iſt, begnügen, hier Gott zu ſein und den Alten dort walten zu laſſen. Nun aber will der König den Teufel aus der Hölle ſtoßen: wer ſchlimmer ſei, der ſolle Podeſta in der Hölle ſein. Will man auch dieſen Streit dem Dichter zu ſcheiden überlaſſen, ſo will er dießmal dem Könige einen beſſeren Spruch fällen: ſprach er ihm vorher das Himmelreich ab, ſo will

---

ir was ot mêr dan genuoc, und triben solhen unfuoc,
daz im die stet wurden gram, dâvon er grôzen schaden nam;
ouch swâ der künig lag ze veld, dâ hâten wägen und gezelt
ir ieglîcher besunder, des nam vil dik wunder
vil manigen komenden gast, daz im der sinne sô gebrast,
daz er niht tag noch naht dâ-gegen traht und gedâht,
daz er des über wære, daz sîn land und er verpære
peide laster und schaden, wan der pabst het geladen
den Karloten mit siner krôn, wolt er den solt und den lôn
des pabstes übervarn, dâ scholt er sich zuwarn,
ich wæn, da gehœr niht geygen zuo u. s. w.

2) Daß ihn A. W. Schlegel im deutſchen Muſ. I. p. 309. sq. ſo herabſetzt, darüber darf man ſich billig wundern; oder geſchah es aus Wohldienerei gegen das Habsb. Haus, ſo darf man das billig verachten.

er ihm von der Hölle deſto mehr zutheilen. Dazu muß man dann die in der Maneſſiſchen Sammlung auf dieß Gedicht folgende Strophe leſen, worin aus der erſten Zeile „Wohlab, der König gibt auch nichts“ das Wohlab in jedem Verſe voll Bitterkeit wiederholt wird, was eine ſo treffliche ſatiriſche Wirkung thut, daß auch Meiſter Stolle dieſe Form für dieſes ſelbe Thema gebraucht [3]), nur daß er feiner neben ſein jedesmaliges „Er gibt nichts“ ein Lob des Königs ſtellt und ſo den Tadel ſeiner Kargheit durch Anerkennung der ſonſtigen Größe des Fürſten noch erhöht; und ſein Lied ſcheint wieder in ähnlicher Form von dem Unverzagten nachgeahmt [4]) zu ſein. So alſo bezeichnet gleich der Anfang der neuen öſtreichiſchen Dynaſtie die Zeit, ſeit der in dieſem Lande der Flor des Geiſtes immer gedrückt blieb und bei jedem neuen Triebe verſehrt erſchien. Eine kleine Weile, werden wir ſehen, dauert die Nachwirkung der babenbergiſchen Periode fort, nachher bleibt das machtvolle Reich für Deutſchlands Dichtung und Bildung gleichgültig, und wirkt ſogar ſchädlich entgegen; ſelbſt dann ſchädlich, wenn ſich Fürſten wie Max und Joſeph dafür intereſſiren, von denen der Eine eine untergegangene Cultur und der Andere eine unvorbereitete unzeitig begünſtigte.

Wir wollen nun nach dieſer allgemeinen Anſicht der äußeren Verhältniſſe die Producte der Zeiten am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert kennen lernen, die in ſo gewaltigen und unbezwingbaren Maſſen daliegen, daß Manchen die Mühe verdrießen wird, ſich nur durch die bloße hiſtoriſche Darſtellung durchzuſchlagen. Denn troß der ungeheuren Anſtrengungen iſt in den nächſten Zeiten beſonders in der epiſchen und lyriſchen Kunſt kein geiſtiger Fortſchritt, ſondern nur ein unſchlüſſiges Schwanken zwiſchen Altem und Neuem ſichtbar, mit der Hinneigung zum Verharren in jenem. Wenn auch die hiſtoriſche Muſe hier den Styl etwas ſinken läßt, ſo liegt das in der Natur der Sache, denn ſo ſelbſtthätig ſie ihren Griffel führt, ſo läßt ſie ſich doch immer von den Begebenheiten dictiren.

---

3) Bei Müller hinter Triſtan p. 147. Seine Strophe ſchließt:
Ern gît ouch niht der künic Ruodolf, swaz ieman von im singet oder geseit.

4) Ib. I. hinter Freidank p. 35.

2. Wolframs Schule.

a) Gnomiſche Dichtungen.

Wir haben oben die lyriſche Poeſie mitten im Flor des Frauendienſtes beobachtet und haben ſie verlaſſen, als ſie ſchon begann, da wo ſie ſich noch reiner in dem alten Styl hielt, mechaniſch zu werden, und da wo ſie ſich originaler weiter bildete ihre alte Reinheit zu verlieren. Wir haben die fürſtlichen und ritterlichen Sänger der zweiten Periode ſchon genannt, in deren Mitte etwa Ulrich von Lichtenſtein ſteht, die den Ton des früheren Minneliedes feſtzuhalten ſuchten. Wie manches einzelne noch in dieſer Manier gelang, ſo bemerkten wir doch ſchon bei Ulrich, wie verſehrt und wie angegriffen von üblen Einflüſſen der ins Schlimme veränderten Zeiten das Minnelied bei ihm erſcheint, und bei jenen Schweizerdichtern, die ſich noch bequemten einzelne Minnelieder zu ſingen, ſo wie bei jenen Tyrolern wie Walther von Metz [5]), Rubin u. A. die ſich auf dieſer Bahn hielten, fängt das Mechaniſche an das Uebergewicht zu erhalten. Faſt allen Dichtern, die ſich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in dieſem abgelebten Thema des Minnegeſanges und Frauendienſtes behaupten wollten, geht bei aller Verskünſtelei der eigentliche lyriſche Sinn ab, und bei der Unverholenheit, mit der ſie Gedanken, Ausdrücke, ſtehend gewordene Gefühle und Sentenzen von ihren Vorgängern borgen und ſtehlen, entbehren ſie jeder innigen Empfindung und jedes Gedankens, der an dem Leſer feſthaften könnte. Man würde dieſe flache Nachahmerei ohne alle Eigenthümlichkeit weit beſſer einſehen und weit leichter nachweiſen können, wenn dieſe Lieder nur mehr dazu gemacht wären, ſich dem Gedächtniſſe einzuprägen. Bei Walther von Metz und Rubin fällt unter dieſen das Entlehnen (namentlich von Walther von der Vogelweide) am lebhafteſten auf; unter den gnomologiſchen Dichtern (ſo bei Walther von Priſach, Günther von dem Forſte, dem Teſchler u. A.) iſt es viel leichter nachweislich. Das Beſte, was dieſe ſpäteren

---

5) Seinen Tod beklagt Brennenberg vor 1276. Er iſt aus tyroliſchem Geſchlechte. Sollte das Lehrgedicht mappemonde von Gautier de Mets (1245) von unſerem Walther herrühren, ſo wäre dieſer Dichter in zwei Sprachen ein Seitenſtück zu Thomaſin.

Minnelieder enthalten, darf man nur mit dem älteren eines Morungen oder Johannsdorf vergleichen, um zu finden, wie hier auch bei der Körperloſigkeit, die ſie mit jenen theilen, doch Seele und Leben iſt, was dort ganz anfängt zu mangeln. Das lyriſche Lied ſchien es zu empfinden, daß ihm in jenen müdegehetzten, ja ertödteten Formen kein friſches Leben mehr werden könne, und es glitt daher, wie wir gleichfalls ſchon oben bemerkten, von der Minne auf die derberen Gegenſtände des Gelags und der Zeche, von der reinen Naturfreude am Frühling auf Reihen und Tanz herunter, und nahm die leichtfertige und fröhliche Manier des Nithart, Tanhuſer und Hadloub an. Dieſe Lieder, in deren heiteren Ton einige Stücke von jenen norddeutſchen Fürſten Heinrich von Breslau, Otto IV. von Brandenburg und Johann von Brabant vortrefflich eingingen, führten mit der Zeit auf das Volkslied der Reformationsperiode über; noch aber erſcheint dieſer Styl ſeltner, er verliert ſich wieder, um erſt ſpäter neben vielen anderen ſolcher vorübergehender und vorbereitender Erſcheinungen dieſer Jahre wieder hervorzutreten. Dieſe Lieder rücken die friſche, frohe Luſt des Volkes an die Stelle des untergehenden ritterlichen Lebens, dem die Anhänger des Alten jetzt mit ewigen Klagen über den Verfall höfiſcher Zucht, Sitte und Kunſt nachblicken, über deſſen Ausgang ſie ſich in den trübſeligen Jammer nach der andern zukünftigen Welt verſenken. Auch formell werden wir innerhalb dieſer nachziehenden Minnelieder auf die größere Einfalt des ſpäteren erotiſchen Volksliedes vorbereitet. Während die Conrad von Würzburg und Andere jene alten ſchon genug gekünſtelten Töne mit allen erdenkbaren Mitteln noch mehr verkünſtelten, ſo ſtellen ſich gegen ihn in einem neuen Contraſte ein Conrad Schenk von Landegge und der Kanzler, der zeitlich und räumlich Hadloub nahe zu liegen ſcheint, in leichteren, einfacheren, minder verſchlungenen Tönen, die uns Neueren um vieles näher ſtehen als die ſchwierigen Strophen der älteren Minneſänger, und die an manches ähnliche in der ſchleſiſchen Zeit erinnern. Am nächſten liegen dieſe Gegenſätze eben in des Kanzlers Minneliedern neben einander, der überhaupt einer der vielſeitigſten Dichter dieſer Zeit iſt. Er hat neben jenem gewandten und leichten Strophenbau zugleich die verſchlungneren Töne, die kürzeren Verſe und den Reimreichthum, den man ſich jetzt ſo gerne als eine freiwillige Kette anlegt, weil auf den Sinn nichts mehr ankommt;

allein bei ihm geht der Sinn darüber doch ſeltner verloren, weil er ſich nicht ſo kraus wie bei anderen durch Cäſuren und Reime ſchlingt, daß man entweder den Rhythmus oder den Gedanken nothwendig aufgeben muß, ſondern er weiß mit ſprachlicher Gewandtheit ein geſchicktes Ebenmaaß zwiſchen Sinn und Form zu bewahren, das uns beides feſthalten läßt. Wenn nicht überall, ſo geht er doch in den meiſten Fällen über dieſe ſelbſtgemachten Hinderniſſe und Erſchwerungen mit mehr Geſchicklichkeit und Zwangloſigkeit weg, als bei den anderen auffiele. Uebrigens geht bei ihm, wie bei den meiſten dieſer Sänger das minnigliche Element überhaupt aus. Bei den Rumeland, Zweter, Marner, Boppo, Frauenlob und wie die Lyriker dieſer Periode alle heißen, begegnen wir dem Minneliede nur noch in ſeltneren Fällen; der von Sonnenburg erklärte es uns oben ſelbſt, warum er die Luſt am Minnegedicht verliere: weil Zucht und höfiſcher Sang die Edlen langweile, denen lieber ſei, beim Wein die Weiber zu ſchelten. Bei dieſer Herabziehung des höfiſchen Lebens ins Gemeine konnte ſich der frauendienſtliche Geſang nicht erhalten. Alle und ſämmtliche Dichter von allen und ſämmtlichen Farben fallen daher jetzt aus dem rein Lyriſchen in das Lehrhafte und Gnomiſche, aus dem Weltlichen ins Geiſtliche, aus dem Minniglichen ins Moraliſche herunter. Der lyriſche Geſang, der aus des Menſchen innerſtem Gemüthe unmittelbar hervorquillt, empfand die moraliſche Geſunkenheit der Zeit zuerſt, und lehnte ſich mit voller Macht dagegen auf; er ſchloß ſich nun der größeren Maſſe nach ſo entſchieden an das Lehrgedicht an, wie er ſich in der blühenden Zeit der Höfiſchkeit an die Epopöe der Ritterſänger angeſchloſſen hatte.

Es ging in der Nation, dieß fühlte ein Jeder, mit dem Verfalle des Ritterthums eine moraliſche Kraft verloren. Dieſe Kraft ſuchte man zu erhalten; und zwar zunächſt indem man dem Stande ſelbſt, der ſie beſeſſen hatte, eine deſto größere Weihe und Würde beizumeſſen und wiederzugeben ſuchte, je mehr ihn ſeine herrſchenden Sitten entwürdigt hatten, je mehr das emporſtrebende Bürgerthum den Adel, deſſen Literatur und Tendenzen ins Niedrige völlig herabzuziehen ſtrebte, wobei ihm der Stand ſelbſt auf halbem Wege entgegenkam. Im Titurel, werden wir ſehen, wird Ritterthum und ritterliches Streben in eine Heiligkeit und ein erhöhtes Anſehn hinaufgerückt, das in einem ſchneidenden Contraſte ſteht gegen die Bilder des wirklichen Lebens innerhalb der adligen Welt, wie ſie uns in

den Sittengemälden der Gnomiker und Didaktiker vorgeführt werden. Dieſe Erhebung des Ritterthums geſchieht, indem man daſſelbe mit dem doppelten Glanze des Prieſterthums und des Gelehrtenthums umgibt. Ganz ſo finden wir nun, daß unſere gnomiſchen Sänger von dem frauendienſtlichen Geſange jetzt zu einem heiligeren und gelehrteren zugleich übergehen, und innerhalb dieſes letzteren iſt dann zugleich Alles enthalten, was ſie dem verſinkenden Leben in Wiſſenſchaft und Kunſt vorzuwerfen und vorzupredigen haben, womit ſie Unzucht entfernen und Zucht wiederbringen, die Unkunſt in Miscredit bringen und die Kunſt wieder emporheben wollen. Allein dieß Alles ſchlug ganz anderswohin aus, als es gemeint war. Es war zuletzt das Volk und das Bürgerthum, es waren die Meiſterſänger, die alles das ſich aneigneten, was dieſe Männer empfahlen und worin ſie Beiſpiel und Muſter waren; dieſe erbten ihre Frömmigkeit und andächtige Vertiefung in die Myſterien der Religion, dieſe ihre Gelehrſamkeit, dieſe ihre Schulen und Wettſtreite; das Volk erſt gab dem Liebesliede eine neue Geſtalt und ein neues Leben. In allem dieſem ging die Ritterwelt leer aus; ſie konnte hinfort nichts mehr als von ihrem alten Ruhm und Glanze, von ihrer alten Dichtung und Literatur zehren, ſo lange ſie die Zeit nicht verzehrt und die Literatur der anderen Stände ſie nicht verdrängt hatte. Es ſchoben ſich mitten in die adligen Sänger Andere von bürgerlichem Stande ein, die zwar die ritterlichen Tendenzen verfochten aber doch durch ihre Perſönlichkeit in andere Regionen überführten; und was entſcheidender war, innerhalb des Ritterſtandes ſelbſt ſehen wir ſchon die Walther und Thomaſin die ritterlichen Tendenzen und das Geſetz des Standes verſchmähen und eine allgemein menſchliche Lebensrichtung einſchlagen, die dem Volke zu Gunſten war. Hätte die Ritterſchaft noch einmal in Deutſchland ſich zuſammenraffen ſollen, ſo hätten, wie es in Frankreich, England und Spanien mehr der Fall war, große Thaten und Unternehmungen ſie beſchäftigen müſſen, während im 14. Jahrhunderte bei uns der frühere gottesdienſtliche Waffendienſt in die gemeinſte Räuberei herabſank, ſo daß der einzelne kampfluſtige Kriegsmann von edlerem Sinne ſeine Waffen in die Ferne trug und größeren Unternehmungen fremder Fürſten lieh. Mit ſolchen Thaten wären zu Hauſe auch die epiſchen Gedichte, der Preis der Thaten, heimiſcher geblieben, ſtatt daß ſie nun ausgingen und den kleinen lebhaften Sprüchen Raum machten, die dem unver-

dorbnen Volke zugänglich waren und einen Reiz hatten, während ſie vielleicht den ritterlichen Ständen verdrießlich fielen. So bildete ſich der große Gegenſatz, der Deutſchland in ſeiner Geſchichte ſeit dem Falle der Hohenſtaufen den romaniſchen Nationen gegenüber auszeichnet, daß es neben Italien am früheſten die adlige Cultur, und noch früher als Italien die adlige Literatur abwarf; daß es mit ſeiner bürgerlichen Entwicklung eine volksthümliche, kraftvolle Moral und Religioſität entfaltete, welche dem ſittlichen Geſetze der Menſchheit über das conventionelle und ſtandesmäßige der Geiſtlichkeit und des Adels einen großen Sieg errang, während in jenen Theilen von Europa die ariſtokratiſche und hierarchiſche Bildung über die Regungen des Volks die Oberhand behielt. Während daher in Italien die nächſten Jahrhunderte auf die kunſtmäßige Vollendung der chriſtlich-ritterlichen Poeſie mit den glänzendſten Erfolgen ausgehen, läßt Deutſchland eben dieſe Poeſie ganz in demſelben Verhältniſſe in's allertiefſte herabſinken; dafür aber begann Deutſchlands ſittliche Größe, als die von Italien für lange Jahrhunderte verfiel und verſank. Und daher kommt es denn nun auch, daß Deutſchland ſogleich das kunſtmäßige reinere Beſtreben eines Gottfried von Strasburg, das uns bei weiterer Ausbildung weit über Arioſt geführt haben würde, gänzlich fallen ließ. Die ganzen folgenden Jahrhunderte ſehen den Wolfram von Eſchenbach als ihren Herrn und Meiſter an, folgen ſeiner Manier, und legen ihm jedes größere Gedicht bei. Nur in dieſem allgemeinen Sinne gruppiren wir hier, wie oben um Gottfried, eine Anzahl Dichter und Dichtungen, die ſeiner Spur am nächſten nachgehen, als eine Schule um ihn her. Während Gottfried ſchon lange vergeſſen oder bei Seite geſchoben iſt, ſteht Wolfram und Walther als die allein unerſchütterten in der Mitte von allen Meiſtern, deren ſich je einmal ein ſpäterer Sänger erinnert oder welche die Sage je in der heiligen Zwölfzahl aufführt, in die man nun gerne die Erzväter des Geſanges zuſammenſtellt, während die übrigen leichter variiren. Sein Anſehen war durch nichts zu verringern oder zurückzuſchieben, als im 15. Jahrhundert erſt durch die Poeſie und Moral der alten Welt, womit es ſchon Thomaſin zu frühe gegen ſämmtliche Ritterromane verſuchte, weil jene ein reineres Sittengeſetz durchdrang, als das, welches die Ritterzeit kannte. Für die ganze Periode aber, welche an den Ordnungen dieſer Ritterzeit feſtzuhalten ſtrebte, iſt er gleichſam wie der

Mittelpunkt zu betrachten, um den ſich alles andere verſammelt. Was wenigſtens als das Höchſte im Epiſchen in dieſer Zeit gilt, wie der Titurel, bemüht ſich ganz aus ſeiner Seele und mit ſeiner Zunge zu reden und dieſen Titurel wieder betrachtet alsdann jeder Ernſtere der nächſten Jahrhunderte wie ein Heiligthum [6]); alle epiſchen Erzähler und Allegoriſten ſind im 15. Jahrhundert noch aller Reminiſcenzen an Parzival und Titurel voll; die gnomologiſchen Dichter aber, die Zweter und Marner, theilen ſich gleichmäßig in ſeine und Walthers Schule. Doch überwiegt die Wolframſche Manier bei weitem; der Geſchmack der Zeit führte zu dem Ueberſchwenglichen und Abſtruſen ſeiner Manier; die neuen Tendenzen nach dem Prieſterlichen und Gelehrten fanden nur bei ihm Nahrung, denn ſein epiſcher Held ſtand in dem Lichte heiliger Weihe dieſer Folgezeit als Beiſpiel vor, und des Dichters Ruf von Gelehrſamkeit gereichte ihm bei ihr zum höchſten Preiſe, wie unverdient er ſein mochte; denn Er, wie Ulrich von Lichtenſtein und wie gewiß viele andere Sänger der Zeit verſtanden weder zu leſen noch zu ſchreiben. In beiden Dichtern begegnen wir jenen zwei verſchiedenen Richtungen, die uns ſchon früher auffielen, der vornehmeren, abgeſchloſſenen, nach dem Alten hinneigenden, die in der guten ariſtokratiſchen Zeit gar noch ein hierarchiſches Element zu erhalten ſuchte, eine verborgene Weisheit begünſtigte, und ein geheimnißvolles ganz individuelles Glück der Seele predigte, und dann jene volksthümlichere, hellere, geſündere, die die Moral nicht blos in religiöſen Dogmen ſucht, die aus den Vorurtheilen des kirchlichen und adligen Ceremoniels herausſtrebt, die es wagt mit Schnödigkeit gegen die Erzengel zu fechten und die mit dem rührenden Zweifel eines reinen, menſchlichen Herzens über das übermenſchliche Gebot der Feindesliebe nachdenkt. Beide Richtungen ſind in unſerer Nation ſeit dieſen beiden Männern in ewiger Reibung unter einander. Im Freidank, ſahen wir, lag

6) Noch Püterich ſagt:
Ich hab den Titurel,
das haupt ab teutschen puechen;
wer mich das widerpell,
der findet kampf, ob er den ruecht ze suechen,
das nie sein gleich wart funden in allen sachen,
mit ticht so gar durchfeinet,
als in dan hat Wolframb von Eschenbache.

BIBLIOTHÈQUE CANTONALE
LAUSANNE
ET UNIVERSITAIRE

das religiös-dogmatiſche mit dem volksthümlich-moraliſchen nebeneinander; daſſelbe iſt der Fall im Renner mit einiger Vorliebe im Dichter für das Erſtere, wozu die Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts überhaupt jetzt eine große Neigung hat. In der Reformation ſiegt dieſe volksthümliche Moral völlig, nur jedoch um gleich darauf wieder Frömmelei und myſtiſchen Unſinn hervorzurufen; im 17. Jahrhunderte ſtehen die überhobenen katholiſchen den einfältigern proteſtantiſchen Liederdichtern, im 18. Jahrhundert die Rabener, Gellert, Pfeffel und alle ähnlichen den Seraphiſchen Dichtern ebenſo gegenüber. In der Zeit, in welcher wir ſtehen, bildet der Titurel mit ſeinem Anhange zu den Romanen der fränkiſchen und deutſchen Sage einen Gegenſatz, der aus dieſen getheilten Anſichten der Zeit zu erklären iſt; unter den lyriſchen Dichtern ſind Frauenlob und Regenbogen diejenigen, in welchen beide Richtungen am ſchroffſten ſich feindlich begegnen. Der Mehrzahl nach nehmen aber unſere gnomiſchen Dichter und didaktiſchen Lyriker doppelterſeits von Walther von der Vogelweide die Richtung auf das praktiſche Leben und die Einmiſchung in die öffentlichen Verhältniſſe aller Art, von Wolfram die religiöſe Stimmung und die gelehrte Manier ihrer Dichtung zugleich an. Nur mit einem raſchen Ueberblicke wollen wir zunächſt die Materien kennen lernen, in denen ſich die namhafteren dieſer Sänger vorzugsweiſe umtreiben, und wir werden ſogleich in einem gewiſſen Gleichgewichte den weltlichen und geiſtlichen Stoff neben einander liegen ſehen. Der hervorſtehendſte unter Allen iſt Reimar von Zweter, gebürtig vom Rhein, aber in Oeſtreich erwachſen und in Böhmen wohnhaft. Wie bei Walther, den er überhaupt zum Vorbilde hat, den er in vielen Einzelnheiten nachahmt, im Ganzen gleichſam wiederholt, nur daß ſeine Behandlungsart, wie wir unten noch hören werden, verſchieden iſt, wie bei Walther überwiegt ſogleich bei ihm der „unminnigliche“ Stoff über den Liebesgeſang. Noch hat er zwar von der ſittlichen Gewalt der Liebe und der Hoheit und Würde der Frauen große Begriffe, er weiß ſeine Anſichten auch ſchön auszuſprechen, aber weniger in Liedern, als in Sprüchen und im Lehrton; er erinnert dabei an den Zwang in Strickers Frauenehre, und wie bei dieſem fängt die Ehe an geprieſen zu werden. Er hebt ſie über alle geiſtliche Orden empor, wie auch Eſchenbach die Minne preiſt, die den Tag abwarten darf und den Merker nicht zu ſcheuen braucht; er lehrt Männer und Frauen um

die Reihe reine Sitten und ſcheint nicht undeutlich die Zuchtloſigkeit eines Ulrich von Lichtenſtein zu ſtrafen [7]. Die Mehrzahl ſeiner Lieder zeigt uns in anderer Form die ähnliche Richtung wie die des Stricker und der Moraliſten; häufiger ſtreift er in Bitterkeit und Satire. Er rüſtet ſich gegen alles Falſche und Böſe; er ſchleift ſeiner Zunge Dorn, der Muth im Herzen iſt ihm geſchwollen und da dem nicht mit Salben abzuhelfen iſt, ſo muß er ſeine Bruſt räumen durch den Mund. Bald iſt er es ſelbſt, den er in Reue und Zerknirſchung anklagt; bald ruft er ſein Pfui der Verachtung über die Welt, nicht ſelten mit jenem Mangel an feinem Sinne für anſtändigen Ausdruck, der jetzt überall in die Gedichte der höfiſchen Poeten von ferne hereinſpielt, um bald ſich weiter auszudehnen. Er hat die uns ſchon bekannte Anſicht, daß nicht das Geſchlecht, ſondern die Tugend den Adel mache; er zieht über die Ritterſchaft los und das Turnierweſen, das ehedem ritterlich geweſen, jetzt aber rinderlich ſei. Verbunden damit iſt die größere, dem Walther abgelernte Heftigkeit und oft Bitterkeit gegen den Pabſt und Rom, und deſſen Töchter, Kölln und Mainz, gegen die Feilheit der Kirche und des Reichs, das den Fürſten Preis gegeben wird, die den Kaiſer nicht als des Reiches Herrn, ſondern als deſſen Vogt betrachten und abſetzen ſollen, wenn er ſchuldhaft ſei; und über die Halbheit der Welt klagt er, über Hofmönche und Kloſterritter, die nicht Fiſch und Fleiſch ſind. Neben all dieſer weltlichen Predigt nun ſcheidet ſich die geiſtliche Lehre anders ab, als bei Walther, bei dem die Frömmigkeit auf die weltlichen Freuden noch nicht ſcheel blickte, bei dem nur das Gebet das Vorrecht hat ein Gefäß der religiöſen Empfindung und Betrachtung zu werden, während bei Reimar die Disciplin und Strafrede überhaupt eine religiöſe Färbung erhält. Er mag den Minnedienſt überhaupt nicht; er nennt Chriſtus das Vorbild aller Minner, und Gott den Schenken

---

7) Von der Hagen hat aufmerkſam gemacht, daß die folgende Stelle (Nr. 123 in v. d. Hagens Ausgabe der M. S.) auf Lichtenſtein deuten möchte:

diu minne hât ir tôren ouch,
er wol der minne tôre unde rehter wizze ein gouch,
swer wol gewîbet ist und ûf ein ander wendet sinen muot,
swer ouch turnieren minnet alsô sêre,
daz er dâ bi vergizzet der hûs êre,
dern hât der mâze niht behalten.

der wahren Minne, die die Sündenluſt der tödtlichen Minne löſche. Er wendet ſeine Liebe mehr nach der himmliſchen Frau; und dem der nach Liebesfreuden ſich ſehne, will er ein freudenreiches Lager angeben: der lege ſich auf ſeine Knie und rufe die Jungfrau an, die könne ihn beſeeligen, ihre Güte würde ihm Matraze und Decke ſein. Er grübelt über die Bedeutung des Namens Maria; das Geheimniß der Menſchwerdung beſchäftigt ihn vielfach; die Geſichtszüge der Poeſie werden überall ernſter und feierlicher. So beſonders auch bei dem älteren Meißner, (blühte um 1260 — 80) einem der reichſten dieſer Dichter, aus deſſen Gnomen zum Theil ein vortrefflicher Geiſt redet. Auch Er hat viele Gedichte geiſtlichen Inhalts, Gebete, Lehrſprüche von erbaulichem, andächtigem Character, aus der Bibel abgeleitete Gleichniſſe und Beiſpiele, ſcholaſtiſche Erörterungen über die Geheimniſſe der Religion und Theologie, populare Erklärungen der Dreieinigkeit gegen die Einwürfe von Juden und Heiden. Keiner bekennt ſich ſo nachdrücklich wie Er zu dem Lehramt der Kunſt; er nennt ſich ſelbſt einen Lehrer aller guten Dinge, einen Rathgeber der Tugend, den Pilgrim der Ehre, einen Pfleger der Kunſt, durch die der Menſch gebeſſert wird; und er beruft ſich zu Prüfung dieſes ſeines Berufes auf ein unbeſcholtenes Leben [8]). Ueberall werden wir ferner ſelbſt in der erotiſchen Lyrik, auch bei den Dichtern, die ſich noch ein muthwilliges Minnelied erlauben, an die ernſtere Wendung erinnert, die die weltlichen Schüler Gottfrieds nahmen, als ſie von der Ueppigkeit des Frauendienſtes und dem Trug der Mähren ſich abwandten zur geiſtlichen Buße. So hat der Bruder Wernher, ein Oeſtreicher der bis in die 60er Jahre dichtete, den Zweifel zum Gegenſtande, er bereut, daß er der Welt gefolgt ſei, deren ſüßer Köder den Haken barg, und ſucht ſein Heil in den Tröſtungen der Religion und in der Sittenſtrenge, die ihn wie Zweter über die freudloſe Zeit Klage führen läßt. So legt Friedrich von Sonnenburg bei Maria Fürbitte für ſeine Sünden ein, und auch ſeine Gedichte, Sprüche, Myſterien und Räthſel durchweht der Hauch der Andacht und Erbaulichkeit. Einer der geachtetſten aber dieſer Männer iſt der Schwabe Konrad Marner, der als alter blinder Mann ermordet ward, und der noch, ein Schüler Walthers, in die Zeiten vor Rudolf fällt und

8) XV. 4. unter ſeinen Gedichten, bei von der Hagen, t. III.

zwiſchen 1230 — 70 dichtete. Sein langer Ton ſtand bei den Meiſterſängern ſpäter im höchſten Anſehn und bildete mit den langen Tönen Muglin's, Frauenlob's und Regenbogen's den meiſterlichen Hort der gekrönten Töne, welche die jungen Meiſter vor ihrer Krönung ſingen mußten. Auch er blickt reuig auf Jugendſünde zurück; eine große Zahl ſeiner Gedichte ſind geiſtlichen und erbaulichen Inhalts, und er vertieft ſich in die Geheimniſſe der Dreieinigkeit, der wahren Minne, der Erlöſung, obgleich er auch Minnelieder ſingt, den ſchlechten Stand des weltlichen und geiſtlichen Regiments angreift, die politiſchen Strafreden Walthers fortſetzt und die Klagen eines Stricker über das eiſerne Alter der Welt. Auch bei Rumeland läßt ſich die chriſtliche Frömmigkeit über die Begebenheiten im Reiche aus; ſeine Sprüche fallen über die Lotterritter und Raubherren, über die Bauern, die dem Pflug entlaufen, über die falſchen Münzer und Geizigen, über die kriegführenden Fürſten: und Chriſtus wird gebeten ſie zum Frieden zu bringen. Die Klage über den Verfall der Kunſt ertönt bei Allen gleichmäßig, und es iſt in der ganzen Schaar augenfällig, wie ſie ſich an die Höfe entlegener Fürſten drängen als Gehrende und Fahrende, wie ſie ſich verdrängt ſehen von Misgönnern und Afterrednern, bei Seite geſchoben von Bretſpielern, Gauklern und Kupplern, hintangeſetzt durch die herrſchende Kargheit an allen Höfen, in Schatten geſtellt durch unwürdige Hofſänger, denen Lob und Tadel feil war. Indem ſie ſo die Dichtung herabſinken ſehen in ihren äußern Verhältniſſen, und Trauer tragen über die Kunſt die ſich ihren Lohn „erweinen" muß, ſo heben ſie ſie dagegen innerlich, würdigen ſie durch religiöſe Weihe, leiten ihren Urſprung auf David zurück, und tröſten ſich an dem Abſtamm ihres Gewerbes von dieſem Sängerkönig und Geſalbten, da die lebenden Könige ihnen den Rücken kehren.

Unſere Meiſter ließen nichts unverſucht, die alte Protection und Begünſtigung des Geſanges in den entfernteſten Regionen aufzuſuchen, wohin bisher die Dichtung noch wenig gedrungen war; ſie trugen ihre Kunſt deſto weiter umher, je weniger ſie in den alten Stätten noch gelten wollte. Erſt jetzt fängt daher die Poeſie an Allgemeingut der deutſchen Lande zu werden. Sie hatte fortwährend am Rhein ihren Hauptſitz; dort war Reimar gebürtig, der zwar an das Oſtende von Deutſchland auswanderte; dorthin

zog ſich Frauenlob, ſcheint es, in den letzten Jahren ſeines Lebens, Regenbogen ſuchte dort die vortrefflichſten Sänger auf [9]), und den Meißner preiſt Conrad darum, daß er die Sänger am Rhein bezwungen habe [10]). Allein ſchon ſchienen es ſeit Gottfried und Conrad von Würzburg blos die Städte zu ſein, die hier ſich des Geſanges weiter annahmen, wenigſtens hört man von keinem Fürſten, höchſtens von kleinen Herrn dieſer Gegenden, die als theilnehmende Freunde der Dichtung gerühmt werden. In der Schweiz verfällt der Geſang mit dem Adel; im Jahre 1291 konnte in St. Gallen der Abt und das ganze Capitel nicht einmal ſchreiben, und es läßt ſich ſchließen, welcherlei Lieder dieſer Abt (Wilhelm von Montfort) gedichtet haben konnte [11]); die Kunſt zog ſich auch hier gleichſam in die Stadt Zürich zuſammen, wo Hadlaub dichtete, wo Heinrich Maneß († 1270), Probſt an der Abtei, einer geiſtlichen Singſchule den Dichter Conrad von Mure vorſetzte [12]), wo Rüdiger Maneß (ſeit 1280 Rath in Zürich) eine Sammlung von Minneliedern anlegte. Aus Franken und Schwaben entfernte ſich wie aus Oeſtreich die Dichtung ſeit dem Ausgang ihrer großen Beſchützer; nur in Baiern behielt die irrende Kunſt (auch dieß mochte eine Wirkung von Wolframs Ruhm ſein) eine Stätte am Hofe; wenigſtens ertönt der Preis der Herzoge Otto, Heinrich und Ludwig in den Sprüchen der Boppo, Suonenburg, Rumeland, des Meißners und Anderer aufs Herrlichſte. Sonſt aber zog die verwaiſte Kunſt aus dem Weſten und Süden nach Nord und Oſt, wohin ſich die politiſche Geſchichte ſelbſt und die wechſelnde Kaiſerwürde wandte. Zweter war um Wenzels I. willen nach Böhmen gegangen, Suonenburg und Sigeher ſind an dem Hofe Ottokars bekannt. Rumeland, der in der That

---

9) Altd. Muſ. II. p. 186.
umb singens willen wolt ich ziehen an den Ryn,
mir wart geseit, wie hie die besten senger sin.

10) Man. Samml. II. 207.
Der Missenær hât sanges hort in sînes herzen schrîne,
sin dôn ob allen ræzen doenen vert in êren schîne,
dâmit er bî Rine die singer leit in sîn getwanc.
In fuorten überz leber mer der wilden grîfen zwêne,
dâ lêrte in underwegen doene singen ein syrêne;
er doenet vor uns allen sam diu nahtegal vor gîren.

11) Wackernagel über die Verdienſte der Schweizer um die d. Lit.

12) Vgl. Ettmüllers Ausgabe der Gedichte des Hadloub. 1840.

Land um Land geräumt haben muß, beſingt den Fürſten Barnim I. von Stettin, den Grafen Gunzlin von Schwerin, den Herzog Albrecht von Braunſchweig, und den (1286 ermordeten) Erich Glipping von Dänemark. Auch Boppo und Hermann Damen weiſen nach dem Norden, wo wir bis nach Preußen und Kurland hin bald noch größere Dichtungswerke antreffen werden, und Heinrich von Meißen's (Frauenlob's) Lobgedichte drehen ſich um den Erzbiſchof Giſelbrecht von Bremen (1273 — 1306), Wizlav von Rügen, Heinrich von Meklenburg († 1302) und Markgraf Waldemar von Brandenburg. Allein alle dieſe neuen Zufluchtsorte ſchienen dem Ehrgeize der Meiſter nicht mehr zu genügen; wie reichlich und freigebig das Lob dieſer Herren ihrem Liede entſtrömt, ſo iſt doch durchgehends die Klage über das ſchlechte Loos der Kunſt allgemein. Sie fühlen ſie und ſich ſelbſt verlaſſen; ihr Geſang hatte unmerklich einen Charakter angenommen, der dem ritterlichen Geſchlechte nicht mehr zuſagte, und das Abwenden dieſer Kreiſe hatte dann wieder umgekehrt die Folge, daß die Sänger, wie es Conrad von ſich ſagte, in ſich ſelbſt zurückkehrten, daß ſie ihre Kunſt iſolirten, daß ſie nur ſich ſelbſt und den Anforderungen der Kenner genug zu thun ſuchten. Dieß bedingte dann, daß ſich jener lehrhafte und gelehrte Charakter der Poeſie, der bei Wolfram und Walther erſt ſpur- und ſtellenweiſe ſich in die höfiſche Kunſt eingeſchlichen und auch ſo Gottfrieds Anfechtung zu erdulden hatte, allmählig ganz entſchieden zur Herrſchaft vordrängte; daß die gelehrte Lyrik die ritterliche ganz verdrängte, daß die Kunſt etwas Sektenartiges annahm und der Stand der Sänger ſich als ein eigner anfing abzuſcheiden. Wie es bisher nur einen einzigen großen Ritterorden, d. h. Ritterſtand gegeben hatte, den nur nationale Unterſchiede trennten, aus dem ſich aber zuerſt die großen Kreuzritterorden, und jetzt die unzähligen kleinen Ritterbündniſſe und Geſellſchaften innerhalb einzelner Landſchaften abſchieden, ganz ſo gab es bisher einen einzigen deutſchen Sängerorden, der ſich jetzt mehr in polemiſche Sekten ſpaltete. Ein allgemeines Band umſchlang bisher die Dichter der Nation; der Gleichgeſinnte etwa ſchloß ſich zum Gleichgeſinnten etwas näher an, der Jüngere an den Aelteren, der Schüler zum Meiſter; einzelne Fürſtenhöfe vereinten auch wohl auf eine Zeit lang die Meiſter aller Farben und Gegenden, doch war dieß vorübergehend. Nachdem aber mit den Hohenſtaufen das Gemeinleben in Deutſchland hin-

ſchwand, ſcheint das maſſenweiſe Zuſammentreffen der Sänger aufgehört zu haben, und es hielten nun die Dichter, mehr auf die engere Heimath gewieſen, auch mehr den verſchiedenen Stämmen nach zuſammen; daher beginnt nun die landsmannſchaftliche Fehde der Sachſen Rumeland und Meißner gegen die Schwaben, und der Zug der Fahrenden nach dem Rhein, um ſich mit den allberühmten Meiſtern zu meſſen. Jetzt ſuchte man alſo nicht mehr blos um Lohnes willen die Höfe der Fürſten, ſondern um ſich und ſeine Kunſt zu zeigen und zu vervollkommnen die Meiſtergeſellſchaften in den größeren Städten auf. Daß es dergleichen ſchon damals gab, läßt ſich nach ſo vielen Stellen, nach welchen irgend ein fremder Meiſter empfangen wird und ſich hören läßt in Freundſchaft oder in Feindſchaft, nach ſo vielen Stellen, die von Merkern u. dergl. reden, nicht wohl bezweifeln. Nichts iſt wohl auch natürlicher, als daß die Sangestage, die ſchon Walther erwähnt, die Tage, an welchen vor Fürſten und Großen die Sänger zuſammenkamen zu Geſang und Spiel, jetzt in der Zeit, wo die Protection der Fürſten aufhörte, aber die Dichtkunſt in ganz Deutſchland noch mehr Ausüber und Verehrer als ſonſt fand, in der geänderten Weiſe werden fortbeſtanden haben, daß ſich die Meiſter unter ſich verſammelten, da ſie ja jetzt ohnehin, misgeſtimmt gegen die geizigen Höfe, ihre Kunſt mehr für ſich ſelbſt trieben. Solche Vereine, wie ſie ſich in jenen Zeiten des 13. und 14. Jahrhunderts denken laſſen, möchte man eher den Dichterorden der ſchleſiſchen Zeit, die ſehr viele Eigenheiten von dieſer Periode trägt, vergleichen, als den Singſchulen der Handwerker im 15. und 16. Jahrhundert, die, ſo lange keine älteren Tabulaturen gefunden werden, nicht ohne Willkühr höher hinaufgerückt werden können, als dieſe ſelbſt. Auch werden wir unten ſehen, daß ſich ſo ſtreng formelle Inſtitute nur im Gegenſatze zu dem zuchtloſeſten Volksgeſange ausbilden konnten. Uns ſcheint daher von der Hagen Recht zu haben, wenn er in dieſen Zeiten nichts als eine Vorbereitung zu den ſpäteren Singſchulen findet und nur unter den ungezwungenſten Verhältniſſen das Entſtehen eines gewiſſen formellen Princips in den oberrheiniſchen Städten zugibt. Solche Meiſterſchulen unter dem Sängergeſchlechte zu ſuchen, von dem wir hier reden, würde derſelbe Fehler ſein, wie wenn man die patriciſchen Clubbs der Städte mit den Gilden und Zünften in Eine Reihe ſtellte, wozu trotz aller Aehnlichkeit nichts berechtigt. Nachdem nun

aber ſolche freiere Vereinigungen der Meiſter hier und da Statt zu haben anfingen, mußte es noch auffallender werden, daß, ebenſo wie jene Vernachläſſigung der Kunſt an den Höfen und unter den Laien den Anſtoß zu dem Abſchließen der Künſtler unter ſich gab, nun wieder dieſes Abſchließen in die Schule darauf hinwirkte, der Kunſt noch mehr den Charakter zu geben, der ſie den Laien, wenn nicht unangenehmer, doch wenigſtens unzugänglicher machte. Es bedingte ja doch wohl natürlich einen Unterſchied des Geſanges, wenn man früher ſang, um den Rittern und Frauen zu gefallen, und jetzt, um den Meiſtern genug zu thun; welch einen verſchiedenen Maasſtab, welch eine verſchiedene Kritik mußten nicht beide Tribunale an die Vorträge der Dichter anlegen! Welch ein verſchiedener Wetteifer mußte nothwendig da und dort rege werden! Wie verſchieden mußte das Amt der Merker in ſo verſchiedener Lage ſein! Jetzt bedurfte es der Rückſicht auf die Laien nicht mehr. War früher die reine Sängerkunſt oder die Hofregel, die Frauenſitte oder die Standeswürde das Kriterium, nach dem des Geſanges Werth oder Unwerth beſtimmt, der Kranz gegeben oder verweigert ward, ſo hatte jetzt der Merker in geſchloſſenem Kreiſe der Meiſter auf die Weisheit und Gelehrſamkeit des Dichters vor Allem zu achten. In jener guten alten Zeit trug in dem Kreiſe der Hörer jeder einzelne Rittersmann, jede einzelne Frau das Geſetz im Herzen, nach welchem der „gute Edelſang“ bemeſſen und beurtheilt werden ſollte. Aber dieſe ſchöne Zeit war vorüber. Wer wollte noch oder wo ſollte man noch von jener Frauenliebe ſingen, von jener Treue, von jenem gottesdienſtlichen Kriegseifer, da die ſinnigen Menſchen der alten Kreiſe und die frommen Dienſtleute zu Grabe gegangen, die begeiſterten Fürſten dahin waren? Wer ſollte den verwilderten Gemüthern in dem räuberiſch gewordenen Rittervolke noch von der alten Würde und Ehre dieſes Standes ſingen, wer die Tugenden dieſes Standes aus und in dem Leben aufgreifen und ausrufen, da ſie verſchwunden waren? Man folgte dem Beiſpiele Thomaſins, der ſich noch in den ſchönen Zeiten ſelbſt nicht mehr mit dem bildlichen Muſter der Tugend, ſondern mit dem abſtractern Weſen beſchäftigt hatte. Man legte die Ritterbücher zur Seite und ſelten führt ein Zweter oder Frauenlob noch die Helden des Eſchenbach im Munde; deſto häufiger aber lauſchen dieſe Spruchdichter nun auf die Philoſophie der Scholaſtiker, die man zur Erklärung ihrer Gedichte hinzunehmen muß; die weiſen

Meiſter des alten reinen, der Gloſſen unbedürftigen Geſanges vergaßen ſie, aber das Beiſpiel und die verwirrte und unverdaute Gelehrſamkeit eines Albert des Großen ſcheint von dem unſeligſten Einfluſſe auf ſie geweſen zu ſein.

Von nun an war Wolframs gelehrte Kunſt, die Gottfried unhöfiſch fand, legitimirt; und was wir hiernächſt über die Manier und Behandlungsart der Dichtungen unſerer Gnomiker zu ſagen haben, wird ihre Kunſt überall auf Wolframs Seite zeigen, wie ſehr ihre Materie nach Walthers Vorgang beſtimmt ſein mochte. Sie holten in die Dichtung herüber alle Weisheit aus dem ganzen Gebiete des menſchlichen Wiſſens, das nur offen ſtand, aus Mineralogie, Pflanzen= und Thierkunde, Geſchichte, Phyſik, Aſtronomie, Geometrie, Aſtrologie, Bibelkunde und Nekromantie. Die Kenntniß ſämmtlicher freier Künſte wird von nun an als nothwendiges Requiſit in einem Meiſter vorausgeſetzt [13]). Was noch Thomaſin in ſcherzhafte Allegorie zog, das wird jetzt ſchon ganz ernſthaft gelehrt, daß Tugend, Milde, Seeligkeit, rechtes Maaß nur aus den ſieben Künſten zu lernen ſei, daß die Grammatik gute Zucht, die Aſtronomie Treue und Beſcheidenheit, die Rhetorik Muth zur Tugend verleihe und gewähre. Soll fernerhin eine Tugend empfohlen werden, ſo zählt man in endloſen Verſen mit ſteter Wiederholung des Wortes, das ſie bezeichnet, alle ihre Eigenſchaften, ihre Wirkungen und Vortheile auf: nur freilich auf dem Gebiete der Pſychologie und Lebenserfahrung iſt das Wiſſen dieſer Meiſter gerade am geringſten. Soll die Macht einer Leidenſchaft geſchildert werden, ſo werden aus den alten bibliſchen Geſchichten und aus Gedichten und Sagen Beiſpiele geholt, um dieß zu bewerkſtelligen. Soll die Bedeutung einer Begebenheit dargelegt werden, in Geſchichte oder im Leben, ſo fängt

---

13) Ein Lied von Regenbogen ſchließt ſo:

Um singens willen heng ich ûz ein rôsenkranz;
die silben, ryme machent im diu bleter ganz.
swer singet wise wort und ouch der doene schanz,
und mir den cranz gewinnet an, den meister wil ich kennen.
Philosophy daz krenzellîn tuot machen,
diu mûsicâ und ouch diu kunst jêomatry,
rhetoricâ diu wont dem edlen sange bî,
diu lôyca und ouch diu hôch astronomy.
belibet mir mîn rôsenkranz, von freuden wil ich lachen.

man an, Parallelen mit dem alten Teſtamente zu ziehen, und man nahm das Muſter dazu von den Theologen, unter denen beſonders Robert von Deutz und Richard von St. Victor angefangen hatten, das ganze alte Teſtament in Geſchichte und Geſetz auf die chriſtliche Kirchen- und Völkergeſchichte zu deuten. Auf dieſem Grunde ferner ruhen jene unzähligen Gedichte der Reimar von Zweter, des Marner, Rumelants und ſo vieler anderer, welche allerhand Geſchöpfe und Producte der äußeren Natur auf die moraliſche Natur des Menſchen anwenden, in Steinen, Thieren, Pflanzen und Naturerſcheinungen Beziehungen auf die menſchliche Seele und ihre Eigenſchaften, auf Tugenden und Laſter der Menſchen finden, die nicht ſelten ſogar dogmatiſche Sätze der chriſtlichen Lehre erhärten ſollen, was ſeit den früheſten Kirchenvätern einen ganz eigenen Zweig chriſtlich-phyſiologiſcher Gelehrſamkeit bildet [14]). Auf dieſem Grunde ruhen jene geheimnißvollen und wunderbaren Räthſel und Aufgaben dieſer Art, die oft ihre Sprache und Form aus der Apocalypſe entnehmen und leider die Apocalypſe noch an Tiefſinn und Dunkel überbieten. Den Reimar von Zweter ſtellten wir vorhin als den Führer dieſer großen Schaar voran; in Lupolt Hornburgs Gedicht von allen Singern [15]), worin dieſer, ganz von der neuen Kunſtgattung erfüllt, als die zwölf Hauptmeiſter lauter ſolche gnomiſche Dichter dieſer Zeit nennt [16]), führt er daher den Reihen und Alles was dort über ihn geſagt wird, charakteriſirt ihn und zugleich die Anſicht des Beurtheilers vortrefflich. Aus einem faulen Holze, ſagt Hornburg, aus argem Bein, aus trübem Pfuhle, d. h. aus jedem noch ſo gemeinen Gegenſtande hätte Reimar beſſere Anwendung zu dergleichen moraliſchen Deutungen zu machen gewußt, als ein Anderer aus Gold, aus der edelſten Materie; er hebt dann die Vielſeitigkeit hervor, mit der er ſeine Sprüche über alle möglichen Dinge in der Welt ausgegoſſen hat; er vergleicht dann ſeinen Geſang zu Chriſts Lob mit eines Apoſtels Lehre; er preiſt ihn endlich geradezu als den erſten und beſten. In der That folgten alle die Späteren ſeiner

14) Hoffmanns Fundgruben I, p. 16.

15) Altd. Muſ. II, p. 22.

16) Reimar von Zweter, Walther von der Vogelweide, Nithart, Wolfram, Conrad von Würzburg, Boppo, Marner, Regenbogen, Frauenlob, Suonenburg, Ehrenbot und Bruder Wernher.

Manier, ſie mögen ſich als Gegner oder Freunde anſtellen. Alle die genannten Dichter, zu denen man eine Menge andere hinzufügen könnte, dazu die größeren lehrhaften und ſogar faſt alle erzählenden Gedichte haben jene Gleichniſſe und Beziehungen als eine Lieblingsmaterie behandelt. Wir müſſen dabei im Auge haben, daß großartigere Gedanken dieſer Art auch ſchon viel früher in die Poeſie eingegangen waren; wir erinnern uns an jene Vorſtellung von der Jungfrau Erde und Maria, die beide ſelbſt unbefleckt, die einzigen reinen Menſchen geboren haben; oder an jene häufige weiſe Mahnung, daß der Menſch über ſeinem edelſten Gute, ſeinem freien Willen, nicht die treue Befolgung des Wegs, den ihm Natur und Inſtinct anweiſt, aufgeben ſolle, auf dem alle Geſchöpfe und Thiere und alle Elemente gehorſam beharren, was das einzige Thier in Menſchenhaut nicht thut. Einzelne dieſer Vorſtellungen ſind voll Anſchaulichkeit und für Gemüth und Phantaſie von reicher Fülle; allein allzuoft mangelt die Schärfe der Vergleichung und die populare Begreiflichkeit, die bei aller Sinnenbilderei das erſte Erforderniß iſt. Dieſer ſpäteren Zeit beſonders eigenthümlich finden wir ſowohl kleinere, als willkührlichere Bilder, ſo wie denn ſchon das Uebelſte bei der Sache iſt, daß meiſtens weniger Geſchöpfe der Natur als der Phantaſie zu dieſen Gleichniſſen genommen werden. Erſt leiht man den Steinen wunderbare Kräfte, den Pflanzen und Thieren unmögliche Eigenſchaften, nimmt eingebildete Thiere und Producte, und dieſe geben dann erſt wieder die Anwendung auf die ſittliche Menſchennatur. Viele der unzähligen kleinlichen Bilder, mit denen man die unbegreifliche Empfängniß der Maria oder die Dreieinigkeit begreiflich machen will, ſind dieſer Art. Dergleichen konnte dann natürlich nicht die Dauer und den Werth haben, wie z. B. ſo viele ähnliche Sprichwörter, die ganz auf richtigen Erfahrungen und nicht auf einer poetiſchen Naturgeſchichte und willkührlichen Vorſtellungen beruhen. Wenn hier von Reimar verlangt wird, ein rechter Mann ſoll Straußenaugen, einen Kranichhals, Schweinsohren, ein Löwenherz, die Hände des Aaren und Greifen, die Füße des Bären haben, ſo würden wir uns bei der letzten Forderung etwa vorſtellen, es ſolle ein Heimtücker, bei der vorletzten, es ſolle ein Dieb u. ſ. w. ſinnbildlich geſchildert werden. Daher kommt es denn, daß über die Deutungen der Eigenſchaften der Thiere, und über dieſe Eigenſchaften ſelbſt ſo leicht Streit unter dieſen Sängern iſt, und daß dann mit

einem Unſinn gegen den anderen geſtritten wird, und dieß mit deſto größerer Wichtigkeit, je unwichtiger die Sache iſt. Es kommt aus dieſer Unklarheit und Willkühr und aus dieſer unverſtandenen und unverſtändigen Nachäfferei der Apocalypſe, (einer Manier, die das Dunkle der dunkleren Scholaſtiker, wie eines Duns Scotus, ſchon der Kürze der Behandlung wegen überbieten mußte,) daß jene tiefſinnigen und unlösbaren Räthſel aufgeſtellt werden, wie ſie im Wartburgkriege, wie ſie in den Tenzonen anderer Dichter vorkommen, die gleichfalls auf ſolchen Vergleichungen ſinnlicher und überſinnlicher Dinge beruhen, und die zu löſen, die genaueſte Bekanntſchaft mit der naturhiſtoriſchen und ſymboliſchen Fiction jener Zeiten nöthig wäre, wie man ſie aus den zerſtreuten Brocken, die uns dieſe Dichter hinwerfen, nicht erlangen kann; oder der Scharfſinn eines Orientalen, obgleich man auch dann über manchem, wie die 30 Männer von Thimnath an dem Räthſel ihres Geſellen Simſon, und aus dem nämlichen Grunde wie dieſe, verzweifeln würde. Nimmt man noch gar hinzu, wie unvollkommen die Kenntniſſe unſerer Meiſter in Mathematik, Aſtronomie und Phyſik und wie wunderlich ihre nekromantiſchen Vorſtellungen waren, von welchen Doctrinen doch der Kanzler, Sigeher u. A. Anwendungen in ihren Sprüchen machen, ſo ſieht man wohl leicht ein, um welche hohle Dinge es ſich hier handelte und mit welchen Scheinwaffen darum geſtritten ward.

Es iſt aber allbekannt, daß man nichts höher hält, als ein kleines Wiſſen, was man vor anderen voraushat oder zu haben meint; daß Niemand dünkelhafter zu ſein pflegt, als ein kleinlicher Gelehrter auf ſeine kleinliche Gelehrſamkeit; daß Niemand auf irgend einem auch großen Gegenſtande leicht mit ſolchem Eigenſinne und ſolcher Selbſtgenügſamkeit haftet, wie ſolche Leute gerade auf ihren kleinſten Quisquilien und wie ſie dergleichen bis auf's Blut vertheidigen und um keinen Preis der Erde aufgeben. Nichts kann daher beſſer über den Charakter dieſer Dichter, nichts beſſer über den Werth oder die Werthloſigkeit ihrer Spruchgedichte aufklären, als ein Blick in ihre Streitigkeiten. In den frühern Zeiten haben wir nur rein kunſtmäßige Kämpfe innerhalb des Gebietes der Dichtung kennen gelernt, ſo großartig und weit, wie alle Verhältniſſe, in denen ſich die Geſchichte Deutſchlands überhaupt unter den Hohenſtaufen bewegte. Der höfiſche Ritterroman kämpfte mit dem Volksepos; und unter den höfiſchen Sängern ſelbſt kämpfte ein Lebensprinzip oder

ein Kunſtprinzip gegen das andere. Auch unter unſeren Sängern iſt der polemiſche Eifer ungeheuer; jeder einzelne hat es mit irgend einem Gegner zu thun. Man merkt wie bitterer Ernſt es den Kämpfern iſt; daß aber ihr Kampf ein höheres, inneres, weſentliches Intereſſe beträfe, kann man kaum bei einigen wenigen nur ahnen, denn ſonſt erſcheinen alle unter ſich und in ihren Geſinnungen nicht allein ähnlich ſondern gleich; und häufig, wenn ſie ganze Strophen voll Heftigkeit gereimt haben, weiß man ſelbſt nicht einmal einen kleinen Anlaß herauszufinden, und findet man ihn ja, ſo darf man ſicher ſein, daß es eben ein ſehr kleiner, ein kindiſcher Anlaß war, meiſt daß es ſich um einen gelehrten Kram dreht, oder noch häufiger um einen blinden Haß, den Anmaßung oder blinde Liebe nach einer andern Seite hin eingibt. Ein eigentliches Urtheil kommt keinem zu, jeder preiſt den, dem er gerade nahe ſteht, oder der zufällig auch mit keiner Kleinigkeit Anſtoß bei ihm erregte, als den beſten. Es iſt daher gar kein Wunder, und hängt mit der naiven Selbſtgefälligkeit und Reizbarkeit dieſer Leute zuſammen, wenn jeder Einzelne gar nicht übel Luſt zeigt, ſich über alle Andere wegzuſetzen. So warnt Rumeland den Marner, ſich nicht wegen ſeiner Gelehrſamkeit über die Laien zu erheben [17]); ſo will Regenbogen ſehen, wer ihm ſein Kränzlein abgewinnen ſoll, der ſonſt ſeinem Widerſacher Frauenlob gegenüber mehr den Eindruck eines Beſcheidenen macht: und dieſer, den man beſſer Selbſtlob genannt hätte, und den Regenbogen in ironiſcher Sicherheit doch nicht gegen ſich will aufkommen laſſen [18]), ſpricht es im höchſten Dünkel von ſich aus, daß was auch Reimar, Walther und Wolfram je geſungen, er noch ihren Geſang übergolde; ſie hätten den Schaum geſchöpft, aber ſeine Kunſt gehe aus Keſſels Grunde; ſie ſeien den ſchmalen Steig neben der kunſtreichen Straße gegangen, ſeines Geſanges Schrein ſoll man reichlich krönen, er ſei ihrer Aller Meiſter [19]). Daher kommt es denn auch, daß ſchon in Hornburgs Gedicht als die 12 größten Meiſter faſt lauter Dichter dieſes Schlags und dieſer Zeit geſtellt werden. Unter dieſen ſetzt er, ſahen wir, den Reimar von Zweter oben an, und ſo läuft nach des Renners Urtheil der Marner, der gleicher-

17) Bei Müller unter Meiſter Rumeland N. CCCXIII.
18) Altd. Muſ. II, p. 191.
19) Man. Samml. II, p. 215.

weiſe in deutſch und latein zu dichten weiß [20]), allen anderen vor; auch Rumeland preiſt dieſen, jedoch nicht ohne Klauſeln; Andere beſtaunen den Frauenlob vor den übrigen und dieſe Anſicht ging beſonders auf die Folgezeit über; die Gelehrten, die Kunſtſinnigeren, hielten den Conrad von Würzburg fortwährend für ihren Meiſter; ihn und den Meißner nennt Herman Damen nach des Marners Tod als die beſten. In der That, auch in unſeren Tagen, wo wir doch von Partheilichkeit frei ſein können, würde es Jedem ſchwer fallen, irgend einen dieſer Männer vor dem anderen auszuzeichnen, wenn ihn nicht irgend eine unweſentlichere Urſache beſtimmte. Denn ſie verhalten ſich in ihren Lehrſprüchen zu einem Walther oder Thomaſin, wie die Maſſe der Minneſänger zu Triſtan. Nur dieſer verſtand uns die Natur der Minne kund zu thun, woran ſich die anderen ſtammelnd und vergebens verſuchten; nur jene beiden laſſen einen beſtimmten ſittlichen Grundſatz durch ihre Sätze durchblicken, und Walther verſteht die Kunſt, oder er hat die Klarheit der moraliſchen Einſicht und die ſcharfe Uebereinſtimmung des Inneren mit dem Aeußeren, nach welcher auch aus einem vereinzelten Spruche ein ſicherer Schluß auf das ganze ſittliche Weſen des Mannes gemacht werden darf, wie das faſt in jedem Fragmente der griechiſchen Gnomologen der Fall iſt. Allein nur mit Zwang werden wir nach dem aufrichtigſten Studium der Sinnbilder, der Räthſel, der Lamentationen und Predigten der Lügenmährchen, der ironiſchen Vorſchriften und Anweiſungen dieſer Dichter uns darüber deutlich Rechenſchaft zu geben ſuchen, ob ſie überhaupt ein moraliſches Prinzip kannten, und welcherlei Art dieſes geweſen wäre; und nur mit der größten Aufmerkſamkeit entdeckt man durch ihre Kleinigkeitskrämereien, daß ſie ohne klares Bewußtſein das alte conventionelle Geſetz der Ritterwelt und die alten Dogmen des Chriſtenthums halten, und eben mit dieſen Kleinigkeitskrämereien halten wollen. Wie dieß aber geſchehen ſolle, ſteht ihnen nur völlig unklar vor; daher denn ihre lächerliche Polemik. Bald ſcheinen ſie die Gelehrſamkeit für weſentlich zu halten, legen den höchſten Werth darauf, unterſcheiden ſich in ihrer Anwendung nicht im geringſten von den

20) In der Man. Samml. iſt eine lateiniſche Strophe von ihm; man hat auch ein anderes lat. Lobgedicht auf einen Geiſtlichen von ihm, gdr. im N. lit. Anz. 1807. p. 247.

anderen, und dennoch tadeln ſie ſie an anderen: das thut Hugo von Trimberg an Conrad [21]) und Rumeland an dem Marner. Sie ſprechen wohl dem Walther die Verachtung über die Grübler nach, die da wiſſen wollen was dem Menſchenſinne zu weit iſt, aber ſie zerquälen ſich ſelbſt an dergleichen Problemen darum nicht weniger. Nichts iſt in die Augen fallender, als daß jene zweierlei Elemente, ein volksthümlicheres und verſtändlicheres mit einem myſteriſchen, ſchulmäßigen, gelehrten und geheimnißvollen zuſammentreffen, allein nicht ſo, daß ſie getrennt in verſchiedenen Dichtern lägen und ſo ihre etwaige Feindſchaft erklärten, ſondern in jedem einzelnen liegen ſie unverſöhnt neben einander. Wir machen nur auf zwei Gattungen aufmerkſam. Von jenen apocalyptiſchen Räthſeln des Frauenlob und des Wartburgkrieges unterſcheiden ſich höchſt ſcharf und beſtimmt die volksmäßigen und errathbaren des Reimar, und mancher anderer; eine Mitte zwiſchen beiden halten wieder andere des Boppo, Wizlau, Kelyn u. A. Gleichwohl berührt ſich die Manier aller dieſer Dichter aufs entſchiedenſte, und ſo wieder mit ihnen der Meißner, der ſich ſonſt aufs derbſte über dieß Räthſelweſen luſtig macht, indem er an einer Stelle [22]) die verſchiedenen Bedeutungen der Worte Rat, Leit, Arm, Stat, Wider in einen räthſelhaften Unſinn zuſammenſtellt, und an einer anderen, wo er den Namen des Marner in ein Räthſel bringt, ſeinen Spott über dieſe Gattung ausdrückt [23]). Auch das

---

21) Renner ed. Bamberg 1833. V. 1233.
Meister Cuonrât ist an worten schœne,
diu er gar verre hât gewehselt, und von latîn alsô gedrehselt,
daz lützel leyen sie vernement: an tiutschen buochen diu niht zement.
swer tihten wil der tihte alsô, daz weder ze nider noch ze hô
sîns sinnes flüge daz mittel halten: sô wirt er wert beid iungen und alten.
swaz der mensche niht verstêt, træge ez im in diu ôren gêt,
des hœre ich mangen tôrn vernihten meister Cunrâds meisterlichez tihten,
ich hœr aber sîn getihte selten wol gelêrte pfaffen schelten.

22) Bei Müller und dem Misner N. DLXXXI.

23) Ib. DXXV.
Alecke bat Kuondzen dem ein vriunt gab hehte.
in Kriecken lant man nam of pfant quam rehte.
schalkés tat vur xpofer im zuo selbe sprach.
diz liet aller buoche buochstabe besliuzet.
sliuz ûf dîn sin, dîn kunst der wol geniuzet.
Parîs, Patouwe, Palerne ê des-selben jach,
in disem liede suochet lêre.

ältere Volksräthſel und ſelbſt das neuere noch, hat, oft ſchon des Verirenden wegen, das hineingelegt wird, die Eigenſchaft der Unerrathbarkeit, allein mit Recht hat Grimm in ſeinen Bemerkungen zu dem Tragemundliede [24]) geſagt, wie eben darin der größere Reiz liegt, daß wenn die Auflöſung auch gegeben iſt, der Satz dennoch dauernd ſeinen Werth behält, während „man die jetzigen hohlen Räthſel, ſobald das Wort heraus iſt, unausbleiblich ſatt wird.“ Man muß an ſolchen Räthſeln, wie deren Wackernagel herausgegeben hat [25]), wie ſie unſer Salomon und Morolf enthält, wie das von den Buchſtaben das in des Knaben Wunderhorn gedruckt iſt, oder das welches Grimm an dem angeführten Orte beiſpielsweiſe mittheilt, die Phantaſie des Aufgebenden bewundern, ſelbſt wenn er die Auflöſung hinzufügt, die dem Errathenden ſchwer zu finden war, weil hier noch, wie ſchon Ariſtoteles ſagte, das Weſen des Räthſels in der Ausſage eines Wahren unter Zuſammenſtellung von ſcheinbaren Unmöglichkeiten geſucht wird. Warum ſoll auch blos beim Räthſel der Scharfſinn des Errathenden bewundert werden? Jenes allein macht das Räthſel poetiſch. Bei unſeren damaligen Poeten aber und in ihren Haftliedern wird die dunkle Aufgabe dunkel gelöſt; ſehr häufig iſt das Räthſel wie die Löſung dem Verſtande wie der Phantaſie unergreiflich, und ſelbſt, wo wir, wie in dem erſten Haft des Wartburgkrieges, die Löſung und ihr Verhältniß zu der Aufgabe verſtehen, bleibt die Phantaſie und der Verſtand gleichmäßig ohne Befriedigung, denn hier verſchwimmt das Räthſel in eine ganz vage Allegorie [26]). Daſſelbe Verhältniß nun, das zwiſchen dieſen tiefſinnigen Räthſeln und den volksmäßigen beſteht, treffen wir zwiſchen den gelehrten, ſinnbildneriſchen, dunkeln gnomiſchen Sprüchen dieſer Meiſter und einzelnen von einem faßlicheren

---

Ein wiser man der hât verloren sinen namen,
marn was sin vleisch, grôz was sin êre.
swer mir den nennet, der ne darf sich des niht schamen,
ein ieslich kunster râte in disem liede.

24) Altd. Wälder II. p. 19.

25) Aus einem alten Druck des 16. Jahrh. in Haupts Zeitſchrift III, 27. Daß dieſe Räthſelliteratur ſelbſt mit mehr als Einem Wort ſchon in der erſten Ausgabe dieſes Werkes erwähnt war, hätte übrigens Wackernagel ſchon in dem Regiſter finden können.

26) Dergleichen hat der Cod. Pal. N. 392 mehreres.

Charakter, die wir beſonders bei dem Kanzler, obwohl auch da unter vielen von der entgegengeſetzten, ſchwülſtigen und ſonderbaren Art, finden, und die wie der Priamel vergleichen, welche wie das Räthſel ſo deutſchvolksthümlicher Natur iſt, daß ſich beides im Scandinaviſchen ſchon ſehr frühe ſo ausgebildet findet, wie wir es noch ſpät in Deutſchland treffen. Wir faſſen uns über dieſe Gattung kurz, weil wir weniges davon beſitzen und vortreffliche Beurtheiler darüber ausführlich waren [27]); und wir bemerken nur, daß wir dieſe kleinen madrigal- oder epigrammenartigen Gedichte in demſelben Bezuge zu den ſpäteren großen ſatiriſchen Gedichten oder ſchon zu dem Renner anſehen dürfen, wie die entgegenſtehenden moraliſchen Nutzanwendungen der Eigenſchaften von Naturgegenſtänden zu den eigenen gelehrten Werken oder Gedichten von den Kräften der Steine, der Bedeutung der Blumen und Blätter, und dergleichen anderen Werken über die äußere Natur. Denn gerade wie jene ſatiriſchen Gedichte wollen dieſe Priameln oft nur mit einer neuen frappanten Einkleidung einer allbekannten Erfahrung wirken; gerne führen ſie das Thörichte des menſchlichen Treibens im Allgemeinen oder der einzelnen Stände vor, ſie zählen die gemeinen Lebensverhältniſſe oder die Eigenheiten der Stände in einer ſolchen Ordnung und in ſolcher Art her, daß die ſatiriſche Wendung wenigſtens an die Hand gegeben iſt; oft ſind ſie gar nichts, als eine anſpruchsloſe Reihe von Sprichwörtern und Erfahrungsſätzen, die bald bildlich bald unbildlich alle daſſelbe beſagen und von vielen Seiten Einen und denſelben Satz deutlich machen wollen, und dieſer Art, die ſich auch bei Aelteren, wie Spervogel, findet, ſind z. B. manche Sprüche des Kanzler. Allein, wie wir ſagten, auch Er beharrt nicht bei dieſer einfacheren Art, ſondern verfällt jeden Augenblick in die entgegengeſetzte. Begriffe von einer Form, einem Unterſchiede der Form und von der Wichtigkeit derſelben laſſen ſich in allen dieſen Dichtern nicht entdecken, die zum Beiſpiel auch einzelne Fabeln ſchon in die Form ihrer Töne preſſen, der ſie innerlichſt widerſtreben. Und ſo iſt's gerade mit der Materie auch. Sie ſtreiten, man weiß nicht um was; ſie reden um's dritte Wort von der

27) Ich verweiſe auf Leſſing und Eſchenburg; vgl. Bragur II. und Herder im deutſchen Merkur 1782 p. 169.

Logica, und keiner kann einen logiſchen Gedanken feſthalten [28]; der Marner wirft dem Reimar das Borgen vor (neben anderen Untugenden, die dieſen Sängern gemein ſind,) und dann geſteht er wieder von ſich, daß er ſelbſt aus dem Borgen und Entlehnen ein ordentliches Geſchäft mache [29]! Den Marner bekämpft wieder der Meißner und dies wirft wieder Gervelyn dem Meißner vor als Misgunſt. So hat Rumeland einen Streit mit Singauf, der falſch geſungen habe, der Schlaf ſei ſo alt als der Menſch. Wir wollen an einem ausführlicheren Beiſpiele ſehen, was dieſer Kämpfe Gegenſtände ſind. Wer da ſang, ſagt der Meißner mit Bezug auf den Marner, daß der Strauß drei Tage an ſeinen Eiern brüte, der ſang unrecht; wer da ſang, daß ſich der Phönix im Feuer verbrenne und wieder lebend würde, deſſen Sang iſt ungeheuer; wer da ſang, daß der Pelikan ſeine Kinder tödte, der hat gelogen, der leſe die Bücher beſſer. An falſchem Geſange ſtrafe er Lügners Mund. Wer falſch ſinge, der ſei an Kunſt blind, und dem geſchehe der Spott der Meiſter recht. Er wolle nun die Natur jener drei Thiere entſcheiden; mit wahrem Geſange wolle er den Lügenſang den Menſchen verleiden; ein Meiſterarzt könne ja Kranke wohl geſund machen. Der Strauß alſo ſcharrt im Auguſt ſeine Eier in den Sand und vergißt ſie da; die Sonnenhitze brütet ſie da aus. Von dem Phönix auch wolle er die Wahrheit ſagen: wenn der alt wird — nun merket dummes Volk — ſo verbrennt er ſich und wird zu Aſche und aus der Aſche wird ein anderer! Mit dem Pelikan verhält es ſich ſo. Er hat Streit mit der Schlange; die Schlange tödtet ihm

28) Ganz recht heißt es in einem Lied Cod. Pal. N. 392. f. 37.
Ez tihtet manger fruo und spât, waz siben kunst bediuten,
und der der minsten niht verstât; der solt ie billich riuten
die steck uz vor dem pfluoc, sô würd er niht der liute spot,
swâ man die maister brîset.

29) Man. S. II, 169.
„Du niuwest mangen alten vunt“
womit man vergleiche auf p. 173.
lihte vinde ich einen vunt,
den si vunden hânt die vor mir sint gewesen,
ich muoz ûz ir garten und ir sprüchen bluomen lesen.
In der erſten Stelle wirft er ihm auch, wie Gervelyn dem Misner, das Entlehnen von fremden Tönen vor, was für eine Art von Schimpf zu gelten ſcheint, ſo häufig es geſchieht.

ſeine Kinder. Nun wälzt ſich der Pelikan im Kothe und läßt ihn an ſich dürre werden, um ſich dadurch gegen die Schlange zu ſchützen. Dann belebt er im Neſte wieder ſeine Kinder mit ſeinem Blute. Nun will er dies aber beſſer auslegen: Der Pelikan bedeutet Gottes Sohn, die Schlange den Teufel, der uns tödtet, wir ſind die Kinder, die er fing. Darum mußte Gottes Sohn ſich mit dem Koth der Erde beſtreichen [30])!! Die gelehrte Kritik dieſes Gelichters gab dann Gelegenheit zu einer Art von Tenzone, einer Gedichtgattung, die wir in ſolchen einzelnen Aufgaben, Fragen und Räthſeln vorbereitet, und dann in Deutſchland auf eine ganz unvollkommene Weiſe ausgebildet ſehen; und dies berührt ſich genau mit den ſcholaſtiſchen Streitigkeiten und Kämpfen, ja wir haben ausdrückliche Beiſpiele, wie gewiſſe theologiſche Streitfragen auch poetiſch behandelt wurden [31]).

Als eine ſolche Tenzone bezeichnen wir auch den Wartburgkrieg [32]), über den wir leider in den Enthuſiasmus nicht gerathen können, mit dem ihn unſere Literarhiſtoriker gewöhnlich behandeln. Wir haben über ihn eigentlich nur aus dem bisher über den Charakter der gnomiſchen Dichtung dieſer Zeit Vorgetragenen einiges zu recapituliren, was wohl ausreichen wird, über den Werth des Gedichtes und über die Geſichtspuncte, aus denen es betrachtet werden muß, aufzuklären, wenn wir nur erſt weniges über das Sagenartige beigefügt haben. Was dem Factum hiſtoriſch zu Grunde liegt, läßt ſich, da kein rein geſchichtliches Zeugniß exiſtirt, nicht wohl beſtimmen. Daß an Hermanns Hof in Eiſenach einmal eine heftigere Begegnung der fremden Sänger ſtatt gehabt haben mochte, nichts iſt möglicher als dies; daß ſie ſo weit gegangen wäre, daß auf die Niederlage in einer Streitſache, über die unmöglich ein Richter zu beſtellen war, ein ſchimpflicher Tod als

30) Bei Müller unter dem Misner p. 42.

31) So in einem Gedichte des Heinzelin von Conſtanz (Altd. Muſ. II, 34.), der Streit über den Vorzug der beiden Johannes, ein Thema, das die Pariſer Meiſter durchkämpften, was Bruder Berthold einen nützlichen und leutſeligen Krieg nennt.

32) Ed. Ettmüller. Vgl. was bei Grimm in ſeinem Werkchen über den Meiſtergeſang und gelegentlich über das Gedicht im Altd. Muſ. und in den Miscellaneen geſagt iſt. Ettmüller hält nun den Frauenlob für den Verfaſſer dieſes Gedichtes, mit deſſen Manier es allerdings völlig übereinſtimmt. Vgl. deſſen Ausgabe Frauenlobs p. 383 ff.

Strafe geſetzt wurde, iſt ein Zug, der unter der feinen Geſellſchaft der erſten Jahrzehente des 13. Jahrhunderts nicht wohl vorkommen konnte, und der die Erdichtung in einem brutalen und rohen Geſchlechte verräth, wo auch ſolche Verwettungen des Lebens beim Schachſpiele u. dgl. im Reinald und daraus wiederholt in andern Romanen des fränkiſchen Kreiſes vorkommen. Der zweifache Beſtandtheil des Gedichtes, deſſen erſter Theil ſich um den Kampf von dem Vorzuge der Fürſten von Oeſtreich oder Thüringen dreht, während der zweite in die wunderbare Art von Räthſeln überſpringt, die nur, wie in dem Gedichte ſelbſt angedeutet ſcheint, durch die Kunſt des Teufels geſtellt und durch die Gunſt der Engel gelöſt werden können, ſpricht für die Entſtehung in mehreren Zeitabſchnitten; jenes iſt ein Gegenſtand des Streites, der im Anfang des 13. Jahrhunderts denkbar iſt, die letzte Hälfte kann ſchwerlich vor dem Ende deſſelben entſtanden ſein, wo wir dieſen Geiſt herrſchend finden. Daß die Meiſter Eſchenbach und Klinſor hier in einer poetiſchen Sage erſcheinen, iſt unſtreitig das Intereſſanteſte an dem Gedichte. Ich will nicht entſcheiden, ob der Letztere ein wirklicher deutſcher Meiſter oder blos eine mythiſche Figur iſt; für jenes ſpricht die kahle Erwähnung, die Herman Damen [33]) von ihm thut, für dieſes, daß dieſer Mann im Parzival in Verbindung geſetzt iſt mit dem Zauberdichter Virgil, deſſen in Neapel volksmäßige Wunderverrichtungen durch die Otia imperialia des Gervaſius und dann in deutſchen Verſen durch Enenkel weitläufig in Deutſchland bekannt wurden, und daß dann dieſer alte Zauberer Klinſor, von dem der jüngere im Lohengrin [34]) (offenbar ein ſcherzhafter Zug) ſagt, daß ſeines Ahns Urahn ſein Schreiber geweſen wäre, eben ſo ſpäter zum Meiſterdichter gemacht ſein könnte, wie in dem ſpätern Gedichte von der Minneburg ſogar der Aegyptiſche Zauberer Nectanebus dazu gemacht ward [35]); wobei denn gerade die Verſetzung nach Ungerland für das Hiſtoriſche der Perſon nicht günſtig

---

33) Bei Müller hinter Iwein p. 62. obgleich dies immer nichts beweiſt.

34) Ed. Görres. p. 58.

35) Das Gedicht iſt im Cod. Pal. p. 258. Die Einkleidung iſt die, daß der Dichter einen kundigen Meiſter bedarf, der ihm die allegoriſchen Räthſel der Minneburg deuten ſoll; er findet in Padua, Paris, Salerno und Toledo keinen, der es vermöchte, bis ihn ſeine Fahrt nach Aegypten zu Nectanerus führt, wie er hier heißt.

iſt. Sonſt iſt allerdings das Hinzutreten der Sage zu der Perſönlichkeit großer Dichter nichts Seltenes, und hätte unſere poetiſche Literatur nach dieſen Zeiten des 13. Jahrhunderts fortgeblüht, ſo würden wir unſtreitig eine weitgebreitete poetiſche Dichterſage erhalten haben. Eine Zeit von ſo vieler Selbſtgefälligkeit, und die zum erſtenmale die Meiſter enger als geſchloſſenen Orden zuſammentreten, die Kunſt, die bei Eſchenbach und den beſten ritterlichen Dichtern für Nebenſache gehalten ward, ſich zu einem für ſich beſtehenden, in ſich befriedigenden Geſchäfte erheben ſah; die bald von ihr in der gemüthlichſten und treuherzigſten Innigkeit ſang, daß Gott ſelbſt die Sänger auserkoren habe, ſelbſt auf der Künſte Stuhl ſitze und die Engel in hoher Schule um ſich verſammelt habe, während wenige Jahrzehnte vorher und wenige Jahrzehnte nachher wieder das Dichten von ſcrupulöſen Seelen für eine Sünde gehalten wurde; eine ſolche Zeit mußte wohl anfangen, ihre Kunſt, ſo unbedeutend ſie in der Gegenwart war, in einen höhern Glanz zu rücken, ihre Dichter, ſo wenig ſie jetzt noch werth waren, in ein wunderbares Licht zu ſtellen, ihre Gelehrſamkeit und Weisheit, ſo geringfügig und kindiſch ſie war, aus übernatürlichen Quellen herzuleiten. Anderwärts nun, wo die Sänger nichts von dem tiefſinnigen, aufs Innere gekehrten Beſtreben der Deutſchen haben, trug ſich die Sage von ihnen mit Novellen und Geſchichten, und ſo ſind auch in Deutſchland von Ulrich von Lichtenſtein in ſeiner eigenen Geſchichte Züge aus Schwänken und aus Erzählungen von provenzaliſchen Dichtern aufgenommen worden; ſo erzählte man von Reinman von Brennenberg, was ſonſt von dem Anbeter der Dame von Fayel oder dem Ritter in einer deutſchen Novelle von der Minne [36]) erzählt ward, und dahin darf man die vielfache Beſchäftigung der Poeſie und der Volksſage mit Nithart, dem Tanhuſer und Frauenlob rechnen, wenn man des Letzten berühmtes Begräbniß durch Frauen in Mainz nicht als hiſtoriſch gelten laſſen will; und auch der „ſtarke Boppe" ſcheint nach Haupts Bemerkung [37]) dieſen Beinamen der Anſpielung auf eine ältere Sage zu danken. Sonſt aber iſt es in Deutſchland charakteriſtiſch, daß ſich die Sage ſo gern weniger an die Perſonalität, als an die Intel-

36) Bei Müller hinter dem armen Heinrich.
37) Zeitſchrift für d. Alt. 3, 239.

lectualität des Dichters hing, ſo daß, während es bei Conrad v. Würzburg noch Bild und Allegorie iſt, wenn er des Misners große Sängergabe von dem unmittelbaren Unterricht der Sirenen herleitet, ſchon von einem Lütold von Regensburg erzählt ward, daß er in nächtlicher Weile von einem günſtigen Geiſte geheime Weisheit erlangt habe [38]). In dieſen Sängerſagen nun ſpielt der Wartburgkrieg offenbar die wichtigſte Rolle und es kommen gegen ihn nicht einmal die bedeutungsleeren Sagen von der Entſtehung der Kunſt durch die vier Meiſter in Betracht, von denen die vier gekrönten Töne des meiſterlichen Horts herrühren, und von der Vertheidigung ihrer Würde und Reinheit gegen die Kirche unter dem Beiſitz der zwölf Hauptmeiſter [39]), die uns in ſpätern rohen Meiſtergeſängen aufbehalten ſind [40]). Ein hoher Begriff von der göttlichen Würde der Kunſt und der Wiſſenſchaft, ein Zeugniß von der Innigkeit, mit der man beide bei uns erfaßte, ſo daß man auch wohl das Seelenheil und das Leben an ſie ſetzen möchte, ſieht aus dieſer Dichtung, wie aus den gutgemeinten Liedern ſpäterer Meiſterſänger hervor, und pflanzt ſich durch unſere ganze Literargeſchichte fort bis auf die neueſte Zeit. Dieſen würdevollen Begriff von Kunſt darf man in den vorher beſprochenen Dichtern überall ſuchen, und Schade, daß er auf die trefflichen ältern Dichter, die in großen Zeiten große Ideen nährten, nicht traf, ſondern erſt auf dieſe kleineren Geiſter, die der ſchon hinſterbenden Dichtung der Ritterzeit das kaum aufathmende Leben einer kindiſchen Gelehrſamkeit einhauchen wollten. Wir finden darum auch in dem Wartburgkriege, wenn wir nachfragen, was denn dieſe Dichter, die von ihrer Kunſt ſo begeiſtert urtheilen, auszeichne, keine andere Antwort, als bei allen übrigen. Zuerſt wird die Streitfrage über den Vorzug der Fürſten, bei der der Ueberwundene ſich „in Diebes Weiſe gefangen geben ſoll,“ in jenem gemeinen Tone des Schimpfens ge-

38) Die Stelle iſt ſchon oben citirt.

39) Daß von der Hagen dieſe Zwölfzahl, die übrigens an tauſend andere Dinge erinnert, nicht mit Unrecht mit den 12 Kämpfern im Roſengarten in Verbindung ſetzt, beweiſt ein Meiſtergeſang im Cod. Pal. 680. f. 42, wo das Bild von dem Gefechte der alten Meiſter im Roſengarten der Kunſt mit deutlichen Beziehungen auf jenes Gedicht durchgeführt iſt.

40) Bei Wagenſeil p. 504 und 550.

führt, der ſich nachher in den Tenzonen des Frauenlob und Regenbogen, und in den Aufforderungen wandernder Meiſter fortſetzt. Iſt es hier wenigſtens noch ein gelehrtes Schimpfen (wenn ſich die Streiter untereinander Katzen und Fröſchen vergleichen, ſpielen ſie auf Fabeln an), ſo fällt doch in ſpätern Ausfällen der Art, die ihr Vorbild in dieſem Wartburgkriege und Aehnlichem haben, auch ſelbſt dies — ſoll ich es Verdienſt nennen — hinweg [41]). Dieſer ſelbe Streit ferner wird alsdann nach einer dogmatiſchen Sophiſtik oder einem ſophiſtiſchen Dogma entſchieden. Walther nämlich fängt den Oſterdingen, indem er fragt: Sag an, wer iſt es, der vor allen Fürſten der Sonne gleicht? Der Herr von Oeſtreich, ruft Oſterdingen, und ſogleich faßt ihn Walther: Nun denn, mehr Preiſes hat der Tag, als die Sonne, das müſſen Pfaffen und Laien ſagen. Ich berufe mich auf alle Meiſter, die in der Bibel und in der Chronik bewandert ſind. Der Thüringer iſt unſer Tag. — Auf dieſes vortreffliche Kunſtſtück ſoll dann Oſterdingen gerichtet werden, er appellirt aber an Klinſors Entſcheidung. Man ſieht wohl, dies iſt eine Kinderei, die jenem Streitthema des Misner ähnlich genug ſieht, ſo wie der nun folgende Kampf zwiſchen Eſchenbach und Klinſor, die Litanei, die der Teufel Naſion dem Klinſor ins Ohr ſagt, der Miſchmaſch von dunkeln und hellen Bezügen auf Geſchichte und Roman in dem Räthſelſpiel und die ganze apocalyptiſche Grundſuppe dieſer Räthſel, die noch ihres Oedipus harren, ihres Gleichen übergenug in den einzelnen Gedichten der Zeitgenoſſen haben. Es mag wohl ſein, daß vielleicht noch einmal eine größere äußere Ordnung durch Auffindung eines beſſern Manuſcripts, in dies Chaos kann gebracht werden, daß aber Licht und Zuſammenhang je hineinkomme, daran glaube ich

41) So ruft in einer ſolchen Herausforderung ein Meiſter dem andern zu (Cod. Pal. No. 392. f. 39.), er ſolle ſich ſeinen Hals mit Rindermiſt ſchmieren, das werde ſeine Stimme hell erklingen machen. Und anderswo fährt einer ſeinen Gegner an, er habe die ſieben Künſte vierthalb gelernt von weiſen Eſeln, er habe der Künſte Stuhl beſeſſen, das habe er von einem Kalbe vernommen, das ihm den Preis gegeben; er ſei voll Kunſt wie eine bodenloſe Kiſte; er ſolle gehn und Eſel und Geiſen melken; er möge wohl in eine Schule gegangen ſein, in der man Narren lehre; er ſei wie trunken, er girre wie ein Wagenrad, er brumme wie ein Bär, er krähe wie ein Hahn, er ſolle ſich fortmachen und den Katzen mauſen oder im Spital den alten Weibern lauſen helfen!!

nach der Unfähigkeit und Gedankenwirre der Dichter dieſer Zeit verzweifeln zu müſſen.

Ich will noch einen unreifen Gedanken wagen, weil es doch dem Wartburgkriege gilt, über den ſchon ſo viele unreife Gedanken umgehen, zwiſchen denen dieſer wohl mitlaufen darf. Man könnte ganz in der Ferne zwiſchen dem in einer eigenen Befangenheit und Unſchuld erſcheinenden Eſchenbach und Klinſor einen Gegenſatz der alten ungelehrten Kunſt der Ritter mit der weiſedünklichen und nekromantiſchen dieſer Zeiten entdecken [42]. Dieß würde man denn auf der anderen Seite den Tenzonen des Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, († 1318) und des Barthel Regenbogen entgegen halten. Der Letztere war ſeines Handwerks ein Schmied, der Erſtere, der in der Maneſſiſchen Handſchrift als „der jüngere Meißner" im Gegenſatz zu dem etwas früheren ſchlechtweg „der Meißner" genannten Spruchdichter erſcheint, wird als Doctor bezeichnet, und iſt, ob zwar kein Geiſtlicher, allerdings einer ausgebreiteten Gelehrſamkeit mächtig, die er in ſeinen Briefen und Sprüchen in einer ungewöhnlichen, geſchraubten, dunklen und geſuchten Manier der Sprache ausbreitet, und die Ettmüller [43]) bei ihm, wie bei ſeinem älteren Landsmanne, aus dem Einfluſſe der Meißner Domſchule herleiten möchte. In beiden Dichtern ſcheint nun ein Gegenſatz dieſer gelehrten Zeit mit der folgenden ſchlicht bürgerlichen, gleichſam wie in dem Stande der Dichter erkennbar. Freilich auch die ſpätern Meiſterſänger, zu denen beide von der ritterlichen Kunſt hinüberleiten, theilen ſich ſelbſt in den überſchwenglichen und ſchweren Flug Frauenlobs und in Regenbogens vorſichtigern Gang wieder ab; ja der Letztere ſelbſt kramt ſeines Gegners myſtiſche und ſcholaſtiſche Weisheit aus und bildet ſich ſo viel darauf ein, wie

---

42) Es könnte dies ſchon grade in der bekannten Stelle liegen, wo Klinſor's Geiſt zu Eſchenbach kommt und ihm ſagt:

Du bist ein leige snipfensnapf, diu liet wil ich hie schrîben;

wo ſich denn dieſer vor ihm bekreuzigt und Naſion hierauf den Klinſor warnt, ſich mit dieſem ängſtlichen Manne nicht einzulaſſen, er ſei ſo klug, es müſſe ihm mit ihm mißlingen, obgleich Wolfram eingeſtanden hatte, daß ihm ſeine Wunder zu hoch und unbekannt ſeien.

43) Ettmüller hat nun alles Erreichbare von Frauenlobs Werken zuſammengeſtellt in: Heinrichs von Meißen, des Frauenlobs, Briefe, Sprüche, Streitgedichte und Lieder. Quedl. 1843.

jener, nur daß er, ſcheint es, mehr nur wenn er Frauenlob bekämpft, das Gedunſene und Schwülſtige, die Bickelworte des Eſchenbach, wie ſie Gottfried nannte, nachahmt, da der ganze Eindruck ſeiner Lieder ſonſt ein wohlthuenderer und geſunderer iſt [44]). Welch ein Unſtern mußte dieſe Leute auf das Hohelied und die Schriften des Johannes führen, die ſie nachahmen, die ſie interpretiren, die ſie paraphraſiren wollen! An dieſen Dingen verſuchen ſich dieſe harten Köpfe, an denen die ſchärfſten Geiſter der aufgeklärteſten Zeiten ſich vergebens abgemüht haben! Was mußte, ich will nicht ſagen aus der Poeſie, was mußte auch aus der Religion werden, wenn man ſie zum Spiele mit hohlen Worten misbrauchte, wenn man Andacht und Erbauung in ſolchen Werken wie Frauenlobs Marienleich ſuchte [45]), die die älteren überladenen Marienhymnen des Conrad noch einmal aufs äußerſte des Schwulſtes und der Verſchrobenheit überſteigerten, die dem gewöhnlichen Leſer nichts ſein konnten, als tönendes Erz und klingende Schelle, die dem Unverſtändigen allein tiefe Weisheit ſchienen, dem Denkenden aber wie der wahnwitzige Eifer eines Mannes vorkommen mußten, der mit bleiernem Bohrer eine harte Materie zu durchgraben ſtrebt. Es iſt daher kein Wunder, wenn ein Mann mit ſchlichterem, einfältigem Sinn, wie Regenbogen, an dieſer überſchwenglichen Manier einen Anſtoß nahm, der, wenn er auch Anfangs vielleicht ſich in der Ruhe und Freundlichkeit äußerte, die dieſem Manne eigen ſcheinen [46]), doch dem dummen Dünkel des Doctors, den wir

---

44) Von der Hagens Minneſänger III. p. 344.

45) Bekanntlich erwähnet ſchon Albert von Strasburg, der auch die Geſchichte von Frauenlobs Beerdigung erzählt, ſeine Paraphraſe des Hohenliedś. Cantica canticorum dictavit teutonice quae vulgariter dicuntur unſer Frauwen Lied, et multa alia bona. Er deutet das hohe Lied auf Maria; erſt auf die Braut Chriſti, die Kirche übertragen, ward dies Lied nun auf Maria angewandt, die zugleich Gottes Braut und Mutter iſt.

46) Altd. Muſ. I, 186.

Sît irz der meister, den man nennet Frouwenlob?
mit iuwer kunst sô lâgt ir mangem senger ob;
ich vürht daz mîn gesanc dem iuren sì ze grob,
des sult ir mich geniezen lân durch zarter frouwen güete.
umb singens willen wolt ich ziehn in Ungerlant,
sô hânt ir mich der wîten reis hie widerwant,
jâ got hât iuch doch selber her ze mir gesant,
daz ich iuch hie befunden hân, des freut sich mîn gemüete.

ſchon oben kennen lernten, gegenüber ſich zu einer ſolchen bittern Feindſeligkeit ſteigern mußte, wie ſie ſich in einzelnen ſeiner Tenzonen ausſpricht. Seine Kämpfe mit Frauenlob über den Vorzug des Namens Weib oder Frau [47]), die vortrefflich ausdrücken, wie nun der einſtige frauendienſtliche Geſang zu einem eitlen Spiele des Kopfs geworden war; ihr Streit über die Geſchaffenheit oder Unerſchaffenheit Gottes und was Alles ſonſt die Gegenſtände ihres Krieges waren, riß Regenbogen in ſubtile Grübeleien hinein, in denen er offenbar nicht auf ſeinem Felde iſt, über denen er den beſcheidenen und herzlichen Ton ſeiner Rede verliert, zu dem er übrigens, auch Frauenlob gegenüber, ſo wie er Anfangs davon ausging, zuletzt auch wieder in einem Schwanengeſang zurückkehrt, wo er erſchüttert auf ſein Ende denkt und ſeinen ſündigen Lebenslauf überblickt, wo er verſöhnt vielleicht das einzige Zerwürfniß in ſeinem Leben betrachtet, in Frauenlobs Tone ſingt [48]), was er ſonſt

---

47) Es iſt bekannt, daß Frauenlob deswegen dieſen Beinamen trägt, weil er zuerſt das Wort Frau vor dem Weib pries (unter andern, weil blos jenes der Maria beigelegt werde), worin er nicht nur von Walther, ſondern auch vom Misner (XVII, 1. bei von der Hagen M. S. tom. III.) abweicht. Vortrefflich ſagt Rumeland von dieſer Fehde, was von allen Tenzonen der guten Meiſter zu ſagen iſt (in v. d. Hagen M. S. II. p. 347.):

zwâre einer hennen
vuoz gæb ich niht umbe iuwern kriec; sît daz wîp vrouwe meinet
unt vrouwe wîp —

und zugleich ſetzt er Frauenlob zur Rede über ſeine Anmaßung:

Heinrich, ê dîner zît ist vrouwen lop gewest,
vil schôn ez jest
Walther in dîme sange!
ir lobes guldîn spange
was Reimar alliu sîniu jâr: zwâre ir sanges stange
wirt gegen dir ze kampfe getragen, ê si dîn guft verkrenket:
Dîns mundes klepfel stürmet sêre ûf ir schâden,
Got müeze in genâden,
si mügens niht geanden;
ir sanc in den landen
ist werder denne dîn iemer wirt.

48) Cod. Pal. N. 392. f. 132.

Her Frouwenlop ich sing in iurem dône,
mit urlob ich ez sprechen wil; got an dem criuz sô frône,
er hât erliten alsô vil, ich fürcht sô sêr den starken himmelfürsten
u. s. w.

für einen Schimpf gehalten haben würde, wo er die Jungfrau anruft, ihm zum Himmelreich zu helfen, „da fände er Meiſter Frauenlob, und an der Stätte auch viel andere liebe Gäſte.“ Dieſen biederſinnigen Ton, dieſe herzliche Einfalt verräth er in jedem Gedichte, wo er ſich ſelbſt überlaſſen iſt, und ſein wärmeres Gemüth prägt ſich in ſeinen zwar rohen Verſen ſo ab, daß es nicht zu begreifen iſt, wie man es nachſagen konnte, man ſehe ihnen die mühſelige Arbeit gleichſam des Zuſammenſchweißens an; ich wenigſtens höre von dem Hammertakte darin nichts, und meine nicht eben ganz harthörig zu ſein. Vielmehr ſpricht er vergleichweiſe in einer mehr ungezwungenen Form und iſt von einem innern Berufe erfüllt [49]), der ihn die einfachen Worte für ſeine einfachen Gedanken und Empfindungen leichter finden läßt, als manchen andern der Zeit. Dieß ſage ich natürlich nur Alles beziehungsweiſe; die Kleinlichkeit und Ungelenkigkeit der ganzen Zeit abzulegen, war gewiß der dürftige Handwerksmann am wenigſten berufen; allein die ſelbſtgenügliche Eitelkeit, die damals Gemeingut war, iſt gewiß eben dieſem Handwerksmann am leichteſten zu gute zu halten, der einer der erſten war, der in dieſe Region der bürgerlichen Geſellſchaft mit der Dichtung eine neue Ehre, einen neuen Reiz herabführte, und dem die ſchönen Eigenſchaften des Herzens angehören, die uns allein mit dem gelehrten und meiſterlichen Sange dieſer und der folgenden Zeiten ausſöhnen können. Auf ſeinem graden und flachen Wege gelangte unſere poetiſche Cultur dahin, in der Reformationszeit das ausgeſtorbene Leben der Nation wieder zu erwecken, während die Meiſterſänger, die in dem Gleiſe des geiſtig verzückten und in Myſterien verſunkenen Frauenlob fortgingen, Leben und Kunſt ſo ertödteten, daß man, um weiter zu kommen, ihre Bahn geradezu aufgeben mußte. Wer möchte von offenbarender dichteriſcher Kraft,

---

49) Altd. Muſ. II, p. 190.

Ich Regenboge ich was ein smit, ûf hertem anebôz
gewan gar kümerlich mîn brôt, armuot hât mich besezzen.
Ez wart niht lenger ûfgezogen, dar nâch gar schier,
grief ich ein anderz an: nâch sanges gir sô fuor ich wît; —
Ez hât mich dick und vil geriuwen, daz ich hân getân,
mir zœm ouch baz zwei händlîn wîz, dâ zuo ein müezig leben:
idoch sô lâz ich niht dâ von,
sît sich mîn herz in solich kunst hât geben.

von anziehender Räthſelhaftigkeit in dieſem Manne reden, indem man zugibt, daß er ſich ſelbſt nicht verſtehe! Viel richtiger iſt es, ſeinen Gegner zu loben, der ſeine Anlage nicht überſpannte, und der die dichteriſche Kraft gleichſam aufſparte in andere Zeiten, wo ſie in der einfältigſten Geſtalt beſſer wirken konnte, als in dem aufgetragenſten Putze jetzt, wo die Kunſt ſich ſelbſt überlebt hatte.

b) Epiſches.

Wenn wir auf die ganze gnomiſche Dichtung, die Nachblüthe unſerer ritterlichen Lyrik, zurückblicken, ſo gewahren wir überall den Sieg der Wolframſchen Manier, ſeiner geiſtigen Tendenzen, ſeines Zuges nach der Höhe und Tiefe. Sollten ſich in dieſem Gebiete gleichwohl die Einwirkungen Walthers noch mit den ſeinigen hier und da ſtreiten, ſo iſt dagegen in einer Reihe von epiſchen Dichtungen, die ſeinen Fußtapfen folgen, ſeine alleinige und ausſchließlichere Influenz deſto entſchiedener. Es ſchien für die Dichtung und die Dichter jeder Art ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts gar keine beſſere Empfehlung zu ſein, als wenn ſie in Wolframs Weiſe redeten, gar keine beſſere Speculation zu geben, als wenn ſie gradezu unter Wolframs Namen aufträten. Die bairiſchen Dichter, wie Hadamar von Laber, gingen ganz auf ſeiner Spur einher; Gedichte aus dem deutſchen Sagenkreiſe, wie Otnit, Hug- und Wolf-Dietrich, die zwar durchaus nichts von dem Style des deutſchen Epos verleugneten und nichts von Wolfram annahmen, adoptirten doch ſeinen Namen [50]); Werke, die auch nicht dieſe Täuſchung bezweckten und nicht einmal der Behandlung nach die Präſumption verurſachen konnten, wurden von Anderen für Eſchenbachiſche angeſehen, als ob ſein Geiſt über der ganzen ritterlichen Poeſie ſchweben müßte; noch andere Dichtungen endlich nahmen ſeinen Namen und ſeine Weiſe zugleich an und ſuchten ſich auf das engſte und innigſte, ſogar mit der Materie, in ſeine Werke zu verweben. Obenan ſteht in dieſer Hinſicht der Titurel von Albrecht [51]),

50) So auch ein kleines Gedicht „das von Wirtemberk pueh“, das unlängſt (Tübingen 1845. 4.) H. A. Keller in mehreren Varianten herausgegeben hat.

51) Ich verweiſe auf Lachmanns Vorrede zu Wolfram, nach der dieſes Werk wenigſtens durch die Hände dreier Bearbeiter gegangen iſt, worunter ein Albrecht ſich nennt. Ob dies Albrecht von Scharfenberg iſt, auf den ſich

der Mittelpunkt aller ritterlichen und gelehrten Poeſie dieſer reproducirenden Zeiten, der um 1270 die letzte Geſtalt erhielt, in der wir ihn leſen [52]. Dieſes Gedicht, feſt angelehnt an Wolfram und den Parzival und gleichſam unlösbar damit verflochten, erwarb ſich ſowohl durch die dunkle und wie abſichtlich räthſelhaft gemachte Art der Entſtehung, als auch durch die Verflechtung und ſtete Beziehung der Abentheuer des einen Gedichtes mit dem des andern, durch Jahrhunderte den Credit, als ob es aus Wolframs Feder ſeinem weſentlichſten Gehalte nach herſtammte, genoß mit dem Dichter den höchſten Ruhm, überſtrahlte ſogar die andern Werke dieſes Dichters, ward bis ins 17. Jahrhundert geleſen und galt in unbeſtrittenem Anſehen für das Haupt aller deutſchen Ritterbücher [53]. Kaum war im 18. Jahrhundert das hiſtoriſche Studium unſerer alten Poeſie erwacht, als das geheimnißvolle und wichtige Hindeuten auf dies Gedicht von neuem begann; wenige hatten es bei der Seltenheit der Drucke und Handſchriften geſehen, wenigere hatten es ganz geleſen, Alle, auch die es wirklich geleſen hatten, ahnten irgend eine große Bedeutung dahinter und verſuchten nun, mehr taſtend und ſpähend den Kern der bittern Frucht zu finden, als daß ſie gewagt hätten, das ungeheure Schalwerk und Gehäus mit einem guten Schlage erſt zu zerſplittern. Schlegel war einer der Angeber dieſes Verfahrens; er meinte, der Druck des Titurel müßte nächſt den Nibelungen das wichtigſte ſein; wie dieſe für den deutſchen

---

Fürterer in ſeinem Gedichte von Gral und der Tafelrunde (1478) beruft? S. von der Hagens Minneſänger IV, p. 216.

52) San Marte in dem 2ten Thl. ſeines Wolfram von Eſchenbach ſucht dem Titurel eine andere Zeitbeſtimmung zu geben. Er hält ſich an das von Boiſſerée gerettete Fragment und nimmt an, der Dichter, Albrecht von Scharfenberg, habe ihn um 1322—50 unter Ludwig dem Baiern verfaßt. Allein wäre in jenen Strophen der Kaiſer gemeint, ſo würde der Dichter gewiß die höhere Würde genannt haben in dem Preiße ſeines „duc Loys et Palatinus“; die bisherige Zeitbeſtimmung erſcheint vielmehr grade durch dieſe Stelle gerechtfertigt, die offenbar auf Ludwig den Strengen (1253—90) geht, aus deſſen Geſchichte einleuchtet, warum gerade auf den Palatinus hier ein gewiſſer feierlicher Nachdruck gelegt wird.

53) Das Gedicht ſchließt:

Von diutscher zunge ûf erden nie getihte wart sô werdes ruoches
daz lîp und sêl sô hôch gein wirde wîset,
alle die ez hœren, lesen oder schrîben, der sêle müeze werden gepardîset.

Homer, ſo ſollte jener durchaus für den deutſchen Dante erklärt werden, und wie auch unſere bildenden Künſtler im Unverſtand die Reformation als die Unterdrückerin der Kunſt, ſtatt ihres eigenen Unvermögens, anklagen, ſo ſollte die Reformation auch in Schlegels Anſicht eine Sünde begangen haben, indem ſie der Begeiſterung für den Titurel ein Ende gemacht, ſo ſehr es einem andern ſcheinen könnte, als ſei dem ganz ſein Recht geſchehen und als habe die Reformation im Laufe der Zeit doch ein Beſſeres an die Stelle zu ſetzen gewußt. So wird auch jeder Kenner urtheilen, der Druck des Titurel habe ohne großen Nachtheil hinter ſehr vieles andere und wichtigere verſchoben werden dürfen [54]), ſo wie man denn Niemanden, der poetiſche Genüſſe ſucht, aus dieſem ganzen Abſchnitte irgend etwas zur Lectüre empfehlen kann; und ſo wird jeder, dem das hiſtoriſche Studium der Poeſie etwas geglückt iſt, übereinkommen, daß das Zuſammenſtellen des Titurel mit Dante auch gar nichts in ſich hat, was es rechtfertigen oder auch nur erklären könnte.

Doch aber muß man eingeſtehen (und für den Hiſtoriker namentlich iſt jede Wirkung, die irgend eine Production oder eine Handlung ausübt, zu lehrreich und zu wichtig, als daß gerade Er ſich dieſem Eingeſtändniß entziehen dürfte), daß eine ſolche hartnäckige Ausdauer, eine ſo große Geltung und Anſehen, in dem ſich dies Gedicht behauptete, unmöglich die Folge eines Zufalls ſein kann, daß alſo irgend etwas Bedeutendes dieſer bedeutenden Wirkung als Urſache unterliegen muß. Und wirklich ſpringt es in die Augen, daß auch der Titurel, oder daß die provenzaliſche Gralſage, wie wir ſie denken müſſen, wenn die einfachen Stoffe des Parzival und Titurel, ohne die Zugaben der deutſchen Dichter, die in dem letztern Gedichte unſtreitig von ungemeiner Maſſe ſind, rein für ſich gedacht werden, daß alsdann auch dieſe Gralſage mit einer großen Idee, wie ſo vieles Andere im Mittelalter gerungen hat, ohne ſie bezwingen, ohne ſie formell geſtalten zu können.

Wir haben ſchon ganz im Anfange dieſes Werkes geſehen, wie ſchon ſehr frühe in allen den Theilen von Europa, die eine keltiſche Unterlage der Bevölkerung und Cultur haben, dunkle Spuren von

---

54) Er iſt jetzt, durch Dr. Hahn herausgegeben, im Drucke erſchienen: der jüngere Titurel. 1842.

hierarchiſchem Cultus, Sage und Geſchichte übrig geblieben waren. Die Traditionen, die urſprünglich ohne allen Zweifel ganz ſo körperlos waren, wie alle aſiatiſchen hierarchiſchen Traditionen, weil Prieſterſtaaten keine deutliche Geſchichte haben und keine deutliche Geſchichte überliefern, erhielten mit der Zeit dieſen mangelnden Körper durch patriotiſche und zelotiſche Gelehrte in Oppoſition gegen die Sagen der Eroberer und Feinde, mit denen dieſe Völker in Colliſion kamen, und denen ſie mit ihrem alten Ruhm und ihrer Weisheit imponiren wollten, da ſie es mit den Waffen nicht konnten. So entſtanden die perſiſchen Alexanderſagen, ſo die ägyptiſchen Prieſtergeſchichtchen, ſo die ſämmtlichen orientaliſchen Werke der Manetho, Beroſus und Anderer und ſo die unzähligen ſpaniſchen, belgiſchen und britiſchen Urgeſchichten, die ganz in einer Linie ſtehen. Bei der großen Aehnlichkeit der keltiſchen und orientaliſchen Cultur iſt es nicht nöthig, wechſelſeitige Einflüſſe anzunehmen, um die große Aehnlichkeit ſolcher Sagenwerke zu erklären. Dennoch ſind Spuren da, daß dieſe Einflüſſe außerordentlich frühe begannen, und wir wiederholen, daß eine gründliche Geſchichte der Legende und hierarchiſchen Geſchichtſchreibung dies unſtreitig ins Licht ſetzen würde. Auch in der Gralſage ſind in der Anknüpfung jener aſiatiſchen Diſtricte, wo die Märtyrerlegende am früheſten ſpielt, wo am früheſten die Bedrückung ganzer chriſtlicher Völker begann, an die Gegenden, wo dies im Abendlande der Fall war und von wo aus man dieſen heidniſchen Druck zuerſt wieder abzuſchütteln begann, Spuren übrig von ſolchen wechſelſeitigen Beziehungen zwiſchen Orient und Occident. Die Genealogie der Gralhüter trägt ganz das hierarchiſche, patriarchaliſche Gepräge aller ähnlichen Stammtafeln in Aſien und unter den Celten. So wie aber nun anderwärts ſolche Stoffe zu Geſchichte gemacht und an wirkliche Geſchichte angeknüpft wurden, ſo ward hier dieſer legendenartige Stoff zur Dichtung und an andere, an britiſche Dichtungen, angeknüpft. Das Anreihen des Fremden zum Fremden muß uns nicht irren, das gerade herrſcht hier überall, wenn nur im Allgemeinen Verwandtſchaft nicht fehlt. So ſind die galliſchen Sagen aus Livius an die britiſche Geſchichte geknüpft, ſo die Geſchichten der jüdiſchen Aegyptenfahrer an die ägyptiſche, ſo iſt das Mediſch-Perſiſche und das Aſſyriſch-Babyloniſche faſt unſcheidbar in einander geworfen. Gerade durch dieſe großen Berührungen und Entlehnungen häuften

ſich verſchiedene Elemente ſo zuſammen, daß ſo koloſſale und gemiſchte Werke, wie auch die Gralſage, entſtehen konnten. Die Zeit nun, wo das hierarchiſche Ritterthum an dem Orte ſeines Hauptflors auch dem Weſen nach auf der höchſten Spitze ſtand, brachte dies ungeheure Werk in der Provence hervor und ſtellte es als ein Denkmal der chriſtlichen Hingebung der Ritterſchaft und ihres gottesdienſtlichen Eifers hin, das zu den heiligſten Ideen die wunderbarſten Thaten der alten Ritter in einem unendlichen und rieſenförmigen Kreiſe ſammeln ſollte. Dies geſchah in dieſer Zeit, wo materiell nichts Bedeutendes über ritterliche Thaten in der Dichtung exiſtirte, als die britiſchen Romane, dieſe alſo mußten neben der knappen Legende den großen Körper des Werkes abgeben; unglücklicherweiſe waren ſie zur Zeit auch noch das einzige Muſter in der poetiſchen Form und daher konnte auch dieſe nur von ihnen entlehnt werden. Daß gerade die Provence ein ſolches encycliſches von einer mächtigen Idee zuſammengehaltenes Gedicht entwarf, da doch die Maſſe der Dichtungen in England und Nord-Frankreich hervorkam, hat eben darin ſeinen Grund, daß man ſich innerhalb der Maſſen ſelbſt nicht leicht zur Bewältigung derſelben emporarbeitet, ſondern daß dies dem außerhalb Stehenden beſſer gelingt. Von der Provence aus war der erſte Impuls zur franzöſiſchen Dichtung gegeben, das Intereſſe und eine gewiſſe Meiſterſchaft verlor ſich da auch dann nicht, als ſich Nord-Frankreich lebhafter der Romandichtung annahm, und der Süden wußte beſſer zuſammenzufaſſen, was der Norden in größerer Menge vorbereitete. So war das Verhältniß der Thierſage in Flandern und Frankreich ein ganz ähnliches; was in deutſchen Stämmen angeregt war, ward in romaniſirten ausgebreitet und dann wieder in deutſcher Sprache vollendet. So ward der Stoff des deutſchen Volksepos in einer cycliſchen Sammlung erſt in der nordiſchen Vilkinaſage zuſammengefaßt. So endlich iſts mit Arioſt. Der ganze unendliche Stoff der karolingiſchen Sage liegt in Frankreich ohne Geſtalt, Italien mußte ihn erſt in ſeiner Sprache ordnen.

Wie ſich nun das Gedicht des Arioſt auf der ſinkenden fränkiſchen Ritterzeit aufbaute und ein treues Abbild des haltloſen Treibens der Ritterſchaft entwirft, die ſich auf allen Räumen der Erde wie auf allen moraliſchen Höhen und Tiefen und ähnlich auch im Reiche des Wiſſens irrend, herumtrieb, ſo ſteht die Gralſage auf

der keltiſch-hierarchiſchen Zeit von Europa, ausgebildet in jenen Tagen, wo die geiſtlichen Ritterorden noch zum letztenmale eine prieſterlich-weltliche Macht entfalteten; und ſie lehnte ſich daher ſo an die britiſchen Dichtungen an, wie Arioſt ſeinen Standpunkt mitten in Frankreich nahm, wo die Quelle alles ächten Ritterthums war. Iſt dieſe Anſicht, daß in verſchiedenen Völkerſtämmen dieſe verſchiedenen Dichtungszweige ihre Wurzeln geſchlagen haben, richtig, ſo erklärt ſich auch ſehr deutlich, warum trotz der verwandten gottesdienſtlichen Ritterſchaft der Helden Karls dieſe ſo ganz außer aller Verbindung mit den Tempeleiſen der Gralſage geblieben ſind. Die ſämmtlichen Verhältniſſe dieſes Gedichtes liegen übrigens in ganz deutlicher Beziehung mit den Verhältniſſen des obſcuren, thatenleeren, geiſtesarmen, prunk- und prahlſüchtigen, eine dunkle uralte Weiſe, eine Gemeinſchaft mit dem heiligen Oſten affectirenden Volksſtammes, der genau ſo eine Baſis der neueuropäiſchen Geſellſchaft iſt, wie ſeine Poeſien eine Grundlage der neuern Dichtung. Seelen- und Charakterſchilderung ſahen wir oben als den Lieblingsgegenſtand auch der rohſten britiſchen Romane; das innere Leben mußte alſo auch wohl in einem Werke, welches das ganze Ergebniß der dunkeln Beſtrebungen eines nur durch geiſtige Waffen geltenden Stammes in ſich faſſen wollte, die Hauptſache ſein; dies iſt in der That ſo in der Gralſage; und nehmen wir den ſämmtlichen Stoff des Titurel und Parzival als den Umfang des Einen Gedichtes des Kyot an, ſo ſehen wir, mit wie feinem Takte Wolfram in ſeinem Parzivale gerade nur das Weſentliche herausgehoben, alles Bedeutungsloſe liegen gelaſſen hat, und es wird auch uns, wie Lachmann, wahrſcheinlich werden, daß er außer jenen Fragmenten vom Titurel nichts dichtete, außer welchen ein ſinniger Mann auch kaum etwas Dichtenswerthes im Titurel finden konnte. In dieſem ſelben Verhältniſſe liegen die höchſten oder umfaſſendſten Geſtaltungen aller andern Sagenkreiſe zu den einzelnen vorbereitenden Werken, aus denen ſie ſich aufbauten. Die Thierſage bildete den Geſchmack der niedern Kunſt zur Vollendung und opponirte dem hohen Style; die Vilkinaſage faßt die großen Völkerverhältniſſe, in denen das deutſche Epos ſich bewegte und hat ihr Verdienſt und ihren Schaden, wie das deutſche Nationalepos überhaupt, in jener Formloſigkeit, in der ſie die geſchichtliche Geſtaltung beſſer kennen lehrt, als die Poeſien der anderen Völker; im Arioſt

iſt die Fülle und das Charakteriſtiſche der Thatſachen, das Novellen-artige und die Erzählung das Große, und dies iſt mit ſämmtlichen fränkiſchen Romanen der Fall.

In wie weit nun der Provenzale Kyot den Ruhm eines älteren Arioſt verdient, könnte man nur ſagen, wenn ſein Gedicht erhalten wäre. Aus den deutſchen Werken, die aus ſeinem Einen entſtanden ſein mögen, läßt ſich nichts ſchließen, denn ſo treu vielleicht Wolfram ſeiner Quelle blieb, ſo willkührlich verfährt offenbar Albrecht im Titurel. Der Ton des Ganzen wird von den Theilen des Parzival, die freier von Wolframs Manier ſind, wenig verſchieden geweſen ſein; dieſer erkennt ſich aber im Titurel nicht wieder. So außer-ordentlich aber auch die Perſönlichkeit des deutſchen Dichters im Titurel hervortrat und ſo deutlich er ſeine ganze Zeit in ſeine Be-arbeitung hineintrug, ſo unleugbar iſt es doch, daß ſelbſt ſo noch die urſprüngliche Bedeutung des Gedichtes durchſcheint, und daß der Deutſche eben jene Eigenthümlichkeiten der Cultur ſeiner Zeit und ſeines Volkes in einer ſo weiten und umfaſſenden Art und mit ſo viel Pomp und Feierlichkeit hineintrug, daß es dem univerſalen Charakter des urſprünglichen Werkes angemeſſen erſcheint.

Den factiſchen Inhalt des Gedichtes laſſe ich unerörtert. Wir kennen nun ſchon das Inhaltloſe dieſer Liebſchaften, dieſer Heeres-züge und Schlachten, was Alles hier im Uebermaaße, wie irgendwo ſonſt, vorliegt, ſo daß man zweifelt, ob die tödtlichere Langeweile dort iſt, wo der Dichter verſchmäht, ſeine Schlachten im beſondern auszumalen, oder da, wo wie im Alexander unzählige wunderliche Namen von Helden und Beſchreibungen von Zweikämpfen vor-kommen, in lächerlicher Nachäffung des Virgil oder gar Homer, von deſſen Kunſt mit zwei, drei Zügen für jeden Nebenhelden — auch abgeſehen von der hiſtoriſchen Feſtigkeit ſeiner Figuren — zu intereſſiren, unter dieſen Poeten auch nicht die kleinſte Spur iſt. Selbſt auch da, wo der Dichter, wie bei dem Feſte von Floritſchanz, die ſämmtlichen aus andern Romanen bekannten Helden der Tafel-runde in unüberſehbarer Anzahl und mit einer merkwürdigen Kennt-niß der poetiſchen Sage verſammelt, ſelbſt da fühlt man ſich nicht unter Bekannten. Die Lebloſigkeit und Flachheit, die in allen Er-zählungen der britiſchen Dichtungen ruht, die Unfaßbarkeit des Factiſchen iſt hier durch die Ausdehnung im Vortrage noch unendlich geſteigert. Selbſt die berühmte Strophe, die durch Einführung von

Mittelreimen in die vierzeilige Strophe der Wolframſchen Fragmente die vortreffliche Wirkung derſelben wieder ganz aufhob, macht aufmerkſam, ob für ſolche bewegungsloſe Stoffe nicht ein feinerer Sinn die kurzen beweglichen Reimpaare wählte; denn in dieſem Maaße ſchleicht der Vortrag höchſt beſchwerlich wie im Predigerton in einer gewiſſen Mitte zwiſchen den kurzen Verſen und der Strophe des deutſchen Volksepos. Es kam dadurch eine Ruhe hinein, die für die didactiſchen Theile geeignet und durch das Vorherrſchen derſelben auch wohl erfordert war; in die erzählenden aber eine peinliche Mühſeligkeit und gleichſam eine langſame Haſt, mit der die Begebenheiten im angeſtrengten Schneckengange ſich fortbewegen, ſo daß auch der Dichter jeden Augenblick mit Klagen und Seufzen auf den traurigen Ausgang ſeiner eingeleiteten Geſchichten ſpannt, und dennoch in andern Stellen die Ungeduld des Leſers abweiſt, der im Voraus von langer Weile gequält nach dem Ende ſchaut, ehe die Erzählung vollbracht iſt [55]). Im Zwang zu einer gleichmäßigen Erhabenheit in dieſer entſetzlichen Weitſchweifigkeit reibt ſich der Poet in einer ſtillen Glut auf, ſinkt jeden Augenblick zuſammen, ſtärkt ſich dann an geborgter Weisheit, ruft die alten beſſern Sänger zu Hülfe, tröſtet ſich, daß ihn die Bücher den mangelnden Witz lehren würden und ermattet von neuem, um, ſtets lahmer geworden, ſich in ſtets größere Räume hinein zu wagen. Wie anders, wenn man gegen den ewigen Jammer dieſer Dichter über ihre Unfähigkeit, dem Homer Einmal in der Fülle und Raſchheit der Thaten den Griffel unter dem Ausrufe entſinken ſieht, er könne das Alles nicht wie ein Gott bewältigen, wo er vorher und nachher ſeinen kühnſten Genius eben gerade mit göttlicher Ueberlegenheit walten ließ.

Der eigenthümliche, myſteriöſe, gedunſene Styl, der alle Eigenheiten hat, die man an der Redekunſt aller keltiſchen Nationen von älteſter bis auf die neueſte Zeit charakteriſtiſch gefunden hat, iſt am natürlichſten angewandt in jenem pathetiſchen Eingang, einem Gebete oder einem Preiße auf Gottes Macht und Weſen, in deſſen Fortgange dann die dunkle Einleitung des Parzival ſo paraphraſirt wird, daß man das Einzelne wohl verſteht, ohne jedoch im Ganzen klüger zu werden. Ueberall ſonſt, wo der Pfaffe und der Chriſt

55) Cod. pal. 383. fol. 88ª.

redet, iſt derſelbe Fall. Von hierarchiſchem Dünkel aber, der ſich nur mit dem gelehrten Dünkel etwa ſtreitet, iſt das ganze Werk voll, und dies eben iſt ſein entſchiedenſter Charakter, daß Prieſterſchaft und Gelehrtenthum in Glanz und Höhe gerückt werden ſollen. Ganz verſchwunden iſt Wolframs tolerante Anſicht des Heidenthums, der wir ſpäter im Lohengrin wieder begegnen, der Dichter verräth zwiſchen ſeiner dogmatiſchen Gelehrſamkeit den gehäſſigſten Zelotismus gegen die Mauren und gegen die alten Griechen [56]; und was noch in der Abentheuer Krone, was in vielen Dichtern dieſer Zeit und bei Dante beliebte Aufnahme gefunden, die Herrſchaft der Fortuna auf der Erde, das Einzige, was dieſe Dichter neben Venus und Amor der griechiſchen Mythologie abnahmen, das findet bei ihm Tadel und Oppoſition [57]. Das Thema ſeines Geſanges iſt die Reinheit und Keuſchheit, die hier ſchon ein irdiſches Paradies bereitet, und ſein Ziel die Verbreitung edler Tugend in alle Ferne und Weite. Der Held, der dem Werke den Namen gegeben hat, wird, wie in der patriarchaliſchen Geſchichte ſo mancher Gotteserkorene, erſt ſpät aus einer lange unfruchtbaren Ehe nach göttlicher Verheißung geboren; früh wird er zu lauterer Keuſchheit und reiner Ritterſchaft erzogen und für den Dienſt Gottes; Bezähmung der weltlichen Liebe, Demuth im Reichthum und Geduld in der Armuth wird er gelehrt; er lebt in der Zeit, wo die chriſtlichen Glaubenshelden Wunder thaten, wo noch „die Lehren guter

---

56) Ibid. fol. 24^{c}.
Sô siht man ouch die Kriechen in menschlicher hiute
an menschlîcher wîsheit siechen: si betent an daz vihe und an die liute,
und an manigiu tier diu wilde loufent,
der liste fünde meister, nu seht, wie sich mit tôrheit die verkoufent;
aller liste fünde in Kriechen sint erfunden,
und lebent doch mit sünde, dâ von sint liste und witze underbunden etc.

57) Fol. 125^{c}.
Gelücke und sœlden lûne lît an got aleine,
heil und ouh fortüne, sterne, würze, wort und ouch gesteine,
diu habent crefte niht wan von d e s crefte
der craft an allen dingen was gebende da ers beschuof mit geschefte.
— hie mit sint underscheiden die heiden und die cristen,
fortûne ze got die heiden hânt sunder wâren got in valschen listen,
sô wünschen wir gelückes sœlde unde heiles,
wan ez got selbe ist gebende, ob got dâ niht benennet wirt des teiles.

Pfaffheit'' auf fruchtbaren Boden fielen und Wunder zu thun lehrten, wo die wahre Gottesminne blühte und die Aufopferung des Abraham, mit der er ſeinen Sohn dahinzugeben bereit war. Daher wird denn dieſem der Erwerb der Gralherrſchaft leichter, als dem ſündigen Parzival; ihm wird ein patriarchaliſches Alter gewährt, ja den Gral in Reinheit anſchauend, iſt er vor dem Tode ſicher. Obzwar er ein Prieſterkönig iſt, ſo iſt ihm doch geſtattet zu heirathen, was den andern Prieſtern nicht gegeben iſt, da ihr Weib die Kirche iſt. Alle Prieſter ſind von Gott geborene Könige, ſie tragen in ihren Platten das Bild der Krone, ihre Gewalt geht vor der der Könige. Man ſieht wohl, der wilde Rittergeiſt des fränkiſchen Epos, der ganze Charakter des Gottesdienſtes im Karl, der im Laufe der Zeiten zu dem Geiſt der Hohenſtaufen führen mußte, paßte nicht zu dieſen Tendenzen. Daher iſt es denn auch ſehr bezeichnend, in welcher Zahmheit das Rittergeſchlecht in der Gralſage auftritt, wie wenig blutig es da überall hergeht, wie hoch der ſanfte Held Parzival über ſeine roheren Geſellen gehoben wird, und man darf auch auf jenen Inhalt des verhängnißvollen Brackenſeils im Titurel merken, wo ein Blumenkranz aus den ritterlichen Cardinaltugenden geflochten wird, die einen ganz friedlichen, weiblichen und paſſiven Charakter tragen. Dieſe Rittertugenden ſind: Zucht, Keuſche, Milde, Treue, Mäßigkeit, Gottesfurcht, Scham, Beſcheidenheit, Stetigkeit, Demuth, Geduld und Liebe. Eine Nonne, eine Betſchweſter könnte wohl kaum noch ein Blümlein zu dieſem auserwählten Kranze hinzuthun, und wenn ſie ihn auch für ihres Gleichen zu binden hätte.

Dieſem pfäffiſchen Weſen, das in dem urſprünglichen Gedichte wohl — wenn auch nicht gerade in dieſer Weiſe — gelegen haben muß, ſteht dann das gelehrte zur Seite, das in allen Theilen die national deutſche Farbe der gelehrten Dichtung jener Zeit trägt. Die Gelehrſamkeit, der Prunk mit Gelehrſamkeit, die kleine Einbildung des Gelehrten beherrſcht das ganze endloſe Werk, ſie überdeckt und verſchleiert den ganzen erzählenden Theil; will man's recht überlegen, ſo iſt eigentlich der gelehrte Dichter der Held ſeines Gedichtes. Ueberall ſchiebt er ſich mit ſeinen Anmerkungen und ſeiner Weisheit vor, überall hebt er ſeinen Stand mit lächerlicher Anmaßung in die Höhe; der Kunſt Meiſterſchaft gibt die höchſte Würde, die Buchgelehrten ſtehen an Rang unter den Menſchen

oben an [58]), erſt dann kommen die Edelgeborenen, ſo wie die Greiſe vor den Reichen kommen. Wenn es irgendwo klar iſt, daß man ſucht, eine alte Zeit ſammt ihren Beſtrebungen und Richtungen mit allen erdenklichen Mitteln zu halten, ſo ſieht man dies hier, wo man in dem Object der Dichtung die ganze ritterliche Herrlichkeit mit der ganzen prieſterlichen Herrlichkeit zuſammengerückt findet, und wo dann der Dichter die ganze gelehrte Herrlichkeit in der Behandlung hinzuthut. In der That iſt dieſe Gelehrſamkeit von Bedeutung und Umfang. Die ganze Sagenmaſſe und Romanenliteratur ſteht dem Dichter zu Gebote, ſogar britiſche Sagen aus Gottfried von Monmouth, die nie im Deutſchen behandelt wurden, kennt er und fügt ſie vielleicht erſt ſeiner franzöſiſchen Quelle zu [59]). Er berührt andeutend Schwänke und Novellen, Geſchichten der Juden und Griechen und zeigt in jener Zuſammenſtellung der heiligen Könige und in andern Stellen ausgebreiteten Ueberblick über neuere Geſchichte; genaue Kunde der Bibel und Legende, mancher lateiniſcher Dichter und des Homer darf man mit Beſtimmtheit bei ihm annehmen; eine Menge Züge aus fremden Sagen des britiſchen und des antiken Kreiſes haben Eingang gefunden, die zum Theile ſchwerlich in dem Original liegen konnten; alles was die gnomiſchen Dichter zerſtreut von Naturgeſchichte wiſſen, bringt er im Vereine, und kramt namentlich ſeine Kunde von den Bäumen und Kräutern und den geheimen Kräften der Steine bei der Beſchreibung des Tempelbaues aus, wo ihm der ſalomoniſche Bau unter allgemeiner Veränderung in byzantiniſche oder gothiſche

58) F. 156^{b}.

59) F. 121^{c}.

Der hôhsten gar beroubet wær diu cristenheit gemeine,
niht wan dîrer houbet, von Rôme Lucius und der edel reine
Anfortas und Artûs der gehiure,
den Lucius sît heime suochte, des nam er tôtlich schumpfentiure.
Swie lützel mans doch sagende ist in diutscher schrifte,
sô pflag er unverzagende, mit ellenthaftem muote er wunder stifte,
ein rœmisch keiser lac vor im erstorben,
an risen und an trachen dar an hât Artûs wâre wirde erworben.
Der diu buoch der hügede lesen wil latîne,
der hâtz für kein getrügede, diu sagent wâr vil manig wirde sîne,
krônica ze Britani und ze Kornvâle etc.

Bauart Vorbild war [60]), und auf die er eine außerordentliche Pracht und ſinnbildernde Weisheit geſpart hat. Von den Meinungen griechiſcher Philoſophen, von Pythagoras Sphärenmuſik, von Plato, Hippokrates, Galen, Heraclit von Sicyon, Maſer Jawaichus und Avicenna hat er wenigſtens reden gehört; ſcholaſtiſche Sophismen, alle phyſikaliſchen und geographiſchen Träumereien und aſtrologiſche Weisheit iſt ihm geläufig. Wenn dieſerlei Gelehrſamkeit und ihre häufige Anwendung dem Werke als erzählendem Gedichte ſeinen ohnehin geringen Werth ſchmälern mußte, ſo gaben ihm wohl in den Augen des Mittelalters einen großen Werth die Reminiscenzen an ältere beſſere Dichter, die ſo häufig ſind, daß man wohl auf jedem Blatte irgend einem alten Bekannten begegnet. Kein anderer erzählender Dichter hat ſich ſo unverſchämt mit fremden Federn geſchmückt, und übrigens auch ſo gut verſtanden ſich damit zu ſchmücken. Die Gegenwart ſeines Gedächtniſſes, die lebendige Vertrautheit mit allen alten Dichtungen giebt dem Dichter ſtellenweiſe eine gewiſſe Virtuoſität und Gewandtheit im Schreiben, eine gewiſſe Sicherheit im Urtheilen und im Ausſprechen der herrſchenden Vorſtellungen eine Klarheit und Präciſion, die man häufig bei den gnomiſchen Dichtern vergeblich ſucht. Wenn daher Wolfram und Gottfried gewiſſe Tendenzen ihrer Zeit, die bei anderen Dichtern unklar vorlagen, zum Bewußtſein und zur Anſchauung brachten, ſo kann man auch von dem Titurel, wenn man ihn in der Mitte dieſer gelehrten Lyriker ſieht, behaupten, daß er eine Menge von dunkeln Beziehungen in den Dichtungen dieſer Zeit aufklärt und namentlich, daß er jenes feſte Anlehnen an das Alte und das Anpreiſen und Nützen des Alten deutlicher beurkundet, als die zerſtreuten Einzelheiten der gnomiſchen und anderer epiſcher Dichter. Wo man ſo, wie es hier geſchieht, ſich auf alte Sitten beruft, eine alte Lebensweiſe fortpflanzt, alte Vorſtellungen erneut, frühere Vorbilder benutzt und Sprache und Manier nachahmt, da geſteht man die eigene Schwäche ein, wenn man ſich auch noch ſo vielen Anſchein der Originalität und Neuheit giebt, man bekennt die Abhängigkeit und die Verſchuldung an Andere, trotz der großen Selbſtgenüglichkeit und der Art von vornehmer moraliſcher Kritik, die mit unter-

---

60) S. dagegen S. Boiſſerée, über die Beſchreibung des Tempels des H. Grals. 1834.

läuft. Wie Arioſt benutzt er jede beliebte Situation, jeden angenehmen, ſtehenden Witz, jedes Neue und Alte von irgend einem Reize. Gleichgültig greift er jeden Gedanken, der ihm gefällt, aus jedem ältern Dichter, ohne Vorliebe für den oder jenen: mit Walther ſpricht er von dem Honig der Welt, der mit Galle vergeben iſt, mit Walther von dem Verderb der Weiber durch die Schuld der Männer, mit Zweter eifert er zelotiſch für die Reinigung der Minne und für inneres geiſtliches Leben, und ähnlich wie er, gebraucht er jene moraliſchen Deutungen naturgeſchichtlicher Gegenſtände. Jetzt borgt er von Hartmann das Anreden der Minne, und jetzt von Anderen das Geſpräch zwiſchen Dichter und Aventiure; an Thomaſin erinnert die Klage, daß der einſt verachtete Keye heute noch ein Muſter abgeben könnte; an den Winsbecke mahnt der Ton der Inſchrift des Halsbandes; die Nibelungen klingen hier und da ſogar durch; Nitharts allegoriſche Namen werden gebraucht, ein Witz Gottfrieds wird variirt, indem der Dichter denen, welche der Wappenröcke warten, überläßt, die Wappen und Deviſen der Ritter zu melden; und er copirt ſelbſt ſeine eigenen Gedanken, wo ſie ihm einmal geglückt ſcheinen. Ueber das Ganze endlich iſt die Manier des Wolfram gebreitet, wozu der genommene Anſchein zwang, als ob das Gedicht von ihm herrühre. Oft nicht ohne Geſchick iſt ſeine Sprache behauptet, ſeine Figuren gebraucht, ſeine barocken Bilder, ſeine kecken Vergleichungen, ſeine unzarten und ſonderbaren Späße [61]), ſeine geſuchten Wendungen nachgeahmt, und ſeine ſpitze Kritik. Nur wenn man da nachfragt, wo das Nachahmen nicht müßige Copie ſein kann, ſondern wo die Seele und das innere Verſtändniß nacheifern mußte, da ſieht man plötzlich, wie klein der gute Albrecht neben Wolfram iſt, und er ſteht dürftig und arm daneben, wie Conrad neben Gottfried. Die Art wie er die herrlichen Fragmente Wolframs verwäſſert hat, iſt hierin ſtatt aller weiterer Belege. Wo dort mit wahrhafter Genialität

61) Zur Vergleichung mit einer gleich argen bei Wolfram befindlichen Stelle, will ich folgende aus dem Titurel anführen. Der Dichter wirft ſeinem Helden Schionatulander vor, er habe doch Einen Fehler gehabt; er habe ſeine Schweſter öffentlich beſchlafen. Gott nämlich ſei ſein Vater und Gottes Tochter ſei die Tugend, die er von Jugend auf geminnet habe!! Die Abgeſchmacktheit will ich nicht vergleichen, nur die Unzartheit im Bilde.

dem Läppiſchen und Kindiſchen entgangen und dafür die reinſte Unſchuld und Kindlichkeit geſetzt war, da fällt man hier wieder recht plump ins Läppiſche zurück, verſteigt ſich dann wieder in eine lächerliche Gelehrſamkeit und verliert ſich in Weitſchweifigkeit und Leere. Ein großer Gedanke erfüllte den Dichter des Parzival, als er ſeine große Epiſode aus der Gralſage heraushob; was er liegen ließ, hob der Dichter des Titurel auf, und mit einer unendlichen, langweiligen, hohlen, nichts enthaltenden Geſchichte, die ſich um eine unerklärbar eigenſinnige Laune eines ſonſt vortrefflichen weiblichen Charakter dreht, dachte er wohl das Werk des edlen Dichters zu überflügeln, der den innerſten Geiſt des provenzaliſchen Gedichtes erfaßt und wohl wußte, daß er nichts als Schale und Rinde davon abgeworfen hatte.

Wie der Titurel, ſo wird auch der Lohengrin [62]) unter Wolframs Maske eingeführt; und in dieſem Gedichte iſt ſchon ein fremder und außerhalb liegender Stoff, um die Täuſchung zu verſtärken, willkührlich an die Gralſage angeknüpt. Auch dieſes Werk hat offenbar mehrere Bearbeitungen erlitten und, bis es die Geſtalt erhielt, in welcher wir es beſitzen [63]), einen längern Zeitraum von Metamorphoſen durchlebt, als der Titurel; Stoffe und Dichtungsmanieren der verſchiedenſten Art liegen in merkwürdiger Lockerheit nebeneinander, und nichts iſt dies beſſer zu vergleichen, als der loſen Verknüpfung ganz getrennter und heterogener Elemente im Herzog Ernſt. Die Lappen aber, die hier wie in einer Muſterkarte zuſammengetragen ſind, erſcheinen nur noch vielfältiger. Die einfache, in Auſtraſien uralte, in Volksliedern noch heute exiſtirende und geſungene Sage vom Schwanritter iſt hier an den Gral und die Tafelrunde angeknüpft, im Namen des Helden dem Lande Lothringen ein Denkmal geſetzt, wie im Titurel der Dauphinee, Graiſivaudan und dem Haus Anjou; die engere Szene iſt nach Brabant gelegt, die weitere greift über das ganze römiſche Reich; eine hiſtoriſche Chronik iſt eingeflochten und in ſie wieder eine jener ſchlecht erfundenen vagen Romanſchlachten eingewoben; Alles zuſammen iſt mit einem Stücke aus dem Wartburgkriege eröffnet und

62) ed. Görres. 1813.
63) Es fällt nach Mone's Bemerkung nach 1356, weil Carl IV. und der Inhalt der goldnen Bulle darin (S. 50) erwähnt ſind.

dem Wolfram von Eſchenbach in den Mund gelegt, obwohl am Schluſſe der Schein aufgegeben wird, als ob das Gedicht von dieſem herrühre [64]). Aus der ganz tollen Verſchmelzung ſo contraſtirender Dinge konnte natürlich kein gefälliges Ganze hervorgehen, und ſpräche irgend einen Leſer dies Gedicht dennoch an, ſo könnte dies nur eine Wirkung der ungemein naiven Vergnüglichkeit des Erzählers ſein, der in ächt niederländiſchem Geſchmacke alle jene verſchiedenen Dinge in Einem Gemälde zu behandeln unternimmt, jedem ſeinen Charakter laſſen möchte und jedes unvermuthet mit ſeiner ſchnurrigen Manier entſtellt. Das Gedicht beginnt mit dem Räthſelſtreite des Wolfram mit Klinſor, der dann zur Erzählung des eigentlichen Gegenſtandes unſeres Werkes aus des erſteren Munde überführt, welche mehrfach unterbrochen und wieder angeknüpft wird, ſo daß die Form der Tenzone, die wir unter den lyriſchen Meiſtern beliebt fanden, hier gleichſam in den Roman eingeht. Zuerſt nun ſucht der Dichter, nachdem ihn dieſe Einkleidung zu ſeiner Materie ſelbſt geführt hat, den dunkeln, ſchwebenden und hohen Ton dieſes Wartburgkrieges zu behaupten; es iſt aber ſehr ſichtbar, wie mühſam er ſich dazu zwingt und wie ſchnell er in einen helleren, freundlichern Vortrag überſpringt, in dem er ſich dann oft nicht ungeſchickt bewegt, wo er nur den Gedanken aufgibt, mit Räthſelhaftem und Ungewöhnlichem prunken zu wollen. Jener feierliche Ton, der durch den ganzen Titurel feſtzuhalten geſucht wird, würde jenen nur allzugroßen Antheil des Dichters an ſeinem Gedichte, jenes lyriſche Mitempfinden aller Schickſale der Helden bedingen, allein der Verfaſſer des Lohengrin legt mit jenem Tone auch dieſe Theilnahme ab, leicht geht er über ſeine Materie hin, und viel auffallender, als das in den fränkiſchen Vaſallenſagen der Fall iſt, ſcheint er oft mit ſeinen Geſchichten ein muthwilliges Spiel zu treiben. Dies liegt vielleicht nicht in ſeiner Abſicht, obwohl die

64) p. 192.

Hât er gehabt niht künste hort,
daz er hab diu wort verschrôten und verbort,
daz si durch grop iht meisters kunst verhelze,
und niht ze rîche noch ze swach
sîn in daz gedœne, als der von Eschenbach,
si schôn floriert mit rîcher witz gesmelze,
wan er in der künste ess si worht nâch sîner lüste.

Wirkung ſeiner burlesken niederländiſchen Darſtellungsart unausbleiblich die iſt, daß uns die ritterliche Materie der Sage herabgezogen und entſtellt erſcheint. Hundertmal wird man daher hier in Ausdrücken und Wendungen an den Reineke Fuchs erinnert, in der ganzen Farbe der Erzählung, in der feindſeligen Stimmung gegen die Geiſtlichkeit [65]), in der reineren, toleranten Anſicht von dem Heidenthume und dem allein ſeligmachenden Chriſtenglauben [66]). Es iſt nur eine Ausnahme, wenn gelegentlich dem Dichter unter ſeiner heiteren Rede die Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge einfällt, und er dann von dieſem Gaukelſpiele das Gemüth wegweiſt auf die Trinität, „die ſo geimmert iſt, daß ſie kein Ende hat;" es klingt dies bei ſeiner ſonſtigen durchaus weltlichen Art ganz komiſch. Denn überall ſonſt hören wir einen geſunden, in ſich vergnügten, tüchtigen Meiſter, der für die Sublimitäten der Ritterromane wenig Sinn hat; bei ſeinen Feſtivitäten geht es ohne fantaſtiſchen Prunk ab, man befindet ſich nicht weiter unter Recken und Rieſen, ſondern in Geſellſchaft von Biſchöfen, Aebten, Hofmeiſtern und Schenken; man unterhält ſich da fein bürgerlich im Tone von Vettern und Baſen; man nährt ſich da ordentlich mit Speiſe und Trank; wenn man reiſt, ſo nimmt man Geld mit und läßt ſich die Sparſamkeit empfohlen ſein, was uns Züge aus Rudolfs Wilhelm von Orleans zurückruft; am brabantiſchen Hofe ſelbſt herrſcht ein ganz cordialer Ton, man empfängt da einen Beſuch recht in der Ordnung, man denkt auf Spaß und Unterhaltung für ihn, die Fürſtin begrüßt ihn

65) p. 135.

Welch ein orden
pist du werde ritterschaft! vil herter dan franzisse,
und aller grâwer orden sî
Benedic, Dominic, und Augustîn dâ bî.

Und anderswo, als der Kaiser vor dem Papſte niederfällt:

— wênig, swie ein kaiser vallen scholde —
danne der pabst schol unde muoz
die krôn im reichen, ob erz halt niht wolde u. s. w.

66) p. 150.

Nu clage ich, daz sô werder lîp (der Heiden) gehellet
schol sîn, der von kindes jugent was alsô ûf gewahsen,
daz im kein ander geloube was kunt,
reht als wênic wir werden irs glouben grunt
bescheiden hie von einem wilden Sahsen.

nach der erſten Nacht in dem gaſtlichen Bette, wie er geſchlafen und geruht, und ob ihn ihr Oheim nicht zu früh geweckt, denn der alte Herr erlaube ſich manchmal im Scherze ein wenig Uebermuth. So kommen auch bei der Vermählung der zwei Hauptperſonen des Gedichtes ziemlich derbe Braut- und Hochzeitſpäße vor; ſo geht beim Zweikampf alles in gerichtlichen Formen her; ſo beräth ſich die Fürſtin in politiſchen Angelegenheiten in landesmütterlicher Herablaſſung mit Adel, Städten und Landſchaft. Dies Alles iſt niederländiſchen Urſprungs und niederländiſcher Farbe, und wir werden bald ſehen, wie dieſe Gegenden jetzt erneute Einflüſſe auf die deutſche Dichtung ausüben und wie ſie nicht wenig dazu beitragen, die Ritterdichtung innerlich und äußerlich zu zerſtören. Ein ganz anderer Ton tritt dann in unſerem Lohengrin wieder ein, nachdem die eigentliche Sage vom Schwanritter zu Ende iſt. Es kommt eine ganz hagere Chronik an die Stelle der früheren Liederquelle; eine Geſchichte der ſächſiſchen Kaiſerdynaſtie, zum Theil nach Siegbert von Gemblours, wird uns vorgeführt, mit ganz ſo originellen Verſchmelzungen der Perſonalitäten, wie wir ſie gleichfalls im Herzog Ernſt gewahrten. Noch einmal werden wir auch aus dieſem trockenen Stoffe und Tone herausgeriſſen in der großen Schlacht gegen die Africaner, die unter Pabſt Johann Rom bedrohen, die ganz in dem langweiligen Styl der großen Alexander- und Titurelſchlachten beſchrieben iſt, wo dann auch einmal der Held Lohengrin, den man in den langen deutſchen Geſchichten kaum mit dem Namen nennen hörte, wieder eine Rolle zu ſpielen bekommt.

Es iſt eigen, daß, wie die Dichtung Gottfriedſcher Schule uns ganz gegen ihren anfänglichen Charakter aus dem Weltlichen und Lasciven in das Erbauliche und zur Legende überführt, ſo umgekehrt die Wolframſchen Nachfolger aus ihrer Ueberſchwenglichkeit herab ſich dem hiſtoriſchen Gedichte nähern, wie wir es ſo eben im Lohengrin fanden; und daß ſie, welche den höchſten Preis der Ritterſchaft verkünden, auf dieſe Weiſe die Ritterdichtung untergraben, wie ſie in anderer Weiſe jetzt von allen Seiten her anfängt angefochten und innerlich ausgehöhlt zu werden. Man ſuchte, ſcheint es, mit ernſtern, wahrhaften, hiſtoriſchen Zugaben den Werth der Romane und Epen zu erhöhen, und machte ſie dadurch zu einer Zwittergattung, die ſich nicht mehr halten konnte. Auch in dem

Alexander [67]) des Ulrich von Eſchenbach, der älter (nach 1270) als der Lohengrin und mit dem Titurel gleichzeitig iſt, hat eine ſolche Annäherung an die Geſchichte ſtatt, indem dieſer Dichter hauptſächlich dem Latein des Walther von Caſtiglione folgt, der ſeinerſeits den Curtius zur Hauptquelle hat, deſſen Büchereintheilung ſogar noch aus Ulrichs Bearbeitung hindurchſieht. Nur allerdings iſt dieſe größere Annäherung zur Geſchichte zugleich begleitet von der größten Ausſchweifung in die abſurdeſten Mährchen, gerade wie wir es in der Kaiſerchronik fanden. Wir kehren zu der ungeſchickten Verſchmelzung der heterogenſten Dinge, zu der modernen Erweiterung alter Stoffe zurück, die wir im 12. Jahrhundert allgemein verbreitet ſahen, aus welcher Zeit die Hauptquelle dieſes Werkes iſt. Hat Walther in den Curtius alle möglichen Fabeln, die vor ihm über dieſen Helden gangbar waren, eingeſchaltet, und von ſeiner eigenen Gelehrſamkeit und poetiſchen Beleſenheit an Schmuck hinzugethan, was ihm gut dünkte, ſo folgt Ulrich noch ſeinem Beiſpiele und fügt auch ſeinerſeits bei, was er hört und lieſt [68]). Dies iſt außer einem ausdrücklichen Zeugniſſe [69]) an nichts beſſer zu zeigen, als an dem Schluſſe, wo eine höchſt läppiſche Allegorie von einer Belagerung der Stadt Tritonia (quasi triplex sapientia, von den drei Künſten der Alchymie, Aſtronomie und Nekromantie, welche die Einwohner vollkommen inne haben) durch Alexander, beigefügt wird, weil ſie der Dichter früher nicht ganz vernommen hatte und daher nicht einflechten konnte. Nirgends iſt beſſer zu lernen, als hier, worin eigentlich das Verdienſt unſerer guten Dichter der hohenſtaufiſchen Zeit beſtand, und daß es in der That im Abwerfen des Wuſtes in den poetiſchen Sagen vor Allem gelegen war, und in der Geſtaltung der Materie nach einem leitenden Gedanken.

67) Cod. Pal. N. 333.

68) So iſt der Elfenſchwank vom Zwerg Antiloye willkührlich und ohne Bedeutung angeknüpft. S. Altdeutſche Blätter I, 3.

69) Cod. Pal N. 147.

Ouch hât manic werder man mir süeze rede dâ zuo getân,
diu dirre âventiure git weder helfe noch stiure,
den ich der wârheit zihe, von Walchen der edle vrîe,
der fürstlich hielt sînen hof, von Salzburc der edel bischof,
schreip mir dise rede her, der wârn zwêne ritter wer,
daz ich des nieman triuge, di sint des bêde geziuge,
und ander guote liute, di ze Prâge wesen hiute u. s. w.

Es iſt kaum zu verkennen, daß dem Pfaffen Lambert oder ſeinem nächſten Vorbilde alle die Geſchichtchen, die in dies ungeheuer angewachſene Gedicht aufgenommen ſind, bekannt waren, denn faſt auf jedes einzelne deutet irgend eine Stelle ſeines Werkes hin; allein wie er ſie zum Theile ausdrücklich verachtete, hörten wir ſchon oben, und daß er ſie zum anderen Theile ſtillſchweigend fallen ließ, iſt nach dem Inhalte dieſes Walther kaum zu bezweifeln. Auch Ulrich von Eſchenbach, der ſich nach verſchiedenen Stellen ſeiner Alexandriade in Salzburg, Schwaben und Böhmen umtrieb, ſteht in der Reihe der Dichter dieſer Zeiten, die der Manier des Wolfram folgten; in Handſchriften heißt er ſogar Wolfrat von Eſchenbach und Seyfried, ein ſpäterer Bearbeiter der Alexanderſage, hielt ſchon das Gedicht für ein Werk Wolframs [70]). Ulrich bezieht ſich vielfach auf ſeine Werke, er bedient ſich ſeiner barocken Bilder und Witze, er affectirt ſeinen Tiefſinn und ahmt im Eingang und ſonſt jenen feierlichen und myſteriöſen Ton nach, der im Titurel und aus dem Titurel ſpäter aufs vielfachſte ſich wiederfindet, er ſchmückt ſich mit Walthers oder mit ſeiner eignen Gelehrſamkeit, es ſpielt häufig in dem Gedichte ſeine Perſönlichkeit mit, und was dergleichen Nachahmungen mehr ſind. Dieſe Richtung nun vertrug es ſehr gut, daß hier alle Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten, welche die Alexanderſage aufzuweiſen hat, ganz gewiß eben ſo geſucht und begierig aufgenommen wurden, wie von Lambert verſchmäht, und dies war um ſo leichter, da das Meiſte ſchon in der lateiniſchen Quelle beiſammen lag. Hier treffen wir alſo die ſchmutzige Geſchichte von der Olympias Umgang mit dem Zauberer Nectanebus; die Sagen von des Darius Geſchenken an Alexander treten zweimal in Varianten an verſchiedenen Stellen auf; bei Gelegenheit der Eroberung von Theben iſt die Anecdote von der Verſchonung von Pindars Haus in die Begnadigung eines lebenden Dichters Clyades umgewandelt, und alle Urgeſchichten, Niobe, Lajus, die Sieben vor Theben erſcheinen in größter Ausführlichkeit und wir erfahren gelegentlich, woher jene beliebten Heldennamen Parthenopeus,

70) Cod. Pal. 347. f. 45^b.

Daz ich sagt von der diet, und wie vil schar iglicher hiet,
und wie sich iglicher hât bereit, und ouch wie sich igliche schar leit,
als Wolfram tet von Eschenbach.

Ypomedon u. A. in den Ritterromanen ſtammen; ſo wird auch bei Berührung von Troja manches von deſſen Geſchichte erwähnt. Länder- und Heldennamen in ungeheurer Maſſe, gefabelte zu ächten, höchſt phantaſtiſche zu hiſtoriſch wahren werden untereinander geworfen, zu den wirklichen Generalen Alexanders deutſche und franzöſiſche Ritter, zu den Kriegsleuten des Darius ein König von Marocco, zu den altaſiatiſchen Ländern die Fabelreiche der Romantik; die größte Verwirrung herrſcht in den Namen und die größte Miſchung in allen Verhältniſſen: Sardin wird mit Gordium zuſammengeworfen und liegt an einem Meere Ellespontificum; Alexander wird vom Ariſtoteles in der heiligen Schrift unterrichtet, er erſcheint halb als Kreuzheld und dann wird ſeine Gottheit berührt; jeden Augenblick ſpielen chriſtliche Geſinnungen und bibliſche Geſchichten herein und dann wieder die Fortuna nach älteren Vorſtellungen; hier und da iſt ein ganz ächter antiker Zug wie verirrt ſtehen geblieben zwiſchen hundert anderen ganz verwiſchten; hier und da ein ausgeführtes Bild, das der gelehrte Lateiner dem Homer abgeleſen, zwiſchen der eintönigen Erzählung, und unter den farbloſeſten Erdichtungen gelegentlich eine Epiſode, die an irgend eine bedeutende Szene im Homer, an Hektors Abſchied, an Glaucus u. A. erinnert (ſo der Zweikampf Alexanders mit dem tyriſchen Burggrafen, und die Begegnung des Eumenes und Mazäus in der Schlacht bei Arbela); das Grab der Gattin des Darius wird von Apelles mit ſämmtlichen Geſchichten aus den hiſtoriſchen und prophetiſchen Schriften des alten Teſtamentes ausgemalt; Rieſen, Figuren aus den fränkiſchen Romanen, wie Rennewart, oder Zwerge wie Spiet in Malagis, ſpielen mit; und wo es vollends gegen das Ende geht, wo der Held in die Schreckniſſe der Weltenden geführt wird, iſt alles billige Maas in dem Häufen von Gräßlichem und Ungeheuerm überſchritten. Wie elend iſt dieſer Wuſt gegen das ſinnvolle Gedicht des Lambert! Wie vortheilhaft nehmen ſich deſſen halbwahre Naturwunder aus neben dieſen lächerlichen Ungethümen! Wie reizend ſeine Szenen bei der Candace, an deren Stelle mit einer Variation hier das beliebte und viel erzählte Geſchichtchen ſteht, wie ſie den Ariſtander (ſonſt Ariſtoteles) zu Pferdedienſten bringt! Wie ſinnvoll ſeine einfache Geſchichte von Alexanders Zug nach dem Paradies, gegen dieſe Fahrt in der Taucherglocke nach dem Reiche der Fiſche, und im Greifenwagen ins Reich der Vögel,

und gegen den beabſichtigten Zug wider Leviathan und die Hölle, wo kaum einmal etwas von dem Sinne der Alexanderſage durchleuchtet [71]), in dem ſie Lambert durchgehend darſtellte.

Dieſem Alexander ſtellt ſich innerhalb der Eſchenbachſchen Schule auch noch ein trojaniſcher Krieg zur Seite, der ganz in die Reihe der pſeudowolframſchen Werke zu ſtellen iſt. Wir kennen dieſe Arbeit (aus dem 14. Jahrhundert) nicht ſelbſt und berichten daher über ſie mit von der Hagens Worten [72]). Nach ihm bietet dieſes Werk eine ähnliche Erſcheinung, wie der Titurel; ein Wolfram von Eſchenbach gibt ſich ſelber als Verfaſſer an, und bezeichnet ſich dabei als jung und unerfahren. Der Dichter ſpricht, wie der des Titurel mit der Abentheuer, hier mit der Geſchichte, und beſonders mit der Frau Minne; nicht minder bezieht er ſich und verweiſet auf Veldeke und andre alte Meiſter. Dann aber vergißt er ſich wieder, noch mehr als der Tituréldichter; und wie er einmal eben dieſen Veldeke als den Gewährsmann einer Erzählung nennt, wovon bei dieſem keine Spur, ſo beruft er ſich häufig auf Eſchenbach, als Zeugen und ſchriftliche Urkunde der ganzen Geſchichte. Hiernach ſchon wäre keineswegs ein älteres, auch etwa nur angefangenes Gedicht Eſchenbachs zuzugeben, wenn ſolches nicht durch die übrige Beſchauung dieſer ungeheuerlichen Reimerei völlig ſchwände. Unzähligemal, in Flickverſen, beruft ſich der Reimſchmied überhaupt auf Schrift und auf ein großes reiches Buch: aber man möchte eher glauben, daß er nur nach verworrener Ueberlieferung die alte Fabel ausgeſponnen hat und ein großer Theil aus ſeinen Fingern herrührt, ſo willkührlich ſind ſelbſt Hauptzüge und Namen verändert. Kaum erſcheinen darunter einige Namen und Züge aus Eſchenbachs wie aus Gottfrieds und Wirnts Gedichten, übrigens faſt unkenntlich. Dieſer Dichter bezieht ſich zwar auch einmal auf ſeine Ritterſchaft, wie Eſchenbach, welchen er noch durch häufige

71) F. 133[c].

Swer wider di natûre sündet,
und swer wider di ordnunge strebt, daz der wider got lebt,
der mac nit gedihen wol. Ein liut menschlich gern sol,
ist daz er ûz der mâze gert, er blîbet lihte ungewert,
und mac verliesen mê dâ mit, volget er niht dem rehten sit.

72) Minneſänger IV, 221.

Einmiſchung perſönlicher Betrachtung, Sprüche und kleiner Allegorien nachahmt; aber wie er ſich bei der Ritterſchaft auch abentheuerlich ſeiner Lindwurmkämpfe rühmt, ſo ſind ſeine Berufungen auf Gewährsmann und Urkunde auch häufig nur ſpaßhaft. Kurz wir haben hier in der einzigen Handſchrift des 14. Jahrhunderts das vermuthlich nicht viel ältere Machwerk eines auf gut Glück fortreimenden Stegreifdichters, welchen Sprache und Reime, mehr denn örtliche Beziehungen auch der Mitte Deutſchlands zuweiſen, und der ſeiner loſen Dichterei durch den berühmten Namen Eſchenbachs zugleich eine gewichtige Empfehlung mitgeben wollte. Wir merken aus dieſen Angaben, daß dies ſchon eine ganz werthloſe und herabgeſunkene Arbeit iſt. Ihr nachſtehen wird vielleicht noch der Parzival[73]) einer Handſchrift in Donaueſchingen, welcher Wolframs Gedicht durch eine Ueberſetzung aus Maneſſier erweitert und ergänzt, dem Fortſetzer des Parzival von Chretien de Troyes, deſſen Ueberlieferung und Sage Wolfram opponirte. Auch jetzt aber war noch nicht das äußerſte des Verfalls Wolframſcher Dichtung und Dichtungsmanier gekommen. Wir werden unten hören, daß im 15. Jahrhundert noch einmal vorübergehend unter dem Fürſtenſtande das Intereſſe an den untergegangenen Rittertendenzen und Ritterpoeſien auftauchte, und daß man dann Alles hervorſuchte, was nur von den letzteren zu erreichen war, um es nach dem rohen Geſchmacke der bäuriſch gewordenen Zeit umzuſchmelzen. In dieſer Zeit entſtand eine cycliſche Bearbeitung poetiſcher Romane[74]) vom Gral und der Tafelrunde (um 1478) durch den Münchner Maler Ulrich Fürterer, der auch eine bairiſche Chronik verfaßte. Aufgemuntert von Herzog Albrecht II. von Baiern dichtete er ſeine

---

73) Er ward auf Koſten Ulrichs von Rapolzſtein ausgeführt von Klauß Wiße und Philipp Colin, Goldſchmied in Straßburg, denen ein Jude Samſon Pine als Dolmetſcher behülflich war, und vollendet im Jahre 1336. S. Uhland in Schreibers Taſchenbuch für Geſchichte und Alterthum in Süddeutſchl. II. p. 259.

74) Außer dem, was in Michaelers Iwain daraus gedruckt iſt, kann ich auf nichts als auf Hofſtätters Auszüge von dem was den Gral betrifft verweiſen, in den zwei Bänden ſeiner Altd. Gedichte von der Tafelrunde; und eine Stelle aus dem Lanzelot, durch Docen in dem N. lit. Anz. 1808. Nr. 4. u. 5.

dreizehn Abentheuer [75]) in der Strophe des Titurel, und „die längſt aus dem Leben geſchiedenen Redeweiſen, Ausdrücke und Wendungen der alten Kunſt ſich aneignend, miſcht er unter dieſe disjectorum membra poetarum die unritterlichen gemeinen Ausdrücke ſeiner Zeit oder ſeiner bürgerlichen Bildung, ſammt allen Härten ſeiner provinziellen Sprache ein. Seine Arbeiten machen deßhalb, weil wir nur ihn und ſeinen Fürſten ſehen, ohne daß wir wüßten, daß irgend ſonſt ſein Zeitalter daran Antheil genommen habe, nicht ſowohl einen widerwärtigen als rührenden Eindruck auf uns [76]).“

3. Berührungen mit der niederländiſchen Literatur.

Reimchroniken und karolingiſche Sagen.

Zwei der letztgenannten Werke machen uns auf den Stand der Literatur in den Niederlanden aufmerkſam, der Lohengrin, weil er offenbar brabantiſche Beſtandtheile hat, der Alexander, weil dieſelbe lateiniſche Quelle (Gautier de Chatillon) ungefähr gleichzeitig mit Ulrichs Bearbeitung auch niederländiſch von Maerlant [77]) behandelt wurde. Wir haben, wie in ſo vielen andern Punkten, auch hier eine Berührung der abſinkenden Ritterdichtung mit der aufſteigenden im 12. Jahrhundert, denn auch damals fanden wir eine enge Beziehung der deutſchen zur niederländiſchen Literatur. Damals hörten wir, daß Philipp von Elſaß, Graf von Flandern, die franzöſiſchen Dichter um ſich ſammelte, als gerade die großen nord- und ſüddeutſchen Fürſten, Friedrich und Heinrich, anfingen, für dichteriſche Cultur empfänglich zu werden, es begannen damals unſere Ueberſetzungen franzöſiſcher Poeſien und Flandern ſchien die deutſchen Nachbarlande anzuregen, wie in der Geſchichte unſerer Dichtung des 18. Jahrhunderts England that. Seit jener Zeit mochte die Vulgarpoeſie der Fläminger von der franzöſiſchen vielfach verdrängt

75) Vom Urſprung der Helden- und Ritterordnung und vom troj. Kriege; von Merlin; Gamuret; Titurel; Parzival; Lohengrin; Floris und Wigalois; Seyfried von Ardemont; Meleranz von Frankreich; Iwain; Perſibein; Poytislier und Lanzelot.

76) Docen in den Wiener Jahrb. Bd. 15. S. 68.

77) Hſ. in München.

worden ſein, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aber kehrte ſie offenbar in verſtärktem Umfange erſt noch im Gebiete des Ritterepos, dann mit verändertem Charakter in hiſtoriſcher und didactiſcher Richtung zurück; wohl nicht ohne directe Einwirkung der deutſchen Dichtung, die ſich jetzt im niederländiſchen Dialecte zudrängte, und die ſich durch ihre Bedeutſamkeit überhaupt bemerklich machte, wie denn auch die Nibelungen im 13. Jahrhundert ins niederländiſche [78]) überſetzt wurden. Noch bis zu Heinrich III. von Brabant muß die franzöſiſche Poeſie hier im ſchönſten Flore geſtanden haben, der ſelbſt noch franzöſiſche Lieder dichtete, und der den Adenes als roi d'armes an ſeinem Hofe hatte, welcher die Romane von Berthe aux grands pieds, Cleomades, Buenon de Commarchis und Ogier zwiſchen den 60er und 90er Jahren des 13. Jahrhunderts verfaßte. Adenes Verbindung mit ſeines Herzogs Tochter, Maria von Frankreich, die ihm am Cleomades geholfen haben ſoll, bezeichnet aber alsdann gleichſam eine Rückwanderung der wälſchen Poeſie nach Frankreich; Mariens Bruder, der berühmte Herzog Johann I. von Brabant, dichtete in Vulgarſprache und ſeine Lieder gingen zum Theil nothdürftig verhochdeutſcht in unſeren Minneſingercodex ein; ſein Sieg bei Wöringen (1288), der Stolz jener Zeit und jener Lande, begeiſterte einen Dichter, van Heelu [79]), ihn (1291—2) in einem hiſtoriſchen Gedichte in der Vulgarſprache zu beſingen, das dann in den Geſchichtsſpiegel des Jacob von Maerlant († 1300) einging. Dies iſt der berühmte Mann, der den Stand der Dichtung in den Niederlanden ganz veränderte. Früher ſelbſt ein Verehrer der Ritterromane, ſelbſt Verfaſſer eines trojaniſchen Kriegs und eines Alexander, legte er nachher dieſe Vorliebe unter einer ähnlichen inneren Metamorphoſe ab, wie unſer Rudolph von Ems, klagte ſich ſeines Leichtſinnes an, in dem er ſich mit lügenhaften Dingen abgegeben habe, dichtete nun Legenden (Leben des heiligen Franciscus), und geiſtliche und gnomiſche Gedichte, und führte mit eindringlicher Wirkſamkeit zu dem Geſchmack an didactiſcher Poeſie und beſonders an der hiſtoriſchen Reimchronik über [80]); er behandelte ſelbſt in umfangreichen Werken in ſeiner

---

78) Bruchſtück in Mone's Anzeiger IV, 191 sqq.

79) Ed. Willems. 1836.

80) Vgl. die Einleitung von Willems zu ſeiner Ausgabe des Jan de Klerk.

Rymbybel (1270 geendet) die heilige, in ſeinem Geſchichtſpiegel (1283—96) die profane, in ſeinem bestiaris oder Naturen bloeme die Naturgeſchichte (nach Thomas Cantipracenſis de rerum natura.). Von dieſer Zeit an beginnt ein lebhafter Kampf gegen die wälſchen Poeten, die die wahre Geſchichte tödteten, in der niederländiſchen Literatur und Sprache; man verfolgte die Minſtrels und ihre falſchen Mähren von Wiſſelau und Fierabras, von Wilhelm von Oranien und den Haimonskindern, und duldete höchſtens die ehrwürdige Karlſage ächten Stammes, wo man den Turpin dem Eginhard und Siegbert von Gemblours an Glaubwürdigkeit gleich ſchätzte. Eine Reihe von geſchichtlichen Reimchroniken ſchloß ſich an Maerlant und Jan van Heelu an, die zum Theile ſchon früher bekannt waren, zum Theile jetzt unter dem patriotiſchen Aufſchwunge in Belgien und mit deutſcher Beiſteuer zuerſt ans Licht treten [81]). Dieſe Werke ſind von entſchiedenem geſchichtlichen Werthe und zu großen Theilen mit Documenten belegbar; dadurch unterſcheiden ſie ſich von unſern halb heiligen, halb ſagenhaften Chroniken, die wir in Wien und unter den Händen Rudolfs von Ems entſtehen ſahen, und von den ſchon früher im 12. Jahrhundert verfaßten franzöſiſchen, wie die eines Philipp Mouskes [82]), die noch Geſchichte und Mähren ohne Kritik verbinden. Was die vorzugsweiſe Entſtehung und Begünſtigung dieſer Werke in dieſen Gegenden angeht, wo der Geſchmack daran die Ritterpoeſie ganz verdrängte und bis auf geringe Spuren vertilgte, ſo erklärt ſie uns der ganze Charakter jener Lande und jener Bevölkerung, die ganz auf Induſtrie, Handelsverkehr und Fabriken angewieſen war und die ſeit eben dieſen Zeiten ihre großartige ſtädtiſche Entwickelung begann; es erklärt ſie uns der Mangel eigentliches poetiſchen Sinnes und lebendiger Phantaſie in dem ganzen deutſchen Norden, wo wir, je weiter wir ſpäter die Dichtung dahin werden vordringen ſehen, deſto entſchiedener immer wieder die Befähigung für eigentliche Verſtandesproductionen und

81) Der Spiegel historiael von Velthem aus dem Anfang des 14. Jahrh. ed. Le Long. 1717. Die brabantsche yeesten door Jan de Klerk (zwiſchen 1318—50). ed. Willems 1837. Die Reimchronik von Melis Stocke ed. Huydecoper 1772. Die flandriſche Chronik, die Kausler aus der Comburger Hſ. herausgibt, und die bis zum Jahre 1404 reicht u. A.

82) Ed. v. Reiffenberg. 1836.

ernſte Wiſſenſchaft entdecken werden. Nichts hat daher auch in dem eigentlich deutſchen Norden aus unſerer Poeſie früher Boden gefaßt, als, wenn wir von dem altniederdeutſchen Heliand abſehen wollen, die hiſtoriſche Reimchronik. Wir haben ſie, wenn nicht vielleicht der Anfang des Oorlog van Grimbergen älter iſt [83]), ſchon früher im niederdeutſchen Dialecte im 13. Jahrhundert als wir ſie ſelbſt in den Niederlanden nachweiſen können und es liegt nahe, anzunehmen, daß von unſern platten Reimchroniken aus den belgiſchen Provinzen ſogar die erſte Anregung zu dieſer Gattung gegeben wurde, die der ſpätern Regſamkeit nach zu urtheilen dort zu Hauſe ſcheinen ſollte. Wir haben eine aus dem Lateiniſchen überſetzte Gandersheimer Chronik von dem Pfaffen Eberhard [84]) ſchon aus der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts, in langen Verſen geſchrieben; und eine Chronik der Fürſten von Braunſchweig [85]), wie ſie bei Leibnitz heißt, die aus allerhand Quellen von dem Verfaſſer aufgetrieben iſt und bis auf Albert I. († 1279) reicht. Beide ſind in niederdeutſchem Dialecte, und aus dem Geſichtspuncte geſchrieben, dem wir ſchon ſo oft begegneten, Heil für die Seele damit zu erlangen, und dieſer Geſichtspunct brachte dann freilich weder der hiſtoriſchen Aechtheit viel Segen, noch dem poetiſchen Beſtreben; und nur die tüchtige Geſinnung iſt in beiden anzuerkennen. Vortrefflicher für eigentliche Geſchichte iſt die nun auch gedruckte Reimchronik von Cölln von Meiſter Gottfried Hagen [86]), welche die Zeiten zwiſchen 1250—70 beſonders behandelt, wo dort die erſten Regungen der Stadt und Bürgerſchaft zum Schutze ihrer Freiheit gegen die Biſchöfe ſtatt hatten. Wenn dieſe Chronik nur irgend verbreitet war, ſo lag ſie einem van Heelu ſo nahe, daß nur ſie allein für ihn eine Aufforderung ſein konnte, mit Cölln dichteriſch wetteifernd ſeine Wöringer Schlacht in Vulgarſprache zu beſingen. Und daß die deutſche Dichtung überhaupt die nieder=

83) Er behandelt den Krieg der Herrn von Grimbergen gegen Herzog Gottfried III. von Brabant (1142—59) und iſt im 13. Jahrh. begonnen, und von einem ſpätern Dichter fortgeſetzt. Vgl. Mone Ueberſicht der niederländiſchen Volkslit. p. 105.

84) In Leibnitz scriptt. brunsvic. t. III.

85) Ibid. und in der Ausgabe von Scheller: De Kronica fan Sassen. Brunswyk. 1826.

86) Ed. Groote. 1834.

ländiſche Vulgarpoeſie vielfach beſtimmte, iſt aus den flämiſchen Ueberſetzungen franzöſiſcher Dichterwerke des 13. Jahrhunderts erſichtlich, denn hier herrſcht Manier und Styl der hochdeutſchen Dichter in ſo treuer Verwandtſchaft vor, daß man ſie kaum aus den gemeinſamen Geſetzen der Sprachzweige erklären kann; weßhalb denn auch ſpätere deutſche Ueberſetzer ſolcher flämiſcher Romane die leichteſte Arbeit hatten.

Der Geſchmack an hiſtoriſchen Gedichten breitete ſich ſeit dem 14. Jahrhundert über ganz Deutſchland aufs ſchnellſte aus; und wir finden ſie gerade an den, den Niederlanden entgegengeſetzten, äußerſten Grenzen Deutſchlands im Nord- und Südoſten. Am bekannteſten iſt die öſtreichiſche Chronik des Ottokar von Steiermark [87]). Ehe er ſie verfaßte, hatte er ſchon eine Weltchronik geſchrieben bis auf Friedrich II. [88]); wäre ſie uns bekannt, ſo würden wir zuverläſſig in ihr ſchon einen Gegenſatz zu Enenkels Stoff und Manier finden, wenn auch nicht ſo ſchroff wie in jenem ſpätern und bekannteren Werke (Anf. des 14. Jahrh.). Hier geht Alles auf die Zwecke der Geſchichte hinaus, und Schade, daß Ottokar keine Proſa vorfand. Bei ſeinem Talente und ſeiner Richtung, ſeiner Erfahrung und ſeiner ſcharfen politiſchen Farbe hätte es nicht fehlen können, daß wir ein Geſchichtswerk von ihm erhalten hätten, welches wir den Vulgargeſchichten der Italiener und Franzoſen doch einigermaßen hätten vergleichen dürfen und wenigſtens mit mehr Recht, als das, was das 14. Jahrhundert dieſer Art bei uns hervorbrachte. Leider aber war es ein Unglück, das unſere deutſche Poeſie durch ihre ganze Dauer verfolgte, daß nur ſelten im rechten Maas die Sprache der Proſa und die der Poeſie ausgebildet und von einander geſchieden ward. So ſehen wir denn hier Verſe

---

87) In Pez scriptt. t. III.

88) In der Vorrede:

Von mîner kleinen kunst nam ich mich an ze suochen
ûz alten puochen keiser, zal und pfaht,
und hân daz ze lieht prâht ze tiutsch von latîn,
als verr der sin mîn mohte geziugen.
Sô hân ich sunder liugen ir kain hin lâzen,
die an dem gewalt sâzen des êrsten in Assyrîâ,
ze Griechen und in Persîâ, dannoch in rœmischen richen
unz an den keiser Fridérichen.

und Reime an eine unverträgliche Materie verſchwendet; und es iſt in dem guten Ottokar ſehr wenig Anlage, ſeinen Vortrag poetiſch zu heben. Die freiere Bewegung und das Behagen des Enenkel ſind ganz verſchwunden, kein Zug faſt erinnert mehr an die Behandlungsart und Gewandtheit der früheren Dichter. Wenn er bei Ottokars Tod über die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit der Welt Betrachtungen anſtellt, wenn er den Verluſt von Ptolemais und den Untergang ſo vieler frommen Chriſten beklagt, ſo verſucht er auf dem Cothurn der epiſchen Dichter zu ſchreiten, aber wie nüchtern und trocken kommt es heraus, wie entfernt von dem Feuer, zu dem ſich ſelbſt andere Chronikendichter bei ſolchen moraliſchen oder frommen Ergießungen erheben. Er behauptet zwar die ſubjective Manier der ritterlichen Romantiker, er vergleicht, er citirt ihre Abentheuer, er borgt ihre Ausdrücke, er ahmt ſie in Kampf- und Prachtſchilderei nach, er nimmt die jetzt ſtehenden Themata der Minnedichter auf (wie wenn z. B. um die Allmacht der Liebe zu ſchildern die hiſtoriſchen Beiſpiele des Salomo und Samſon angeführt werden, was jetzt in jedem Dichter einmal vorkommen muß); allein man leſe nur ſeine Liebesſcenen [89]), ſeine minniglichen Geſpräche und Spiele, ſeine Unterredung mit der Minne, ob man nicht ſogleich an den plumpen Lautenſpieler und Liebkoſer der Fabel wird erinnert werden. — Nächſt Ottokar haben wir eine Livländiſche Chronik anzuführen, von der früher Bergmann ein Fragment aus einer lückenhaften Handſchrift herausgegeben hatte [90]), die 1296 von Ditlieb von Alnpeke zu Reval abgeſchrieben iſt. Das Werk iſt in Heidelberg vollſtändig [91]); und iſt aus dieſer Handſchrift nun von Franz Pfeiffer in der Bibliothek des literariſchen Vereins in Stuttgardt dem Druck übergeben worden. Der Herausgeber hält den Dichter für einen Mitteldeutſchen, der vielleicht Ordensritter geweſen war und eigne Anſchauung der Oertlichkeiten zu verrathen ſcheint. Pfeiffer vermuthet einen Kriegsmann in dem Dichter, weil die Beſchreibung der Kämpfe und Schlachten ungleich lebendiger ſei, als die unbeholfene, durch Wiederholung ermüdende übrige Erzählung. Dennoch,

89) Cap. 174 sqq.

90) Fragment einer Urkunde der älteſten livländiſchen Geſchichte ꝛc. Riga 1817.

91) Cod. 367. von Fol. 192 an.

ſo ſehr auch das Werk unter die ſtrengern hiſtoriſchen Chroniken gehört, trägt es weit nicht den proſaiſchen Anſtrich des Ottokariſchen Gedichtes, es hält vielmehr den blühenderen Vortrag der Ritterromane mit ſo viel Geſchick feſt, als nur bei einem ſolchen Gegenſtande zu erwarten iſt. Darin und in dem Feſthalten Eines Zieles ſteht es ſogar über der Chronik des deutſchen Ordens von Nicolaus von Jeroſchin [92]) (geht bis auf 1326), die nach dem Lateiniſchen des Peter von Dusburg um 1341 bearbeitet iſt, wie wir jetzt überhaupt häufiger zu lateiniſchen Quellen zurückkehren. Jeroſchin hatte das Beiſpiel des Hochmeiſters Luther von Braunſchweig vor ſich, der ſelbſt eine Legende von der heiligen Barbara gedichtet und auch andere Dichter angeregt hatte. Auf deſſen Bitte hatte er die Chronik zum großen Theile überſetzt; in dieſer erſten Geſtalt aber ward ſie vertilgt; das erhaltene Werk ſchrieb Jeroſchin dann auf den Wunſch des Hochmeiſters Dietrich von Altenburg. Auch dieſes Werk hat wieder neben Ottokar und Enenkel ſeine beſondere Eigenthümlichkeit. Es iſt aus dem Sinne des Rudolf von Ems geſchrieben, der ſeine Begriffe von Geſchichte aus der Bibel holte und daher ſogleich von myſtiſchen und religiöſen Beziehungen voll iſt. Auch Jeroſchin gibt ſich gewiſſenhaft an ſein Geſchäft wie ein Prediger [93]), mit bedächtiger Ueberzeugung; er widmet ſein Werk der Maria und erwartet von ihr Befähigung und Unterſtützung für ſeine Arbeit, die er zu ſeinem Seelenheile und zu Gottes größerem Lobe und Ehre dichtet, um deſſen Wunder an dem deutſchen Orden zu zeigen. Von dergleichen hielt ſich Ottokar ganz frei und dies eben hätte ihn zu einem tauglicheren Geſchichtenſchreiber gemacht, wenn er nur nicht hätte reimen wollen; dies macht ſeine Erzählung viel glaubwürdiger, während hier Alles von Wundern, Vorzeichen und allerhand frommen Epiſoden wimmelt, überall der Pfaffe und Caplan hervorſieht, ſowohl in dem Anführen der Sprüche und Moral

---

92) Cod. Pal. No. 367. f. I. sqq.

93) Wol bescheiden an begunst ist des buoches halbe kunst,
und dâ von swer dâ tihte, der hebe des vlîzes pflihte,
daz er von dem beginne die materje besinne,
dâ sîn wille sich ûf treit, und mit entscheidenheit
sî teilende ze litte nâch predigêres sitte.
der sîn rede in stücke schibt ê her von der materje iht
endehaftes spreche.

der Kirchenväter, als in dem lehrhaften Vortrage überhaupt und jenen myſtiſchen Deutungen und Vergleichungen geiſtlicher und weltlicher Dinge, ſo wie in dem Beſtreben, in den Hiſtorien überall einen geiſtlichen Sinn verborgen zu ſehen und ſie auf teſtamentliche Stellen oder dieſe auf jene zu beziehen, was Alles wir in den Lehrgedichten und Heiligengeſchichten werden wiederkommen ſehen. Gegen dergleichen apocalyptiſche Ekſtaſen ſticht alsdann der trockene Chronikenſtyl in dem ſtreng geſchichtlichen Theile grell ab und dieſe enge Berührung des Platten mit dem Bombaſtiſchen wird in allen den frommen und tiefſinnigen Gedichten dieſer Zeit, die ſich noch zu einem hohen Fluge zwingen wollen, allgemein, ſo wie auch überhaupt die poetiſche Farbe dieſes Werkes an den Titurel und Aehnliches erinnert. Denn wie aufmerkſam jetzt die deutſche Poeſie in dieſen entfernten Gegenden betrachtet wird, zeigt eben unſer Jeroſchin, der nicht einmal des Deutſchen ganz Meiſter zu ſein verſichert, in ſeiner metriſchen Kritik [94]), die faſt gegen Ottokars kurze Verſe gerichtet ſcheinen könnte, die gegen die ganze herkömmliche Manier kämpft, den Schluß des Sinnes von dem des Verſes und Reimes zu trennen, und nach der er auch wirklich in der Art des Lehrgedichtes und der Bonerſchen Fabel das Entgegengeſetzte durchführt.

Wir kehren zur Betrachtung der niederländiſchen Literatur zurück, die ſeit jener Zeit ihres Aufſchwungs unter Maerlants fruchtbarer Thätigkeit noch weitere Berührungen mit der unſrigen darbietet und wenn ſie im 13. Jahrhundert Einwirkungen von der deutſchen erlitt, dieſe weiterhin mit einigen Rückwirkungen auf die unſere vergalt. Wie eifrig man in Brabant und Flandern am Ende des

94) Cod. 367. f. 2ᶜ.
Ouch des tihters zunge
an der materjen strâze sol die rehte mâze
behalden an den rîmen, glîch ze glîchem lîmen,
an lenge, sînne, lûte, daz ich alsus bediute:
vil wort man glîche schrîbet, der lût unglîch sich tribet,
sulch rîmen sol man mîden, den sin ouch niht versnîden;
die lenge helt der silben zal, darunder man ouch merken sal,
daz vünf silben sint ze kurz, zêne hânt ze langen schurz;
zwischen den zwên enden rîment die behenden,
die büecher pflegen tihten, und dar nâch sal ich rihten
mich an dis getihtes vart u. s. w.

13. Jahrhunderts die franzöſiſchen Romane zu verfolgen anfing, ſo konnte man es doch nicht dahin bringen, daß dergleichen nicht weiter geleſen und nicht weiter überſetzt worden wären. Ohnehin ſind wir reich genug an Reſten der niederländiſchen Dichtung, daß wir wiſſen können, es habe ſeit jenem Reinaert durch das ganze 13. Jahrhundert die Vulgarpoeſie ſelbſt in dem vorzugsweiſe von Franzoſen behandelten Zweige der Romane keineswegs pauſirt; wir beſitzen noch einen Artusroman, Ferguut, der zwar nicht von dem Herausgeber [95]), aber doch von andern Kritikern frühe ins 13. Jahrhundert geſetzt wird. Auch nachdem aber die Polemik gegen die Romane begonnen hatte, fuhr man doch fort, dergleichen aus dem Wälſchen zu übertragen; es hatte der Einzelne die inneren Seelenerfahrungen immer wieder zu machen, die Maerlant und die ganze Zeit gemacht hatte; man gab ſeine Jugend den romantiſchen Mähren hin und kehrte im nüchternen Alter zur Geſchichte zurück; ſo dichtete Jan der Schreiber, der in ſeinen brabantiſchen Geſten dem Maerlant ſo beredt ſeine Ausfälle auf die Minſtrels nachſpricht, den Ogier, den wir in einer deutſchen Ueberſetzung beſitzen. Wir haben nämlich in Deutſchland die Uebertragungen eines zwei- oder dreitheiligen Gedichtes von Ogier, eines von Reinald (Haimonskinder) und eines von Malagis, welche flandriſchen Originalen folgen, die an das Ende des 13. Jahrhunderts fallen; von dem niederländiſchen Reinout und Malagis ſind auch Bruchſtücke bekannt geworden [96]). Dieſe Romane ſind ihrerſeits aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und ihre Berufungen auf die wälſchen Originale ſind ſogar in den deutſchen Ueberſetzungen ſtehen geblieben [97]). Hier bewegen wir uns nun in der Vaſallenſage des karolingiſchen Kreiſes, die wir im Willehalm des Wolfram ſchon in einer edleren Geſtalt haben kennen lernen. In dieſem war der urſprüngliche Geiſt der fränkiſchen Sage noch geblieben, die größere plaſtiſche Feſtigkeit der karolingiſchen Gedichte hatte ſich behauptet. In unſern niederländiſchen Gedichten aber von Reinald und Malagis iſt ein ganz anderer

---

95) Ed. Visscher. Utrecht 1838.

96) S. Hoffmanns Fundgruben I, 207. horae belgicae, V, 451. Bilderdyk nieuwe taal-en dichtkundige verscheidenheden IV, 153 sqq. und I, 113 sqq.

97) Vgl. in Reinald cod. pal. N. 340. f. 46. „Die welschen sagen das fur ware“ und oft ähnlich.

Geiſt ſchon eingedrungen, der in dem erſteren Gedichte gleichſam auf ältere Zuſtände zurück, im Malagis auf neuere vorwärts weiſt. Was in Volksliedern und älteren Gedichten aus der karolingiſchen Zeit von Brutalität der Großen gegen die Könige war überliefert worden, war in der feinen Zeit der höfiſchen Poeſie offenbar etwas zurückgetreten, wenn es auch nicht ganz verloren ging, wie wir im Willehalm ſehen konnten; jetzt aber tritt, als im Laufe der Zeiten Anarchie und Raubſucht, Selbſthülfe und Verwirrung in den Reichen, und beſonders in Deutſchland wiederkehrten, die alte Rohheit wieder hervor und wird mit neuen Farben aufgefriſcht. Jene herkuliſchen oder ſimſonartigen Figuren, wie der Waltharius in der Chronika Novaleſe, erſcheinen alle (wie Rennewart) in jenen Zeiten von der Liebe gebändigt; jetzt aber treten die Reinalde wieder heraus in all der plumpen Wildheit, die ihnen früher eigen ſein mochte, und ſtreifen die unnatürliche Empfindſamkeit wieder ab; dies geſchieht in der fränkiſchen und deutſchen Sage. Die Gemeinheit, die hier in alle Liebeshändel hereinſpielt, oder der Mangel an allen Liebeshändeln, die Charaktere der Frauen, die bis zu den roheſten keifenden Widerbellerinnen herabſinken, die unſauberen Minneregeln, die nun ertheilt werden, und ſoll ich auch einen ſchönern Zug hinzuſetzen, die Rückkehr zum Vorherrſchen der Mutterliebe im Reinald, all dies und ähnliches verſetzt uns in die Zeiten vor der höfiſchen Kunſt weit und weiter zurück. Grauſamkeit, Blutdurſt, der barbariſchſte Stumpfſinn, eine Sympathie zwiſchen Menſch und Thier oder Held und Waffe, wie ſie nur uralten Zeiten des Naturſtands eigen, tauchen wieder hervor; Gleichgültigkeit gegen Menſchenleben und Fühlloſigkeit gegen Marter und Schmerz, wie ſie in den galanten Rittern der hohenſtaufiſchen Zeit unmöglich geweſen wäre. Die heilige Scheu vor dem Ritterthume, der hohe Begriff von der hohen Würde dieſes Ordens ſinkt völlig herunter. Ueberall kehrt man in das volksmäßigere aus dem höfiſcheren zurück. Der Knappenſtand liefert jetzt Lieblingshelden in den Romanen, die nicht ſelten ſehr über die Herren hinwegſtrahlen. Der Vortrag wird vollkommen volksmäßig; die Redensarten, die Sprichwörter des Volks finden Eingang, der Witz ſchlägt ſchon ganz in den niedrigſten Ton um, der Geſchmack am Gräßlichen (wie die Beſchreibung des Todes der Roſa im Malagis durch wilde Thiere) verräth das erweiterte und geänderte Publicum, für welches dieſe Gedichte wieder berechnet

waren, und im Malagis erſcheint Oriande als Spielmann und führt eine förmliche Bankelſängerſzene auf. War in den franzöſiſchen Quellen dieſer Gedichte das Herabſinken der ritterlichen Würde, des feinen Hoftons der Erzählung und Rede ſchon begonnen, ſo iſt doch wohl vorauszuſetzen, daß die Niederländer in ihren Bearbeitungen dies noch weiter getrieben haben, denn ſelbſt noch die franzöſiſchen Volksbücher ſind von den unſrigen, die aus den niederländiſchen Gedichten hervorgegangen ſind, ſehr verſchieden; ſie gaben dieſen Erzählungen wohl erſt entſchiedener den Styl der niederen Kunſt, der ſie ſo ſehr befähigte, ſpäter in Proſa und Volksbücher überzugehen; ſie fügten die ſatiriſchen Züge gegen das Ritterweſen vielleicht erſt hinzu, und es verbreiteten ſich dieſe Materien in dem Volke deutſcher Zunge [98]), wie ſie nur immer in Frankreich verbreitet ſein mochten. Hatten wir die Niederländer vorhin der Ritterdichtung den Rücken kehren ſehen, ſo niſten ſie ſich hier gleichſam in dieſelbe ein, um ſie unmerklich zu verderben und zu entſtellen; wir treffen deutlicher als vorhin im Lohengrin dieſes bürgerliche Volk über der Beſchäftigung, die alte Feierlichkeit und Höhe der Ritterpoeſie herabzuziehen: im Lohengrin behielt der Dichter den Ernſt und den Pomp bei, rückte aber die Heldenwelt in die platte Alltäglichkeit herab; im Malagis dagegen wird Begebenheit und Erzählung gleicherweiſe ins Komiſche gezogen. Alles fängt an menſchlich zu werden; ſelbſt die Wunder, die noch vorkommen, werden von Menſchen verrichtet, die ungewöhnliche Kräfte in ſich geübt haben; ſelbſt die Feen verdanken ihre wunderbaren Eigenſchaften nur menſchlichem Fleiße und Studium; die Zwerge ſind nur kleine geſchickte Menſchen, keine beſondere Gattung von Weſen; und es ſcheint, als ob ſich ſchon hier das Wunder wieder aus der menſchlichen Geſellſchaft weg in die Thierwelt herab und in die Geiſterwelt hinauf hätte begeben wollen. Vielfach werden wir in Geſinnung, Rede und Form an den Reinhart Fuchs erinnert, ja man kann mit Recht darauf aufmerkſam machen, wie ſogar der ganze Geiſt dieſer Dichtungen entſprechend iſt, wie das Anarchiſche,

98) Malagis f. 16.

Diss ist das kint, das sider bant den fiant von der bitteren hellen,
da die menige in dutsch von zellen und dem man git so grossen pris,
in dutsch heist man in Malagis.

das Thieriſche und Rohe, das Empfindungsloſe hier und dort ſich ſehr ähnlich ſieht, wie die Hof- und Reichszuſtände dort und hier von einander entlehnt, wie ſogar ſolche beliebte Szenen, wie die Rettungen vom Galgen weg und die Belagerungen und Verſpottungen der Belagerer, entlehnt ſcheinen; und endlich iſt im Malagis ſehr deutlich und mit ausdrücklichen Worten die Lehre des Reineke gleichſam als der Gedanke des ganzen Gedichtes aufgeſtellt, daß Behendigkeit vor Stärke gehe und daß die Macht der Weisheit unterliege. Dies liegt ſehr klar in der Gegeneinanderſtellung des Malagis und Vivien [99]).

Dieſe Gedichte nun ſind in deutſchen Ueberſetzungen ganz erhalten, welche wohl erſt in das 15. Jahrhundert fallen; obwohl darüber ſehr ſchwer zu urtheilen iſt, indem ſie alle mehr oder weniger ſclaviſch dem flandriſchen Originale folgen und dadurch bei der größten Unreinheit und Miſchung der Worte, Reime und Laute doch die entſchiedene Färbung alterthümlicher Erzählung und Rede behaupten, und ganze epiſche Verſe der älteren Zeit, vergeſſene Worte, verlorene grammatiſche Eigenheiten wieder erneuern [100]).

---

99) Vivien beſchwert ſich über des Malagis Zaubereien (ſ. 277.), und meint, es ſei dies Gott geſchmäht und ein Schimpf für Ritter. Malagis aber preiſt Witz und Weisheit vor Kraft. Er nennt dabei ſeinen Bruder geradezu einen Eſel und beweiſt ihm das mit dem bekannten Kunſtſtück der Sofiſten: Ob er nicht ein Menſch ſei, der von Gott Weisheit und Kunſt empfangen? ob er nicht Gott dafür preiſen ſolle den ganzen Tag? ob er dies thue? Nein. Mit dieſem Nein fange er ſich; die Vögel dankten Gott den ganzen Tag für mindere Wohlthaten; ob das nicht von ihm alſo Eſelei ſei?

> Vivien sprach: das ist war, und wol bewert bi guten reden klar.
> Bruder ich prise witz vor macht, und tun alles das ir habt gedacht,
> Esel han ich mich gebrübt, des ich sere bin betrübt.

100) Der Ueberſetzer des zweiten Theiles des Ogier iſt der roheſte; er ſetzt, oft ſelbſt da, wo es leicht thunlich iſt, Reime und Worte ins Hochdeutſche nicht über und läßt innerhalb des Verſes ſelbſt platte Worte ohne Noth ſtehen. Im erſten Ogier und Reinald müßten dem Ueberſetzer, wenn er derſelbe ſein ſollte, die Schwingen ſchon gewachſen ſein; noch immer aber wagt er ſich nicht von dem Original zu entfernen. Im Malagis hat aber der Ueberſetzer ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach ganze Zuſätze gemacht:

> Nu tu ich uch bekant, als ich diss buch in flemsch fant
> da must es mir gefallen, und das man davon wüste zu kallen
> in disser oberlendschen gramnytz, hab ich dorechtigen gauckelwitz

Wir erwähnen ſie ſchon an dieſer Stelle, weil wir nun überhaupt, zunächſt auch in den Dichtungen deutſcher Sage, dem ganzen Verlaufe der epiſchen Poeſie bis ins 15. Jahrhundert hin folgen wollen, wo ſie ſich in Proſa auflöſte; ſodann weil der ganze Geiſt dieſer Dichtungen und ihre oppoſitionelle Richtung gegen das vergeiſterte und überſteigerte Ritterthum, als Gegenſatz zu dem Titurel, uns zu wichtig für die Anſchauung der Wege iſt, auf welchen die Ritterdichtung ihren Uebergang zu der Volkspoeſie machte. Dieſe Wege wurden, wenn auch gerade dieſe Gedichte erſt viel ſpäter überſetzt ſein ſollten, in Deutſchland ſchon im 13. Jahrhundert eingeſchlagen, wie wir ſogleich aus der Geſtaltung unſerer nationalen Dichtungen in dieſer Zeit erfahren werden. Schon die Berührung mit dieſen deutſchen Mähren (beſonders dem Otnit und Wolfdietrich) macht uns die niederländiſchen Karolingergeſchichten intereſſant, denn nicht allein erinnern die Abentheuer an einander, nicht allein iſt in den Namen, wie Hayme (für Haimon) im Reinald, und Suters im Ogier Verbindung mit dem deutſchen Kreiſe geſucht, ſondern auch der ganze Ton und Bau jener nationalen Gedichte, die burleske Manier, der Eintritt jener Ideen von Vorherrſchaft der Liſt und Klugheit vor roher Stärke zeigt eine Verwandtſchaft an, die uns zu einer genaueren Betrachtung der niederländiſchen Gedichte berechtigt, in denen wir die Veränderungen in Materie und Behandlung beſſer ausgeſprochen finden. In dieſen fränkiſchen Vaſallenſagen entwickelte ſich fortdauernd jene erſte Anlage zu ſinnlicher Anſchaulichkeit und Charakteriſtik, die den britiſchen Romanen ſo ſehr

---

gebrucht willielich darinne, damit dass auch der synne
uns groben Contzen wurde wise; Lob hab immer Gott im paradise.

Und in der That iſt der ganze Ton ſo ſehr gut eulenſpiegeliſch, daß man nur Ein Beiſpiel anzuführen braucht, um zu finden, hier ſei deutſcher Volkswitz des 15. Jahrh. auf eine übrigens geſchickte und unmerklich gemachte Art eingeſchoben worden:

Uud wie heissent ir pilgerin? — Nach minem pätten, Frauwe!
und wie heisst der, Gott gebe uch ruwe! — Frauw, als er getauft was.
und wie was das? bescheid mich bas. — Als der hiess, der ihn hieb.
Sie sprach eya böser diep, nu bin ich des warlich wiss,
dass ir es sint Malagis.

Auch die Vergleichung mit den niederländiſchen Fragmenten weiſt Zuſätze des Ueberſetzers aus.

mangelte; die romantiſche Poeſie erhält hier einen Körper, den man ſonſt vermißt; die Charaktere werden feſter, wenn auch oft carricaturartig; die Begebenheiten mannichfaltiger, beſonderer, anſchaulicher; der Vortrag lebendiger, natürlicher, wenn auch roher; die Erzählung fängt an zu blühen, die vorher dürre war, und die Abſtraction und Betrachtung wird dürftig, da ſie früher die Erzählung allzu oft unterbrach, ſo daß nun ſelbſt die Gebete u. dgl. Alles Lyriſche verlieren und zu epiſchen Erzählungen von Chriſts Martern oder etwas Aehnlichem werden. Mit dieſen Eigenſchaften befähigten ſich die karolingiſchen Sagen immer mehr, bei der höchſten Ausbildung der Ritterpoeſie in Italien vor den britiſchen Mähren bevorzugt zu werden und den Stoff zu liefern, während ſie auf der andern Seite bei uns, wo die Ritterdichtung zu dem Volke ſich herunterließ, die beliebteſten Volksbücher wurden. Schon dieſer unſrer Volksbücher wegen würden wir den Inhalt der Haimonskinder und des Malagis näher analyſiren dürfen; und da die Gedichte im Holländiſchen und Franzöſiſchen ihre Quellen verloren, die deutſchen Ueberſetzungen nicht gedruckt ſind, ſo mag dies ein weiterer Grund für größere Ausführlichkeit ſein.

Jener Gedanke, daß Weisheit die Gewalt überwinde und geiſtige Kraft der phyſiſchen vorſtehe, ein Gedanke, der dem aufkommenden Bürgerthum ſchmeicheln mußte, durchdringt vor Allem den Malagis [101]), und er iſt darin nicht blos wie in den britiſchen Romanen, neben das Gedicht unverbunden hingelegt, ſondern er iſt poetiſch verſinnlicht. Das ganze Werk repräſentirt gleichſam den Sieg des Gelehrtenadels über den bewaffneten. Es führt ganz eigentlich die Geſchichte unſerer Poeſie noch eine Stufe weiter, als der Titurel. Dort war der dichtende Gelehrte gleichſam der Held, hier iſt der Held ein Gelehrter, ein Nekromant; dort lag die Gelehrſamkeit als Eigenthum des Dichters außerhalb der Handlungen im Gedichte, hier geſtaltet ſie die Handlungen und erſcheint nur verkörpert in dem Helden. In dem folgenden Auszuge heben wir, wie überall, das Charakteriſtiſche des Gedichtes hervor; die Verſchlingung der Abentheuer ſind etwas ermäßigt, um das Beſchwerliche zu vermeiden, ohne das Bezeichnende zu verſäumen.

---

101) Cod. Pal. N. 315.

Bueno von Egermont vermählt ſich mit Druwane, der Schweſter des Grafen von Montpellier. Am Hochzeittage geht ſie im Geleite von Armen, Krüppeln und Bettlern zur Kirche, in Folge eines Gelübdes, das ſie in der Zeit ihrer erſten Liebe zu Bueno gethan hatte; es geſchehen Wunder, eine Stimme verkündet ihr den Lohn ihrer Tugend in ihrer Nachkommenſchaft, eine Hand ſegnet ſie, die Kranken werden geſund, die Glocken läuten von ſelbſt, die zuvor ekeln Bettlerleiber verklären ſich. Einſt auf einem Turniere, wo ſich die ſchwangere Druwane mit befand, brachen Sarazenen unter dem Grafen von Palermo, deſſen Tochter Roſa gefangen an Bueno's Hof war, ins Land, im Tumulte des Ueberfalls gebiert Druwane Zwillingsknaben; ſie ſelbſt wird kaum von ihrem Gatten gerettet; der eine ihrer Söhne war von ihrer Schweſter Ylſane in Obhut genommen, dieſe aber mit ihm gefangen worden; mit dem anderen, der mit einem wunderkräftigen Ringe im Ohre bezeichnet war, war Roſa in den Wald geflohen. Ylſane ward das Weib des Königs von Mayorca, der von ihr erhaltene Knabe aber ward an den Heidenkönig Yvorin von Montbrant verkauft; dies ward Vivien, Haimons Vater. Roſa aber ward im Wald von Löwen zerriſſen, das von ihr geflüchtete Kind aber kraft des Ringes erhalten und von der zauberkundigen Oriande gefunden und erzogen. Dies iſt Malagis.

Hier haben wir denn eine britiſche Verwaiſungsgeſchichte, aber gleich weit thatſächlicher; es folgen die gewöhnlichen Erziehungsgeſchichten, aber gleich ganz eigenthümlich nach dem geänderten Geſchmacke zugerichtet. Malagis wuchs bei Oriande auf und galt als Sohn ihres Bruders, des Nekromanten Baudri. Zufällig geräth der Junge an ſeines Pflegevaters Bücher, und wird von Oriande in der geheimen Kunſt ſo geſchickt unterrichtet, daß er ſchon nach zwei Jahren den Baudri überflügelt, und dies beweiſt er zuerſt, als jener bei einem Mahle Haſen und Kaninchen auf den Tiſch bringt, die Malagis von zwei Windſpielen hetzen und tödten läßt. (Dergleichen jetzt ſo beliebte Szenen erinnern an das Gaſtmahl, das Albert der Große dem König Wilhelm 1254 in Kölln gab und bei dem er ſeine magiſche Kunſt gezeigt haben ſoll.) Gleich bei dieſer Gelegenheit nun macht Oriande ihrem Bruder grobe Vorwürfe, das Kind ſei geſchickt wie ein Wieſel, er aber dumm wie ein Eſel, an dem man es oft ſehe, daß er jung mit ſeinen

Sprüngen die Leute beluſtige und dann ſtets fauler werde (dergleichen pflegt dann hier ſehr ins Natürliche ausgemalt zu werden); und zugleich veranlaßt es, daß ſie dem Knaben ſeine wahre Herkunft ſagt. Gleich bei demſelben Mahle beginnt das Spiel wieder; Baudri läßt einen Kapaun vor Malagis lebendig werden, aber dieſer zwingt ihn nieder, ſtellt ihn als Braten her und läßt ſiegreich ein gebratenes Huhn vor Baudri auffliegen. Wieder fährt Oriande ihren Bruder an: wäret ihr weiſe, Herr Affenſchwanz, ihr bekenntet eure Eſelei. Wirklich erkennt Baudri den Jungen als ſeinen Meiſter, doch zieht ſich dieſer beſcheiden zurück und nennt den Baudri ſeinen Herrn. Das widerräth ihm Oriande; er ſolle ſich ins Galgens Namen nicht wegwerfen, ſie ſei ins Teufels Ehre Frau im Lande, und Er ſei Herr. In dieſer Art begegnet auch ſpäter Oriande ihrem Bruder jedesmal, ſo oft er den Mund öffnet, ſpart kein Schimpfwort der gemeinſten Art, noch die ſchmutzigſten Zoten und Unflätigkeiten. In dieſem Tone geht hernach ſein Ritterſchlag vor ſich; Oriande ſchlägt ihn zum Ritter, indeß nur ſelten ſonſt Frauen in Romanen Ritter ſchlagen und ſchwerlich je in der Wirklichkeit; ſie giebt ihm dabei einen Schlag auf den Nacken, daß ihm Hören und Sehen vergeht, und unter dem Lachen der Anweſenden geſteht er, Gott ſolle es wiſſen, der Schlag ſei ihm ins Herz geſchrieben, er werde ihn nie vergeſſen. Nachher reiſen beide Zauberkünſtler nach Paris zu dem großen Meiſter Yvert, Malagis Ohm. Mit Hülfe des trefflichſten Buches dieſes Meiſters bringt es Malagis dahin, daß er alle Teufel der Hölle, ſelbſt den Beelzebock, den ſeit Salomon Niemand bändigte, bezwingt. Unter den Meiſtern in Paris erregt Malagis das höchſte Aufſehen, ſelbſt König Karl will Proben ſeiner Kunſt ſehen, nimmt es aber nachher übel und läßt Malagis feſtſetzen. In Geſtalt eines teufliſchen Geſpenſtes bewegt er den König, ihn frei zu laſſen; dann, aus dem Lande verbannt, ſchafft er eine Inſel auf der Seine und trotzt dem König, den er Graubart und Erznarr ſchimpft, er gebe nicht eine Schlehe um ſein Gebot; als Engel erſcheint er dem König auch von da und verirt ihn, und fährt ſpäter mit Yvert nach Baudris Heimat. Wie hier dem Chriſtlichen und Ritterlichen arg mitgeſpielt wird, ſieht man ſogleich. Wie gleichgültig die Ritterthaten dem Dichter ſind, ſieht man an der Vorliebe und großen Freude, mit der die Zauberſpäße des Helden ausgeführt werden, der zwar ſelbſt ſeine Unkunde in der

Aſtrologie bekennt, aber doch recht gut jene bekannte Sprache dieſer Künſte führt, die ſtets mit tiefen und hohen Worten um ſich fährt, immer nach etwas klingt, ohne etwas zu ſagen, immer etwas zu wiſſen ſcheint, ohne nur etwas zu ahnen, und die etwas erklären will, indem ſie alles umnebelt.

Unterdeſſen wächſt Vivien bei König Yvorin von Montbrant, erzogen von deſſen Tochter Beaflur, heidniſch auf, und es entſpinnt ſich nachher (wie auch zwiſchen Oriande und Malagis) trotz des ungleichen Alters ein Liebesverhältniß. Ein Sultan von Perſien verlangt Beaflur mit Heeresmacht zum Weibe, oder einen Wettkampf zwiſchen einem ihrer Ritter und ſeinem Rieſen Brayſin. Als Vivien auszieht gegen dieſen, erſcheint ihm ein Engel und Chriſtus ſelbſt belehrt ihn über Gott und ſeine Eltern. Nach erlangtem Siege wird Beaflur heimlich ſein Weib, ihr Vater aber, dem dies verrathen wird, ſendet ihn mit einem Uriasbriefe an den Grafen von Palermo, der ihn als den Sohn ſeines Feindes von Egermont in den Kerker wirft. Von da aber befreit er ſich auf eine kühne, abentheuerliche und auch faſt zauberhafte Art, und ſtößt dann auf einen Kriegszug des Königs Anthenor von Hiſpanien, der auszieht, um Orianden zu rauben; Vivien nimmt Dienſt bei ihm und gilt als des Heiden Yvorin Sohn. So landen ſie vor Baudris Burg Roſeflur, wo gerade Malagis abweſend iſt, um das Roß Bayard zu gewinnen, und wo in ſeiner Abweſenheit Yvert von Vivien gefangen, Baudri verwundet und die Burg hart bedrängt ward.

Das berühmte Roß Bayard lag im Vulcan, von Satans Bruder bewacht, von Schlangen gefüttert, mit mehr als menſchlichem Verſtande, aber nicht mit Sprache begabt, von übernatürlicher Größe und Kraft. Malagis hat es mit ungeheuren Kämpfen erſt einem Drachen abzugewinnen, dann koſtete es die größte Beſchwerde, das angekettete Roß ſelbſt zu bändigen, bis es endlich Friede machte, Thränen in den Augen zeigte und ſich ergab. Der kleine flinke Diener der Oriande, Spiet, war dem Malagis bei dieſen Kämpfen behülflich geweſen, er war nachher mit der Botſchaft des Siegs zu Oriande gelaufen, ſah wie ſich dort in Roſeflur indeß die Sachen verändert hatten, und rannte mit dieſer neuen Nachricht ſogleich zu Malagis zurück, den er über Bayards Kopf herabgefallen findet, weil gleich der erſte Satz des Roſſes 40 Fuß weit war. Alles dies iſt mit einer großen Anſchaulichkeit und mit

einem Detail der Begebenheiten und kleinern Vorfälle erzählt, wie es nie in den britiſchen Romanen vorkommt. Malagis läßt nun den Bayard in Spiets Hut, der zwar bei dem Thiere nicht in großer Gunſt ſteht, weil er dem Malagis abgerathen hatte, ihm vielen Wein zu geben; er ſelbſt geht als kranker Bettler zu dem Belagerer Anthenor und heißt ihn abziehen im Namen Gottes, deſſen Bote er ſei, und Yvert freilaſſen. Anthenor läßt ihn mit Yvert an einen Pfahl binden, dort aber macht Malagis ſich und Yvert los, ſenkt den König in einen Schlaf, bindet ihn nackt an ihre Stelle, ſetzt ihm einen Filzhut auf, giebt ihm eine Kerze in die Hand und läßt dann den nackten Chor ſeiner Ritter um ihn herum einen Tanz aufführen. Nach andern Vexationen der Belagerer und Kämpfen mit ihnen ſoll es zum entſcheidenden Kampfe zwiſchen den Brüdern Vivien und Malagis kommen, allein Bayard bewegt ſich nicht, denn er kennt den Vivien und kniet vor ihm nieder; Malagis kämpft mit einem andern Roſſe, beide Brüder ſind ſich gleich an Kraft und erkennen ſich zuletzt. Bis hierhin haben wir ſo ziemlich die neuen Situationen in dieſem Werke alle kennen gelernt; von jetzt an krankt es an der ähnlichen Dürftigkeit der britiſchen Romane, es wiederholt ſich ſelbſt ohne Aufhören, und es iſt z. B. im Reinald das Wiederholen ganzer Stellen mit denſelben Worten bis auf fünf Male getrieben. Gleich hier werden dem Vivien von Malagis die alten Zauberſpäße bei Tiſche vorgemacht; gleich nachher wiederholt ſich der Kampf beider in dem des Anthenor und Malagis.

Von Roſeflur geht jetzt die Szene zu einer andern Belagerung, zu der von Egermont. Dort nämlich war Viviens Weib Beaflur, dem weggeſandten Gatten nachfolgend, hingelangt, war dort mit einem Knaben (Haimon) niedergekommen, und ward jetzt von ihrem Vater Yvorin dort geſucht. In der Burg aber iſt Niemand als ihre Schwiegermutter Druwane; Bueno ihr Gatte war nach Montpellier gegangen, um dort ſeinem Schwager beizuſtehen, der von König Karl ins 11te Jahr belagert ward, wo wir denn eine dritte Belagerung in Ausſicht haben. Der kleine Spiet (die Krot heißt er immer) ſollte nach Egermont die Ankunft der beiden wiedergefundenen Söhne der verwaiſten Druwane anſagen, und findet genau wie früher, als er vom Vulcan nach Roſeflur ging, die Belagerer; macht ſich mit ſeiner Gabe ſich unſichtbar zu

machen über dieſe luſtig, genau wie ſchon damals, und eilt zurück, um die Lage von Egermont den Helden anzuſagen. Unterwegs aber findet er in dem Feenſchloſſe ſeiner Mutter einen unverſehenen und unverſchuldeten Aufenthalt, und ſo kommt es, daß Boten aus dem bedrängten Montpellier (wo auch Bueno ſelbſt von Karl war gefangen worden) die Brüder beſtimmen, dorthin ihre Hülfe zu wenden, ehe ſie nach Egermont gingen. Sie werfen ſich nach Montpellier, Malagis wirft den Roland, und den König, den Bayard wie eine Fiſchſchuppe ſchüttelt, worüber ſich nachher Roland luſtig macht; bei einem Ausfalle nachher wiederholen ſich dieſe Unfälle. Nachts einmal kommt Malagis mit Vivien ins Lager, ſie tragen den ſchlaftrunkenen Roland und Karl fort, Vivien ſo mit Lachen, daß er erſt den Roland und dann den König hinfallen läßt, ſo daß der ſtets ernſte und pathetiſche Zauberer fürchtet, er werde ihnen die Hälſe brechen. All das, was hier nun geſchehen iſt, träumt dem König, und erwacht erzählt er die ganze Geſchichte noch einmal her, und ſolche ganz plumpe Wiederholungen, namentlich beim Werben von Botſchaften, kommen jetzt ſehr häufig nicht allein in dieſem, ſondern auch in andern Gedichten, und machen durch ihre Weitſchweifigkeit Langeweile, ſo gute epiſche Wirkung ſie machen könnten bei wohlthätiger Kürze. Der gefangene König will nichts von Friede hören, und droht noch dazu; Malagis ſagt ihm, er thue wie ein Hund, der bellt und nicht beißen kann; und Vivien, er ſolle ſeine Lunge ſchonen, er rede wie ein geborener Geck, nicht einen Hellerweck gebe er um ihn. Es folgt eine Epiſode, wo Malagis und der lachluſtige Vivien nach Paris gehen und der Königin ähnliche Poſſen ſpielen, wie ſie ſchon dageweſen waren. In Montpellier wird aber nachher Friede gemacht, ſo daß Malagis davon mit ſeinem eigenen Willen ausgeſchloſſen bleibt.

Jetzt kehren wir zur Belagerung von Egermont zurück. Der junge Haimon hatte dort einen glücklichen Kampf mit einem Rieſen aus dem Belagerungsheer beſtanden, der ganz in dem alten ſpaßhaften und rieſigen Geſchmacke gehalten iſt. Trotz ſeines Sieges aber will ihm Yvorin die Bedingungen nicht halten, ſondern ihn fangen laſſen; er ſchlägt ſich herum und da gerade kommt Spiet, von der Feenburg ſeiner Mutter losgekommen, und hilft ihm unſichtbar mit ſeiner Keule. Haimon aber wird abgeſchnitten und gefangen, Spiet gibt ihm ſeinen unſichtbar machenden Ring, ſo

daß Haimon nach Egermont entkommt, dafür aber wird nun Spiet gefangen und ſoll gehängt werden. Zu rechter Zeit offenbaren ſich nun auch an ihm Zauberkräfte, er löſt mit einem der gewöhnlichen Zaubergebete ſeine Bande und bringt den König Yvorin auf einem Wagen nach Egermont, gerade wie Malagis den Karl nach Montpellier. Zwiſchen den Gefangenen und denen in Egermont gibts nun ganz jene nämlichen Szenen in Montpellier, Haimon hat Luſt, ſeinem Großvater den Kopf zu ſpalten, Spiet macht die luſtige Perſon wie dort Malagis. Nur im Fortgang wird Yvorin durch Verrätherei befreit, fängt nun ſeinerſeits ſeine Gegner und will ſie alle hängen laſſen. Spiet rettet ſich durch ſeine Künſte, Haimon ſteht ſchon auf der Leiter des Galgens, da wird er gerettet durch die ankommenden Malagis und Vivien.

Nun hat der Dichter die Freude, Spiet und Malagis ihre Kunſt gegen einander ſpielen zu laſſen. Diesmal wird der Witz gröber. Ein Hirſch erſcheint, der die Frau in der Geſellſchaft bezeichnen ſoll, die Nachts unerlaubtes Minneſpiel treibe, er deutet auf eine alte Amme von 80 Jahren; ſo bezeichnet er noch an einem Pfaffen eine Eigenſchaft, welche die ſittliche Cenſur heutzutage zu drucken verbietet, und mehreres der Art folgt. Spiet zeigt ſich dabei eigentlich als der Ueberlegene, als der zum Lieblingshelden Gewordene.

Jetzt geht die Geſchichte noch auf Druwanens Schweſter Ylſane über. Ihr Gatte, der König von Mayorca, mishandelt ſie, weil ſie Chriſtin bleibt. Ein Heereszug geht alſo auf die Kunde davon hin. Auf dem Wege tödtet Spiet ſeinen Vater, ohne Gewiſſen, weil er ein Heide iſt, und beſiegt einen Oheim. Die Manieren ſind dabei gut eulenſpiegliſch oder morolfiſch, wie denn ohne Zweifel auch der alte Roman von Salomon und Morolf, wie wir ihn beſitzen, in dieſen Zeiten erſt mit manchen neuen Zügen ausgeſtattet wurde. Wieder macht dann Haimon und Spiet eine Pilgrimexpedition, ähnlich der früheren des Malagis und Vivien nach Paris. Der Heidenkönig wird übrigens erſchlagen und Ylſane Spiets Frau, der aber bald nachher ſtirbt von Bayards Huf beim Wettlauf mit ihm getroffen; Vivien aber bleibt in einer Seeſchlacht und Beaflur ſtirbt über ſeiner Leiche. Später wird auch noch der Friede zwiſchen Malagis und Karl hergeſtellt; „es waren aber Wolfshaare darin.“ Hier reiht ſich das Ge-

dicht an die Haimonskinder oder Reinald von Montalban [102]) an.

Wir laſſen ſogleich einen gedrängten Auszug auch aus dieſem Gedichte folgen, deſſen Charakteriſtiſches in dem Blutigen, von aller zarteren Empfindung Entblößten, beſonders in der Perſon des Reinold liegt, der uns ganz wieder, neben Ylſan in der deutſchen Sage, auf die älteren Zeiten zurückführt, wo der Minnedienſt das Ritterthum noch nicht geheiligt und geläutert hatte, ſondern wo Buße und Marter dem ſündhaften Gewaltleben ein Ende machen. Wir übergehen jede andere Beziehung; in dem romantiſchen Epos würde Reinold mit Malagis, Mabrian und der Eroberung von Trapezunt zeigen [103]), wie dieſe Romane überall rhapſodiſch nach Verbindung ſtrebten, allein für Deutſchland hatte dies jetzt keine Bedeutung mehr; hier im Gegentheil löſt ſich das Epos ſtets mehr in ſeine urſprünglichen Beſtandtheile rückſchreitend auf, während es im ſüdweſtlichen Europa in einer neuen Periode noch einmal in ungeheuren Maſſen nach encycliſcher Zuſammenfaſſung fortſchreitend rang. Was aber die hiſtoriſche Anlehnung in dieſem Namen und in Ogier angeht, ſo verweiſen wir auf die Legende und andere Nachweiſungen [104]), weil dies jetzt vollends kein Intereſſe mehr für uns hat, wo wir das Local und die Zeit der Behandlung ſo bedeutungsvoll ſehen, daß auf den Stoff kaum mehr etwas ankommt; auch dünkt es mir ſo thöricht, in den alten Volksliedern von Ogier den Stoff zu dem Romane dieſer Zeit zu ſuchen, wie wenn man in denen von Vidicula die Thaten des Wittich in der Vilkinaſage vermuthen wollte.

Auf einem Hoftage König Karls begehrt Hug von Dordona Lehen für ſeine Verwandten, Haimon, Emerich u. A. — Karl weigert ſie, und auf Hugs Fluch ſchlägt er ihm ohne Weiteres den

102) Codd. Pall. N. 399 und 340.

103) Schmidt, in den Wiener Jahrb. Bd. 31. p. 116.

104) Vgl. den eben citirten Aufſatz von Schmidt; wegen Reinold die Acta Sctt. unter dem 7. Januar. Die Bruchſtücke, die Becker in der Ausg. des Fierabras aus quatre fils Aymon Cod. Par. 7182 mitgetheilt hat, zeigen, daß dies nicht das Original des niederländiſchen Bearbeiters iſt; ebenſowenig als eine andere Bearbeitung in einer Hſ. zu Metz, die Mone kennt. Vgl. deſſen Ueberſicht der niederl. Volkslit. älterer Zeit (1838) p. 50. und Anz. VI. p. 328 sqq.

Kopf ab. Haimon erhebt darum Krieg und Raub im Lande, mit Goldgeräth der Kirchen beſchuht er ſeiner Leute Pferde. Er erzwingt ſo einen für Karl beſchimpfenden Frieden und erhält deſſen Schweſter Aya zum Weibe. Auf der Hochzeit bittet er Karl, mit ihm zu fahren, und da dieſer es abſchlägt, erzürnt ſich Haimon ſo, daß er ſchwört, alle Verwandten Karls zu verfolgen und zu erſchlagen. Aya glaubt daher ihre eigenen Söhne, deren ſie ihm mit der Zeit vier (Adelhart, Ritſart, Writſart und Reinold, den letzten mit aufgebundenem Helm) gebiert, vor ihm verbergen zu müſſen. Als einſt Friedensboten von Karl kommen, und ihnen Aya den Wein des Willkommens ſchenkt, gibt ihr Haimon einen Schlag, bereut es aber, da ihn ihre ſanfte Geduld rührt, und klagt, daß er mit ihr in 30 Jahren keine Kinder bekommen. Sie führt ihm dann ſeine vier Söhne vor. Als Haimon zum erſtenmale am Hofe mit ihnen erſcheint, ſpielt Reinold die Rolle des Rennewart; Köche und Truchſeſſe, die ihn nicht wohl bedienen, fahren übel an, er nimmt die Schüſſeln aus der Küche, die man ihm weigert, er jagt die Gäſte aus den Betten, die man ihm entzieht. Als er dann Karls Sohn Ludwig, der ſich gleich Anfangs gehäſſig gegen Haimons Söhne benommen, im Steinwurfe beſiegt, ſo verwickelt dieſer, auf Ganelons Rath, den Adelhart in ein Schachſpiel um den Preis des Lebens, verliert aber und ſchlägt im Zorn ſeinen Gegner blutig. Reinold trifft ſeinen verwundeten Bruder und fragt ihn, was ihm fehle; Adelhart belügt ihn zweimal, allein Reinold droht und iſt auch wirklich drauf und dran, ihn zu erſchlagen, wenn er ihm nicht die Wahrheit ſage. Reinold ſchlägt darauf dem Ludwig das Haupt ab und wirft es an die Wand, daß Hirn und Blut den König beſpritzt. Hierauf entſpinnt ſich ein Gefecht, aus dem kaum die vier Brüder auf dem Bayard entkommen, Haimon wird gefangen, ſoll erſt mit Aya getödtet werden und ſchwört nachher gezwungen, ſeine eigenen verbannten Söhne verfolgen zu helfen. Nach einigen Abentheuern in der Fremde wollen die Brüder ihre Mutter wiederſehen; ſie kommen als Pilger auf die väterliche Burg, die Mutter macht Reinold trunken und ſchlafend, ſie küßt ihn ſo heftig, daß beide aus Mund und Naſe bluten. An dieſer Stelle iſt auch in der Darſtellung ganz klar, wie ältere geſchloſſenere Gedichte hier vorliegen und gleichſam ſich auflöſen und zerfallen. In beiden Handſchriften iſt die Szene gleich;

ſie iſt voller Sprünge und Lücken, die Mutter hat offenbar die Söhne erkannt, allein es ſteht nichts davon da, man hört von keinem Wiederſehen. Ein Späher ſagt dem alten Haimon, daß ſeine Söhne da ſeien und muthet ihm an, ſie ſeinem Schwure gemäß zu fangen; Haimon erſchlägt den Botſchafter, will aber dennoch ſie fangen laſſen, die Brüder aber vertheidigen ſich und Reinold wollte erſt ſeinen Vater erſchlagen, dann aber begnügt er ſich, ihm Hände, Naſe und Mund abzuſchneiden und ihn ſo dem Karl zum Geſchenk zu ſchicken! Welcher barbariſche Stumpfſinn! Karl belagert darauf die Brüder, Reinold flieht, die drei anderen werden feſt genommen, zur Häufung alles Unglücks wird auch noch Bayard gefangen. Allein jetzt trifft Reinold auf Malagis und mit ſeiner Zauberhülfe gewinnt er ſein Roß wieder. Die drei Brüder ſollen gehängt werden, es erhebt ſich aber darüber Zwieſpalt am Hofe. Turpin redet dawider, der König hebt die Hand gegen ihn, Turpin greift ihn an der Kehle, andere ſtoßen ihn. Nur Ein Franke von Paris iſt auf Karls Seite, dem ſchlägt Ogier den Kopf ab. Man ſieht, Alles aufgetragen und gräßlich, wie in den Wachstuchbildern und Erzählungen der Bänkelſänger; nur Wildheit, nur Blut und Köpfe. Die Befreiung der Brüder durch Malagis, die ähnliche Rettung des Ritſart vom Tode am Galgen, und Anderes, was dazwiſchen liegt, übergehe ich der großen Aehnlichkeit mit Malagis wegen. Es folgt zuletzt die Belagerung von Montalban, und der endliche Friede gegen die Uebergabe des gefährlichen Bayard. Der König läßt ihn mit einem Mühlſteine erſäufen, allein Bayard ſchlägt ihn entzwei. Reinold fällt in Ohnmacht, dennoch muß er ſein treues Roß wieder fangen. Der Verſuch mißglückt zum zweitenmale, Reinold fängt es wieder und ſoll jetzt nicht zuſehen, denn von ſeinem Anblicke bekam das Roß Kraft und Muth. Er verſprichts, geht in den Wald und wirft ſich ſchreiend zur Erde. Das ſieht Bayard, und noch einmal hebt er ſein belaſtetes Haupt mit großer Kraft aus dem Fluſſe, ſchrie nach ſeinem Herrn und ſah ihn nachher nicht mehr. Wie auch nachher Claradis um das gute Roß jammert, iſt ſelbſt in der elenden Darſtellung ergreifend. Reinold verſchwört nun Roſſe und Sporen und wird Eremit; er verrichtet dann mit Malagis im Oriente noch große Thaten, kehrt zurück und peinigt ſich als Laſtträger. Von ſeinen Geſellen wird er St. Peters Werkmann

genannt. Aus Neid aber bringen ihn nachher einige derſelben ums Leben.

Von den Gedichten Jan des Schreibers vom Ogier [105]) will ich ſchweigen. Sie bezeichnen ſchon den äußerſten Verfall, wo in der froſtigſten Reimerei die elendeſten Abentheuer in der ungeſchickteſten Verbindung aufs langweiligſte hergezählt werden. Das eine kürzere, welches Ogiers Jugendgeſchichte enthält, bezieht ſich ſchon auf anderes [106]), und wieder das zweite längere auf dieſe Jugendgeſchichte, und zwar ſo, als ob ſie mehrfach im niederländiſchen behandelt wäre, ſo daß man wohl ſieht, dieſer Held war auch in jenen Gegenden eine Lieblingsfigur, und als ſolche iſt er vielfach behandelt und in fremde Stoffe übergetragen worden. Von demſelben Verfaſſer des Ogier (er ſtarb 1352 als Stadtſchreiber von Antwerpen), den wir oben auch als den Urheber einer großen hiſtoriſchen Reimchronik haben nennen hören, rühren noch andere Werke her, die gleichfalls zu uns, und zwar ins Plattdeutſche, übertragen wurden. Sein Leekenspiegel (1326—30), der chriſtliche Geſchichte, Dogmatik und Moral umfaßt und doppelterſeits jenen Uebergang der Poeſie zu Geſchichte und Doctrin darlegt, exiſtirt in einer niederrheiniſchen Ueberſetzung [107]), und das dietsche doctrinael (1345) iſt gleichfalls in einer plattdeutſchen Bearbeitung vorhanden [108]). Schon aus dieſen Ueberſetzungen merkt man, wie verbreitete Einflüſſe bei uns die niederländiſche Literatur im 14.

---

105) Cod. Pal. 363., der erſte Theil von f. 1—80. Der Dichter nennt ſich Bl. 202.

Gut an anfang und an end quaet
das ist alles ein verlorn staet:
daran neme ein ieglicher sin gemerk,
dis lernet uns Johann wol der clerk u. s. f.

106) F. 1.
Minstrele singen in iren gesang
wie Baldewin sin kint wart erslagen —
dise hystorie können wol minstrele in tutscher zale,
me sie wissent nit davon, wie er Broyfort gewan, (ſein Roß)
und Cortynen das gut schwert, das mag er hören wer es begert,
uss dem welsch von wort zu wort, nit gemüscht als ich es hort.

107) Hſ. in Kölln. S. Mone's Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit. IV. 61.

108) Laiendoctrinal ed. Scheller 1825. Ueber die Quellen J. Grimm in den Gött. Anz. 1825. Aug.

Jahrhundert beſonders auf eine gewiſſe Emancipation des niederſächſiſchen Dialectes hatte. Eine Reihe von niederdeutſchen Gedichten beſitzen wir aus dieſer und ſpäterer Zeit, die faſt alle auf niederländiſche Quellen zurückweiſen, oder ſich mit ſolchen doch berühren. Die Sammlung von Bruns [109]) enthält eine kurze Erzählung von Flore und Blancheflur, deren zierliche niederländiſche Bearbeitung wir ſchon früher erwähnten; die Abentheuer des heiligen Brandan, die nach einem niederländiſchen Originale gedichtet ſind, welches Willems an die Scheide des 12—13. Jahrhunderts ſetzt; eine Legende von Zeno und eine dialogiſche Bearbeitung der bekannten und verbreiteten Geſchichte von Theophilus, welche Sage gleichfalls ein niederländiſches, aber verſchiedenes und erzählendes Gedicht des 14. Jahrhunderts behandelt [110]). Niederländiſche Bruchſtücke eines Nameloos und Valentin ſind gedruckt erſchienen und mit einer plattdeutſchen Bearbeitung verglichen worden [111]); auch eine niederrheiniſche Ueberſetzung von Karl und Galiena nach einem niederländiſchen Originale iſt fragmentariſch erhalten [112]). Wie wir ſpät im 15. Jahrhundert, in der Zeit der Wiederaufnahme der Ritterliteratur, die ſo viele alte Gedichte druckte, abſchrieb, veränderte, in Proſa umſetzte, jene Bearbeitung der Gralſage von Fürterer gefunden haben, und unten Drucke und Bearbeitungen des deutſchen Heldenbuchs finden werden, ſo haben wir auch noch eine ſolche verſpätete und vereinzelte Erſcheinung innerhalb unſerer Bezüge zu der niederländiſchen Literatur in der Ueberſetzung der Kinder von Limburg [113]) (Margrete von Limburg) durch Johann von Soeſt, den Singmeiſter

---

109) Bruns altplattd. Gedichte. Berlin 1798.

110) Ed. Gent. (von Philipp Blomaert) 1836.

111) Altd. Blätter von Haupt und Hoffmann. Das niederdeutſche Gedicht in Staphorſts Hamburgiſcher Kirchengeſchichte IV. 231.

112) In Maßmanns Denkmälern und Benecke's Beiträgen zur Kenntniß der altd. Spr. u. Lit. II.

113) Cod. Pal. 87. Daß der Verfaſſer dieſer Ueberſetzung mit den Bearbeitern des Reinald, Malagis und Ogier Eine Perſon ſei, wie Hoffmann (horae belg. V.) will, iſt ganz unmöglich. Er verfährt in ganz anderer Weiſe, ſo perſönlich vortretend, als jene ſämmtlich verborgen bleiben, ſo fleißig als jene nachläſſig, er trägt ganz andere, modernere Farbe, ſchreibt in ganz anderen, den regelmäßigen jambiſchen Verſen des 15. und 16. Jahrh., und er gibt ſich Mühe, Sprache und Reime hochdeutſch zu halten.

des Churfürſten Philipp von der Pfalz, der auch ſein eignes Leben in Reimen beſchrieben hat [114]). Das Werk iſt nach einem erhaltenen niederländiſchen Gedichte von Heinrich, der es (es ſcheint 1357) aus dem franzöſiſchen überſetzte; die deutſche Ueberſetzung iſt von 1470, und das Gedicht war wohl in flandriſcher Sprache im Beſitz der Erzherzogin Mathilde von Oeſtreich, aus deren Bibliothek es Püterich ſchon 1642 erwähnt. Wir finden noch einmal alle Reminiscenzen der Ritterliteratur neben manchen neueren Zügen. Mehrfache Liebespaare, abwechſelnde Verfolgung gleichzeitiger Abentheurer verwandter oder befreundeter Helden, wie in den meiſten der Proſaromane; ſchlechte Erfindung und Wiederholung der Begebenheiten, Reminiscenzen an andere Erzählungen; die Scenerie der Allegorie; ja ganze eingeſchaltete Allegorien der Art, wie wir ſie unten werden kennen lernen; die Verſetzung aus den großartigen Ritterabentheuern in kleinere, mehr bürgerliche Verhältniſſe, wie wir ſchon in mehreren in dieſen niederländiſchen Gegenden entſtandenen Gedichten fanden, zugleich bei dem Bewahren der alten großen Schlachten und Heidenkämpfe, all das liegt dicht nebeneinander. Das Intereſſanteſte iſt darin die Liebe der drei verſchiedenen Paare; der Eingang des Tones aus dem Volkslied iſt hier faſt ſo entſchieden, wie der des Minneliedes in die alten poetiſchen Romane (auch herrſchen in der Manier des Dichters Eigenthümlichkeiten der Meiſter- und Volksſänger, wie z. B. daß er ſeinen Gönner Pfalzgrafen Philipp ſtets nur mit dem Anfangsbuchſtaben ſeines Namens bezeichnet). Zwiſchen Evax und Sibylle herrſcht die alte Art von Minne; die Dame zaubert, der Ritter wird wahnwitzig; ganz nette Züge aber findet man, wer ſie in den 20000 Verſen des Gedichtes ſuchen will, in der Liebe des ruhigen Heinrich zu der glühenden Europa und des glühenden Echites zu der ruhigen Margrete; gegen die gleichgültigen Buhlereien in den alten Romanen ſticht dieſe Wärme ganz eigenthümlich ab, die hier ſo ganz mit Zucht und Ehrbarkeit gepaart iſt, und während in einem ſeelenloſen Stoffe die alte Form unter den Händen des Singmeiſters, der ſich in jedem Geſange der Unfähigkeit bis zur Langeweile wiederholend anklagt, ſtets tiefer ſinkt, ſteigt innerlich die Natur und Menſchlichkeit, mit der er ſeine Seelenſchilderei in naiver Sicherheit verfolgt, und je minder man

114) S. Hoffmann in Prutz lit. Taſchenbuch. IV, 191.

daran gewöhnt iſt, deſto mehr überraſcht es, wie hier alles ſo natürlich beredt, ſo rein und eben fließt; wie ſo praktiſch und verſtändig die kühlere Frauennatur dem Ungeſtüm der männlichen Liebe gegenüber gezeigt und wieder ein umgekehrter Fall zum Gegenſatze geſchickt benutzt wird. Dieſer neue Geiſt hängt innerlichſt mit den Veränderungen zuſammen, den das Liebeslied und der Proſaroman gegen das Ende des 15. Jahrhunderts unter den Einflüſſen der Volksdichtung und der klaſſiſchen Literatur erlitt, worauf wir weiter unten zurückkommen.

4. Deutſches Nationalepos.

Wir können im Verlaufe unſerer epiſchen Dichtung bemerken, daß der Sagenkreis der britiſchen Romane, ſoweit er bei uns in Ueberſetzungen behandelt ward, ſich in einen kleinen Zeitraum um die Blüthezeit unſrer ritterlichen Dichtung zuſammendrängte; die karolingiſchen Sagen erſt in des Pfaffen Conrad, dann in Wolframs Händen, zuletzt in den eben betrachteten Geſtalten lagern ſich in einem weiteren Umkreiſe um ſie herum; unſre Dichtungen deutſchen Stammes aber umſchreiben dieſen Mittelpunkt in einem noch weit größeren Zirkel, denn wie wir ſie rückwärts bis zu ihren rhapſodiſchen Anfängen (im Hildebrandliede) beobachten konnten, ſo können wir ſie auch jetzt vorwärts bis zu ihrer Wiederauflöſung in die einzelnen Liederbeſtandtheile verfolgen. Wenn uns im britiſchen Sagenkreiſe vor Allem die Form intereſſirte, weil er ſeine Form auch fremden Sagen und ſogar dem Arioſt mittheilte, im fränkiſchen aber der Stoff, der ſich hier am reichſten geſtaltete, aufnehmend anwuchs, miſchte, änderte, verſchob und aus koloſſalen Maſſen zuletzt das Anziehende und Gefällige feſthielt, ſo intereſſirt uns im deutſchen Kreiſe hinfort weder die Form, die hier vergleichsweiſe trotz der großen Einwirkung von außen mit ſonderbarem Eigenſinn ſich in ihrer Dürftigkeit behauptete, noch auch der Stoff, der, ſoviel er eigenthümlich iſt, höchſt arm, ſonſt aber überall entlehnt und keineswegs mit der Geſchicklichkeit, wie in den fränkiſchen Romanen entlehnt erſcheint, ſondern hier iſt im Ausgang wie im Anfang die geſchichtliche Entwickelung des Epos das, was am meiſten feſſelt und lehrreich iſt. Die fremden Kreiſe verfielen, indem ſie ins ver-

feinertſte überbildet, ins rieſenmäßigſte erweitert und in Proſa aufgelöſt wurden, der deutſche, indem er nach einer mäßigen Ausbildung in Rohheit zurückfiel, ſtufenweiſe verkürzt ward, die poetiſche Form bis ins Volkslied und Drama behauptete, und in proſaiſcher Geſtalt faſt nur auszüglich, und ſelbſt da nur in der fremden Vilkinaſage, auftritt. Den fremden Kreiſen konnten wir demnach in ihrer Entwickelung nicht ausführlich folgen: der Anfang des britiſchen berührte die deutſche Dichtung noch nicht, das Ende des fränkiſchen nicht mehr. Dem Deutſchen allein folgen wir vom Anfang bis zum Ausgang. Wir finden ihn dabei überall von den fremden Dichtungen gedrängt, angegriffen, überſchwemmt, entſtellt oder in Schatten gerückt, nur in zwei großen Werken ſo eigenthümlich vorragend vor jenen, daß man eine Ueberlegenheit ahnt, die doch nicht geſiegt hat, einen Vorzug, der doch im Nachtheil erſcheint. Dies liegt darin, daß man in Deutſchland eine volksmäßig fortgebildete ſchlichte Sage von größerem Alter plaſtiſch und ſtreng epiſch darſtellen wollte in naturgemäßer Entwickelung, während ganz Europa neuere Thaten der Gegenwart anfing poetiſch zu behandeln, die Zuſtände derſelben in alte Sagen zu übertragen, ihre Ideen mit ganz fremden und widerſprechenden Handlungsweiſen zu miſchen, wodurch man ſich bald darauf hingewieſen ſah, auf Zuſammenraffung des Mannichfaltigſten, Heterogenſten, Fernſten und Nächſten, Ueberſinnlichſten und Materiellſten, Verſtandenen und Unverſtandenen zu denken. Dieſem Geiſte des Romantiſchen widerſtrebte das deutſche Epos in ſeiner Einfachheit nicht ganz mit Erfolg, aber doch ſo, daß es ehrenvoll aus dem ungleichen Kampfe ſchied. Im Rother und Biterolf ſahen wir bereits die fremden Einflüſſe ſiegreich herrſchen; in den Nibelungen und Gudrun, zur Zeit, als dichteriſche Einſicht mit einem gewiſſen Bewußtſein die Sagen kritiſch verglich, ſtellte man die alte Reinheit bis auf einen gewiſſen Grad wieder her; jetzt aber, ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts dringt das Ausländiſche wieder gewaltig herein und würde das Alte, Aechte und Volksthümliche in unſerem Sagenkreiſe ganz vertilgt haben, wäre nicht eines mit dem anderen zu Grunde gegangen.

Wie unſelbſtſtändig die deutſche Sage neben der fremden in dieſen Zeiten erſcheint, läßt ſich an der ganzen Reihe von Dichtungen ſehr leicht zeigen, die uns übrig ſind. Wir folgen dem Geiſte, den wir in den fremden Kreiſen beobachteten, in einer

ähnlichen ſtumpfern Entwickelung. Wir wollen dabei nicht ſtrenge Rückſicht auf die äußere Chronologie nehmen, ſondern die Gedichte in der Ordnung aufführen, in welcher die Originale entſtanden ſind, von denen wir zum Theile nur ſpätere Ueberarbeitungen haben. Das Gedicht von Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen von Heinrich dem Vogler [115]) gehört gleich hierher. Man iſt geneigt, es in das vierzehnte Jahrhundert zu ſetzen; wenn man aber die Darſtellung und den Inhalt betrachtet, ſo gehört es unſtreitig in die Zeiten, wo die Krone der Abentheuer oder der Titurel entſtand, und auf ein früheres Werk weiſt es auch überall hin [116]). So iſts faſt mit allen folgenden Gedichten; ihr Urſprung liegt im 13. Jahrhundert, dann erſcheinen ſie im 14.; oder ſie entſtehen in dieſem, ſo haben wir hauptſächlich die Bearbeitungen des 15. übrig; und genau ſo ſahen wir früher im 13., daß wir überall ſpätern Recenſionen früherer Werke des 12. Jahrhunderts begegneten. Der Dichter von Dietrichs Ahnen iſt, wie er noch nach der Art der höfiſchen Dichter ſeinen Namen nennt, ſo auch ſeiner Manier nach ganz ihnen zugehörig. Er ahmt noch Verſe des armen Heinrich nach, er ſcheint den Gottfried zum Vorbild zu haben, er urtheilt, ſchiebt ſich überall vor, verharrt geſchwätzig auf allen Gegenſtänden der Beſchreibung, er blickt auf die Zeit, fährt heftig gegen die illiberalen Fürſten und die öden Höfe los, klagt über Unſtete, Unzucht und Schande, nirgends iſt der Sinn für Feſte, Turnier und Maizeit abgelegt, auch verräth der Dichter ſeine Kenntniß der höfiſchen Romane. Sein Werk reiht ſich daher dicht an den Biterolf an; ſagenmäßige Grundlage iſt hier ſo wenig wie dort anzunehmen, auch hat ſelbſt W. Grimm hierin gezweifelt [117]), hat die ungeſchickte Genealogie, ſo wie andere Widerſprüche in der Stellung der Helden nachgewieſen, und nur die Helden Dietrichs

115) In der Sammlung von von der Hagen und Primiſſer. Der Dichter nennt ſich V. 7977:

Dise wernde swære
die hât Heinrich der Vogelære
gesprochen und getihtet.

116) V. 1837.

Der uns daz mære zesamen slôz,
der tuot uns an dem puoche kunt, daz weder nu noch bî der stunt
nie kein hôchzît sô schœn wart.

117) Deutſche Heldenſage S. 185.

für eigenmächtige Zuſätze zu erklären, will er ſich nicht entſchließen, da ſie auch in andern Gedichten dieſer Periode erſcheinen. Der Ton, den der Dichter im Anfang ſeiner Erzählung behauptet, ſo lange ſie ſich um Dietmars Werbung um König Lademers Tochter Mynne dreht, fällt indeſſen, ſobald er von da weiter ſchreitet, noch mehr als bei Conrad im trojaniſchen Kriege. Die Lebhaftigkeit und der Schwung hören im Fortgange auf und ſinken in eine lahme, breite, langweilige, dürre Erzählung herunter. Dies liegt am Stoffe; denn wir werden erſt in eine patriarchaliſche Genealogie der Ahnen Dietrichs geführt, die alle mehrhundertjähriges Alter haben, wie die Gralhüter; und wie nachher Ermenrichs Anſchläge gegen Dietrich beginnen, ſieht man immer deutlicher, wie der knappere deutſche Styl den ritterlichen, höfiſchen des Anfangs verdrängt, wie das fremde Gewand abgeſtreift wird, wie des Dichters Kraft ſich verliert. Nun gibt es aber auch im Gedichte weiter nichts mehr als ungeheure Schlachten ohne Detail, wie im Titurel, ohne Thatſachen, ohne Einzelkämpfe, mit einem ungeheuren Schwall unerhörter Namen, mit vielen herzbrechenden Klagen, obgleich der Mord nicht ſo arg iſt; denn da der Dichter wegen anderer Sagen, auf die er mit ſeiner Erdichtung Rückſicht nimmt, ſeine Helden, die ſpäter noch vorkommen, nicht umbringen darf, ſo iſt in all dieſen Schlachten keine Waffe tödtlich, außer die Langeweile für den Leſer.

Ganz verwandt iſt das ſtrophiſche Gedicht von der Ravennaſchlacht [118]), nur weiſt es noch etwas näher auf die Manier des Titurel, obwohl in beiden Gedichten, in der Flucht noch entſchiedener als hier, der apocalyptiſche, inbrünſtige und ſchwülſtige Ton vermieden iſt. Auch dies Werk iſt in der Abfaſſung, in der wir es beſitzen, dem 14. Jahrhundert angehörig, weiſt aber ebenfalls auf eine ältere Quelle, und verräth in dem Vortreten des Dichters, in ſeinen Klagen über die geſchwundene Zucht, Milde und Ehre, über das herrſchende Laſter und die verderbte Jugend das 13. Jahrhundert. Der Vortrag iſt überall bei zwar entſetzlicher Leere und Gewöhnlichkeit prätenſiös; der Dichter betrachtet ſeine Erzählung jeden Augenblick, es iſt als ob er die Aufmerkſamkeit ſpornen wollte, er warnt den Leſer ausdrücklich, ſich nicht von der Langenweile über-

118) In der Sammlung von von der Hagen und Primiſſer.

mannen zu laſſen, er zwingt ſich zur Bewegung, und wenn er eine neue Wendung, einen neuen Reim oder Gedanken hat, ſo weiß er damit ganz eigen zu kokettiren, obwohl nicht leicht ſonſt ſo viel Gedankenarmuth und ſo viele Flickereien gefunden werden. Der Inhalt iſt ſo gut wie keiner; eine einzige jener langweiligen Schlachten, die nun ſo beliebt ſind, daß ſelbſt in allegoriſchen didactiſchen Gedichten die Schlachtordnungen der Tugenden und Laſter ganz in dieſer Manier Eingang finden; eine dreimalige Aufzählung einer Maſſe von Namen, wie in der Flucht; und was den Geſchmack des Vortrags dem Titurel wieder nähert, in der Hauptepiſode von dem Tode der Söhne Etzels, Ort und Scharpf, iſt durchaus auf Rührung hingearbeitet, aber mit jener ungeſchickten, häufenden Manier, daß, wie bei dem Unglück des Schionatulander und der Sigune, keinerlei Wirkung Statt hat, als Verdruß und Ermattung.

Beachten wir nur, wie merklich verſchieden von den karolingiſchen Romanen ſich hier die Maſſe auflöſt und im Fortgang der Zeit von dem Kriege auf die Schlacht, von der Schlacht auf den Zweikampf, von dem Ganzen auf die Epiſode herabgegangen wird, während in den fremden Kreiſen auf Einen Helden, Einen Mittelpunct alles außerhalb Gelegene zuſammengehäuft wird. In Einer Linie könnte man daher mit beiden genannten Gedichten Alpharts Tod [119]) ſehen, den ich nur aus von der Hagens Moderniſirung kenne. Kenner der einzigen noch nicht edirten Handſchrift ſetzen das übrigens ganz bedeutungsloſe Stück, das ſeinem Inhalte nach mit der Flucht und der Rabenſchlacht in Widerſpruch ſteht, und in der Form zu der vierzeiligen Strophe des Volksepos zurückkehrt, noch in die gute Zeit. Wir finden ſeine Erwähnung an dieſer Stelle darum nicht unpaſſend, weil W. Grimm ganz mit Recht das Gedicht für eine Nachahmung von dem Kampf der Söhne Etzels mit Wittich in der Ravennaſchlacht hält [120]).

Denſelben Gegenſatz nun, welchen der an Factiſchem ärmere Titurel gegen die karolingiſchen Vaſallenſagen macht, die daran ſtets wachſen, machen die genannten deutſchen Gedichte zu dem Otnit und Wolfdietrich [121]), die auch in ſich wieder ähnliche und

119) In dem Heldenbuch von von der Hagen.
120) Deutſche Heldenſage S. 355.
121) Der Otnit iſt herausgegeben von Mone. 1821. Der Anfang des Wolf-

ſtärkere Neigung zu Malagis und Reinold oder Salomon und Morolf haben, wie die Flucht und Rabenſchlacht zum Titurel. Daß auch dieſe Gedichte an dem Ende des 13. Jahrhunderts, alſo gleichzeitig mit jenen entſtanden ſind, nimmt W. Grimm an, und läßt ſich vielleicht aus dem Wolfdietrich an einer Zeitbeſtimmung errathen [122]. Deutſches, Franzöſiſches und Britiſches miſcht ſich in dieſen Werken ganz in derſelben Art, wie in den karolingiſchen Romanen, nur iſt es bemerkenswerth, wie nachgiebig ſich in dieſen die Form nach dem neuen Inhalte ändert, wie feſt und ſchroff dagegen die deutſchen Gedichte trotz der neuen unſerm Volksgedichte ganz fremden, wechſelnden, raſch vorübergehenden Abentheuer die eintönige ungelenke vierzeilige Strophe, mit der ganzen Steifheit der alten Manier feſthalten und ſich vergnüglich in einem Kreiſe von, wenn's hoch kommt, vierzig oder funfzig Reimen herumtreiben. Im Otnit iſt der Zwerg Alberich diejenige Figur, die unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Man hat ſeine Aehnlichkeit mit Oberon hervorgehoben; wir wollen nur ſeine Bedeutung im Allgemeinen berühren. Rieſen und Zwerge ſind eine der Eigenthümlichkeiten der deutſch-nordiſchen Mythe, und ſie ſtehen ſich feindlich im Kampf der Gewalt und der Klugheit gegeneinander über. Daß nun im Anfang die Rieſen im Vortheile waren, iſt die Anſicht der Vorrede des Heldenbuchs [123], ſo wie auch in den Nibelungen noch die

---

dietrich neuerlich von Oechsle. 1834. Haugdieterich und Wolfdieterich, aus der Wiener Hſ. 2947. in Haupts Zeitſchrift für deutſches Alt. t. IV. Ich benutze die Heidelb. Handſchrift N. 365.

122) Wolfdiebrich kommt nach Ackers in das deutſche Haus, wo gerade die Brüder 110 Mann verloren hatten. Dies wäre doch wohl vor dem Verluſt von Ptolemais gedichtet und deutete vielleicht auf die Eroberung der Burg Korain im Gebiete von Ptolemais, die den deutſchen Rittern gehörte (1271).

123) Ed. Francof. 1590: „Zum ersten liess Gott die Zwerglein werden, umb dess willen, dass das Land und Gebürge gar wüst und ungebauwet war, und viel gutes von Silber und Gold, Edelgestein und Berlin in den Bergen war. Darumb machte Gott die Gezwerg gar listig und weise, dass sie bös und gut gar wol erkannten, und worzu alle Dinge gut waren. Sie wussten auch, worzu die Gesteine gut waren — und darum gab Gott den Zwergen Kunst und Weisheit. Darumb so bauweten sie hübsche hole Berg, und gab ihn Adel und dass sie König waren und Herren, als wol als die Helden, und gab ihn gross Reichthumb. Und da nun Gott die Rysen liess werden, das war darumb,

Zwerge den Helden dienſtbar ſind. Aber im Otnit iſt Alberich der Schützer und ſogar der Vater des Helden; die Geſchichte dieſer Zeugung ſcheint der Sage von Alexander und dem Zauberer Nectanebus (ſo wie auch im Hugdietrich die Geſchichte des Achill und der Deidamia) nachgeahmt; und als ein Zauberer wie Spiet im Malagis, oder wie Malagis ſelbſt, als der Helfer und Retter durch Kunſt und Geſchick, wo Gewalt und Kraft nicht aushilft, erſcheint er in dem Gedichte überall. Man ſieht alſo, daß die Anſicht und die Geſchichte der ganzen Zeit, wo die gelehrte Ritterſchaft die bewaffnete allmählig ausſticht, ſich auch in dieſen paſſend hervorgeſuchten oder neuerfundenen Stoffen geltend macht. Die Neckereien, die ſich Alberich mit Otnit erlaubt, die Hülfe, die er ihm auf ſeinem Werbungszuge um die Tochter des Königs Nachaol von Jeruſalem leiſtet, die Vexationen des armen Königs, den er unſichtbar mit Ohrfeigen und Raufen mishandelt, ſein Erſcheinen als Engel und dergleichen mehr ſind lauter Züge, die an die Lieblingsſzenen der fränkiſchen Sage oder an die Thierſcherze unſerer deutſchen Mähren des 13. Jahrhunderts erinnern, nur daß die ſpaßige Manier in der pathetiſchen Strophe weniger deutlich wird, und Farbe und Lebhaftigkeit in der Zeichnung des Alberich geringer iſt, als in der des Spiet. Doch zeichnet ſich die Szene, in der Alberich den Otnit hohnneckt und ihm endlich entdeckt, daß er ſein Vater iſt, gegen das Uebrige durch Verleugnung des ſtrengen und ernſten Tones aus, der dann im Hug- und Wolfdietrich wieder ſo vorherrſcht, wie etwa im Reinold gegen den Malagis. Im Wolfdietrich iſt der Grundzug deutſch, jene Treue der Vaſallen gegen ihre Lehnsherrn und die Anhänglichkeit des Lehnsherrn an ſeine Vaſallen, die hier in vereinzelten ſehr ſchönen Zügen geſchildert iſt; auf der einen Seite in der raſtloſen Thätigkeit Wolfdietrichs, trotz aller Hemmniſſe und Gefahren ſeine armen gefangenen elf Dienſtmannen zu befreien; auf der andern in der rührenden Treue des alten Berchtung, der in dem Kampfe Wolfdietrichs mit ſeinen Brüdern, die

dass sie solten die wilden Thier und die grossen Würm erschlagen, dass die Zwerg desto sicherer weren und die Land gebauwet möchten werden; darnach über wenig Jar, da wurden die Rysen den Zwergen gar viel zu Leid thun und wurden die Rysen gar böss und untreu. Darnach beschuff Gott die starken Held, das war dazumal ein Mittelvolk unter den dryerhand Volk.“

ihn aus ſeinem Reiche verdrängen, ſeine eigenen Söhne fallen ſieht, und jedesmal, ſo oft einer fällt, den Wolfdietrich anblickt und lächelt, damit der junge Mann nicht verzage, ein Zug, der in der veränderten Erzählung in Wolfdietrich und Saben[124]) eine etwas andere Wendung erhalten hat. Außer dieſem Grundzuge der Treue zwiſchen Herrn und Diener, den wir ſchon im Rother als Gegenſatz gegen die fränkiſchen Vaſallenſagen bemerkten, iſt Alles in der Ausführung und Szenerie im Wolfdietrich fremd. Das rauhe Elfenweib, das ihn verirt, das ihm Schwert und Roß raubt, ihn in den Wald lockt und bethört, daß er unſinnig ein halbes Jahr lang herumirrt wie ein Thier; der Engel, der ſie dann ihn wieder heilen heißt; der zauberiſche Brunnen, in dem ſie ſich ihrer rauhen Hülle entledigt; die abentheuerlichen Linden und Brunnen; die Rettungen Bedrängter von Rieſen und Drachen; die ſiegreichen Kämpfe mit überfallenden Schächern; der Zug nach dem gelobten Lande; das Abentheuer bei dem Heiden Bellian, der Meſſerwurf mit ihm, die Verſuchungen mit ſeiner Tochter, die Zauber ſeiner Burg, die Linde mit künſtlichen Vögeln, die durch Blaſebälge in Geſang gebracht werden; der mit der Drachenzunge überführte argliſtige Bewerber um die Siderat, endlich das Kloſterleben des Wolfdietrich und ſeine Wunder — Alles dieſes ſind Züge, die bald an ſämmtliche britiſche Romane zugleich, bald im Beſondern an Iwein, an Lanzelot, an Triſtan, dann wieder an Ogier und Reinold erinnern, ſo wie die Hauptperſonen ſelbſt, Wolfdietrich und Berchtung offenbar Nachbildungen des Dietrich und Hildebrand ſind.

Wie ſich nun jene Gedichte von der Flucht, Rabenſchlacht und Alphart epiſodiſch gleichſam auseinander ſchoben und ablöſten, in ähnlichem Verhältniſſe erſcheinen die vereinzelten Rieſen- und Zwergabentheuer im Laurin[125]), Sigenot, Ecken Ausfahrt und Etzels Hofhalt oder dem Wunderer[126]). Grimm ſieht in ihnen Volksſagen, die zu Grunde lägen, die nur „durch Umtauſch der Namen und äußeren Verhältniſſe gleichſam in eine andere Familie übergetreten ſeien,“ und dieſe Umwandelung ſei dann im 14. Jahr-

124) In der Sammlung von von der Hagen und Primiſſer, im Abdrucke des Heldenbuchs von Caspar von der Roen.

125) Ed. Ettmüller 1829.

126) Im Heldenbuch von Roen.

hundert erfolgt, indem der Geiſt der Gedichte darauf hindeute und auch kein früheres Zeugniß dafür aufzufinden ſei. Hierbei muß ich jedoch hinzufügen, daß Ecke, den Grimm nicht unter die Reihe der übrigen aufführt, ältere Zeugniſſe hat, ſo wie auch Laurin im Wartburger Krieg, wo jedoch nichts von der Beziehung auf Dietleib und Dietrich vorkommt. Ich halte dafür, daß höchſtens im Laurin, den Grimm eine tiroliſche Zwergſage nennt, ältere Sagenelemente befindlich ſind, und auch dieſe gewiß nur von ſehr vager Art. Die Nachahmung des Roſengartens iſt ſogar kindiſch, und ſelbſt der Roſengarten kann ja nicht wohl eine ältere Sage enthalten [127]. Das Elfenweſen aber, der Uebermuth der Zwerge, ihre neckiſche Sinnesart, ihre Stärke, ihre Zauber- und Wundergärten in den Bergen, all dies ſcheint in Deutſchland lange geruht zu haben und erſt in dieſen Zeiten des 13. bis 16. Jahrhunderts zu mehrerer Verbreitung gekommen zu ſein, wo man mit der Emporbildung der untern Volksklaſſen gleichſam eine neue deutſche Geſchichte beginnen kann und wo ſich dann Alles, was in der germaniſchen Urzeit die Mythe von übermenſchlichen Weſen wußte, in ſchwächerer Form wiederholt. Was möchte in dem Ecke von dem nordiſchen Rieſen Oegir übrig geblieben ſein, falls er mit ihm zuſammenhängen ſollte? und was ſollte ein älteres Lied von Laurin mit dem uns erhaltenen gemein haben, das ſo viele Spuren der höfiſchen Kunſt an ſich trägt, ſo daß es ſich erklären läßt, warum man ihm im Heinrich von Ofterdingen einen Dichternamen geben wollte [128]; an einzelnen Stellen iſt die Sprache blühend und nett, es iſt häufiger von höfiſchen Sängern und höfiſcher Würdigkeit die Rede. — Was den S i g e n o t [129] und E c k e [130] angeht, ſo verräth auch ſie die Sagenkenntniß, der Bezug auf die übrigen Sagen, die zum Theil

127) Von ſeiner Fabel ſagt auch W. Grimm, ſie verdanke ihr Daſein dem Triebe der Phantaſie nach Ergänzung und Erweiterung der Sagen, die Siegfried und Dietrich einmal gegeneinander überſtellen wollte.

128) V. 2929—40. Heinrich von Ofterdingen
diz mære getihtet hât, das sus meisterlichen stât.
des waren ime die fursten holt, sie gaben ime silber unde golt,
dâzuo pfenning unde riche wât.

129) Ein ſchön und kurzweilig Gedicht von einem Rieſen, genannt Sigenot, ed. Laßberg 1830.

130) Eggenliet, ed. Laßberg 1832. (der fälſchlich den Waller des Heinrich von Linowe unter dieſem Gedichte ſuchte.)

gelungene, zum Theil misglückte, ſtets aber offenbar abſichtliche Einfügung in den Cyclus als Erdichtungen, und mehr als dies noch die kindiſche künſtleriſche Anlage, die in beiden, in Ecke beſonders im erſten Theile, ſichtbar iſt. Es iſt in beiden eine einzige Hauptbegebenheit erzählt, mit vielen kleinen Epiſoden, die aber alle innerlich zuſammenhängen, ohne Gleichgültiges und Ueberflüſſiges, was bekanntlich ſonſt keine Eigenſchaft der Epiſoden in den mittelaltrigen Romanen zu ſein pflegt. So im Sigenot. Im Anfang unterhalten ſich Dietrich und Hildebrand, wie einſt Dietrich den Alten aus den Händen eines Rieſenweibes gerettet habe: jetzt vergilt es ihm Hildebrand in ähnlicher Weiſe. Der gefährliche Kampf mit dem behaarten Rieſen ſoll eben ſo den Dietrich abſchrecken von dem noch weit ſtärkeren Sigenot, wie in Ecke der von Dietrich geſchlagene Helfrich den Rieſen. Und ähnlich zeigt auch die Anlage des Roſengartens eine einfache Abſichtlichkeit und Berechnung. Das Aeußerſte an Rohheit und Erbärmlichkeit iſt Etzels Hofhaltung, nicht allein in Form und Vortrag, ſondern auch in dem Inhalt, in dem man zu Menſchenfreſſern, wie auch in dem Meerwunder in Kaspar von der Roens Heldenbuch und in Dietrichs Drachenkämpfen [131]), zurückkehrt. An Barbarei und Geſunkenheit kommt dieſen Dingen, zu denen man auch noch eine Ueberarbeitung und Fortſetzung des Laurin rechnen darf [132]), nichts bei. Die Drachenkämpfe, wie Ecke und Sigenot in der Berner- oder Herzog Ernſt-Strophe, können vielleicht als ein Beweis angeſehen werden, wie wenig der deutſche Roman zu Ausdehnung und zu Erweiterung geſchaffen war. Die langweiligen Wiederholungen ſind zum Erſchrecken, und ich geſtehe, dies iſt das einzige Gedicht, das meine Geduld überwunden hat und das ich nicht zu Ende leſen konnte.

Den Roſengarten [133]) würde man in dieſelbe Reihe ſetzen,

---

131) Cod. Pal. N. 324.

132) In Nyerups Symb.

133) Die Texte der Heidelb. und Straßb. Handſchriften ſind vereint gedruckt in der Sammlung von von der Hagen und Primiſſer; bei Weitem lesbarer iſt der Text des Heldenb., und die kürzere Bearbeitung von Roen, die einen verlornen Text vorausſetzt; den Text einer ehemals in Frankfurt befindlichen Handſchrift gab zuerſt W. Grimm 1836 heraus, bei dem der Leſer, dem unſere allgemeine Betrachtung nicht genügt, die einzelnen Analyſen nachleſen muß.

wenn er ſich nicht dadurch etwas von jenen andern Gedichten entfernte, daß er in der deutſchen Strophe und in den handelnden Perſonen ſich treuer an das ächte Epos, an die Nibelungen, anſchließt, und keine fremden Elemente aufnahm. Auch liegt er ſeiner erſten Entſtehung nach wenigſtens früher als die roheren der zuletztgenannten Stücke. Charakteriſtiſch verſchieden iſt er auch von allen übrigen Stücken der deutſchen Sage dieſer Zeit durch die Beabſichtigung des komiſchen Effects, und dies vergleicht ihn dann den karolingiſchen Sagen mehr, und zeigt neben den Rohheiten, die er mit allen andern theilt, wie ſeine erſte Entſtehung in die Zeiten des Ausgangs (W. Grimm meint der Mitte) des 13. Jahrhunderts fällt. Dieſes Komiſche und Derbe empfahl dann dies Gedicht den ſpätern Zeiten des 15. Jahrhunderts und die mehrfachen Bearbeitungen, die davon exiſtiren, verrathen bis zu denen des Heldenbuchs und bei Kaspar von der Roen einen ſteten Anwachs und eine größere Freude an ſolchen ſchnurrigen Zügen. Auch den ſämmtlichen übrigen Gedichten ſind dieſe Züge nicht fremd, doch ſind ſie überall vereinzelter. In nichts ſind ſie hervorſtechender als in Uebertreibungen. Wenn der Rieſe Sigenot im Schlafe athmet, ſo beugen ſich die Aeſte der Bäume über ihm. Wenn er auf Dietrich mit ausgeriſſenen Bäumen losſchlägt, ſo meint dieſer, er ſei doch der Ruthe entlaufen. So fegt Ecke mit ſeinem Schwerte in den Zweigen der Bäume und von dem Feuer ſeines Helms entzündet ſich der Wald. Der ganze Zwerg= und Rieſenkampf im Laurin zielt aufs Komiſche ab; und wo auch einmal dieſe Abſicht weniger im Vortrag liegt, wie in den Rieſen des Wolfdietrich und der Drachenkämpfe, und wie im Roſengarten, wenn dem Heime vier Ellenbogen zugeſchrieben werden, ſo iſt dies nur um ſo merklicher. In andern Szenen erinnert man ſich an die bürgerlichen und groben Züge, die wir in den öſtreichiſchen und niederländiſchen Dichtern fanden. Wo im Sigenot der alte Hildebrand von Frau Ute ſcheidet, macht ſich Wolfhart über ſie luſtig: die Alte ſolle ſich nicht kümmern um Hildebrands etwaigen Tod, ſie ſolle ſich dann einen Jungen nehmen; im Uebrigen, wenn ſich Hildebrand des Abſchiedskuſſes erinnere, ſo ſei es um den Rieſen geſchehen. Frau Ute räth ihm, ſich auch ein Weib zu nehmen; er antwortet, es möge ihn keine; ſpräche er ja eine an, ſo kehre ſie ihm das Hintertheil. Im Ecke haben wir offenbar einen Dichter, der bei den Niederlanden

zu Hauſe iſt. Alles macht da im Anfang den Eindruck, den der Lohengrin in ſeinen heimathlichen Stellen macht. Man ſpricht ordentlich menſchlich mit einander, überall iſt Bedacht auf die Wahrſcheinlichkeit genommen; den Rieſen Ecke trägt kein Pferd, beim Eingehen in gewöhnlicher Menſchen Häuſer muß er ſich hübſch bücken, die Leute ſehen ihn auch für was Beſonders an, und laufen vor ihm weg oder gaffen ihm nach, er hat auch noch einiges Mitleid und menſchliche Gefühle, er iſt ein guter Chriſt, und wenn er zum Kampf mit Dietrich auszieht, ſo ſucht er ihn in ſeiner Stadt auf, und läßt ſich auf die Fährte weiſen, während ſonſt einer nur auszuziehen braucht, um den gewünſchten Gegner ſogleich zu treffen. In dem Roſengarten nun iſt das Hinarbeiten aufs Spaßhafte am meiſten durchgeführt. Wir wollen einige Züge der verſchiedenen Rezenſionen zuſammenſtellen. Der ganze Kern des Gedichts, das Ausreiten nach Roſen und Küſſen mit Gefahr des Lebens wird ſogleich von Dietrich und ſeinem Helden ſchnackiſch und ſonderbar gefunden, und ſo auch von ſeinem Schreiber, der ihm Kriemhiltens „Trutz- und Tratzbrief“ lieſt. Burlesk iſt die ganze Figur des Mönchs Ylſan, den ſie als zwölften Geſellen aus dem Kloſter abholen. Hildebrand begrüßt ihn mit einem Benedicite und erhält des Teufels Geleit zum Gegengruß. Sie kommen an den Rhein, wo ein ſchrecklicher Fährmann den Uebergang wehrt und einen blutigen Fahrſold verlangt; Wolfhart will ihn anflehen, wie einen Eſel, der die Säcke nicht tragen will, mit guten Knitteln. Ylſan ſchlägt den Fährmann zu Boden: Nummer Dummer (in nomine domini), ſagt der Verge, ſolche ſtarke Teufel waren mir nie bekannt. In dem Zweikampfe des zufällig verwundeten Rienolt mit Sigeſtab verdenkt man es der Kriemhild, daß ſie mit ihren Spitalkranken hofft, die übermüthigen Hunnen zu zwingen; es ſei, als ob der Wagen vor die Rinder geſpannt wäre. Hildebrand, als ihm nach dem Siege Kriemhild den bedungenen Kuß geben will, lehnt es ab, das Hurenwerk ſolle nicht ſein, er wolle das ſeiner Hausfrau behalten und keine ungetreue Magd küſſen; und Siegfried beglückwünſcht den Sieger: wer ſich an alte Keſſel reibe, der mache ſich rußig. Ylſan aber ſpielt hier die Hauptrolle, die Lieblingsfigur der ſpäteren Volksſatiriker, die ihn als den Repräſentanten der grobianiſchen Rotte behandeln. Wie er in den Garten kommt, zertritt er die Roſen und wälzt ſich darin. Der kluge

Hildebrand ſpornt ihn mit Stichelreden, als er den Volcker in die Beichte nimmt, ihm Buße auflegt und mit ſeinem Predigerſtab große Schläge ertheilt. Für 52 beſiegte Gegner ſoll er ebenſo viele Küſſe von Kriemhilden erhalten; jedesmal reibt er ſie mit ſeinem ſtarken Barte, „das ward ſie ſehr verdrießen, doch dünkt es den Münch gut.“ Die gewonnenen dornigen Roſenkränze drückt er, als er heim kommt, den Mönchen, die ihm nicht wohlwollen, auf die Glatzen, daß ihnen das Blut über die Ohren rinnt, und die ſich ungebärdig dabei anſtellen, und ihn nicht in ihr Gebet nehmen wollen, knüpft er je zwei mit ihren Bärten zuſammen und hängt ſie über eine Stange. — Man ſieht, wie dies Alles jetzt, wo unritterliche Dichter die Sagen behandeln, wieder nach dem Geſchmack des Waltharius neigt, der ebenfalls in einer gelehrten Zeit zugerichtet ward und von einem Gelehrten, der den heiligen Ernſt und die Achtung vor dem Heldenweſen nicht kennt, welche die ritterlichen Sänger nicht leicht verleugneten.

In allen dieſen Gedichten nun iſt die Auflöſung des deutſchen Epos höchſt deutlich erkennbar; wie einſt einzelne volksmäßige Rhapſodien ſich zu einem Ganzen emporgebildet hatten, ſo treten wir jetzt wieder unter lauter einzelne Rhapſodien zurück. Aber nicht allein in dem Charakter dieſer Stücke unter einander läßt ſich dieſe Auflöſung zeigen, ſondern auch äußerlich in dem Umfang der einzelnen und in deren allmähliger Entwickelung. Das Heldenbuch des Kaspar von der Roen[134]) kann als einer der äußerſten Puncte dieſer materiellen Auflöſung gelten. Es iſt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (1472) verfaßt, unglaublich geiſtlos und roh. Nur das Eine könnte man ihm zum Verdienſte anrechnen, daß die Natur der urſprünglichen Gedichte trotz aller Beſchränktheit des Bearbeiters durchſcheint, indem die ſehr merkliche Verſchiedenheit des Vortrages und Geiſtes im Roſengarten und in den Drachenkämpfen, und wieder von beiden im Ecke u. ſ. w. genau kennbar iſt. Am merkwürdigſten aber iſt Kaspar unſtreitig durch ſeine Abkürzungen, denn daß dieſe nicht die bloße Laune eines für die alten Gedichte unempfänglichen Bänkelſängers waren, könnte ſchon aus der Zuverſicht klar ſein, mit der er ſich dieſe Beſchneidungen zur

---

134) Abgedruckt in der oft erwähnten Sammlung von von der Hagen und Primiſſer.

Ehre und ſeinen Bearbeitungen als einen Werth anrechnet, es iſt aber auch daraus klar, daß ſchon in den Jahrhunderten vor ihm dieſe Gedichte offenbar in völliger Abnahme begriffen waren, und endlich daraus, daß ſeine Abkürzungen mit wirklicher Ueberlegung, ja es ſcheint, nicht ohne einen gewiſſen Geſchmack gemacht ſind. Von dem Roſengarten hat er doch wohl das Schönſte und Beſte herausgegriffen; den Rieſen Sigenot hat er faſt ganz ungekürzt und unverändert aufgenommen; dagegen ſein Gedicht von Wolfdietrich und Saben aus 700 Strophen auf 333 reducirt [135]), und die Drachenkämpfe (bei ihm Dietrich und ſeine Geſellen) aus 408 in 130 [136]). Und dieſes letzte Gedicht, das er nur in 408 Strophen kannte, mußte alſo nothwendig ſchon große Veränderungen erlitten haben vor ihm, denn die Handſchrift, die uns bekannt iſt, hat der Strophen wohl über tauſend, und gewiß wird jeder zugeben, daß eben hier, wo die Beſchneidung am ſtärkſten iſt, ſie auch am angewendetſten war. Auch im Laurin ſahen wir aus den verſchiedenen erhaltenen Recenſionen, daß die ganze Nation gleichmäßig ſich von der Langweiligkeit der Rittergedichte abwand, und man darf nur an Fürterers Abkürzung der britiſchen Romane, an die Volksbücher und an die meiſterſängeriſchen Bearbeitungen der alten Sage denken, um zu überblicken, wie die thatenfrohe, rüſtige Bürgerwelt, die ſich jetzt emporſchwingt, den matten, inhaltleeren Romanen abgeneigt iſt, überall das Weſentliche und das Faßbare herausnimmt, den leeren Reſt aber fallen läßt. Auch die Singluſt des Volkes bedurfte ſangbaren Umfang und Form und die Lieder von Ecke ſind in den Zeiten, wo wir die erſten Zeugniſſe in den Gedichten des Marners und Conrads von Würzburg für ſie haben, ſchon von fahrenden Sängern, wie einſt die uralten Dietrichlieder auf der Straße geſungen worden. So iſt auch der Otnit verſchie-

135) Wolfdietrich. Str. 334.

Wolfdietrich in altem dichte hat sieben hundert lied,
manch unnütz wort vernichte oft gmelt man als aus schied
drew hundert drei und dreissigk liet hat er hie behent,
das man auf einem sitzen dick mög hörn anfanck und endt.

136) Schluß der Drachenkämpfe:

Des alten vier hundert und echte ist,
dis hir hundert und dreissigke sein;
so vil unnützer wort man list.

dene Perioden durchgegangen: In der Moneſchen Ausgabe hat das Lied ohne Otnits Todesgeſchichte 569 Geſätze; in Roens Vorbild mit dieſer 587, in ſeiner Abkürzung 297. Selbſt das mehr abgeſchloſſene, kunſtmäßig behandelte Gedicht von Herzog Ernſt muß hier von ſeinen Abentheuern die meiſten einbüßen und behielt nur das mit der Jungfrau und den Kranichen, das dem lachluſtigen Sinne des funfzehnten Jahrhunderts zuſagte.

Und endlich begegnen wir noch im 15. Jahrhundert in dem Liede von dem hörnenen Siegfried [137]) jener kürzeren und zugleich lockern Geſtalt der Geſänge, wo das Zuſammenfügen einzelner Lieder wieder ſichtlich wird, und wo man auch dem Geſchmack nach wo möglich noch tiefer in den Geiſt der Urzeit zurückverſetzt wird. Ja zuletzt treffen wir in dieſen Zeiten wieder auf das einzige rhapſodiſche Lied, das uns ein Zufall aus dem achten Jahrhundert erhalten hat, auf das Hildebrandlied [138]), und können alſo geſchichtlich in unſerm Epos den vollkommenſten Kreislauf beſchreiben, den wir ſogar noch weiter führen könnten, wenn es deſſen bedürfte und hier nothwendig wäre, indem uns Aventins Beſchäftigungen mit der Sagengeſchichte der Nation wieder zu den Jornandes, die däniſche Ueberſetzung des Hildebrandliedes aber und die Wilkinaſage nach Scandinavien zurückführen würden.

So wie wir oben in einer ähnlichen Periode des Verfalls der deutſchen Sage, wie die an der Grenze des 13. Jahrhunderts, neben dem Ruother und Biterolf den Herzog Ernſt und Grafen Rudolf betrachteten, ſo könnte man auch aus dieſen Zeiten wieder neben die erwähnten Stücke aus der Dietrich- und Siegfriedsſage ganz entſprechende Werke ſtellen. Der Landgraf Ludwig der Fromme von Thüringen [139]) iſt eine Kreuzfahrergeſchichte in Reimen, mit ſoviel geſchichtlich-proſaiſchem in der Dichtung wie vielleicht der Graf Rudolf Poetiſches in einem urſprünglich hiſtoriſchen Stoffe enthielt. Das Gedicht iſt aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, nicht vor 1301 [140]); Ludwig der Fromme und Heilige ſind darin in eine Perſon verſchmolzen, die heilige Eliſabeth, des

137) In der Sammlung von von der Hagen.
138) In der Ausgabe des ältern Hildebrandliedes von Grimm.
139) Ausgezogen in Wilkens Geſch. der Kreuzzüge Bd. IV.
140) Der Dichter ſcheint ein Schleſier und in Beziehung zu Herzog Bolko von Münſterberg (reg. 1302—35) geweſen zu ſein.

letztern Weib, iſt hier die Frau des Erſteren, und Heinrich Raspe ſein Bruder. Es iſt dies daſſelbe Gedicht, das früher ſtets unter dem Titel Gottfried von Bouillon ging, weil die Einleitung eine Geſchichte von der erſten Eroberung des heiligen Landes enthält, und das irrthümlich dem Wolfram von Eſchenbach zugeſchrieben ward, weil man einige Verſe misverſtand, in denen dieſer Dichter genannt wird [141]). Der Inhalt dreht ſich um die Belagerung von Ptolemais unter König Veit, um die kleine Rolle, die der Landgraf von Thüringen dabei ſpielt, und um kleine leichte Kriegsthaten, an welche jedoch ſo große Lobeserhebungen verſchwendet werden, wie in den Romanen an die gewaltigſten Rieſenkämpfe. Im trockenſten Ton der Reimchronik wird man mit jedem kleinen Vorfalle bekannt gemacht; es wird Belagerungszeug gemacht, Nachtwachen ausgeſtellt, Kanäle abgeleitet, Vorpoſtengefechte geliefert und kleine Fourageabentheuer beſtanden, Gräben werden gegraben, Todte verbrannt, Lösgelder gegeben, man hört von Zufuhr, Futtermangel, Hinterhalt, Ueberfällen und Stürmen. Nur einmal ſieht die Epiſode von Arfax und Saphis wie eine Erdichtung aus [142]). — Dem Herzog Ernſt würde ich den Reinfried von Braunſchweig [143]) mit ſeinen orientaliſchen Zügen und nach dem, was mir ſonſt daraus bekannt iſt, noch näher vergleichen dürfen, allein ich kenne das Gedicht nicht ſelbſt und muß mich daher mit der Erwähnung begnügen. Auch Erzählungen anderer Art ſind im 14. Jahrhundert an Namen deutſcher Fürſten und Herren angeknüpft. Wenn mir auch von dieſen vielleicht einige unbekannt geblieben ſind, ſo iſt es nach Allem, was dieſe Zeiten noch geliefert haben, weder für mich noch für die Leſer ein Verluſt. Wilhelm von Oeſtreich [144]) (1314 von Johann von Würzburg) iſt eines dieſer Gedichte, das ſeinen Abentheuern und dem Geſchmacke ſeines Dichters nach mit dem Wilhelm von Orleans [145]) des Rudolf von

141) V. 959.

— Ludwigs bruoder Hermann, des hôch prisende tât
Ze suezer rede brâht hat her Wolfram von Eschenbach —

142) Seite 62.

143) Handſchriftlich in Hannover.

144) Cod. Pal. 143.

145) Dies Gedicht ſelbſt iſt im 15. Jahrhundert umgearbeitet und in mehreren Handſchriften in München und Zürich vorhanden, ſelbſt noch im 16.

Ems in einer Claſſe, aber um mehrere Stufen tiefer liegt, etwa in dem Verhältniſſe wie der Alexander des Seyfried [146]) (1352) zu dem des Ulrich von Eſchenbach liegt. Wie in allen dieſen Dingen die Abentheuer aufs allerekelſte entſtellt oder aufs elendeſte erfunden, wie bodenlos geſunken die Sprache, wie gedankenlos und planlos die Anlage, wie abſcheulich die Monotonie der trockenen Erzählung iſt, davon kann man ſich keine Vorſtellung machen ohne Autopſie, man müßte ſich denn das Schlechteſte, was wir bisher kennen gelernt haben, noch einmal entblößt von dem letzten Verdienſte und Reize und dem kleinſten Reſte der Eigenthümlichkeit denken, der etwa dem frühern noch geblieben war. Dieſen extremſten Grad der Geſunkenheit und Verderbtheit theilt überhaupt faſt Alles, was im 14. und 15. Jahrhundert von älteren Gedichten auch anderer Sagenkreiſe und Gattungen umgedichtet und überarbeitet wurde, worauf wir nicht weiter eingehen. Weniges erſchien, was uns durch Neuheit der Sage, die uns in älteren Behandlungen unbekannt geblieben wäre, intereſſiren könnte; dahin gehörte der Apollonius von Tyrland [147]), der im Anfang des 14. Jahrhunderts von Heinrich von Neuenſtadt, einem Wiener Arzte, nach dem Lateiniſchen bearbeitet ward; dies war eines der früheren Producte der Poeſie im 12. Jahrhundert, wie wir aus Lamprecht wiſſen, und von dieſem älteren Gedicht hatte Heinrich ſchon keine Kunde mehr, der behauptet, der Inhalt ſei nie in Reimen geſchrieben worden. Auch die Sagen von Valentin und Namelos, von Brandan, die wir vorhin in niederdeutſchen Bearbeitungen erwähnten, beſitzen wir in Deutſchland nicht in älterer Geſtaltung. Hier kehren wir, wie in den letztbeſprochenen deutſchen und karolingiſchen Sagen in die größte Barbarei auch des Stoffes zurück. Die Thierheit des Namelos, die Menſchenfreſſer in dem Meerwunder und Etzels Hofhalt, die Höllen- und Geiſterwelt im

---

Jahrhund. (1522) iſt es im Herzog Ernſts Ton umgedichtet. Mittheilung des Herrn Franz Pfeiffer.

146) Cod. Pal. 347. Auch mehrmals in Wien.

147) Goth. Hſ. (im Auszug in Richards Romanbibl. Bd. 20. Auch in Wien mehrfach vorhanden). Aus dem Gedichte ſelbſt ergiebt ſich, daß Heinrich im Anfang des 14. Jahrhunderts lebte. Er hat ſein lat. Original von dem Pfarrer Niclas von Stadlar, der in Urkunden von 1297—1318 vorkommt. Vgl. Wolf in den Wiener Jahrb. Bd. 56. p. 256.

Brandan ſind für den Geſchmack dieſer Zeiten bezeichnende Züge. Es iſt die Periode gekommen, wo die romantiſche Kunſt, nachdem ſie die Wunder der fernen Welttheile, des Thierreichs, der geheimen Naturkräfte, der Zaubergewalt des menſchlichen Geiſtes erſchöpft hatte, ſich nun in das Reich der Geiſter und der Hölle noch wagt, um von dorther alsdann in der Zeit der Reformation im ſchroffſten Gegenſatze in Haus und Heimat und in den gewöhnlichen Kreis unſerer Umgebungen zurückzukehren. Verzauberungen, Teufelsbannungen, Teufelsverſchreibungen und Erſcheinungen, Elfen- und Feengeſchichten, die gleichſam wieder auf die uralten britiſchen Lieblingsfiguren zurückführen, Zwergſagen und dergleichen ſind daher nun ein Lieblingsgegenſtand der Novelle und Legende und des abſinkenden Romans, und es erſcheint dergleichen (ſo in der Sage von Friedrichs von Oeſtreich Gefangenſchaft unter Ludwig dem Baiern) in der Geſchichte. Jene niederdeutſchen Behandlungen der Legenden von Zeno und Theophilus zählen hierhin; und auch im Laurin haben wir eine Art Elfenſage: „herrliche mit Wunderdingen angefüllte Gärten in dem Inneren der Berge und Felſen,“ neckiſche Mädchenräuber, zugleich gutmüthig und boshaft, rachſüchtig und hart in Beſtrafung der Verletzung ihres Gebietes. Kämpfe mit unſichtbaren Geiſtern herrſchen hier vor, und in der Fortſetzung des Laurin wird ein ganzer Kriegszug mit einem unſichtbaren Heere gemacht. Liebſchaften mit unſichtbaren Schönheiten beſingt der Ritter von Staufenberg, eine beliebte, in Drucken, in Umdichtungen namhafter Männer, in Romanzen, im Volksmunde lebende Elfenſage, die wir in einer netten und gefälligen Bearbeitung (wahrſcheinlich aus dem Ausgang des 14. Jahrhunderts) [148]) beſitzen, was den Herausgeber verführte, den Hartmann zu ihrem Dichter machen zu wollen. Ganz verwandt mit dieſer Fabel, die man mit Amor und Pſyche verglichen hat, deren Hauptmotiv auch in dem jetzt franzöſiſch herausgegebenen Partenopeus von Blois, von dem auch eine deutſche Ueberſetzung in Bruchſtücken übrig iſt [149]), vorkommt, iſt Friedrich von Schwaben [150]), der in einer gewiß ſehr ſpäten Bearbeitung exiſtirt, die an Werthloſigkeit und Verfall

148) Edit. Engelhardt. 1823.

149) Grundriß von Hagen und Büſching S. 205.

150) Cod. Pal. N. 345. Ausgezogen in Bragur Bd. 6. u. 7.

ganz dem Wilhelm von Oeſtreich und dieſer Klaſſe gleich ſteht, nur daß der Dichter ehrlicher ſeine Wortarmuth in ſeiner knappen Erzählung, ſeine Gedankenarmuth in ſeinen ewigen Wiederholungen, Citationen und Kopirung älterer Dichter zur Schau trägt, ſo arg, daß er an einer Stelle, wo Angelburg zu Friedrich ſpricht, ihr eine lange Rede der Arabel aus Wolframs Willehalm in den Mund legt. Daß man damals vielfach ſolche Geſchichtchen an wirkliche hiſtoriſche Perſonen anknüpfte, ſcheint die Sage von Heinrich VII. Abſtamme von der ſchönen Meluſine in des freilich ſpäteren Konrad Vecerius Leben Heinrichs VII. zu beweiſen; wo man auch ſieht, daß nicht allein die Dichtung, ſondern auch die Geſchichte die Anknüpfung ſolcher britiſchen Feen und anderer Wunder an geſchichtliche Figuren liebte und die Wahrheit ſolcher Fabeln zu glauben geneigt war [151]). Gedichte dieſer Art erinnern dann an eine lange Reihe von allegoriſchen Minne- und Klagegedichten, ſinnbildlichen Abentheuern der Dichter, die ſich durch das 14. und 15. Jahrhundert bis auf die Dichter der Reformationszeit hinziehen, indem von den unſichtbaren Feen zu den allegoriſchen Figuren dieſer neuen Gattung von Gedichten ein ziemlich natürlicher Uebergang iſt und eine ſtete Verflüchtigung jedes plaſtiſchen Elements.

5. Uebergang der chriſtlichen Poeſie aus dem Epiſchen ins Didactiſche.

So entſchieden in Allem, was die erzählende Dichtung am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts noch auf-

151) Bei Urſtiſius scriptt. II. 63. Quamquam non me praeterit, circumferri jampridem libellum vernacula lingua conscriptum, de foeminae Melyssinae praestigiis, altero quoque die pubetenus in anguem commutari solitae, quam inter majores Henrici VII. connumerare nituntur. Dann nach Erwähnung der fabelhaften Zeugung Alexanders u. A. Quin et in oceani Gallici insula quadam novem Gallicenas illas fuisse tradunt auctores, cum aliis artibus praeditas, tum vertendi se in quas formas liberet. Quibus ex locis ortam fuisse Melyssinam non est absurda conjectatio. Und zuletzt: — Adeo ut nisi aliis vitiis supradictum opusculum laboraret, quippe in quo parum verisimilia referuntur, interdum adversa, nonnunquam dissonantia, non difficile fidem mihi faceret.

weiſt, dasjenige nachgebildet iſt, was ein Jahrhundert früher entſtand, und ſo beſtimmt man die alten Zuſtände, Sitten und Neigungen zu halten ſucht, ſo überblicken wir doch nun auf einmal, wie Alles, was uns dort als eigenthümlich anzog, der ideale Gottes-, Ritter- und Frauendienſt, in den ſämmtlichen, zahlreichen, großen, mit oder ohne Prätenſion auftretenden Romanen aller Kreiſe faſt ohne irgend eine Ausnahme bis aufs Unkenntliche verſunken iſt, und daß entweder die Gelehrſamkeit das Formelle dieſer erzählenden Gedichte höchſt unangenehm ſtörte, oder daß der derbe Geſchmack des Volkes den ernſten Inhalt und feierlichen Vortrag gewaltſam veränderte, indem er alle die Empfindungen, die der ſchlichtere, der Natur näher ſtehende, unverdorbene und einfältigverſtändige Mann der mittleren Claſſen beim Leſen jener Romane und jener Darſtellungen einer halbimaginirten Welt und des Treibens einer in menſchlichen Thorheiten menſchlich befangenen aber ſtets in übermenſchlicher Ernſthaftigkeit ſich bewegenden Claſſe empfinden mußte, und indem er eine Menge von komiſchen Zügen hineintrug, die aus dem Kontraſte entſprangen, in dem ſich der nichtritterliche Leſer und Dichter, zu dem nun dieſe Dichtungen herabkamen, gegen den darin herrſchenden, ihm ganz fremden Ideen- und Thatenkreis befand. Selbſt in Werke, die ſich ihrem Inhalte und dem Sinne ihrer Dichter nach am meiſten gegen dieſes neue Element ſträubten, fand es wenigſtens einen geringeren und unmerklicheren Eingang. Dies kann man ſelbſt von der Evangeliendichtung und Legende ſagen, einer Gattung, über die wir oben im Allgemeinen weitläufig genug geweſen zu ſein glauben, und auf deren weitere Schickſale in dieſen rohen Zeiten wir nicht näher eingehen wollen, indem es dem Leſer doppelt läſtig fallen müßte, die traurigen Symptome des gleichen Verfalls, den wir an den Ritterdichtungen bemerkten, an einem ungleich traurigeren Objecte zu verfolgen. In welcher Menge die gereimten Bibeln und Evangelien und die Heiligengeſchichten im 13.—14. Jahrhundert fort erſchienen, zeigt jeder Blick in die Verzeichniſſe von Handſchriften [152]). Weniges, was gedruckt iſt, könnte im Allgemeinen ſchon ein Bild von der Beſchaffenheit derſelben geben: der heilige Alexius [153]), der ſo

152) Z. B. das in den Altdeutſchen Blättern II, 1. 82 sqq.

153) In der Samml. altd. Dichtungen von Meyer und Mooyer. 1833. In

vielfach behandelt ward, das ſchon angeführte Leben der Eliſabeth [154]), die im 15. Jahrhundert von Rote [155]) noch einmal bearbeitet ward und leider auch in unſern Tagen noch ascetiſche Hiſtoriker und andächtelnde Pädagogen beſchäftigt hat, die mehrfach erwähnten Legenden im niederdeutſchen Dialecte, die Bruns, und die äußerſt rohen Stücke, die Staphorſt in ſeiner Hamburgiſchen Kirchengeſchichte abgedruckt hat [156]). Wir würden aber in allen dieſen Sachen keinem andern Eindrucke begegnen, als den alle die ſtumpfen Werke des 14. und 15. Jahrhunderts machen, die noch die alten Gegenſtände in dem alten Tone behandeln wollen. Die verſchiedenen gereimten Heiligenleben und Mariengeſchichten, die ſeit dem Ende des 13. bis zum 15. und 16. Jahrhundert gedichtet oder in Dialecte umgeſetzt wurden, haben ferner zum großen Theile eine blos locale Bedeutung, eine höchſt eingeſchränkte Verbreitung gehabt, und daher trifft man in vielen Bibliotheken Deutſchlands von Königsberg bis Strasburg, von Hamburg bis Wien, eigene Sanctologien, die man anderswo ſeltener wiederfindet (im 14. Jahrhundert ſcheinen beſonders die weiblichen Heiligen, Barbara, Catharina, Margarethe, Veronica, Dorothea, Marina gerne behandelt worden zu ſein, wie denn einige davon auch in Wirklichkeit erſt dem 14. Jahrhundert angehören, während im 13. mehr die männlichen), und auch in ſofern würden ſie in einer allgemeineren Geſchichte der deutſchen Literatur ſo unpaſſend ſtehen, wie die gereimten Specialchroniken und dergleichen.

Alles dieſes, was auf dem alten Wege der heiligen Erzählung, den die geiſtliche und ritterliche Literatur eingeſchlagen hatte, fortging, laſſen wir zurück, weil es die Zeit nicht weiterführt, weil es den jetzt in Thätigkeit und Wirkſamkeit tretenden Tendenzen fremd wird, indem es ſtatariſch auf untergegangenen Verhältniſſen feſthaftet, die ihre Bedeutung und ihr lebendiges Intereſſe verloren. Wir gehen in der Entwickelung unſerer chriſtlichen Poeſie vielmehr zu dem über, was der veränderten Lage der Zeit und der Literatur

---

Graffs Diut. III. S. 269. Proben einer anderen Legende von ihm, die ſich auch im Cod. Pal. N. 417. vollſtändig findet.

154) Band I. S. 520.

155) In Menckens scriptt. rer. Germ. II. vgl. Bragur VI, 2. p. 140.

156) Van der Bort Christi; van deme Holte des hilligen Krutzes u. s. w. Dazu die heilige Marina bei Bruns.

organiſch angehört, von ihr ausgeht und ſie ſelber fördert. Wir haben nun aber die epiſchen Beſtandtheile unſerer alten Literatur bis zu ihrem Ausgange und Untergange gelangen ſehen, und haben oben bemerkt, daß mit dem erſten Hervortreten ſtädtiſcher Entwickelung und einer neuen Cultur des bürgerlichen Standes neue Gattungen dieſen älteren, dem Eigenthume des Ritterſtandes, opponirten, daß ſich eine didactiſche Poeſie mit jungem Lebenstriebe an die Stelle der abſterbenden Pflanze des Epos ſetzte. Dieſen Uebergang vom Epiſchen zum Didactiſchen machten wir oben bei Thomaſin und dem Stricker innerhalb der ritterlichen Welt ſelbſt und mehr in Bezug auf den allgemeinen weltlichen Verkehr; in dem Freidank aber ſtreift die Laienmoral ſchon in die chriſtliche herüber. Jetzt nun ſchließt ſich an jene theils practiſche theils philoſophiſche Didaxis eine religiöſe an und wir erleben innerhalb der chriſtlichen Poeſie ſelbſt denſelben Uebertritt der Dichtung aus der erzählenden Geſtalt und aus factiſchen Materien in die doctrinäre Form, in Lehre und Predigt. Schon in der Kaiſerchronik haben wir innerhalb der erzählenden Legende ſelbſt die Berührung des practiſchen Beiſpiels der Tugend und Frömmigkeit mit dem abſtracten angetroffen, und wir gingen ſchon in jener Zeit des 12. Jahrhunderts förmlich zu der Rede, der Predigt über, die wir damals in poetiſcher Form antrafen. Wie nun in der Zeit des 13./14. Jahrhunderts, wo wir ſtehen, Alles nach jenen Zuſtänden zurückneigt, ſo kehren wir jetzt, nur in anderer Weiſe, auch in dieſem Gebiete gleichſam dorthin zurück. Wir finden nämlich im 13. Jahrhundert, daß die Predigt in der Vulgarſprache und in Proſa zum erſtenmale eine öffentliche Bedeutung in Deutſchland erhält. Sie war lange vorher, wie wir aus den Beſchäftigungen der St. Galler Mönche im 10. — 11. Jahrhundert wiſſen [157]), ſchon üblich und in Schrift gebracht; noch aber war ihre Wirkung und Beſtimmung blos local geblieben. Jetzt aber ſollte ſie, in die Hände zweier ausgezeichneter Talente gefallen, im 13. Jahrhundert plötzlich zu einer ganz anderen Bedeutſamkeit gelangen; mit ihr beginnt zugleich die Proſa überhaupt eine geſchichtliche Wichtigkeit zu erlangen.

Daß die Proſa eine frühere (althochdeutſche) Periode der Cultur ſchon in Deutſchland gehabt, beweiſen eben jene Beſchäftigungen

---

157) S. Hoffmanns Fundgruben I, 59 ff.

der St. Galler Mönche, die wirklichen und vorgeblichen Schriften der verſchiedenen Notker u. A., damals aber griff ſie kaum in das öffentliche Leben ein, ins Gebiet der Poeſie aber gar nicht über, und intereſſirte uns daher nicht. Jetzt aber führt uns der Verlauf der ritterlichen Poeſie ſelbſt hart an die Grenze der Proſa, zu ihrer eigentlichen Geburt und Entſtehung hin; und von da an wird es uns nöthig, gelegentliche Blicke auf die Producte der Proſa herüberzuwerfen, weil ſich nun zahlreiche Poeſien an dergleichen anlehnen, und weil in der ganzen neueren Literatur die Vermiſchung und Verirrung der Formen, die Anwendung gebundener Rede auf Gegenſtände verſtändiger Betrachtung und der Wiſſenſchaft, und der ungebundenen auf Gegenſtände der Einbildungskraft und Kunſt eine allgemeine autoriſirte Sitte ward, wie ſie es im Alterthum nicht war. Wir glauben nicht annehmen zu können, daß die Proſa nach jener St. Galliſchen Periode neben der adligen Poeſie in einer dieſer entſprechenden Vollendung exiſtirt habe und nur für uns verloren ſei. Nicht umſonſt führt die Proſa die Bezeichnung der pedeſtriſchen Rede; ſie ging bei uns in geiſtlichen und weltlichen Stoffen aus Städten wie Augsburg und Strasburg aus; ſie iſt ein Eigenthum des Volks, konnte nur vor und nach der ariſtokratiſchen Literatur aufkommen und blühen, ward nur ausnahmsweiſe vom Adel ſolcher Länder gepflegt, die überhaupt ihre ganze Bildung innerhalb der Ariſtokratie vollendeten, und legte ſelbſt dann (in allen ritterlichen Geſchichten der Provenzalen und Spanier) die poetiſche Farbe und den pathetiſchen Ton des Romans nicht gegen die ſchlichte Einfalt jener Proſa ab, die vom Volke aus, in Predigt und Erzählung, ſich heraufbildet, und die die einzige ächte Proſa iſt. Die Proſa bildet ſich vom Bedürfniſſe und von der Nothwendigkeit aus, wie ſich die Poeſie in ihren dürftigſten Anfängen als eine Geburt des Schönheitsſinnes, und, wenn man es nicht misverſtehen will, des geiſtigen Luxus offenbart. Unter Schöffen und Richtern, unter Predikanten und Mönchen regte ſich das Bedürfniß der proſaiſchen Rede unmittelbar; man konnte ſich hier und da in dem Spiele mit gereimten Predigten gefallen, aber man konnte nicht auf den Gedanken kommen, ſie in dieſer Geſtalt vor der Volksmaſſe zu halten; man konnte gereimte Vorreden zu Rechtsbüchern machen, aber das Recht ſelbſt mußte wohl in deutlicher gemeiner Rede geſchrieben ſein. In dieſem Gebiete kam es nur darauf an, daß ſich ein begabter Mann

des Stoffes bemächtigte, zu dem er die geſtaltende Form in ſeinem Geiſte angeboren tragen konnte. Viel ſchwieriger war es ſchon, daß ſich die Proſa in anderen Gebieten, wo ſich die Materie nicht ſo leicht darbot, in einem auffallenden Grade und Glücke hätte ausbilden ſollen. Wir haben oben geſehen, daß die Reimchronik ſich an den materiellen Stoff der Geſchichte wagte und es war nun der Uebergang zu der ſchicklicheren proſaiſchen Geſchichtserzählung nahe genug gelegt, der auch im 14. Jahrhundert mit der Limburger Chronik (um 1336 begonnen) und mit der elſaſſiſchen des Jacob Twinger von Königshofen (um 1386) gemacht ward. Allein wie ſollten dieſe Werke irgend einen Werth der Rede, irgend einen Reiz des Styls haben, da der Stoff gering war und weder den Schreiber erfüllen, noch den Leſer erbauen konnte? Wie ganz anders geſtalteten ſich gleich die pikanten Schwänke und kleinen Erzählungen, die man bisher auch nur in poetiſcher Form geleſen hatte, und die man ſeit dem 14. Jahrhundert gleichfalls anfing in Proſa umzuſetzen? Wie ungleich beſſer als jene Chroniken leſen ſich die (ungedruckten) Geſta Romanorum, die vielleicht noch ihre Farbe aus dieſem Jahrhundert tragen, und beſonders der legendariſche Theil des Hermann von Fritslar (1343) [158]. Die Legendenſammlung dieſes Mannes führt uns zugleich auf einen neuen Punct des Bedürfniſſes, woran die Poeſie faſt nothwendig zur Proſa herabſank. Ein Theil ſeines Werkes beſchäftigt ſich mit den Lieblingsfragen und Unterſuchungen der myſtiſchen Theologen des 14. Jahrhunderts und dieſer überſinnliche und heilige Stoff bildet eine ganz entgegengeſetzte, aber eine noch beſtimmter nachweisbare Urſache von dem Uebergang von gebundener zu ungebundener Rede [159]. Wo ſich

158) Cod. Pal. N. 113. 114. Gedruckt in Franz Pfeiffer, deutſche Myſtiker. 1r. Bd. Leipzig 1845.

159) In dem Cod. 417. iſt folgende intereſſante Stelle in der gereimten Vorrede zu einem ungereimten Tractat über den Leichnam Chriſti:

Ouch hân ich muot in mînem sin, daz ich ditz claine buochlin
welle ôn rîmen machen, durch zweier hande sachen;
die êrst daz ich dise heylichait mit durnechtiger wârhait
muge dester paz bewaren, dâ von hân ich muot ze varen
der gemeinen red di strâzzen, und alles rimen lâzzen,
wann swelch geticht man rîmet, wort ze worten lîmet,
dâ irret oft der wörter glanz, daz der sin nicht gar ist ganz;
die andre sach man dâvon nimpt, daz mir noch nieman anders zimt,

am Ende gar kein bildliches Feſthalten des ſpeculativen Stoffes denken läßt, wie konnte da die Phantaſie anders, als ſie mußte dem denkenden Geiſte ihr Recht abtreten, und dieſer wieder fügt ſich weder leicht einem Zwang der Rede, noch legt er auf Schönheit der Rede ein beſonderes Gewicht. Nun iſt aber das ſtete Verflüchtigen der poetiſchen Figuren, an denen ſich bisher die Dichtung verſuchte, wie an den Ritterromanen, ſo auch an der geiſtlichen Poeſie vielleicht noch auffallender nachzuweiſen. Wir haben früher geſehen, daß die Gottheit im 12. Jahrhundert unter der ſtrengeren Perſönlichkeit Gottes des Vaters gedacht ward, daß man allmählig mehr den Sohn, nachher die Jungfrau verehrte, in der ſchon alles Geſchlechtliche verſchwamm, die ſchon Mutter und Tochter und Weib und Jungfrau zugleich war. Aber nun iſt die Zeit gekommen, wo die Herrſchaft des heiligen Geiſtes beginnt. Das Zeitalter des heiligen Geiſtes war in dem ſogenannten ewigen Evangelium (dem Buche Joachims) verkündet; es ſollte durch die Bettelmönche an die Stelle des Zeitalters des Vaters und Sohnes treten; der Introductorius in das ewige Evangelium von Bruder Gerhard (ca. 1250) wies ſogar auf die ärmere griechiſche Kirche hin als auf die, über welcher der heilige Geiſt ſo walte, wie der Vater über dem jüdiſchen Volke, der Sohn über dem römiſchen; der bekannte Cola Rienzi wollte dieſe Herrſchaft des heiligen Geiſtes noch im 14. Jahrhundert befeſtigen helfen; und die Anhänglichkeit an die griechiſche Kirche brachte im 15ten die huſſitiſchen Bewegungen hervor. Von den feſteren Beſtandtheilen der Dreieinigkeit rückt man alſo zu dem Ueberſinnlichen fort. Sobald man auf dieſem Aeußerſten angelangt war, war für die Poeſie hier nichts mehr zu erbeuten. Wie es mit der Zeugung Gottes herging, das war noch allenfalls für die Einbildungskraft in ein Bild zu bringen; wie aber das ewige *Wort* in die Seele geboren werde, ob die Seele in einem gemeinen Grade der Gnade gebären könne; was die Geburt Gottes in der Seele eigentlich iſt, was das Weſen und Wirken der Gnade, was das Wirken des Worts im Geiſte ſei, auf dieſe und dergleichen dunkle Fragen dunkle Antworten zu geben,

---

ze reden von dirre heylichait mit gerimter cluocheit,
wan daz wârlich pillich ist, swâ man singet oder list
von dirre fromen heilichait, daz man daz tuo mit andechtichait.

war leichter in Proſa als in Verſen, wo ſich mit ungewiſſen Bildern noch ſpielen läßt, aber nicht mit vagen Gedanken. Wer alſo hier die beſtimmteſten und ſchärfſten Begriffe mitzutheilen hatte, ſuchte ſich die präciſeſte Form der Rede am liebſten, und wer ſich am innigſten mit der Doctrin der myſtiſchen Theoſophen durchdrungen hatte, ließ ſchon aus Conſequenz und Syſtem den Schmuck und eitlen Zierat der Poeſie fallen, denn ſich auf das Aeußerſte der Einfalt im Inwendigen und Auswendigen zu beſchränken, und ſich alles Unweſentlichen abzuthun, war der Kern und Sinn ihrer ſämmtlichen Lehren.

Ehe indeſſen jene Hiſtoriker und dieſe Myſtiker im 14. Jahrhundert von zwei ganz entgegengeſetzten Seiten her im Gebiete der Geſchichte und Philoſophie (mehr, als Theologie) zur Proſa gelangten, ward ſie im 13ten von zwei Franziskanermönchen gerade im Gebiete der Predigt noch vortrefflicher cultivirt, als es von Tauler und den myſtiſchen Predigern im 14. Jahrhundert geſchah. Dies würde man weit weniger einem uns unbekannten beſſern Zuſtande der Proſa in jenen Zeiten der blühenden Dichtung zuſchreiben, als vielmehr dem angebornen Talente der Männer, dem allerdings der gehobene Culturſtand jener Zeit fördernd entgegenkam. Die Geſchichte ſagt es uns überall, daß an der Spitze jeder neuen Richtung menſchlicher Bildung gewöhnlich ein ſolcher offenbarender Genius ſteht, der mit der bloßen Gabe der Natur divinirend leiſtet, was ſpätere Zeiten in mühvollerem bewußten Beſtreben kaum mehr erringen. Solch ein bewundernswerthes Talent zeigt ſich aber in den Predigten des Bruders David, der Novizenmeiſter und Lehrer der Theologie erſt im Barfüßerkloſter in Regensburg, und dann in Augsburg war, und ſeines Schülers, des berühmten Berchtold, den er auf ſeinen Miſſionsreiſen in Deutſchland begleitete. Jede ihrer Predigten bekundet ihre große Anlage eben ſo ſehr durch den redneriſchen Inſtinct, wie durch die Vorzüglichkeit der Sprache, und die Wirkungen die Bruder Berchtold mit ſeinen Reden (1247—72) in ganz Deutſchland machte, waren außerordentlich [160]). Was ſeinen Lehrer David angeht († 1271), ſo war dieſer bisher nur aus ſeinen lateiniſchen Werken bekannt, bis Franz

160) S. J. Grimm's Recenſion von Kling's Ausgabe des Berthold (1824) in den Wiener Jahrbüchern 1825. S. 194 sqq.

Pfeiffer auch einige deutſche Stücke von ihm auffand [161]), die in nichts den Berchtoldiſchen Predigten nachſtehen; eines davon, der Spiegel der Tugend, eine Zuſchrift an einen Mönch, vielleicht an Berchtold ſelbſt, war in Klings Ausgabe unter die Predigten des Letzteren gerathen, und war ſo ſchon von Jac. Grimm als vorzüglich ausgezeichnet worden durch edleren gebildeteren Styl und ſtrengeren Zuſammenhang der Gedanken. „Wenn, ſagt Pfeiffer, nach dem Ausdruck eines Chroniſten, Berchtolds Wort wie eine Fackel in Deutſchland leuchtete, und gleich einem Schwerte in die Herzen der Zuhörer drang, ſo kann man Davids Rede einer ruhigen Flamme vergleichen, die in mildem Glanze ſtrahlt, und deren ſtille, tiefe Glut das Herz und Gemüth des Leſers belebt, erwärmt und zu Liebe entzündet.“ Beider Predigten ſind gleichmäßig an bildlichen und allegoriſchen Elementen reich, und von der ſpeculativen Manier der Myſtiker frei, wie von deren ſtrengem Syſteme des abgezogenen Lebens. Es iſt billig, daß ſich Mönche des geiſtlichen Lebens annehmen, daß Bruder David gegen die Freude an der Eitelkeit der Welt und an müßiger Rede und unnützen Mähren eifre, und die Traurigen ſelig preiſe, doch thut er es nicht nach den Selbſtertödtungsprincipien der ſpäteren Theoſophen: der Ernſt des geiſtlichen Lebens ſoll gemäßigt ſein, und zwiſchen Eitelkeit und ungeordneter Traurigkeit hingehen. Beide Franziscaner haben es noch mit dem practiſchen Leben und dem Zuſtande der Welt zu thun, dem die Theoſophen den Rücken kehren, und dies beobachten wir für unſere Zwecke am beſten, wenn wir Berchtolds Predigten mit verwandten Poeſien der Zeit vergleichen. Schon früher haben wir an jenem Paſſional einigen Antheil der Predigt zu finden geglaubt; weit entſchiedeneren Einfluß hatte ſie auf das berühmte Werk des Hugo von Trimberg, den Renner [162]). Man darf nur die Predigtſammlung Berchtolds aufſchlagen, um jeden Augenblick an den Renner erinnert zu werden, und dies nicht etwa blos in dem Tone des Vortrags, der vielmehr häufiger an die kleinern gnomiſchen Dichter mahnt, die vor und um Hugo's Zeit lebten, ſondern auch

161) Jetzt herausgegeben in den deutſchen Myſtikern, 1845, wo Pfeiffer zugleich das Nähere über Davids Lebens- und Lehrerverhältniſſe in der Einleitung mitgetheilt hat.

162) Ausgabe des hiſt. Vereins in Bamberg. 1833 sqq.

in gewiſſen Themen, die da und dort aus einem ſo gleichmäßigen Geſichtspuncte behandelt, ſo unmittelbar aus dem Leben entlehnt ſind, daß man ſich verſucht fühlt, den Berchtold in einem ähnlichen, aber der Zeit nach umgekehrten Verhältniſſe zu dem Renner zu betrachten, wie den Geiler von Kaiſersberg zum Narrenſchiff des Sebaſtian Brandt. Wenn man den Bruder Franziscaner über die Abtheilung und die Unzufriedenheit der Stände, über die Betrügereien der Handwerker, über die Unehe, über die Ketzer, über die Tugend der Ritterſchaft, das höfiſche „Werben und Gebaren", das vor Gott ein Geſpötte ſei, weil man ſo auch einen Hund abrichten könne, dann über die weltlichen Freuden, Turnier und Tanz, Singen und Springen, über die Eitelkeit und Hoffart der Frauen, über das jämmerliche Leben der Schildknechte hört, oder wenn er das Lob des Friedens predigt, Geſchichten des alten Teſtaments allegirt, in denen ſpätere Begebenheiten voraus angedeutet, moraliſche Erſcheinungen bezeichnet und Handlungen der Menſchen zu Lehre und Warnung vorgebildet ſind, oder wenn er die Hauptgebrechen der Zeit aufſpürt und dagegen eifert, überall erkennt man die Objecte und die Anſichten des Renner, die bald eine gemeinſchaftliche Quelle in den Kirchenvätern, bald, ſollte man meinen, eine viel engere Urſache der Uebereinſtimmung haben, was auch bei dem ungeheuren Eindrucke, den Berchtolds Predigten machten, ganz natürlich wäre. Der Verfaſſer des Renners nennt übrigens auch ſelbſt ſein Geſchäft ein Predigen, ſein Gedicht im Ganzen eine Predigt, oder in ſeinen Theilen Lehre und Rede, und ſich ſelbſt, weil er nicht geiſtliches Leben und Gewand trüge, einen Gaukelprediger, deſſen Herz tiefer Weisheit leer ſei [163]).

Hugo von Trimberg war zwiſchen 1260—1309 Magiſter und Rector der Schulen am Kollegiatſtift der Maria und Gangolph in Bamberg in der Theuerſtat. Er war ein eigentlicher Gelehrter, denn er rühmt ſich einer Sammlung von zweihundert Büchern, die er beſeſſen, und ſieben deutſcher und fünfthalb lateiniſcher, die er ſelbſt verfertigt habe [164]). Poetiſche Werke ſind dieſe offenbar nicht geweſen, da er im Eingang ſagt, daß ihm bis zum funfzigſten

---

163) Ed. Bamb. p. 136.

164) V. 28. Vor het ich siben buochlîn in tiutsch gemacht, und in latîn fumfthalbez daz ist wâr . . . . .

Jahre Reimen und Dichten fremd geweſen ſei; ja ſelbſt der Sammler, den er 1266 begann, aber weil ein Theil davon verloren ging, nicht vollendete, wird demnach in Proſa geſchrieben ſein, obgleich er ausdrücklich als ein Vorläufer des Renners bezeichnet und ſein Inhalt mit dem des Renners gleich genannt wird [165]), der 34 Jahre nachher, alſo 1300 gedichtet iſt, doch ſo, daß bis um 1313 die Hand des Dichters ſelbſt mit Zuſätzen und Erweiterungen geſchäftig geblieben zu ſein ſcheint. Jenes verlorene oder nicht vollendete Werk wird alſo ſchon dem Titel nach, ſo gut wie dieſes erhaltene, ein ſolches moraliſches Sammelwerk geweſen ſein, wie ſie Freidanks Beſcheidenheit und die Welt des Stricker ſchon einleiteten, die auch alle in ihren allgemeinen Titeln (wie auch Boners Edelſtein) dieſen Charakter ſchon verrathen. Auch die Benennung des Renners erläutert der Dichter in einer größern Stelle aus dem ungleichen, verſchiedenartigen, planloſen Inhalte ſeines Buches, beſſer als die Eingangsverſe, nach denen es ſo genannt ſei, „weil es ſoll rennen durch die Lande.“ Er charakteriſirt nämlich an jener anderen Stelle [166]) das Werk vortrefflich, wo er ſagt, es ginge ihm wie einem Reiter, dem ſein Roß durchgegangen ſei; auch er unterbreche oft den Lauf ſeines Buches, wenn ſein Gedicht mit ihm davon renne und mit Gewalt ihn dahin reiße; richte er es nach dieſer Seite, ſo trage es ihn auf eine andere, nach der ſein Sinn nicht geſtanden, bringe er es auf den alten Weg zurück, ſo laufe es häufig um vieles weiter, als ſein Herz begehrte, und es trage ihn über Stock und Stein, Staub, Blumen und Lachen. Begegne ihm ein tiefer Graben, ſo ſtrauchle es ſelber und werfe ihn ab, ſo ſitze er wie in einem Traum, fange es dann wieder beim Zügel, und laufe mit ihm das Feld entlang, wie einer der nicht zu reiten verſteht.

165) Cod. Pal. N. 98. f. 197.
Ich het vor 33 jâren mîn gesellen, die bî mir wâren,
gemacht ein kleinez puochlîn, daz sie dâbì gedæhten mîn,
das was der Samner genant. E denn ez kom von mîner hant,
dô wart sîn ein quintern verlorn. diu selb verlust was mir zorn,
daz ich ez niht gar volbrâht mit dem vlîz, als ich gedâht.
swie vil sîn aber was geschriben, daz ist hin und her becliben
vil baz dann ich mich versach; jenez lauffet vor, ditz rennet nâch.
swer jenez las, der merk dâbî, daz ditz von jenem genomen sî,
und daz ir baider sin sî glich.

166) V. 13860 sqq.

Dies iſt in der That ein genaues Bild von der Geſtalt des Werkes und dem Eindruck, den dieſe macht; ein höchſt einfacher Riß liegt zu Grunde, der aber im Ausführen zu ſolch einem regelloſen und ordnungsloſen Gebäude geworden iſt, daß die erſte ſchlichte Anlage ſchwer zu erkennen bleibt. Der Dichter ſelbſt ſcheint nach der erſten Vollendung noch ſpätere Einſchaltungen gemacht zu haben; jeden Augenblick beſinnt er ſich über ſeinen Wiederholungen und redſeligen Abſchweifungen; häufig mangelt an einzelnen Stellen der verbindende Faden, der im Ganzen jedoch feſtgehalten iſt. In dem Capitel von guter Dichter Sinne ſagt er, daß er in ſeinem 20ſten Jahre alles behielt, was er hörte und las; mit den Jahren ſei ihm die Kraft des Gedächtniſſes geſchwunden, doch habe er im 40ſten Jahre noch die Fähigkeit gehabt, 200 Verſe, die er in deutſch oder latein geleſen, auf drei Tage zu behalten, jetzt aber müſſe er Alles, was er nicht vergeſſen wolle, ſogleich niederſchreiben. Mit dieſer ſeiner Gedächtnißſchwäche ſolle man denn entſchuldigen, wenn er manches drei= und mehrmal wiederhole, manches was ihm zu ſchwer ward, umgehe und wie die Schwalbe nach ihrer Speiſe in die Kreuz und Quere fahre nach mancherlei Gegenſtänden, die ihm ſeine Quellen darbieten, von denen er hier eine Reihe von Kirchenvätern und von alten Autoren nennt. Seine Beleſenheit iſt in der That für einen Mann jener Zeit ſehr bedeutend; er kennt das alte und neue Teſtament durch und durch und bekennt ſelbſt, daß der größte Schatz ſeiner Weisheit aus der Bibel geſammelt ſei, daß er daraus Alles zuſammengeſtoppelt habe, wie ein Mann, der kein eigenes Baufeld beſäße. Dieſe Vorliebe für die Bibel erinnert an den von unſerem Meiſter bewunderten Hugo von St. Victor, der einer der erſten Scholaſtiker war, der auf die Bibel als auf die Quelle chriſtlicher Weisheit zurückwies. Die heilige Schrift iſt unſerem Hugo die Kaiſerin aller Künſte, und heftig beklagt er, daß man die Lehren der hohen Meiſter vernachläſſige, welche die Seele fruchtbar zu machen beſtimmt ſind, daß Würmer und Schimmel die Bücher der Seele zernagen, daß die Welt nun aller Dinge verdrieße, die nicht dem Körper Genüſſe geben. Dieſe Eine Weisheit, die nach dem Himmel führt, iſt die Aufgabe ſeines Lebens und der ſtete Refrain ſeines Buchs. Nach vier und ſechzigjährigem Studium verſichert er von dieſer Kunſt nicht einmal das ABC zu verſtehen; er meine damit nicht weltliche Weisheit; auch mit der

habe er leider genug zu thun gehabt und ſo viele Spitzen darin gefunden, daß er nicht wiſſe, wie er ſich darin niederlaſſen ſolle. Alle Kunſt dünkt ihm nichtig, die nicht mit der heiligen Schrift im Einklang iſt. Manche Seelen wohl möchten die ſieben freien Künſte zu Gottes Gunſt bringen, doch verkehrten ſie das einfältige Leben und den ſchlichten Wandel, von dem uns die erſten Boten des Chriſtenthums Muſter und Vorbild gegeben. Schärfer alſo als Thomaſin und ſchon im Sinne der Reformatoren eifert dieſer gegen dieſe Studien; beſorgt über die Zweifel und Scrupel, welche die Wiſſenſchaft nährt, weiſt er auf den Glauben und die Worte der Schrift, räth dem, der ſeine Seele bewahren wolle, die Künſte fahren zu laſſen und dem Herrn fleißig und einfältig zu dienen, denn nichts nützten hochgültige Bücher, die nicht mit der Schrift ſtimmen, nichts ein großer Schatz von Ehre dem Manne, der ewigen Fluch damit auf ſeine Seele ziehe. So wie er an ſolchen Stellen überall die Bibel als den Mittelpunkt aller und auch ſeiner Weisheit nennt, ſo vergleicht er ſein Geſchäft an anderen Orten mit dem der heiligen Bernhard und Gregor und anderer Glaubensmänner, Kirchenväter, Scholaſtiker und Schriftgelehrten, die er in weitem Umfang von den älteſten an bis auf Hugo von St. Victor und noch Spätere kennt und bewundert [167]) und auszieht, ſo daß man es ihm nicht verargen dürfe, wenn er die Welt in ſeinem Buche ſtrafe und geißle, ohne ſelbſt weiſe zu ſein; auch als Sammler habe er ſein Verdienſt: nütze ja doch der Eſel mehr als die ſchönſingende Nachtigal. So fände man in ſeinem Buche viele fremde Lehren, die bisher in Deutſchland wenig verbreitet geweſen [168]) und

---

167) Cod. 98. f. 167.

Von den (7) tugenden ist vil geschriben; in got wâren alle siben.
Het ich nu sô tiefe sinne, daz ich die tugent und ouch die minne
möht getihten als ich wolte und als ich ze rehte solte,
sô wær ich vil wîser danne meister Huk, des herzen wanne
sô gar durchswungen hât die minne mit süezen worten üzen und inne,
daz al die meister im müezen wîchen, die nu leben in allen rîchen.
Wan meister Huk von sanct Victor füert gottes minn sô hôch empor
mit lob, und rennt sô verre vor, daz wênic ieman ûf sîn spor
mit swacher kunst komen getar, des kom ouch ich vil selten dar.

168) Ibid. f. 196.

Swâ ditz buoch vert durch diu lant, in Swaben in Dürngen in Bayern
und Franken,

Honig und Honigſeim ſei in ſeinem Gedichte eingeſtreut aus den Lehren der heiligen Schrift. Ob er dieſe Beleſenheit überall unmittelbar aus den ſehr mannigfachen Quellenſchriftſtellern ſelbſt nimmt, darf man bezweifeln, da ſolche Sammlungen, wie der Köcher des Bonaventura, der überhaupt vieles mit dieſem deutſchen Werke gemein hat, ihm das, was Er ſuchte, mühlos an die Hand gab, ſo wie dieſes und ähnliche Werke auch den Myſtikern des 14. Jahrhunderts offenbar ihre Gelehrſamkeit und ihren Autoritätenreichthum gegeben haben. Auch die Alten, unter denen er viele lateiniſche Dichter und Proſaiſten benutzt, haben nach ihm manches Verdienſt, manchen Honig, doch nicht rein und frei vom Wachs. Gift iſt jede Kunſt, die nicht mit der heiligen Schrift recht ſtimmt. Juden und weiſe Heiden haben uns viele Dinge gelehrt, die uns nützlich und gut ſind, dennoch ſind ſie in manchen Dingen blind, über die ſie tief und doch erfolglos nachgedacht. Wer den Büchern der Plato und Ariſtoteles, der Seneca und Sokrates, Demoſthenes und Diogenes, Tullius und Empedocles zu ſehr nachfolge, der achte, wie es dem heiligen Hieronymus ging, als er die Bibel bei Seite legte und lieber die Bücher las, an denen nicht unſeres Herrn Lob war; denn er ward im Schlafe dafür alſo geſchlagen, daß er es wachend beklagen mußte [169]. Auf weltliche Lieder [170], auf alles Gaukel-, Zauber- und Ketzerweſen wirft Hugo daher feindliche Blicke, und er iſt übel zu ſprechen, daß er wenige findet, die ihre Gabe zu dichten auf Gottes Preis und Ehre wenden [171]. Wer ſo ſtreng nach dieſer Seite gerichtet iſt, von dem erwarten wir, daß er noch entſchiedener als Thomaſin ſich gegen die Lectüre von

dâ süln diutsche liute danken mîner sêl mit irm gepete,
mit almuosen, mit ander guottete, daz ich vil fremder lêr in hân
in tiutscher zunge kunt getân, die manc jâr vor und dennoch hiur
in tiutscher sprâche wâren tiuer.

169) V. 8500 sqq.

170) V. 11080 sqq.

171) Cod. 98. f. 142b.
Swer lesen, tihten, schrîben kan, tiutsch, latîn, der ist ein man,
dem ich wol guots und êren gan. Der selbn ich wênic vinden kan,
die mit den drin unsern herren êren und niht dâmit ir sünde mêren.
Swer tihten kan, der nimpt sich an vil mêr dinges, denn er kan;
Swer tiutsch und latîn wol kan schrîben, der wil an ir stat niht blîben,
wer wol kan lesen und singen, der wil über hôhe perge springen.

Ritterromanen und weltlichem Lügenwerk wendet, und daß es ihm ein Gräuel iſt, weltliches Lob vor Gottes Lob geachtet zu ſehen und manche Frauen zu finden, die es mehr als unſeres Herrn heilige Wunden beweinen, wenn ſie leſen, wie Herr Dietrich focht mit Ecke und wie vordem die alten Helden um Frauen-Minne verhauen wurden. Und obwohl er an anderen Stellen den Nutzen dieſer Abentheuer etwa ſo anerkennt, wie auch Thomaſin [172]), ſo klagt er doch anderswo um ſo deutlicher [173]), daß leider die Wunder Gottes und der Heiligen und die Geſchichten der Juden den Menſchen weniger bekannt ſeien, als die Ritter der Tafelrunde in Karydol, die doch Lügen voll ſind. Da aber ein Jeglicher mit Herz und Mund den ehren ſoll zu jeder Zeit, von dem er Leib und Seele hat, ſo dünkt es ihm eine Miſſethat, wenn einer etwas ſchreibt oder lieſt, woran unſeres Herrn Lob nicht iſt; und nach ſeiner Meinung habe mancher Mann an dieſen Büchern Leib und Seele, Gut und Ehre verloren, im thörichten Nachſtreben nach der Tapferkeit der alten Helden. Daher preiſt er denn von den wenigen namhaften Dichtern, die er ſeiner Zeit nur noch zuſchreibt, ſelbſt vor dem Konrad von Würzburg, der ihm, wie wir ſchon oben hörten, zu gelehrt iſt, den Marner, an dem das moraliſch-didactiſche Element ihn anzog. Ganz wie Thomaſin iſt Hugo nämlich auf die Laien bedacht, und er hebt es in ſeiner Kritik des Konrad ausdrücklich hervor, daß an deutſchen Gedichten nicht gezieme, was die Laien nicht verſtünden; und obgleich er jenen poetiſchen, myſtiſchen, allegoriſchen Gebrauch der Naturgeſchichte für die Moral, jene Deutungen der Thiere und ihrer Eigenſchaften auf Chriſtus, auf Dogmen oder auf moraliſche Charaktere und Stände, jene Erklärungen der Prophezeihungen im alten Teſtamente, und was wir Alles dieſer Art in den Gnomikern dieſer Zeiten

---

172) V. 1260.

Mit sünden er sîn houbet toubt, swer tihtet, des man niht geloubt;
swer noch der wîsen lère behielte, manger tugent und witze er wielte.
Namhafter singer ist nu lützel; man siht etwenn, daz ein frisch stützel
lange einen dornzûn ûf heltet, als ist ouch dem swer noch beheltet
der vor genanten singer dœne, und ir getihte reine und schœne,
der vindet tugent, zuht und êre, hübschheit der werlde und uch die lêre,
von der sîn leben wird genæme und selten ieman widerzæme,
wanne sie den halten an zühten wider, der von im selben viel schir nider.

173) Cod. 98. f. 172b.

fanden, nicht verſchmäht, ſo iſt doch ſein Werk im Allgemeinen davon frei, redet aus einem ſchlichten Verſtande, der voll geſunder Erfahrungen, wenn auch oft von Befangenheit nicht frei iſt, zum ſchlichten Verſtande. Wie Freidank, den er vielfach und oft in längeren Stellen ausſchreibt, den er an einer Stelle nennt, wo er ſagt, obgleich es ihm oft geſchehen, daß, wenn er allein ſei, er ſich weiſe dünke, als ob er ſieben Männer Sinne hätte, ſo komme er ſich doch wieder in Geſellſchaft der Weiſen dümmer als ein Kind vor, wie dieſer Freidank greift er überall in die lebendige Wirklichkeit ein, kennt das Volk und ſein Treiben in allen Claſſen und Ständen, ſchildert und geißelt es mit Mitteln, die dem Volke gemäß ſind, und nur nicht mit jener vortrefflichen Ruhe, die über dem Theile des Freidank liegt, wo der Dichter nicht ſelbſt redet, ſondern mit ſchulmeiſterlicher Breite, Wichtigkeit, Lehrmiene und Eifer, eine Manier, die alles leicht ſchlimmer macht, was ſie beſſer machen will. Wenn das Buch nur ein Drittel ſeines Umfanges hätte, wenn es nicht ſo ins Unendliche Reihen von tautologiſchen Wörtern, Schimpfnamen, Verſen häufte, nicht ſo athemlos Jagd nach Eigenſchaften machte, mit denen man einen Begriff feſtzuſetzen ſucht, nach Quellen, aus denen man ein Laſter herleiten will, nach Bildern, mit denen man etwas zu verſinnlichen ſtrebt, wenn es nicht die ſchlechten Eigenſchaften ſo mancher ähnlicher Werke der Scholaſtiker, wie des berühmten Spiegels des Vincenz von Beauvais, theilte, wie viel vortrefflicher hätte das Werk nicht werden und wirken müſſen. Zwar auch ſo gehört es ſeinen Wirkungen nach zu dem Bedeutendſten, was die altdeutſche Literatur enthält; nicht leicht wird ein anderes Werk ſo verbreitet geweſen ſein; es litt wie alle Werke dieſes Charakters die merklichſten Veränderungen. Der Grund des Wohlgefallens an dieſem Werke liegt, was das Innere angeht, an der Geſinnung, die treu und wahr dasjenige ausſpicht, was nun ſchon lange anfing, in dem untern Volke zu gähren und was bis zur Reformation nicht aufhören ſollte, die Nation zu beſchäftigen und zu bewegen; und was das Aeußere angeht, an der popularen Form, die der practiſchen Tendenz ganz angemeſſen iſt.

Beides macht zu der entſchiedenen Hinneigung des Verfaſſers zur Verachtung der Welt und zum Streben nach innerem Frieden denſelben Gegenſatz, den wir im Freidank gewahrten, denſelben,

den wir in der gläubigen Frömmigkeit und zugleich geſunden Verſtändigkeit der Reformatoren noch zwei Jahrhunderte nachher finden; nur überwiegt das Derb-practiſche hier das im Freidank etwa ſo ſehr, wie das Narrenſchiff wieder den Renner. Die Manier des Hugo möchte ich eine Vereinigung der beiden des Freidank und Stricker nennen. Das Sprichwörtliche und Gnomiſche herrſcht vor und verbindet jene verſchiedenſten einzelnen Formen, deren ſich der Stricker bediente. Dem ganzen Werke liegt die Anlage einer Predigt zu Grunde, oder eines jener Gleichniſſe, die aus der Bibel entlehnt auch der Stricker ſchon kannte. In ihrer Ausführung geräth er hie und da in förmliche Sermone über ein Thema der Bibel [174]). Doch iſt dies das ſeltnere; gefälliger, lebhafter iſt er in dem, was dem Buche eigentlich erſt den poetiſchen Körper gibt, in den unzähligen Beiſpielen, Gleichniſſen, Parabeln, Geſchichtchen, Anecdoten, Erzählungen, mit denen er ſeine Sätze erläutert und erklärt. Selbſterlebte Vorfälle, Zeitbegebenheiten, Beiſpiele aus der wirklichen Geſchichte, die er in ziemlichen Umfange kennt, Fabeln, Priameln, Recepte, alles dient ihm, ſein Werk mannichfaltig in der Form wie im Inhalt zu machen, und dabei erinnert er noch wie Stricker ſehr oft an die Anfänge dieſer Gattungen, wie z. B. neben einigen vortrefflichen und ausgebildeten Fabeln andere gleichſam noch im Entſtehen erſcheinen; man darf nur die Thiergleichniſſe, z. B. ſeine Vergleichungen des Geizigen mit einer Spinne, Maulwurf und Kröte leſen: die kleinſte Mühe gehört dazu, ſie zu neuen und guten Fabeln zu machen [175]); ſo wie wieder ſeine treffliche Fabel vom Maulthier, das ſich ſeines Vaters ſchämt, ſich dem Thiermährchen nähert und ſich weit und weiter von der Behandlung im Petrus Alfonſi und im Aeſop entfernt. Jetzt legt er einem ſterbenden Geizigen eine Rede in den Mund, jetzt einem Kloſterprieſter eine Klage über ſeinen Beruf, jetzt knüpft er ſeine Erörterungen über den Urſprung der Herrn und Knechte an ein Geſpräch mit einem Haufen Bauern, unter die er gerathen ſei, und hier wie in den ſchnurrigen Schwänken, die er gleichfalls einflicht, in den Geſchichtchen vom Bauerweſen, wo er in die derben und rohen

---

174) Z. B. in dem Kapitel von böſer Gewohnheit über den Text: Es muß ja Aergerniß kommen u. ſ. w.

175) Ed. Bamberg. p. 59. 60.

Verhältniſſe des häuslichen Lebens der untern Stände blicken läßt, erinnert er überall an Hans Sachs, und keine Zeit hat auch den Renner ſo fleißig geleſen und geachtet, wie die Reformationszeit. In dem abſoluten Gegenſatze gegen die ritterliche Poeſie, in der Entfernung von aller Abſtraction, in der völligen Verſetzung in die wirkliche Welt iſt auch der Renner ein natürlicher Vorläufer der Brandt und Aehnlicher, und die Welt, die er zu bekämpfen hat, iſt ſchon eine weit andere als die des Thomaſin, es iſt die materielle und rohe, der ſich auch die edleren Reformatoren gegenüber ſahen. Dies kann der kürzeſte Ueberblick über den Gang, den die moraliſchen Betrachtungen im Renner nehmen, aufs deutlichſte lehren.

Der dichtende Sittenprediger legt ſeinem Werke ein Gleichniß zu Grunde von einem Birnbaum, deſſen Stamm auf Adam und Eva, deſſen Früchte auf die Menſchen gedeutet werden. (Dabei iſt die Erlöſung in beliebten Bildern verſinnlicht: Eva brachte uns in Sünde und Tod, Ave, der Gruß des Engels an Maria, brachte uns aus der Noth; der Baum im Paradieſe ſtieß uns ins Verderben, von dem uns der Baum des Kreutzes rettete.) So lange der Baum in Blüthe war, iſt Alles gut: ſo iſt auch der Menſch in den Kinderjahren unſchuldig. Dann aber kommt „Herr Virwitz“ zu den Mädchen und „Herr Selphart“ zu den Jünglingen und bringt ſie zu Fall; dies vergleicht ſich dem herbſtlichen Fallen der Birnen. Einige fallen in den Dorn, andere in den Brunnen, andere in die Lachen, andere aber ins grüne Gras. Die in den Dorn fallen, ſind die Hoffärtigen. In Hoffart ſieht Hugo mit Berchtold den Grund des Verderbens der Zeit. Hier werden wir erkennen, daß der wackere Schulmeiſter in ſeiner Zeit den Nagel gerade ſo auf den Kopf trifft, wie Thomaſin, als er der ſeinigen das Horoscop ſtellte. Thomaſin ſah ſich nur Einem Stande gegenüber, deſſen Autorität und Herrſchaft damals noch allgemeiner anerkannt war, der die Nation repräſentirte. In dieſer Stellung durfte er in ſeiner Moral den Bezug auf den politiſchen Verkehr mehr aus den Augen ſetzen und ſich ganz auf den inneren Menſchen zurückziehen; dies gab auch ſein Verfahren an die Hand: er redet noch abſtract und allgemein von Tugend und Laſter, während Hugo beides mehr perſonificirt (ſo daß auch nun jene Stammbäume und Verwandtſchaften der Tugenden und Laſter aufkamen, zu denen

Hugo von St. Victor den Hauptanſtoß gab), und Brandt gar nur noch von den Thoren und Laſterhaften ſpricht. Den Thomaſin führte nun ſeine Betrachtung über einen Stand, den er als Stand noch für den Inbegriff alles Hohen und Großen anſieht, auf ein ganz innerliches Gebrechen, auf Prinziploſigkeit im Handeln; den Hugo aber die ſeine auf einen einzigen koloſſalen Uebelſtand in der äußeren Geſellſchaft, in der er nicht mehr Einen Stand herrſchen ſieht, ſondern mehrere im Kampfe, nicht mehr Einen Stand in einem gleichſam privilegirten moraliſchen Anſehn, ſondern alle Stände gleichmäßig dem Grundfehler der Zeit verfallen, wovon ſelbſt nicht das Geſchlecht ausgenommen iſt, das die galante Ritterzeit von allen Gebrechen losſprach und als den Pfleger aller Sittlichkeit anſah. Dieſen Grundfehler ſieht Hugo ungefähr in dem ſtricten Gegentheile von dem, was den Grundfehler der ritterlichen Zeit ausmachte. Dort war es in der That die Selbſtvergnüglichkeit, auf der das gedankenloſe Hinleben in der überkommenen Gewohnheit ruhte, hier iſt es umgekehrt die allgemeine Unzufriedenheit jedes einzelnen Standes und jeder einzelnen Klaſſe mit dem, was ſie iſt und hat. Wir ſehen alſo ſogleich, wie Hugo, wenn er unter den in den Dorn gefallenen Birnen die Hoffart, unter den in den Brunnen gefallenen Neid und Geiz, unter den in die Lachen gefallenen den Fraß (die Unmaaße) verſinnlicht, in allen dieſen Laſtern im Grunde nur Eins und daſſelbe meint, eben jene Unzufriedenheit mit dem, was man iſt und hat, wie er denn auch in ſeinen weitſchweifigen Definitionen und Bezeichnungen dieſer Laſter ſtets die für das eine auch für das andere gebraucht. Es iſt aber auch ganz klar, daß dieſe ganze Stimmung der Zeit in dem Kampfe liegt, der ſich zwiſchen den untern und obern Claſſen des Staats entſpann, nachdem das Bewußtſein gekommen war über die Unrechtmäßigkeit der Gewalt, die ſich Geiſtlichkeit und Adel angemaßt hatten. Ueberall daher ſind jene Laſter, ganz wie bei den Italienern dieſer Zeiten (superbia, invidia, avarizia), in dem weiteſten Sinne genommen, in dem ſie den politiſchen Druck der Großen auf die Geringen, der Reichen auf die Armen, der Herrſcher auf die Unterthanen, des Adels auf ſeine Vaſallen, der Kirche auf ihre Angehörigen, den Trotz der untern Stände, ihre Aufwiegelei und Neuerungsſucht begreifen. Dieſes ſelbe Thema der unruhigen Strebſamkeit, Erwerbſucht und Unzufriedenheit geht durch die ganze Geſchichte, wie durch die poetiſche

Literatur bis zur Reformation, wo es zur höchſten Verbreitung kommt, und daher erkläre man ſich die Sympathie dieſer letzteren Zeit mit ſolchen Gedichten wie der Renner iſt.

Indem nun Hugo ſeine Lehre über die Hoffart verfolgt, zeigt er überall, wie auch trotz ſeiner großen Weitſchweifigkeit und ſeiner häufigen Excurſe der Grundgedanke ſeines Buchs ſo feſt gewurzelt in ihm liegt, daß man darin zuletzt eine weit tiefere und innerlichere Ordnung entdeckt, als man anfangs vermuthen möchte. Er geht alle einzelnen Stände durch und zeigt an jedem einzelnen, wie ſich dieſe Hoffart äußert. Wie Berthold geht er am heftigſten gegen die Weiber zu Felde: man ſieht, wie ſehr die Zeiten geändert ſind. Jede Erinnerung an die Bedeutung des ehemaligen Geſchlechtsverhältniſſes, jede Achtung vor dem Weibe iſt ganz verſchwunden; und während ehedem die höfiſchen Dichter jede Schuld an Unzucht und böſer Sitte auf ſich nahmen, ſo gedenkt der Renner (in einer ſpäteren Stelle) in langer Predigt über die Unkeuſchheit der Männer gar nicht, und ſchiebt, als ob ſich das von ſelbſt verſtünde, alle Schuld allein auf die Weiber. Hier im Anfange des Gedichtes iſt ſein Eifer gegen die hoffärtige Empfindlichkeit der Mädchen gerichtet, denen kein Bewerber recht iſt, die an Unzähligen unzähliche Fehler und Mängel finden. Er geht auf die Fürſten, das Hofgeſinde, den Adel über. Man hört ſogleich, es ſpricht kein Angehöriger des Standes: es iſt kein Unmuth mehr über die Verderbtheit dieſer Claſſe, ſondern Aufgebung und Verzweiflung an allem Beſſerwerden; es iſt kein Klagelied mehr wie früher, ſondern Predigt, Wehruf, Satire voll Bitterkeit, Drohworte und Strafreden; es iſt der Niedere, der gegen den Höheren in heftigem Eifer redet, der dieſen durchaus nur in ſeinen Verhältniſſen zu den Armen und den Bürgern ſieht und feurig wie Berthold wider die Hartherzigkeit und Kargheit der Mächtigen gegen die Dürftigen predigt, die jenen den Himmel verſchließt (ſie iſt „des Himmels venſter ſchubel“). Gleich ſtreift Hugo hier auf Neid und Geiz über, auf das Schinden der Armen und Unterthanen (das Abbrechen, wie es auch Berthold nennt). Es läßt ſich denken, daß bei dieſem Kapitel die Geiſtlichkeit nicht geſchont wird; ſeitdem die Welt den Pfaffen in die Hände fiel, heißt es, giebts keinen heiligen Biſchof mehr auf der Erde, die von Geiz, Gleißnerei und Simonie bedeckt iſt. In den Klagen gegen den Pabſt und die päbſtliche Gewalt

mahnt er wieder ganz an den Ton Bertholds, und in der Geſinnung an alle die Männer, die ſeit Walther bis auf Luther darüber aufgeklärt dachten und ſchrieben. Er blickt auf die Widerſetzlichkeit der Unteren gegen die Oberen, auf die Reaction gegen den Druck der Gewaltigen, auf den Verderb des Landes und der Leute, auf den Krieg, der auf die Kinder erben würde. Der Pfaffenkrieg habe das böſe Beiſpiel gegeben, an dem die Cardinäle die erſte Schuld hätten, die den Pabſtſtuhl drei Jahre leer gelaſſen. Nachdem Hugo ſo die Hoffart der Weiber, die Habgier der Edlen, das Ringen der Geiſtlichkeit nach weltlichem Beſitze berührte, geht er auf das trotzige Aufſtreben der Bauern über, belehrt ſie und tröſtet ſie über den Urſprung von Herr und Knecht, von Arm und Reich ſpricht dann von den Halbrittern und ihrem ärmlichen Bauerndünkel und unadeligen Sitten, und von dem Armen, der zum Vogt geworden iſt und der wie der Rabe unter den Pfauen ſich vor Hochmuth nicht zu laſſen weiß. Er geht zu der Hoffart der Bettler (der Bettelmönche) über, die ihm die unbilligſte von allen ſcheint, da ſie nach Gottes Gabe ſtreben und doch nicht demüthig, wie ihnen gebühre, nach Gottes Willen leben. Dies führt ihn auf die Geiſtlichen und auf ihre Hoffart, die ſich in der Uebernahme von ſieben und mehr Pfarreien äußert und in dem unerſättlichen Begehren nach mehreren. Die Milde der Geſinnung gegen den Stand trotz der Verworfenheit der Individuen theilt er wieder mit Freidank. Die Kloſterleute laſſen alle Zucht ſchwinden, unzufrieden ſtreben ſie aus dem Convent, Muthwille, Unzucht, Eigenthums- und Erwerbſucht untergraben alles Kloſterleben und unter Gottes Panier fährt die Schande von Land zu Land, und manche Unthat hüllt ſich unter die Kapuze und den Nonnenſchleier. Hier iſt auch die Stelle, wo er einem Kloſtergeiſtlichen eine Klage und Reue in den Mund legt, daß er Mönch geworden, weil er es nicht zu den Würden gebracht, die er ſich, als er noch im weltlichen Stande war, ausgedacht hatte.

Hierauf führt der Zuſammenhang auf Geiz und Habgier über, und auf die verſchwiſterten Laſter der Lüge und Untreue, die mit dem Beſtreben nach Reichthum allgemein wurden, wie nie vorher. Unter vielem Vagen und Unbeſtimmten tritt Manches hervor, was den Geiz vortrefflich charakteriſirt, der die Tugend des Faſtens übt, aber nicht um Gott zu ehren, ſondern um Brod zu ſparen; der

frei iſt von Lüderlichkeit und Spiel, aber nicht um des Maaßes willen, der die Minne meidet, aber nicht um die Unkeuſchheit zu meiden, ſondern um nichts zu vergeuden. Er greift vor und ſtreift auf die Unmäßigkeit und das Praſſen an König Adolfs Hof über, kommt aber dann wieder zurück auf den Geizigen, auf den böſen Wirth, der ſeinem Geſinde nichts gönnt, nur bei fremder Koſt und nicht bei ſeiner eigenen froh werden kann; auf die ſauren und ernſten Mahle, bei denen man dem Gaſt die Biſſen zählt. Mit dem unruhigen, gedankenvollen, raſtloſen Streben nach Erwerb ſetzt er das Vernachläſſigen aller geiſtigen Beſchäftigung und aller geiſtlichen Lectüre in Verbindung, und ebenſo die Sauerkeit der Zeit, über die er vortreffliche Bemerkungen macht. Er klagt, daß die großen Beiſpiele der Freundſchaft unter Griechen und Juden dahin ſind; ehedem, ſagt er, gingen einfältige Menſchen dahin, wo ſie ihre lieben Freunde fanden und umhalsten ſie mit lachendem Munde und meinten das von Herzen, in ſüßer Treue einfältiglich, jetzt aber gebehrden wir uns ernſtiglich, daß einer den andern anſieht, als habe er ihm ein Leid gethan: und dies kommt von jener unmenſchlichen Sauerkeit, die Hoffart und Habſucht zu wege bringen. Er geht auf Diebe und Räuber über, mit denen er den Raubadel ſo bezeichnet, wie vorher mit den Bettlern die Bettelmönche; zweierlei Diebe ſtehlen, ſagt er, welche die Schande unter dem Mantel der Ehre bringen, das ſind frommer Leute Kinder (Edle) und Pfaffen. Raub, Sengen und Brennen iſt heute unſer Brandopfer zum Himmel; ehedem ließen ſich Heiden und Juden oft von Liebe bethören in Noth und Tod zu gehen, aus Gottesminne litten die Märtyrer ihre Qualen, uns aber begeiſtert nur die Habſucht und großes Gut gilt für die beſte Weisheit. Er zeigt, wie Richter und Schöffen nur der Habſucht dienen; Sold, Beſtechung, irdiſches Gut verkehrt dem Richter das Urtheil; gerechte Richter ſind nun ſeltener als ſchwarze Schwäne und weiße Raben. Heftig, bitter und launig geht er gegen die Advocaten, Juriſten und Judiſten zu Felde, die das Recht krumm drehen, bei der Naſe herumziehen, wenn ſie wollen die Muhme zur Baſe, die Baſe zur Muhme, den Daumen zum Finger und den Finger zum Daumen machen, die die Proceſſe hinausziehen, bis Jemands Habe vom Roß bis zum Bettelſtab kommt, und die die Richter ſelbſt betrügen, ſo daß, wenn ſie den Gewinn theilen, ſie ſelbſt Silber, dieſe aber

Zinn erhalten. Hoffart und Geiz haben zu ſeinen Zeiten große Unbilden durch Albrecht an Adolf, durch einen Pabſt an dem anderen verübt; mit größter Schärfe fährt Hugo hier gegen Rom los, die Stadt, wo Alles feil iſt, St. Peter ſelbſt, zu dem man den St. Paul in Kauf gibt. Ob einer ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder ſei, wenn er nur gibt, ſo ſpricht man ihn heilig; und ſo viele Bullen theilt Rom an Pilger aus, daß, wären ſie mit Silber ſtatt mit Blei behängt, keine Straße vor Mördern ſicher ſein würde. Zuletzt redet er von Zöllen und Laienzehnten, dieſem Ungeld, dem Uebelſten aus der ganzen Schaar von Wörtern, die das Laſterblech Un entſtellt.

In einem dritten Theile behandelt unſer Moraliſt den Fraß, die Unmäßigkeit, und er weiß mit lebhafter und eindringender Beredſamkeit das unmäßige Leben, Trunkenheit, Lüderlichkeit und Freßgierde mit all ihrem Gefolge von Widrigkeit und Krankheit ekel und lächerlich zu machen. Wir haben fünf Sinne: der Seh-, Hör- und Riechſinn haben jeder zwei Organe, der Schmeckſinn nur den Einen Mund und doch pflegen wir dieſen mehr als jene alle zuſammen. Juden und Heiden halten mehr Maaß als wir, jeder arme Bauer mehr als der Pfaffe und Laie; der Menſch läßt ſich zu Unerſättlichkeit verführen, da doch das Thier nach der Natur lebt und ſich begnügt. Man führe den Ochſen zum Getränke, er trinkt nicht mehr als er braucht; der Vogel weiß des Abends wo ſein Neſt iſt, aber nicht der trunkene Menſch. Er geht auf üble Gewohnheit, Aergerniß und böſes Beiſpiel, auf ſchlechten Zeitvertreib, Spiel und Unkeuſchheit über. In dieſen Theilen hört dann die größere Regelmäßigkeit und der genauere Zuſammenhang auf; vielfach kehrt der Dichter hier auf die früher behandelten Gegenſtände zurück und entſchuldigt ſich darüber mehrmals. Noch knüpft er hier vortreffliche Sätze über die Altklugheit der Jugend an, Worte, die ſelbſt für uns kaum vortrefflicher zu ſagen ſind. In ſeiner Jugend, ſagt er, merkte er wenig, womit die Alten umgingen; wenn ſeine Geſellen zu ihm kamen und mit ihm ſangen und ſprangen, ſo meinte er Alles zu haben, weſſen er bedurfte; denn mancher Dinge achtete er damals nicht, was er nun von Kindern ſehe. Manches Kind iſt jetzt an den Augen ein Luchs und in dem Herzen ein liſtiger Fuchs; und wie ſoll das im Alter werden, was ſich ſchon in der Jugend alt macht? Will einer ſeine Freude auf das Alter ſpa-

ren, ſo hat er ſeiner Jugend Weisheit und Arbeit übel angelegt. Ihm graue, wenn er kleine Kinder ſehe, die weiſe Worte reden und ernſthaft ſind. — So redet er auch hernach, wenn er auf Bosheit zu ſprechen kommt, von dem Uebermuth der Schüler in der Schule, die, wenn ſie zwei Argumentlein gelernt hätten, deren drei noch kein Ei gelten, ſchon des Meiſters Meiſter ſein wollten. Doch, wir wollen dieſen letzten Theilen des Werkes nicht weiter folgen, wo ſich der Dichter vielfach in Abſchweiſungen, in chriſtliche Myſterien, theologiſche Streitfragen, Erörterungen über Dichter, Vaterland und Sprachen, in Jeremiaden über Gegenwart und Lobpreiſungen der guten alten Zeit der Väter verliert, die nichts mehr mit der allgemeinen Anlage des Werkes zu ſchaffen haben.

Die Achtung vor dem beſchaulichen Leben, verbunden mit der geſunden Beherrſchung aller practiſchen Verhältniſſe des Lebens machte dies Buch der deutſchen Nation beliebt, und ſetzt es in Eine Reihe mit jenen Dichtern, die früher unter dem Adel zum erſtenmale die Begriffe der Humanität ausbreiten wollten und mit den Reformern des 15. und 16. Jahrhunderts. Wie lieb mußte dem Volke dieſer Renner werden, da es noch keine Bibel und keinen Katechismus beſaß, den Thomaſin weniger verſtand, den Freidank zu knapp, den Stricker zu wenig Herr ſeiner Gedanken und ſeiner Anſicht wie ſeiner Form fand! Denn wie gerne hat die Menge, aus der noch nicht aller gute Kern getilgt iſt, etwas in der Hand, an dem ſie das Gewiſſen regelt und übt! Wie außerordentlich mußten ferner die Wirkungen ſein, mit denen ſolche Bücher wie dieſes der Reformation vorarbeiteten! Aus Urzeiten hatte ſich der ſalomoniſche Spruch und einzelnes Gnomiſche aus der Bibel unter die unmittelbarſte Weisheit des Volks, unter die nationalen Sprichwörter gemiſcht; jetzt treten Prediger in der Kirche und im Buche, in Proſa und in Verſen auf, die die heiligen Schriften vollkommen beherrſchen, und die der höfiſchen Sprache der bisherigen Dichter entfremdet, im Volkston und in derber Verſtändlichkeit reden, und in dieſer eindringlichen Manier in tauſend beliebten, der Menge faßlichen Formen die ganze Weisheit der Bibel austrugen und das ganze Reich der Moral nach ihrer Lehre geſtalteten. Wie anders mußte da die Ueberſetzung der Bibel in einer neubeſeelten Sprache, die Verbreitung dieſer Bibel in Deutſchland wirken, wo ſie nichts Neues brachte, ſondern nur das Längſtbekannte mit

ihrer heiligen Autorität feſtigte und beſtärkte, wie anders hier, als in den romaniſchen Ländern, wo man fortfuhr Romane, nichts als Romane zu leſen, die bei uns in einen Verfall gekommen waren, der unſere Poeſie dieſer Zeiten gegen die auswärtige ebenſo in den tiefſten Schatten ſtellt, wie uns eben dieſe Werke eines Thomaſin und Hugo, die zum Ruin dieſer Romanenpoeſie das ihrige redlich beitrugen, den Ruhm und den Segen fördern halfen, den dieſe Zeiten der Anarchie und der Auflöſung aller politiſchen Bande und aller geiſtigen Cultur, durch die Feſtigung einer großen moraliſchen Kraft mit der Emancipation des Mittelſtandes für die Zukunft der Nation im Stillen vorbereiteten.

Wenn der Renner und ähnliche ſatiriſch-didactiſche Werke als Vorläufer der practiſchen und verſtändigen Weltanſicht gelten müſſen, welche im 16. Jahrhundert den Stand der Religion, des Staates und der Geſellſchaft ganz bei uns veränderten, ſo müſſen wir dicht hierneben die myſtiſche Theoſophie des 14. Jahrhunderts beachten, die den Samen einer neuen lebendigen Frömmigkeit ausſtreute, der im 15. Jahrhundert aufging, obgleich ſie in ihren erſten Anfängen als eine Saat der Ketzerei und des Antichriſtenthums angeſehen ward und erſtickt zu werden drohte. Auch an dieſe Richtung unſerer religiöſen Cultur ſchloß ſich ein Zweig didactiſcher Poeſie an, die überall eine Anlehnung braucht; die Poeſie dient hier blos dem jeweiligen Stande der Zeit und ihren Influenzen. Wir konnten bisher aufs deutlichſte beobachten, daß unſere Literatur ſich überall da eine Stätte ſuchte, wo ſich das Kaiſerthum niederließ, ſo daß die politiſche Bedeutung und die poetiſche Blüthe der einzelnen Theile von Deutſchland immer Hand in Hand ging. Zur Zeit Heinrich's und Friedrich's I. wetteiferten Nord und Süd; in dem anarchiſchen Wechſel, der bald folgt, iſt die Blüthe allgemeiner und aufs äußerſte getrieben; unter Heinrich VII. wendet ſich die Literatur zu den Niederlanden hinüber, wie ſpäter unter Karl IV. nach Böhmen. Wenn die zweite Periode der Ritterromane, die wir vorher überblickten, die verfehlten Verſuche, den Glanz der hohenſtaufiſchen Zeit zu erneuern, etwa ſo darſtellen, wie die Zeit und der Geiſt eines Heinrich VII. im politiſchen, ſo zeigt die myſtiſche Dichtung und Theologie ſeit dem Anfang des 14. Jahrhunderts auf die Bedeutung hin, die ſich die Minoriten an dem Hofe Ludwig's IV. gegen ihren gemeinſamen Gegner Johann XXII. zu ver-

ſchaffen wußten. Bekannt genug aber iſt, wie gerade dieſe Mönche und gerade dieſer Monarch mit unter den Erſten eine entſchiedene Oppoſition gegen die Päbſte begannen, die ſich dann unter Fürſten und Volk fortpflanzte bis zur Reformation, wo ſelbſt Luther des berühmten Tauler Predigten mit ſo vieler Hochachtung las und empfahl. Mit Recht alſo erſcheint dieſe Richtung der Theologie und theologiſchen Poeſie mit an der Spitze, wo von den erſten Verſuchen zur Religions- und Sittenreform in Deutſchland die Rede iſt. Zwar im Anfange trat die neue Lehre der myſtiſchen Religionsphiloſophen als ein im reinſten Sinne des Worts ſpeculatives Syſtem von chriſtlichem Pantheismus auf, das für die Reinigung des moraliſchen Lebens und des religiöſen Wandels wenig zu verſprechen ſchien; allein weiterhin ward durch die kirchliche Verfolgung der kühnen Sätze dieſer Erzväter unſerer deutſchen Speculation allerdings zwar der philoſophiſche Kern ihrer Doctrin ausgebrannt, mit ihm aber auch das, was ſie in weiteren Kreiſen practiſch für immer unfruchtbar gelaſſen hätte. Die Predigten des Bruder Eckart, des großen Meiſters dieſer Schule, auf den die Strasburger Myſtiker Joh. Tauler, Nicolaus,[176] Rulman Merſwin (ein Bürger, Verfaſſer eines Buchs von den neun Felſen), der Coſtnitzer Heinrich Seuſe († 1385), der Brabanter Joh. Ruysbroek[177]) († 1381) und Andere ihren gemeinſamen Urſprung zurückleiten, ſind alle mehr für eine auserwählte Geſellſchaft tiefſinniger Geiſter berechnet; die Taulerſchen ſind ſchon weit mehr einem größern Kreiſe gerecht und nehmen den Rückzug aus dem gefährlichem abſtracten Syſteme auf die practiſche Anweiſung zum chriſtlichen Wandel; und auf dieſem Wege ward weiterhin das berühmte Buch des Thomas a Kempis der Schlußſtein dieſes Gebäudes. Wenn auch ſelbſt dann, in der practiſcheren Geſtalt der myſtiſchen Doctrinen, jene Lehre von der Abgezogenheit der Seele und dem Preisgeben des Aeußerlichen und alles Sinnlichen wenig zu einem fruchtbaren Einwirken auf die Sittenzuſtände geeignet ſcheinen ſollte, ſo lag doch aber in dieſer Tendenz und in der äußerſten Conſequenz, mit der ſie betrieben wurde, die Abwendung von der unfruchtbaren Gelehrſamkeit der

176) Einige Predigten von ihnen in Pfeiffers deutſchen Myſtikern t. 1.
177) Einen Hermann von Schilditz nennt Hermann von Fritzlar auch als einen neueren Meiſter, I. 197.

Scholaſtiker und der dürren dialectiſchen Cultur des Verſtandes, die Reinigung und Läuterung der dogmatiſchen Lehre von ungefügen und wunderlichen lächerlichen Sätzen. Auf dieſem geſäuberten Gebiete niſteten ſich dann zwar die Vorſtellungen einer an Extravaganzen gewöhnten Phantaſie ein, die aber doch eine Wärme des Herzens hervorriefen, unter deren Einfluß die Reinigung der Seele eher zu erzielen war als unter dem Froſte der phyſicaliſchen Grübeleien über die Geburt Chriſti. Die Reden unſerer Theoſophen mochten zwar dem Volke unbegreiflich genug vorkommen, aber ſie ſprachen doch zu ihm in ſeiner Sprache und mit der Stimme des Herzens eben ſo oft, als mit Begriffsdeductionen. Sie wieſen zu einer Einfalt des Lebens zurück, die die Vielen weder begreifen hätten können noch wollen, wohl aber begriff man, was ſie von der Einfachheit des patriarchaliſchen Lebens der erſten Chriſten predigten, jene Franziscaner des 13. Jahrhunderts ſowohl wie dieſe Dominicaner des 14ten; und die Anwendung, die ſie davon auf den anſtößigen Prunk des Clerus machten, war am wenigſten dunkel und am wenigſten verloren. Wir haben bisher unter Geiſtlichen, Adel und Bürgern ſtarke Stimmen gehört gegen Pabſtthum und Kirchenzucht; allein es waren Einzelne und es blieb beim Reden: jetzt aber treten ganze Mönchsorden reformirend hervor, die Geiſtlichkeit ſelbſt fing an, ſich zu revolutionären Bewegungen in Schrift, Lehre und Leben zu ordnen. Jene Einzelnen hatten ſich zu ſehr zu den höheren Klaſſen gewendet, und nur dieſe zu überzeugen geſucht, die ſich zu ſehr bei dem Uebelſtande im Vortheil befanden, allein die Mönche ſtanden dem Volke nahe, lehnten ſich auf dieſes, lehrten es in ſeiner Sprache, in Proſa, in Predigt eine practiſche Religion, und kehrten dem Adel und den Gelehrten, ſammt ihrer Weisheit und Poeſie den Rücken. Wenn für die Religion und Volksmoral die endliche Frucht dieſer neuen Regungen eine völlige Rückkehr zu einer geſunden einfachen Lehre war, die von Standesbegriffen und gelehrten Spitzfindigkeiten zur derben Anſicht des Volkes zurückbrachte, ſo führte die Poeſie auf demſelben Wege von der Ritterpoeſie auf die Volksdichtung über, ſo wenig das aus den anfänglichen Erſcheinungen zu erwarten ſtand.

Die Nation hatte mit dem Abblühen der Cultur der Ariſtokratie eine große Periode ihrer Entwickelung vollendet; ein anderer Theil tritt allmählig in den Vordergrund, und ſchiebt mit der po-

litiſchen Geltung der vornehmen Klaſſen, der Geiſtlichkeit und des Adels, zugleich ihre Art der Bildung und Verbildung bei Seite. In jeder Revolutionszeit ſucht der fanatiſche Eifer von einem unerträglich gewordenen Uebermaaße verfeinerter oder verwickelter Verhältniſſe auf einen einfachen Stand der Dinge zurückzuführen. Nie iſt dies mit fanatiſcherem Eifer, nie aber auch für einen ſo theuren Gegenſtand geſchehen, als in den Bewegungen die die Reformation vorbereiteten und durchſetzten. Einerlei Drang, der aus dem Beſtehenden hinwegwies auf einen andern Zuſtand, den man damals nur kaum in der wirklichen Welt und dem ſocialen Verkehr für möglich hielt, rief die Secten der Waldenſer und anderer Ketzer, rief die Orden der Mönche und verſchiedene Doctrinen der Theologen hervor. Man wollte das Leben und die Zeit des urſprünglichen Chriſtenthums zurückholen; und alle Symptome der geiſtlichen Cultur ſeit dem 13. Jahrhundert weiſen auf dieſe Zeit und ihre Eigenthümlichkeiten carricaturartig zurück. Im heiligen Franziscus ſtand ein cyniſcher Chriſtus auf; wie dieſer im alten Teſtament, ſo war Er in einem der Engel in der Offenbarung Johannes vorbedeutet; er parodirte das Leben des Heilandes mit Erfolg, und am Ende des 14. Jahrhunderts ſchrieb Bartholomäus Albizzi ſein Buch von den Aehnlichkeiten zwiſchen Franziscus und Chriſtus, und bewies, daß ſich jener dieſem vollkommen gleich gemacht und ihn in einigem Wunderbaren noch überboten habe: was denn ſpäter eine treffliche Waffe in der Hand der Reformatoren ward, die das Buch den Baarfüßer Eulenſpiegel nannten. Fand Chriſtus an dieſem ſeinen Vertreter, ſo fand ihn Johannes an dem Abte Joachim von Flora oder wer ſonſt der Verfaſſer des ſogenannten ewigen Evangeliums iſt; und dieſer Prophet wirkte mit ſeinen Weiſſagungen ſo auf das 15. Jahrhundert fort, wie Franziscus mit ſeinen Wundern aufs 14te. Des Heiligen Lehre war, daß Armuth die Königin der Tugenden ſei und der vornehmſte Weg zum Himmel; und ſeine Apoſtel predigten das Leben der Märtyrer und erſten Glaubenshelden, als die Geiſtlichen mit dem Adel um die Wette das Räuberhandwerk trieben, und der letzte Grund ihrer Ermahnungen war jener Spruch des Erlöſers, der den neuen Chriſtus zuerſt zu ſeiner Ordensſtiftung bewogen haben ſoll, daß man von zwei Röcken den Einen dahin geben, und nach dem Streich auf Einen Backen, den andern zum zweiten hinreichen ſolle. Und dies

predigte man, als ſich gerade die Stände theilten und haßten, Misgunſt, Neid und Erwerbſucht allen Eigennutz ſteigerte und alle Sicherheit der Perſon und des Beſitzes aufzuhören anfing. Auch die äußeren Verhältniſſe geſtalteten ſich alſo in dieſen Zeiten zu einem ſolchen Gegenſatze zu den neuen oder aus den alten wieder aufgenommenen Evangelien, in dem bei ihrem erſten Erſcheinen dieſe ſelbſt zu der Geſunkenheit der alten Welt ſtanden. Die Gelehrſamkeit der Geiſtlichen, der Beſitz der Reichen ward gleichmäßig von den neuen Förderern einer patriarchaliſchen Urzeit verſchmäht. Doch zeigte ſich ſchon bei Lebzeiten des Stifters dieſes ſtrengſten der Bettelorden, daß weder jene Gelehrſamkeit zu verbannen, noch dieſe Armuth zu üben in ſolchen Zeiten leicht möglich war; und namentlich in Deutſchland waren die üppigſten Auswüchſe dieſer Lehre nicht zu finden, wo ſchon im 13. Jahrhundert Bruder Berthold den Satz von dem Hingeben des Einen Rockes nicht allein verſpottete, ſondern ſogar ausdrücklich als einen Hauptartikel ketzeriſcher Satzung nennt; und wo im 14. Jahrhundert um Ludwig IV. jene gelehrten Minoriten ſich ſammelten, deren Schriften dem päbſtlichen Anſehen ſo gefährlich wurden. Fortwährend waren ja auch die Kämpfe der mildern Parthei der Franciscaner mit der ſtrengern, den Spiritualen, die auf dem völligen Wegwenden von der äußern Welt beſtanden, im Gange; im 14. Jahrhundert erhielten die letzteren wieder einen bedeutenden Anhang; im Hermann von Fritslar wird es aufs neue verlangt, der Menſch ſolle kein Eigenthum beſitzen, es ſei denn jedem anderen ebenſo bereit und gegönnt bei ihm, wie ihm ſelbſt; er ſolle keinen Gewinn nehmen in Kauf und Verkauf, weder rechten noch unrechten; er ſolle kein Gut fordern, weder vor geiſtlichen noch weltlichen Gerichten; er ſolle ſein eigenes Gut nicht vertheidigen, weder im Feld noch in Dörfern und Städten u. ſ. w. [178]). In einem Manne wie Kaiſer Ludwig ſchien ſich dieſer Kampf abzuſpiegeln, denn für ſein Schwanken zwiſchen Demuth und Oppoſition gegen die Kirche, für ſeine Bereitwilligkeit, jetzt die irdiſche Krone der himmliſchen, jetzt dieſe jener zu opfern, wird Mannert ſchwerlich den gewünſchten Aufſchluß in archivaliſchen Nachrichten finden, ſondern nur in dem ganzen Geiſte der Zeit. So mancherlei Spuren von größter Weltverachtung auch ſchon im Renner ſich

178) Cod. Pal. N. 114. f. 84.

finden, ſo würde doch Hugo die Schwärmereien der Myſtiker, wie ſie bald nach ihm laut wurden, nicht gebilligt, er würde vielmehr wie ſein Vorbild, Hugo von St. Victor, auf die affectirte Gottesliebe dieſer Verzückten ſchief geblickt haben, die ſich mit eingebildeter Uneigennützigkeit und Selbſtverläugnung täuſchten, und vor deren geiſtlicher Hoffart einzelne Verſtändige und Nüchterne ſchon damals warnten. Es verarge mir Niemand, wenn ich von dieſen Männern und ihren Lehren mit einiger Geringſchätzung rede, und Niemand lege mir es für Einſeitigkeit aus. Wenn man die Theoſophen jener Zeiten den ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten und Grübeleien, ihr reines gottſeliges Beſtreben und ihren ascetiſchen Wandel der Disputirfertigkeit der Ariſtoteliker, den phantaſievollen Schwung ihrer Schriften und ihrer mühſeligen Andacht und Frömmigkeit der kalten und unfruchtbaren Methode der gelehrten Theologen gegenüber ſieht, ſo wird ſich jeder gerne anf ihre Seite ſtellen, da ſie einer practiſchen Religioſität immer viel näher ſtanden als die grübelnden Philoſophen, da ihre Allegorien und Viſionen doch noch die Phantaſie und das Herz berührten, während die lächerlichen Unterſuchungen über die Gründe der Menſchwerdung Gottes und das Weſen der Dreieinigkeit nur den dürrſten Verſtand beſchäftigten, und da große und wahre Frömmigkeit, auch wenn man die Selbſttäuſchung abſtreift, immer zurückbleibt. Ja, wenn man einen Blick wirft auf den Zuſtand der äußern Welt, die Ausartung des Clerus, den Aberglauben, die troſtloſe Stagnation in allen größeren Verhältniſſen des Staates, und im Kleinen auf den herrſchenden Raub, Mord und Eigennutz, ohne daß Eine große Seite in der Geſchichte entſchädigte, ohne daß Eine Freude des Lebens übrig geblieben wäre, die in der noch herrſchenden Claſſe ſchon ſeit dem Stricker gewichen war, und wenn man ſich erinnert, welche viel ärgere Erſcheinungen noch die Seuchen, die Erdbeben, die Heuſchreckenzüge, die Hungersnöthe, mit denen der Himmel durch dies 14. Jahrhundert die Menſchheit heimſuchte, in dieſen Zeiten hervorbrachte, wer wird da den kleinen Schritt von dieſer unerfreulichen äußeren Welt weg auf das Innere und das Leben der Seele nicht begreiflich und verzeihlich finden, wo man ſich jeder leidigen Berührung entziehen, und im unmittelbaren Verkehr mit dem Guten und Schönen verharren konnte; wer wird nicht ſelbſt die Energie gern aner-

kennen, mit der ein Ruysbroek, ein Tauler, von aller Halbheit entfernt, dieſer Welt den Rücken kehrten, mit der ein Thomas a Kempis ſehr bezeichnend im Beten, Faſten und Wachen ſelbſt eine größere Thätigkeit erblickt als im Handeln in der äußern Welt. Allein im Ueberſpringen von Extrem zu Extrem liegt nie etwas Großes: und zu lange haben wir uns in der neuern Zeit hinreißen laſſen von einem Reſt jener Freude am Selbſtquälen, an Zerriſſenheit und Seelenkampf, von einem Stolz auf die nur ſcheinbare Kraft, die in jeder extremen Anſicht und Handlungsweiſe liegt, und unſere Jugend brütet immer noch lieber im Halbdunkel halbverſtandener Grillen von innerem Unglück und Jammer, als daß ſie nach Maaß und Ordnung für ihre verwirrten Seelenzuſtände ſuchte. Der Rückfall von Einer Extravaganz in die andere iſt dann jedesmal unausbleiblich. Das ward auch damals deutlich: denn wer ſollte es glauben, daß Anhänger der myſtiſchen Schule, die im 14. Jahrhundert die Schmach des Backenſtreichs lieber zweimal tragen als einmal rächen wollten, im Anfang des 15ten die Lehre von der Rechtmäßigkeit des Tyrannenmords auf Kirchenverſammlungen öffentlich vertheidigten und approbirten, oder wer ſollte meinen, daß dieſe Menſchen ſo voll heiliger Gottesliebe von ſo häßlichem Menſchenhaſſe glühen konnten, mit dem ſie andere geiſtliche Orden, abweichende Zweige ihres eigenen, Ketzer und Juden verfolgten! Denn freilich, wie ſollten ſie auch andere Menſchen ſchonen, die ſich ſelbſt nicht ſchonten! Denn nur mit einer anderen Art Donquixotterie wollten ſie, wie die Ritter um ihrer Frauen, ſo dieſe um ihres Gottes willen gerne Schlaf und Speiſe und Trank aufgeben, jede Stimme der Natur um der ſtörungsloſen Andacht willen unterdrücken, jede Stimme der Vernunft mit dem Glauben übertäuben. Wie dort in der Qual des Dienſtes, im Gehorſam und Entbehren ein Verdienſt geſucht wird, ſo hier im Opfer des Willens und des Begehrens, in Selbſterniedrigung und Flucht des geſelligen Verkehrs. Zum Verwieſenen von der Erde ſoll man ſich machen und in der Mönchstracht des Abgeſchiedenen von der Welt den Menſchen wie ein Narr erſcheinen, man ſoll das beſchauliche Thun der Maria vorziehen dem dienſtfertigen der guten Magdalene, ein geiſtlich ſchauendes Leben ſoll in uns geweckt werden, das ein ſterbendes Leben, ein lebendes Sterben ſei, das uns be-

fähigt, uns von allem Sichtbaren frei zu machen, in eine Ledigkeit und Müßigkeit die Seele zu verſetzen, in der wir mit Gott zuſammenfallen, in innerer Abſtraction in ſeiner Vereinigung bleiben, uns in den Abgrund ſeines Weſens verſenken können. Der Körper ſoll abgetödtet werden, man nimmt zum Zwecke des Lebens den Tod, man verzückt den wachen Geiſt in Träume, und reißt den rührigen Körper zum Schlafe, um auch ſchon bei Lebzeit die kothige Wand des Leibes umzuwerfen, die uns allein hindert, ſchon hier den ſeligen Zuſtand der Engel zu erreichen. Jede Thatkraft und Lebensluſt wird hier vernichtet, jeder gerade Gedanke überſpannt, jede Empfindung überreizt, die Einbildung mit Bildern überladen, die Seele aufgeregt in üppigen Vorſtellungen von einer beſeligenden Hochzeit mit Gott, mit dem geiſtlichen Bräutigam. Alle Strenge eines heiligen Bernhard oder Auguſtin gegen das weltliche Gelüſte kehrte wieder, von denen der Eine ſagte, hätte je Maria nach einem ihrer Schuhe geſehen, wie er ihr ſtehe, ſo wäre ſie nicht Gottes Mutter geworden, und der andere beichtete und bereuete, daß er über die Beobachtung eines von Hunden verfolgten Haſen die Zeit verloren habe; die Werke des Einen wie des Anderen ſind auch neben Bonaventura Hauptquelle der myſtiſchen Weisheit des 13. und 14. Jahrhunderts geworden. Wie ſoll man dergleichen in einer Zeit hervorheben, die marklos und thatenlos ohnehin genug iſt, und ſo viele Neigung zur Rückkehr in dieſes Unheil verrathen hat!

Den großen Zweck, den die myſtiſche Theologie von ihrer moraliſchen Seite hatte, die Herſtellung unverwickelter Verhältniſſe und einfacher Grundlagen zu dem Fortbau eines regenerirten geiſtigen Lebens, hat ſie in jenen Zeiten erreicht, dieſe hiſtoriſche Anerkennung muß ihr ſicher bleiben; aber ihrem Herüberwirken in eine Zeit, die unter ganz anderen Bedingungen ſteht, die einen Reichthum des geiſtigen Lebens nicht entbehren kann und ihn noch lange nicht ſo weit geſteigert hat, daß eine Reaction dagegen nöthig wäre oder Erfolg hoffen könnte, ihren practiſchen Einflüſſen auf unſere Zuſtände, wo ſie nur traurige Irrungen anrichten kann, muß man ſich widerſetzen. Anders verhält es ſich vielleicht mit der Betrachtung des urſprünglichen Stammes, jenes rein ſpeculativen Syſtems, an deſſen Zweige ſich jene ascetiſche Moral als zeitgemäße Frucht anſetzte. An ſich betrachtet, gibt dieſes Syſtem die reine Befriedigung eines philoſophiſchen Kunſtwerks, die Freude, die jedes ſtreng

cohärente Ganze macht; es hat hiſtoriſch die Bedeutung, daß es den Grund aller unſerer tranſcendentalen Wiſſenſchaft bildet und die wunderbare Anlage unſerer Sprache für Abſtraction und Speculation gleich mit dem Beginnen in einer merkwürdigen Fülle und Tiefe aufſchließt; verpflanzt auf unſern Boden (wie denn die Ueberwirkung dieſer Philoſophie auf den Spinozismus und Hegelianismus evident iſt) würde dieſes Gewächs, unter anderem Himmel und auf anderem Grunde gepflegt, ohnehin ganz andere Früchte tragen, als es in jenen Jahrhunderten getragen hat. Auf das Fundament der ganzen myſtiſchen Religionsphiloſophie in Deutſchland iſt neuerdings philo= ſophiſcherſeits (von Hegel ſelbſt) und theologiſcherſeits [179]), offenſiv und defenſiv, wieder hingewieſen worden: auf die Schriften des Dominicaners Heinrich Eckart († vor 1329). Er war in heid= niſcher und chriſtlicher Philoſophie gebildet, erſt Schüler, dann Lehrer in Paris, ſeit 1304 Provinzial ſeines Ordens in Sachſen, dann Generalvicar in Böhmen, ſpäter wahrſcheinlich in Straßburg mit den Begharden in Verbindung gekommen; nachher lehrte er in Cöln ſeine Neuerungen, wo der Hauptſitz der Brüder des freien Geiſtes war, mit deren Lehren wie mit denen der Begharden die Eckartſchen Verwandtſchaft haben, und neben denen ſie von der Kirche verdammt wurden. Die äußerſten Spitzen dieſer Sätze brauchen wir nur anzudeuten, um zunächſt nur für unſere Zwecke klar zu machen, daß dieſe neue Philoſophie auf die deutſche Dich= tung nicht einmal ſo viel herüberwirken konnte, wie die ſcholaſtiſche Theologie auf die gnomiſchen Dichter, oder wie die geſchichtliche Ueberlieferung auf die hiſtoriſche Poeſie; und dies darum, weil jener Meiſter der Speculation das Gebiet der Philoſophie ſcharf umzeichnete und keine Miſchung der Grenzen geſtattete. Wir geben aus den reinern Quellen [180]) nur die oberſten und letzten Sätze, auf welche dieſes ſtrengſte Syſtem practiſcher und theoretiſcher Ab= gezogenheit hinausläuft, möglichſt in den originalen Ausdrücken

179) C. Schmidt in den Theol. Studien und Kritiken. 1839. II.

180) Nicht aus den Reden, die im Anhange der Baſeler Ausgaben der Tau= lerſchen Predigten gedruckt ſind, ſondern aus zwei Handſchriften, wovon die Eine verloren geglaubt war, und deren abſchriftliche Mittheilung ich Herrn Pfeiffer danke, der ſie nun in der Kürze in den weiter zu er= wartenden Bänden ſeiner Myſtiker dem Druck übergeben wird.

ſelbſt: Aller Dinge letztes Ende iſt die verborgene Finſterniß der Gottheit, da Gott ſich ſelber unbekannt und unbewußt iſt; Gottheit und Gott iſt verſchieden, wie Nichtwirken und Wirken; das Wirken der Gottheit, das Weſen Gottes, Gott ſelbſt, tritt mit dem Bekennen (Erkennen) ſeiner ſelbſt ein, denn ſein Erkennen iſt ſein Wirken; ſein Erkennen und ſein Wirken iſt ſein Weſen; er iſt blos Weſen, das einzige Weſen, das da iſt; alle Eigenſchaft abgezogen und abgeſchieden und abgeſchüttet, daß nichts bleibt, als ein einziges Iſt, das iſt die Bezeichnung Gottes; in dieſem Iſt, dieſem Weſen, ſind alle Weſen, alle Creaturen inbegriffen. Mit dem Eintritt des Selbſtbewußtſeins in die Gottheit, des Lichts in die Finſterniß, der Offenbarung Gottes in ſich ſelbſt, iſt der ewige Ausfluß aller Dinge aus Gott gegeben, der in ſich ſelbſt verfließt; in dieſem ewigen Ausfluſſe bleiben die Dinge ohne Maaße (Erſcheinung); der ewige Ausfluß iſt bloße Offenbarung Gottes in ſich ſelbſt; alle Creatur fließt darin aus, ohne ſich ſelber, da iſt ſie Gott mit Gott. Alle Dinge ſind nicht von ihnen ſelber, ſondern ſie ſind gewirkt von einer Sache (causa), die ihr ſelbes ſelber iſt, das iſt der Vater; und aller Dinge Abbild iſt der Sohn. Des Vaters Anblick ſeiner eigenen Natur, der Wiederblick ſeiner Natur, das iſt ſein Sohn; vor aller Schöpfung hat der Sohn vor dem Vater, der Vater vor dem Sohn geſpielt in einer ſchwebenden Stille; beider Spiel mit einander, iſt der heilige Geiſt, an dem ſie beide ſpielen und er mit beiden; das Spiel iſt daſſelbe, was es iſt, woran ſie ſpielen: ihr Spielen und der Gegenſtand ihres Spieles iſt Eins; ihr gegenſeitiges Lieben iſt Eins mit dem Gegenſtand der Liebe, ſo iſt das Weſen, das ſein ſelbes Weſen iſt, in ſich ſelbſt verſchloſſen, und Eigenſchaft in Weſen aufgelöſt. Hätte der Bildner aller Dinge in dem Vater nicht ewig geſchwebt, ſo hätte der Vater nichts wirken können, darum mußten mehrere Perſonen ſein als Eine; denn an dem ewigen Ausfluſſe iſt der Sohn von dem Vater ausgefloſſen in alle Dinge, mit ihm, und nicht allein; der ewige Ausfluß iſt die Urſache aller Dinge in der Ewigkeit. Von ihm verſchieden aber iſt der Ausfluß in der Zeit, da die Dinge geſchaffen ſind aus Nichts, da ſind ſie nicht mehr Gott in Gott, ſondern Creatur, nicht mehr ohne ſich ſelbſt und ohne Maaßen, ſondern mit Maaßen, zu Form und Erſcheinung gekommen. Die Welt iſt nicht ewig geweſen in dieſer zeitlichen Erſcheinung, ſondern nur ewig in Gott; urſprünglich

ſind die Dinge nichts an ſich ſelbſt, ſondern Gott in Gott, und darum ſtreben ſie hinauf zu ihm und er fließt in Alles aus, beſonders aber in die menſchliche Seele. Denn dies ſind die drei großen Schöpfungen, da Gott das Werde ſprach: in der Ewigkeit, in der drei Perſonen Einung in göttlicher Natur; in der Zeit, in der Einung göttlicher und menſchlicher Natur in Einer Perſon, und in der Ewigkeit und Zeit, in der Einung der Seele mit Gott, die iſt beſſer und höher, als wenn ein Menſch alle Werke thäte, die alle Creatur thut. In dieſer Einung war Adam vor dem Falle, da hatte er alle Creatur an ſeiner oberſten Kraft, wie der Magnet ſeine Kraft gießt in die Nadel und mit einer viele andere an ſich zieht; als er aber ſeine oberſte Kraft von Gott ſchied, da fiel er mit allen ſeinen Kräften und mit aller Creatur. Nun ſtrebte aber dieſe, einen Menſchen zu ſchaffen, der wieder in die Einung käme, in der Adam war, der alle Creatur zu der Einung erhöbe, in der ſie mit der menſchlichen Natur war, und die menſchliche zu der, in welcher ſie mit Gott war. Das ward vollbracht an Chriſtus, da er ſprach, ich will alle Dinge an mich ziehen. In ihm ſtund Alles in einer geordneten Einung mit der oberſten Kraft; und ſo geſchieht es dem Menſchen, der ſich mit Chriſtus vereint, in ihm werden alle mannichfaltige Dinge geſammelt; da wird man ein Gott; alle Creatur iſt ein Menſch, und der Menſch iſt Gott an Chriſtus Perſon. Darum iſt Chriſtus Menſch geworden, daß der Menſch Eins werde mit ihm; die Seele ſoll ſich mit Gott vereinigen, und daß dies deſto ſicherer geſchehe, ſoll ſie ledig aller Dinge, aller Creatur überdrüſſig werden, das Weltliche ertödten und nur den Geiſt Gottes in ſich leben laſſen, und daß auch dieſer deſto freier wirke, ſoll ſie Gott ſelbſt ihren freien Willen anheim geben; ſie ſoll ſich der Sinne begeben und der niedern Seelenkräfte und ihrer Werke, daß allein die oberſte Kraft der Vernunft wirke mit Gott, oder vielmehr ihn wirken laſſe ohne Hinderniß. So wirkt er ſeine Göttlichkeit an ihr und wieder ſie an ſich, das iſt das Weſen der Vollkommenheit. Die Seele hat keinen heimlicheren Zugang zu Gott, als mit Nichts zu Nichts, darum ſoll ſie ſich ſinnlicher Dinge ermüßigen, denn ein einziger Anblick der Blosheit, die Gott iſt, reiniget mehr die Seele als alle Werke der Chriſtenheit. Darum liegt auch der Kern des ewigen Lebens mehr im Verſtändniß, als in der Liebe, denn die Vernunft geht grade auf zu Gott, die Liebe

aber kehrt ſich zu dem, was ſie liebt und nimmt davon was gut iſt; Verſtändniß nimmt das, wovon es gut iſt; Honig iſt das ſüßeſte, die Liebe nimmt Gott inſofern er ſüß iſt, aber Verſtändniß inſofern er Weſen iſt. Darum, wie lauter und unſchuldig die Werke ſind, die da vollbracht werden in dem Lichte der Seele, ſo ſind die noch unſchuldiger, die da innen bleiben und in dem Geiſt, und nicht herauskommen. Da nähert ſich die Seele ihrem Zuſtande nach dem Tode, wo ſie in die Gottheit geworfen wird, ihre Individualität (ihr Icht) verliert, im Antlitz Gottes begraben; da ſie aller Creatur unbekannt, ihr aber alle Creatur bekannt wird. — Man erkennt aus dieſen letzten Sätzen, wie wenig dieſe Lehre auf den practiſchen Wandel unmittelbar überwirken konnte, und eben ſo ſehr aus dem Ganzen, wie wenig Verbindung mit Poeſie, Phantaſie und plaſtiſcher Anſchauung ſie zuläßt. Der Meiſter, der ſeine Weisheit von Gott begehrt, und alle Offenbarungen ſeines Geiſtes übernatürlich von der Gnade empfängt, verſchmäht mit ſeinem Lehrer Auguſtinus die empiriſche Erkenntniß, die Bilder aufnimmt wie das Auge; und die geiſtigere, die von ſinnlichen Dingen Bilder nimmt; er verſchmäht es alſo die factiſchen Texte der Bibel einfältig zu nehmen, wie ſie ſind, und verſchmäht ſich bei der Lehre und bildlichem Sinn der Gleichniſſe zu begnügen; er ſucht nur die Erkenntniß der Engel, die erkennt ohne Bild und Gleichniß, wie es inwendig iſt in dem Geiſte. Seine Predigten ſind daher ſchon von denen ſeines Schülers Tauler verſchieden, und noch weit mehr von denen des David und Berthold; ſie ſind Schulreden voller Citate und Autoritäten aus Heiden und Chriſten, voller Erörterungen oder Schulfragen und voll von friedlicher Polemik [181]).

---

181) Das Fragment einer Predigt dieſer Art iſt auch das Stück, dem Docen in den Miscellaneen 1,140 den Titel: „Von der wirklichen und möglichen Vernunft" gegeben hat, und das mit dieſem unpaſſenden Titel in lit. Handbücher eingetragen iſt. Es iſt gegen unſeren Eckart gerichtet und ich theile ſeinen Inhalt hier darum gern mit, weil er in einigem das gleich zu analyſirende Gedicht von den 7 Graden zu erläutern dient. Es iſt eine Streitfrage, wie der Menſch ſelig ſei. Einige ſagen, die Seligkeit ſei ein ſo großes Gut, daß Gott ſie keinem Menſchen von Natur mittheilen könne, ſondern daß ſie ihm durch übernatürliche Kraft, durch Gnade, durch das Licht der Glorie gegeben werde. Meiſter Eckart ſpricht: Seligkeit liege darin, daß man Gott leide oder ſich mit ihm vereine, denn dies ſei eins: wo nämlich zwei Dinge ſich vereinen,

Das ſinnliche Element, das zur Kunſt unentbehrlich iſt, entſchwand den Dichtern, die ſich in Deutſchland an Materien dieſer Art verſuchten, noch mehr als unſeren Gnomikern, die wir vorhin kennen gelernt haben. Wir wandten aber auch wenig Sorgfalt auf dieſe Gattungen an, die der Poeſie überhaupt fremd liegen. Dante hat in dieſer Gattung eine dichteriſche Größe bewieſen, die eines beſſern Objectes werth war. Was ſich in Deutſchland Aehnliches zeigte, ſteht hinter ihm ſo weit zurück, blieb ſo roh und unentwickelt und fiel ſo entſchieden in Proſa herab, wie die Ritterromane dieſer ſpätern Jahrhunderte gegen Arioſt, oder auch wie die engliſchen und deutſchen Myſterien hinter Calderon, in deſſen merkwürdigen Autos dieſe Gattung eine Vollendung wie nirgends ſonſt erhalten hat. Wenige Stücke ſolcher myſtiſcher Poeſie beſitzen wir in der

---

da muß das Eine das Andere leiden, wie Holz das Feuer. So nun leide der ledige, leidende Geiſt das vernünftigere Wirken Gottes: denn Gott iſt ein vernünftiges Wirken, ſein Weſen iſt ſein Wirken. Gegen dies geht nun unſer Theoſoph zu Felde: Etwas, ſagt er, ſei in der Seele, deſſen Weſen gleichfalls vernünftiges Wirken ſei, und dies ſei ſelig von Natur (während jene bloße Seligkeit durch Gnade zugaben). Jedes vernünftige Weſen ſei ſelig von Natur. Der vernünftige Menſch aber ſei blos darum nicht ſelig von Natur, weil in ſeiner Seele noch eine andere Vernunft, die mögliche, leidende, nicht wirkende, ſei, welche dem Geiſte eigen iſt, inſofern er dem Zeitlichen angehört in dem Körper. Könnte ſich die Vernunft einfach, ohne ein Medium zu der wirkenden Vernunft kehren, ſo wäre der Menſch hier ſchon ſelig wie dort: „denn das iſt die Seligkeit des Menſchen, daß er bekennet ſein eigen Sein in der Weiſe der wirkenden Vernunft.“ Dieſe leidende Vernunft aber kann durch Gnade eben ſo ſelig werden, wie die wirkende von Natur iſt; dieſe letztre bedarf der Gnade nicht (und darum iſt Natur beſſer als Gnade), denn ſie fließt aus Gott und kehrt dahin zurück, ihr eigenes Wirken iſt natürlich, es iſt ihr Weſen; ihr Weſen und Wirken aber beſteht darin, daß ſie Gott ſieht und liebt ohne Medium, und darum iſt ſie ſelig von Natur. Die mögliche Vernunft aber kann durch Gnade werden, was dieſe durch Natur iſt; ſie muß alſo ſtreben, dieſer Gnade theilhaftig zu werden. Dies wird ſie dadurch, daß ſie ſich von dem Körperlichen ledig macht; denn iſt ſie dies, ſo kann die wirkende Vernunft ſie überformen, Eindrücke auf ſie üben, ſo daß ſie ihrer Ledigkeit los wird und des Wirkens theilhaft. Wie die oberſte Vernunft es von Natur hat, daß ſie ſelig ſei, ſo hat es dann dieſe durch Gnade. In ihrem Gottſchauen liegt dann ihre Seligkeit, und der Verdammten Hölle iſt nichts, als daß ſie ſich durch Sünden dieſer Ueberformung beraubt haben (denn alles Andere, was man von der Hölle ſagt, ſind nur Bilder für grobe Köpfe). —

Literatur des 14ten Jahrhunderts, die ſich zu dem Renner ganz ſo verhalten, wie unſere theoſophiſchen Prediger zu dem Volkslehrer Berthold. Derſelbe Mann, der die Abhandlung über das Abendmahl proſaiſch ſchrieb, die in einer der letzten Noten erwähnt ward (er nennt ſich einen Mönch von Heilsbronn), und der an der poetiſchen Behandlung dieſer heiligen Materien Anſtand nahm, hat doch auch einige andere Stücke gereimt und zwar mit nicht geringerer Fertigkeit, als er in ſeiner Proſa gezeigt hat. Das erſte iſt das Buch der ſieben Grade[182]), dem Inhalte nach verwandt mit den fünf Graden der Liebe, die Dionyſius ſtatuirt, der Form nach an Vieles bei Dante, bei St. Bernhard, Bonaventura und Aehnlichen erinnernd. Der Dichter unternimmt ſein Werk, obgleich er nichts von heiligen Dingen zu wiſſen geſteht, hofft aber, daß Gott, der Bileam's Eſel reden machte und wohl einen Stummen ſprechen lehrt, auch wohl einen Dummen Weisheit lehren könne. Ezechiel, iſt ſein Text, ſah in einem Geſichte einen Tempel, zu dem ein Thor mit ſieben Stufen führte. Der Tempel bedeutet das Himmelreich, die ſieben Stufen ſiebenerlei Gebete, in denen die reine Seele ſtufenmäßig hinauf in das Himmelreich geht. Die erſte Stufe iſt das Gebet, das von trockenem Herzen geht, zerſtreute, andachtsloſe Worte, unter Störung der Andacht durch Aeußerlichkeiten. Die zweite iſt Reue und Buße, Wachen und Beten, Peinigung und Kaſteiung: auf dieſer Stufe ſtand Magdalena. Auf der dritten Stufe lodert in dem Menſchen eine neue Minne auf, welche die Furcht austreibt, die noch auf der zweiten manche Thräne vergoß; die Miſſethat ſchmilzt, Vertrauen und Hoffnung beleben ſich, und Liebe zu Gott, die dem Menſchen jedoch mehr zu ſchaffen giebt, als die Furcht vorher. Der vierte Grad gebiert die Gnade, wenn im Gebet die Seele mit Gottes Liebe übergoſſen wird, ſo daß die äußeren Sinne erſtarren und die reine Seele in ſüßem Harren brennt, bis ſie in dieſem Feuer eine neue Gluth gewinnt, kraft der das Herz nun unſeres Herrn ſelbſt begehrt. Noch aber zeigt ſich der Herr zornig gegen ſeine Traute, als ob er ihre Be-

182) Cod. Pal. N. 417. f. 63. Eine Proſa verwandten Inhalts (von den Staffeln des Gebets) und Eine von der Menſchwerdung Gottes, die ſchon darum Intereſſe genug darbieten, weil ſie älter ſind, als unſere Poeten und Prediger dieſer Schule, hat Pfeiffer in dem erſten Bande ſeiner Myſtiker mitgetheilt.

gier verſchmähe, die doch er nur mittheilt, und lange läßt er ſie ſchmachten, um ſie mehr zu locken und zu reizen. Die Seele verſenkt ſich ſo in Minne, daß ſie in der Trunkenheit die Gottheit und ihre Majeſtät vergißt und Gott ihren Trauten nennt. Er tadelt ſie um ihre Verwegenheit und zieht ſie abſtoßend an. Im fünften Grade wird die ſtete Andacht zur natürlichen Gewohnheit und wäſcht jede kleine Schuld ab; Gott ſcheint jetzt unter allen Creaturen allein auf dieſe Seele ſein Auge gerichtet zu haben. Die Andacht tobt in ihr nun ſo, daß alle äußern Sinne erſterben und alle fleiſchliche Luſt weicht, daß die offenen Augen nicht ſehen, die offenen Ohren nicht hören, ſo daß der Menſch alsdann der Welt wie ein Thor erſcheint. Die Sünden werden nun von Gottes Barmherzigkeit bedeckt, ja ſie kommen der Seele zu Gute. Sie bildet ſich nun nach Gottes Bild, dem ſie zuvor durch Sünde ungleich geworden, ſie ſchmilzt wie Wachs und wie dieſes das Siegel, ſo nimmt ſie rein Gottes Bild in ſich auf. Wie in dieſem Grade zwiſchen Gott und Seele Gleichung ward durch ihre Blicke, ſo wird im ſechſten Grade Einigung zwiſchen ihnen, wie zwiſchen Gott, Vater und Sohn, nur daß dieſe Einigung eine natürliche und ewige iſt, jene aber von der Gnade bewirkt. Die Seele iſt hier in dem Zuſtande, wo ſie nichts anders will und thut, als was Gott thut und will, wo ſie ihn liebt von ganzem Herzen, von ganzer Seele und ganzem Gemüthe, wo ſie die Liebe empfindet, die Chriſt empfand als er Menſch ward, damit wir mit ihm Gott werden könnten. Sie begehrt nun zu leiden, was Gott für uns litt. Dies iſt der Grad, in dem die Heiligen auf der Erde ſtehen. Das ſiebente Gebet ſpricht die Seele ſchon vor Gott ſelbſt, entledigt des Körpers, ſchauend das Geheimniß der Dreifaltigkeit. Von dieſem Grade ſagte Jeſaias, daß kein Auge je dieſe Freude ſah, kein Ohr ſie hörte. Darum will der Dichter nicht ſeinen Athem verſchwenden; denn wer könne ſagen vom lichten Scheine in den die Engel gekleidet ſind, ihre ſchöne Ordnung, den Harfenklang und ſüßen Geſang der Patriarchen, dieſe Freude ohne Trauer, dieſen Frieden ohne Krieg, dieſe Wahrheit ohne Lug, dieſe Luſt ohne Noth, dies Leben ohne Tod.

Von allen Bildern und Vorſtellungen der Myſtiker nahm die Poeſie am liebſten die von der Seele Vermählung und Hochzeit mit Gott auf, und ſie war auch die, welche noch am verträglichſten mit der poetiſchen Behandlung war. Der Grundgedanke dazu

fand ſich in der Auslegung des hohen Liedes, das in Paraphraſen bekanntlich ſchon ſehr früh ins Deutſche übergegangen war, auch im 13. Jahrhunderte durch Bron von Schonebecke [183]) und, wie wir ſchon hörten, durch Frauenlob wohl erſt im 14ten eine poetiſche Behandlung erfuhr. Die Seele, die ſich nach Gott und ſeiner „Gemahlſchaft" ſehnt, heißt die Tochter von Syon, im Gegenſatze auf der Einen Seite von der Tochter von Babylon, dem Weltkinde, auf der anderen Seite aber von der virgo Israhel, der Seele, die bereits auf dem Thron der Freuden ſitzt. Von demſelben Verfaſſer, von dem das vorige Stück iſt, rührt auch der heilige Alexius, von dem Graff in der Diutisca den Anfang [184]), und die Tochter von Syon her, die er ganz mittheilt. Die ſehnſüchtige Seele führt ſich redend ein; allegoriſche Figuren treten dialogiſch hinzu. Cogitatio quält ſie mit ihrer weltlichen Unruhe und Rathloſigkeit; der Glaube tröſtet ſie, ſie ſolle alle vergängliche Freude laſſen, ſich reuig an Jeſus halten und über ſich ins Himmelreich blicken. Die Zuverſicht, in Gottes Küche die Küchenmeiſterin, beſtärkt ſie in dieſer Weltverachtung und weiſt ſie an die Weisheit. Dieſe wieder richtet ihren Blick auf Demuth, willige Armuth, Barmherzigkeit, Gehorſam und Keuſchheit; ſie ſolle verleugnen wer ſie iſt, hoch über ſich empor fliegen durch alle Chöre zum oberſten Chor: dann werde der Liebſte ihr entgegen gehen und ſie mit Armen umfangen, mit Gnade übergießen, ſie in ſeine Trinität führen, ihr ſeine Majeſtät zeigen, ſie bei der Hand leiten ins Land der Engel, und ſie da ſpeculiren und ſich ſelbſt contempliren laſſen, bis ſie gar Ein Ding mit ihm werde. Die Minne weiſt ſie noch näher zu dieſer Vereinigung, und vereint mit ihr zeigt das Gebet der Tochter von Syon, wo Jubilatio ſei. Minne und Gebet führen ſie dann vor den König; die Tochter verliert ihre Kraft, die Minne trifft mit ihrem Geſchoſſe den König auf ſeinem Thron, ſo daß er die Seele minniglich in ſeine Arme nimmt und ſie ſich vereint. Gemahl, ſpricht er, ſei gewiß ich laſſe dich nimmer mehr und empfange dich zu rechter Ehe. Das war ein ganzer Jubilus. — Man ſieht, wie weit dies Thema führte. Nun kamen bald die plumpen Meiſterſänger des folgenden Jahrhunderts an dieſe Liebkoſung Gottes, und

183) Bragur, 1, 2. S. 326.
184) Das Ganze in Maßmanns Alexinus.

man findet dann ſchon im Beheim inbrünſtige Ausrufungen der Seele zu Gott, wie dieſe: Nun muß ich dich erkennen, mein Erkenner, dich ſehen Licht meiner Augen, dich liebhaben höchſtes Heil, du ſüßer Herr und allmächtiger Gott, meine große Luſt und Kurzweil, Altiſſimus, höchſter Sabaot, nun muß ich dich umfahen, mein himmliſcher Bräutigam, dich beſitzen mitten in meinem Herzen, nun dich liebhaben mein Alterlein!

Unter dem nämlichen Titel der Tochter von Syon gibt es noch ein anderes größeres Gedicht von einem Bruder Lamprecht v. Regensburg, das zu Ehren des Provinzials Gerhard, noch zu Ende des 13. Jahrhunderts gedichtet iſt, und von dem das vorhergegangene eine etwas ſpätere, kürzere Variation iſt. Da ich das Gedicht ſelbſt nicht kenne, offenbar aber nach dem Auszuge, den Welcker daraus mitgetheilt hat [185]) der Inhalt mit weniger Verſchiedenheit und nur in größerer Ausführlichkeit derſelbe iſt mit dem unſeres kleineren Stückes, ſo gehe ich um ſo weniger darauf ein, da ohnehin in dieſer Sphäre die Gedankenarmuth gar zu groß iſt. Sonſt wäre vielleicht manche intereſſante Notiz aus dem Gedichte zu ziehen; wohin ich z. B. die Bemerkung des Bruders rechne, nach welcher jene Kunſt, die die oberſte Weisheit in Chriſt ſetzt, hauptſächlich in ſeinen Tagen unter den Weibern in Brabant und Baiern aufgeſtanden ſei, weil im Weibe, wie der Minorit beifügt, wenn es zu Gott gut wird, ihr ſanftes Herz und ihr leichter Muth in einfältigem Sinne ſchneller die Begierde entzündet, daß ſie williger die Weisheit begreift, die vom Himmel ſchwebt, als ein harter Mann, der dazu ungelenk iſt. Damit muß man denn die Briefe Heinrich's von Nördlingen an Margarete Ebner zuſammenhalten; und das Leben der Adelheit Langenmann, die ſo vielen in jenen Zeiten aus ihrem Kloſter bei Nürnberg ein Troſt ward, die durch das Interdict, das unter Ludwig IV. auf dem Lande lag, rathlos waren.

Wenn dieſe Stücke ſich einfach auf dem Gebiete der myſtiſchen Speculation aufhalten, ohne irgend poetiſche Prätenſionen zu machen, ſo gibt es wieder andere, die eine gewiſſe dichteriſche Farbe ſuchen und ſich zu gewiſſen poetiſchen Gattungen neigen, die in der Zeit cultivirt wurden. Dahin würden wir den Anticlaudianus des Alanus ab insulis (aus Ryſſel 1114 — 1203) rechnen (ſo genannt, weil

185) Heidelb. Jahrb. 1816. S. 713. Vgl. Hoffmann's Fundgruben S. 307.

hier die Natur mit den Tugenden auftritt, wie umgekehrt beim Claudian die Furie unter den Laſtern) wie er von **Heinrich von Neuenſtadt**, dem obenerwähnten Dichter des Apollonius von Tyrus, im Anfang des 14. Jahrhunderts unter dem Titel **Unſeres Herrn Zukunft** bearbeitet ward [186]). Er ſteht mit dieſem Gedichte, ſo weit er es überſetzt hat, neben den Allegorikern und Viſionsmännern, mit dem aber, was er eigenthümlich hinzugethan hat, neben den Sittenpredigern, die wir in weiterhinfolgenden Abtheilungen betrachten werden. Im Vortrag iſt bei Neuenſtadt außer der dunkleren Vorrede alles anſchaulich und klar; derb ſatiriſch zum Theil, und kräftig und eindringend ſind die Stellen, wo er gleich ſeinen älteren und jüngeren Landsleuten Stricker, Suchenwirt u. A. gegen die Hoffarth der Welt, gegen Geiz, Unzucht, Freſſen und Saufen, gegen Geiſtliche, Mönche und Nonnen, und die Laßheit im Gottesdienſt, insbeſondere in ſeiner Vaterſtadt loszieht [187]). Der Inhalt des Werkes, ſo weit er dem Original folgt, iſt etwa dieſer: Alanus wird in ein fremdes Land verſetzt, und findet da einen See mit vier Thürmen, die ihm **die Natur** auf die vier Elemente deutet. Es kommt die Schaar der Tugenden, zu denen die Natur von dem troſtloſen Zuſtand der Erde ſpricht; ſie will einen vollkommenen Menſchen ſchaffen und die Weisheit ſoll von Gott eine reine Seele für den Körper erbitten. Die ſieben Künſte ſchirren der Weisheit den Wagen, wir folgen einer leichten Beſchreibung der Fahrt in den Himmel. Die Weisheit wird ihrer Bitte gewährt, die Tugenden fahren in die erkohrene Maria. Sie ſollte einen Menſchen ohne Vater gebären, rein wie einſt Adam, der ohne Vater und Mutter, und Eva, die ohne Mutter geboren war. Nun folgt die Verkündigung, eine Ankündigung von Chriſt's Wirken, Marien's Lob und Ruhm, Chriſt's Verdienſte und Leiden, Alles nicht erzählend, ſon-

186) Cod. Pal. N. 401.

187) Fol. 4.

Frâzheit hât genomen überhant, und allermeist in Osterlant,
trunken vol und übersat ist manig man in Winer stat,
und etelich frauwe ouch aldâ, swie si ez gewunne oder swâ,
sie muoz immer genuog haben, gar früeje ir krankez herze laben,
ê sie dann zuo der kirchen gê, sie drinket liht ein engstel ê,
und izzet ouch villiht ein huon, daz muoz ir dann gar sanfte tuon
in dem hâubt und in dem magen, sie machent veizt iren kragen,
daz sie pfuesten als diu swîn, dâmit wil sie dann heilig sîn.

dern lyriſcher behandelt, oft zelotiſch, untermiſcht zuweilen mit gemeinen Bildern, dann im Ton der Jeremiade, vielfach geziert mit lateiniſchen Sätzen und unterbrochen von Reden älterer Heiligen und Myſtiker. Wie dann der Dichter an die Todes- und Auferſtehungsgeſchichte kommt, auf die Himmelfahrt und den Empfang im Himmel durch die Engel, wird die Erzählung vorherrſchender. Auch hier alſo das Wohlgefallen am Ueberirdiſchen. Im dritten Buche ſtehen wir dann wieder dem Inhalte unſerer myſtiſchen Schriften näher. Unſeres Herrn Zukunft (Ankunft) iſt viererlei: Wie er vom Himmel kam; wie er in reine Herzen und Gedanken kommt; wie er ſeinen Tod für unſere Sünden bot, und wie er vom jüngſten Gerichte kommt. Von dieſem Thema, vom jüngſten Tag und dem Endechriſt redet er jetzt, wo die Mythe einen ähnlichen Zuſammenhang des Weltendes mit Chriſtus, wie vorher der Weltſchöpfung ſucht. Vielfache Dichtungen über dieſes Thema, über den Streit des Endechriſts und Elias und Enoch, über die Schreckenszeichen des jüngſten Tages, über den Krieg des Leibes und der Seele (der hier in eine elende Viſion eines frommen Mannes gekleidet iſt), gab es wie in ältern ſo in ſpäteren Zeiten in Menge[188]). In dieſen letzten Theilen geht die ganze Behandlung aufs Graſſe und Furchtbare aus, bis ins Ekle (z. B. in der Teufelsſchilderung), und ſie will zerknirſchen, bußfertig machen und zahm durch Schrecknis und Drohung. Wie dies auf der einen Seite mit der asketiſchen Methode der Myſtiker zuſammenhängt, auf der andern Seite auf den Zelotismus des 15. Jahrhunderts vorbereitet, dies liegt zu ſehr am Tage, als daß man weiter darauf achtſam machen müßte. Dieſe ganze allegoriſche Manier aber ward ſchon früher, noch jetzt und noch ſpäter auch auf andere, minnigliche, oder allgemein ſittliche, Gegenſtände

188) Ich denke, dieſe Sachen, die man zum Theil im Grundriß von Hagen und Büſching verzeichnet findet und die übrigens faſt alle nur handſchriftlich exiſtiren, nicht weiter zu berühren, da es mir ohnehin ſcheint, als bezöge ich mich für meinen Zweck ſchon zu viel auf ungedruckte, unverbreitete und unbedeutende Dinge. Ein Gedicht: Sibyllen Weiſſagung (im Cod. Monac. 746.) würde ſich an Neuenſtadt's Gedicht am beſten anreihen, weil es Sittenpredigt, beſonders über den Uebermuth der Geiſtlichen, Weiſſagung der Geſchichte (bis 1361), des Endchriſt's und des Untergangs der Welt an die Mythe von einem Baume knüpft, der auf Adam's Grabe gewachſen ſei und ſpäter zu Chriſtus Kreuz wurde.

angewandt und traf allmälig im 15. Jahrhundert mit dem entgegengeſetzteſten Geſchmack zuſammen, nach dem ſich die Dichtung auf einmal an Gemälde und Holzſchnitte anſchloß und ins Plaſtiſche aus dem Ueberſinnlichſten überſprang, worauf wir ſpäter zurückkommen.

Die chriſtliche Literatur, in ſo weit ſie ſich der Dichtung hingab oder doch näherte, war im Anfange ausgegangen vom lateiniſchen Lied oder Pſalm, und neben dieſem exiſtirten die heiligen Schriften in Proſa. Beides ging in deutſche Ueberſetzungen über, nachher in poetiſche Paraphraſen. Als das Epos in der Dichtungsgeſchichte herrſchte, ſuchte die geiſtliche Poeſie die epiſche legendiſche Form; wie ſich hernach die Didactik hervorthat, ſo ward auch die Legende lehrhaft. Die Laien hielten eine Art von gemiſchter weltlich-geiſtlicher Predigt in gebundener Rede feſt, die Geiſtlichen redeten in der Volksſprache und in Proſa, die ſich jetzt auch in die Erbauungsſchriften drängte. Nur der gelehrte und ſinnbildende Theil der Lehre haftete etwas ſtrenger in der Poeſie: wir lernten oben die Gnomiker mit ihrer chriſtlichen Symbolik kennen und mit ihrer weitläuftigen Gelehrſamkeit, wir hörten ſchon unter ihnen einzelne Stimmen, die ſich gegen dieſe Gelehrſamkeit auflehnten, wir ſahen den Renner nachfolgen, der ausdrücklich gegen Wiſſenſchaft und Kunſt anging, wir betrachteten endlich eben jetzt die Myſtiker, die die Gelehrſamkeit verachteten. Dem Stoffe nach ſehen wir auch hier ein ſtetes Rückſchreiten vom Factiſchen, Sinnlichen zum Ueberſinnlichen; der Form nach ebenſo von Erzählung zum Beiſpiel, zur Lehre, zur Allegorie und Viſion. Später werden wir finden, daß die Legende wieder kommt, und daß ſofort der Kreislauf rückwärts führt bis zur Reformation, wo wie im anfänglichen Stande der Dinge die proſaiſche Schrift neben dem einfachen Kirchenliede erſcheint, bis beides im Laufe der Zeiten hernach noch einmal verſuchte, ſich zum chriſtlichen Epos und zum ſchöngeiſtigen Hymnus zu geſtalten.

Der Kampf der Scholaſtik mit der Myſtik hat ſich in der Dichtung nicht ſehr polemiſch ausgedrückt. Die Gegenſätze liegen aber ſchroff gegeneinander in den Gnomikern und in den letztgenannten Poeſien; im 14. Jahrhundert aber ſchien ſich dies ſo zu nähern, wie im 13ten in der Theologie ſelbſt Myſtik und Scholaſtik ſich die Hand reichten. Wir würden ſagen, daß Heinrich von Muglin der Manier und dem Stoffe nach ſich ganz zwiſchen Beides theilt. Er lebte unter Karl IV., hatte dieſem in dem Buch der Maide ein

Denkmal geſetzt, ſonſt aber, nach einer Stelle zu Anfang ſeiner ungariſchen Chronik [189]), mit dem Namen des Herzogs Rudolf IV. von Oeſtreich alle ſeine Werke geziert. Seine kleineren Gedichte ſetzen die Manier der Gnomiker roher und übertriebener in dieſen Zeiten fort. Ich kenne deren aus einer mangelhaften Heidelberger Handſchrift [190]), hinter der man ſonſt ein zuſammenhängendes Gedicht geſucht hat, deſſen Verfaſſer unbekannt war. Es iſt aber nichts, als eine Reihe von einzelnen Strophen des verſchiedenartigſten Inhalts; und daß ſie von Heinrich von Müglen ſind, deſſen Name allerdings nicht genannt iſt, beweiſet die zum Theil wörtliche Uebereinſtimmung einzelner dieſer Gedichte, die ſich über die Künſte verbreiten, mit dem gleichen Thema in dem Buch der Maide. Auch ſieht man hier, daß von der Hagen [191]) mit Unrecht die Feindlichkeit zwiſchen Müglen und Regenbogen geleugnet hat, der ganz füglich weit ins 14. Jahrhundert hineingelebt haben kann, obgleich auch die Eine Stelle, die in dieſer Handſchrift gegen Regenbogen gerichtet iſt [192]), ſich ſchon auf den Todten beziehen könnte. Sonſt erklärt die Frauenlobiſche Manier dieſer gnomiſchen Stücke die üble Stimmung gegen Regenbogen vollkommen; denn es iſt ganz der ſcholaſtiſche, phyſikaliſche, aſtronomiſche, chemiſche, geomantiſche, mediciniſch-aſtrologiſche und ſibylliniſche Unſinn der ſchlimmſten jener kunſtvollen Sänger, der ſich hier an allen möglichen Stoffen, an Thiermährchen, Geſchichten, Fabeln, chriſtlichen Glaubensgeheimniſſen und alter Mythologie auslӓßt. Stellen nun dieſe Stücke den Dichter ganz zu Frauenlob, ſo iſt auch ſein Lobgedicht auf die Maria [193]) hierneben ganz zur Erwähnung geeignet, da es ſich unmittelbar an die goldne Schmiede des Conrad von Würzburg anſchließt, von dem Heinrich dieſelben Lobſprüche gebraucht, die jener von Gottfried gebraucht hatte [194]), und das er

189) Cod. Pal. N. 5.
190) Cod. Pal. N. 693.
191) Alt. Muſ. 2, 181.
192) Fol. 12.
193) Cod. Pal. 356. fol. 103b.
194) Ibid. fol. 105.

Von Wirzburg Cuonrât bas boliret hât dîn lobes glas,
der blüender sprüch ein bildner was, ein former und ein houptsmit,
wann ich gedihtes zwerk, von Muglin Heinrich solich werk
nit mag florieren u. s. w.

aus Lappen älterer Gedichte zuſammengeflickt hat, ſeiner Unfähigkeit geſtändig [195]). In der That iſt hier nichts geſchehen, als daß die alten wunderlichen Gleichniſſe und Vorſtellungen, und jene Reihen von wunderbarem Gepflänz, Gethier und Steinwerk, in neue barbariſche Sprache und in rohe Reime und Strophen gebracht ſind. Der Preis der Maria ſetzte ſich bis ins 15. und 16. Jahrhundert fort, und wie in der Wirklichkeit, ſo auch ſank im Gedichte alle Würde herab. Im 15. Jahrhundert begannen die Streitigkeiten über die Empfängniß der Maria von neuem und mit der alten Bigotterie: die ganze Vorliebe für ihren Cultus ſchien wieder aufzutauchen mit anderen neuen Heiligen und Wundern; alle alten Geſchichten von ihr wurden aufgefriſcht und mit neuen vermehrt, ſie erhielt neue Feſte, ihr Ave ward das verbreitetſte Gebet, die ihr gewidmete Verehrung ward angeſehen als Gott oder Chriſtus ſelbſt erzeigt; und dies trieb ſich bis zu den bekannten Scandalen und ſchmählichen Betrügereien, die noch im 16. Jahrhundert die Dominicaner mit ihren Wundererſcheinungen veranlaßten. In der Predigt erſchien im 15. Jahrhundert jenes Uebermaaß von Unſinn in dem Mariale des Bernardin von Buſti, wo Maria's Geſtalt beſchrieben, ihre alten und zahlloſen Benennungen erklärt, ihre Sitten und Tugenden geprieſen, die Geſchichten ihres Lebens und ihres Todes erzählt, und darunter theologiſche Streitfragen und Spitzfindigkeiten gemiſcht wurden. Dieß Alles erſcheint dann auch im Gedicht; und von dieſem Muglin bis zu einem Conrad Harder von Würzburg, in deſſen Lobgedichten auf Maria [196]) (nicht auf den heiligen Geiſt, wie Docen und Adelung ſagen: denn dieſer wird nur im Anfang zu Hülfe gerufen), der blos exclamatoriſche Bombaſt ſchon nicht mehr Gewicht genug in der deutſchen Sprache findet, ſondern ſchon lateiniſche Brocken dazwiſchen wirft, um die Feierlichkeit zu nähren, wofür dann andere einen andern Schwung in gehäuften Reimen ſuchen [197]), oder bis zu den ſieben Freuden

---

195) Im Anfang:
Was ê die maister hân der kunste wât gesnitten an,
die zeist ich wider unde span darus eins niuwen dihtes kleit.
Nit dan ûff alte wât min sin bisher geferbet hât.
Uff schmid ich manig slymmat, mit ungefüger arbeit.

196) Cod. Pal. 356. fol. 77. Cod. 392.

197) Z. B. in einem anderen Mariengedichte in dieſem Codex fol. 90.

Maria's von dem Suchenwirt, die gleichfalls von der goldenen Schmiede angeregt ſind, oder bis zu dem goldenen Tempel des Hermann von Sachſenheim (1455), oder zu Michel Beheim, in deſſen Mariengedichten die Sprache noch viel tiefer ſinkt, und von da an zu den vielfachſten Stücken namenloſer Meiſterſänger iſt ein einziger Zug der jammervollſten Reimereien, die wohl jemals Jemandem zu Ehren gedichtet wurden und zu Schande und Schimpf des Dichters gereichten.

Mehr mit den Myſtikern, zunächſt mit dem Anticlaudianus berührt ſich Heinrich, wenigſtens der Form und Einkleidung nach, in dem Buch der Maide [198]), das zu Ehren Karls IV. gedichtet iſt, und das man auf bloße Anſicht des Anfangs oder des Endes mit anderen Titeln zu nennen pflegte. Die verſchiedenen Künſte (unter den Bildern von Jungfrauen eingeführt, woher auch der Titel kommt), treten vor den Kaiſer um ihr Urtheil zu empfangen; Philoſophie, Grammatik, Logik, Rhetorik, Muſik, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie, Phyſik, Alchymie, Metaphyſik und Theologie treten nach einander auf und jede kündigt ſich an und gibt eine Probe ihres Wiſſens und Geſchäftes [199]). Der Kaiſer fragt ſeinen Rath, wem er den Preiß geben ſolle, dieſer aber lehnt die Entſcheidung ab. Der Kaiſer befragt den Dichter [200]), aber auch Er überläßt es der Einſicht des Regenten, der dann für die letzte entſcheidet. Er ſchickt ſie aber vorerſt in das Land der Natur, um von ihr

---

Christo soltu bringen zu gedingen und mit gelingen;
ler uns darnach ringen, daz wir zwingen die hoffartswingen,
mach uns frolich dringen, do erklingen englisch singen,
daz wir frolich werden springen, als kunig David mit der slingen.

198) Cod. Pal. N. 14.

199) Z. B. die Phyſik:
Du kranker in mîn schuole kum, ich lêr dich wie raubarbarum
mag vegen aller colerâ, und ist dem ersten stapfen nâ,
in wurtzen die da hitzig sîn, der krank si nutzet ane pîn;
dy salbey behelt die ander stuf, welch arzt ez weiz der ist kein luf,
uff der dritten stuffen auch wil stete wonen knobelauch u. f.

200) Fol. 23.:
Der keyser sprach von Mugellin Heinrich, waz dunket dich gesin,
welch under in hab die wirdicheit? Er sprach, mîn sin zu enge schreit,
daz er die wîsheit nie erlief; dîn wirde hôch breit unde tief
dy sal von schulden daz verstân, welch under in sal die wirde hân.

die Beſtätigung ſeines Urtheils zu hören. Das Geleit gibt der Ritter Sitte. Sie werden bei der Natur eingeführt; die Schaar der Tugenden wird berufen und ihr Verhältniß zur Natur beſprochen. Die Theologie hat dann einen ähnlichen Streit der Tugenden zu entſcheiden, wie Karl unter den Künſten; und ſie entſcheidet ſo, daß ſie behauptet, die Tugenden ſeien nicht von Natur, ſondern ein Ausfluß von Gott, ſonſt wäre Jedermann tugendhaft; ehe je die Natur exiſtirt, ſei Gott geweſen und habe Tugend gehabt, und habe ohne Tugend die Natur nicht ſchaffen können. Und dies iſt auch des Dichters Endſpruch, daß Gott die Natur und Alles gewirkt hat in Weisheit und in der Tugend Kraft, und darum ſoll ſich die Natur nicht vergleichen, da ſie durch Tugend geſchaffen, die Tugend, in der Gott die Dinge ſchuf, die ſelbſt Gott war, ſo wie Gott die Tugend.

6. Beiſpiele.

Es ſieht wohl recht wie ein ſchroffer Gegenſatz aus, wenn wir in dieſer Abtheilung neben die kaum beſprochenen tiefſinnigen Dichtungen aus dem Gebiete der Philoſophie und Theologie eine Reihe von Sammelwerken, die ſich um Novellen, Anecdoten und Schwänke drehen und meiſt aus dem Alterthum entlehnt ſind oder ſein ſollen, erwähnen; und dennoch führen dieſe Dichtungen und ihre Dichter ganz natürlich zu dieſen Gegenſtänden über. Wie nahe ſich die Legenden und Wundergeſchichten der Maria und aller Heiligen mit den Poſſen des weltlichen Schwanks berührten, haben wir bereits im 13. Jahrhundert geſehen, und die großen Maſſen von poetiſchen Erzählungen beiderlei Art, die dieſes Jahrhundert hervorbrachte, ſammelte das 14te in Collectivhandſchriften, wie denn die meiſten Codices dieſer Art in Heidelberg, Wien, Würzburg, Gotha und ſonſt in dieſes Jahrhundert fallen. In dieſem 14. Jahrhundert wandte ſich der Geſchmack, vielleicht geſättigt an den ritterlichen Schnurren und Lieblingsgeſchichtchen und an den deutſchen Thier- und andern Mährchen, deutlich der antikeren Form der Fabel, der moraliſchen und hiſtoriſchen Anecdote aus der alten Welt zu und wo er doch die gewöhnlichen und bekannten Ehehiſtörchen, Rechtsfälle u. dgl. feſthielt, ſetzte er ſie in Proſa um und ſuchte ſie moraliſch zu wenden. Das Zuſammentreffen des Wohlgefallens an

jenen Anecdoten aus dem Leben alter Philoſophen und Helden mit der Freude an ſolchen myſtiſchen Vorſtellungen lag auch in der That gar nicht außer der Natur der Sache. Wenn ja die Myſtiker zum erſtenmale bis zur Pein lebhaft empfanden, wie wenig die ſcholaſtiſche Erkenntniß mit ächter Religioſität und einer practiſchen Moral und Lebensweisheit gemein hatte, und wie verſchwunden jeder Edelmuth, jede große begeiſternde Tugend ſchien, wie leer die Zeit an Charakteren ſowohl, wie an wahrer Bildung war, ſo mußten ſie ſich wohl von ſo vieler Beſonnenheit, Mäßigung, Tapferkeit und ächter Weisheit angezogen finden, die jede der zahlloſen Geſchichten im Diogenes Laertius, im Valerius Maximus und Aehnlichen ihnen darbot, und die ſie unter jenen Heiden wirklich und wirkſam ſahen, nicht in der Nähe unter den Chriſten. Es iſt daher ganz natürlich, daß im 15. Jahrhundert auf der Spitze unſerer Myſtik ein Thomas a Kempis, indem er die Agricola und Lange zur Reiſe nach Italien und zu humaniſtiſchen Studien ſpornt, eine der erſten Veranlaſſungen zur Aufnahme der Klaſſiker in Deutſchland gab, und daß der beſchauliche, der Einſamkeit frohe Petrarka, der ſo viel Sinn dafür hatte, den zögernden Mann der Viſionen, den Reliquienſammler Karl IV. zum Zug und zur Beſitznahme des harrenden Italiens und der Weltſtadt Rom mit feuriger Beredſamkeit aufzumuntern, ſich an der rüſtigen Thatkraft der Alten freute, die feigen, frommen, gutmüthigen, ehr- und ruhmvergeſſenen Fürſten ſeiner Zeit verhöhnte und in ſeinem dem Valerius Maximus nachahmenden Werke von denkwürdigen Dingen eine Sammlung von Erzählungen der Meinungen und Thaten alter Männer verfaßte. Den nämlichen Valerius Maximus nun, den ſchon einzelne Dichter des 13. Jahrhunderts kannten und benutzten, überſetzte Heinrich von Müglen, alſo einer der Poeten, deren Geſchmack in einer ganz andern Sphäre zu liegen ſchien, im Jahre 1369 [201]), gut genug für ſein offenbar überall höchſt geringes Talent, aber ohne alle Kenntniß der lateiniſchen und Kunſt in der deutſchen Sprache, ſo daß ſich auch gleich der nächſte Ueberſetzer dieſes Autors, Peter Selbet (1535) veranlaßt fand, gegen dieſe ältere Verſion zu polemiſiren.

Noch früher aber ward die Fabel unmittelbarer aus antikerer Quelle zu uns verpflanzt, obgleich wir uns weder damals, noch

201) Ed. Augsb. 1489. fol.

auch in dem nächſten Jahrhundert weit von den Producten der römiſchen Kaiſerzeit entfernten, weder in dieſem noch in irgend einem andern Zweige, den wir aus dem Alterthum aufnahmen. Ich rede vom Bonerius, der uns vielfach in ſeinen patriotiſchen Anklängen an das republicaniſche oder volksmäßige Prinzip erinnert, das wir jetzt ſtets mehr bei jeder Gelegenheit werden hervortauchen, und immer ein gewiſſes Verhältniß halten ſehen mit der Zuneigung des gebildeten Theils der Nation zu dem Antiken. Geſinnung und Inhalt mahnt in Boners Buch vielfach an Hugo von Trimberg zurück.

Ganz denſelben Sinn, der den Renner durchdringt, dieſelbe Wegwendung von den weltlichen Trieben, denſelben Hang zum „geiſtlichen", inneren Leben, bei vielleicht noch weit gründlicherer Menſchen- und Weltkenntniß, denſelben Haß gegen die Schule und Gelehrſamkeit, daſſelbe Vorherrſchen der Betrachtungen über Gewalt und Druck, über Arm und Reich, über den Krieg wegen Mein und Dein, der nun die Erde überzieht, dieſelbe gleichmäßige Abneigung gegen den übermüthigen Mächtigen und den emporſtrebenden übermüthigen Geringern, all dies und mehrere Züge dieſer Art auch in dem Edelſteine [202]) nachzuweiſen, der berühmten Fabelſammlung, die neben dem Renner mit am früheſten und am gewaltigſten den Eifer für unſere alte Literatur erweckte, würde eine leichte Arbeit ſein. Der Verfaſſer dieſer Sammlung iſt der Predigermönch Ulrich Boner (ein Berner Geſchlecht), der um 1324—49 in Urkunden erſcheint, und der dieſe Fabeln dem Johannes von Ringgenberg zu Liebe nach dem Lateiniſchen dichtete, der ſelbſt heilige Lieder ſang. Durch dieſe Zeitbeſtimmung iſt erſt neuerdings herausgeſtellt [203]), daß der Edelſtein einige Zeit nach Hugo von Trimberg (ca. 1330) entſtand, nachdem man ihn früher um ein halbes Jahrhundert zu jung, ſpäter um einen noch längeren Zeitraum zu alt machen wollte; die Reinheit des Vortrags konnte zu letzterem Irrthum leichter verführen, der ganze Geiſt der Moral aber und der Lebensanſicht weiſt, mit vielen Eigenthümlichkeiten der Manier und des ſchweizeriſchen Dialects im Vortrag, auf die Zeiten

202) Ed. Benecke. 1816. Jetzt beſſer W. Pfeiffer. Leipz. 1844.

203) Docen in den Wiener Jahrbüchern Bd. 15. S. 52. Gött. gel. Anz. 1820. p. 717.

des anfangenden 14. Jahrhunderts hin. Wie der Renner iſt der Edelſtein eines der verbreitetſten Bücher des deutſchen Mittelalters; viele Abſchriften haben ſich erhalten; kaum nach Erfindung der Buchdruckerkunſt ward er 1461 in Bamberg gedruckt, was gewiß ein triftiger Beweis für ſeine Beliebtheit iſt, da, wie Leſſing ſagte, die erſten Drucker nicht überall mit ihrer Wahl auf die beſten, aber doch gewiß auf die gangbarſten Bücher fielen; nachher bemühten ſich Scherz, Bodmer, Eſchenburg für die erneuerte Verbreitung dieſer Fabeln und endlich erhielten ſie gleich bei der erſten Reſtauration unſrer alten Literatur eine nette Ausgabe von Benecke, die für den Anfänger in unſerer alten Sprache berechnet war. Der Edelſtein iſt im Grunde die einzige erfreuliche Erſcheinung in dieſer ganzen Periode, denn nichts von dem ſtört hier, was noch im Renner abſchreckt. Es herrſcht hier in der Lehre, die auch dem Bonerius in der Fabel die Hauptſache iſt [204]), eine Sicherheit, eine Präciſion, eine Beſtimmtheit, Klarheit und einleuchtende Ueberzeugung, daß nichts aus dieſen Zeiten damit verglichen werden kann, und dieſe Helle der Einſicht leuchtet aus jeder Zeile, aus Sprache und Vortrag ſo ſchön heraus, daß man bei Vergleichung dieſer Einfachheit mit der embryonenartigen und trüben gelehrten Weisheit der Gnomiker nichts Beſſeres ſagen kann, als was der wackere Fabuliſt ſelbſt davon empfindet. Schmucklos nennt er ſein Buch, und einfältig und ungeziert ſeine Worte, doch enthielten ſie einen Schatz von weiſen Lehren. Die dürre Schale berge oft ſüßen Kern, ein kleiner Garten bringe heilſame Frucht. Einfache Worte und einfache Dichtung möge man nun nicht in der Welt; wer ſeine Worte künſtlich zu flechten wiſſe, der dünke ſich nun ein guter Fechter. Wer das Schwert wohl gebrauchen könne, dem ſei es nütze, mancher aber trage Speer, Meſſer und Schwert, die in ſeiner Hand wenig frommten. Wem ſchlichte Worte nicht nütze ſeien, der ziehe auch

---

204) Wer die bischaft merken wil,
der setz sich ûf des endes zil.
Der nutz lît an dem ende gar
der bîschaft, wer sîn nimet war.
Diu getât ist nicht alsô gewesen
der bîschaft, als mans hœret lesen.
Dar um list man ein bîschaft guot,
daz wîser werd des menschen muot.

keinen Nutzen von den gezierten. Mancher predige jetzt hohe Weisheit, der ſich doch ſelber nicht verſtehe. Man kann den Gegenſatz des natürlichen Sittenpredigers gegen die verſchrobenen Gnomologen kaum beſſer ausdrücken. Seine Fabel iſt im Vergleich mit der Strickerſchen bedeutend vorgeſchritten; ſelten treffen wir hier jene halbwahren, ſchwankenden, untreffenden Nutzanwendungen, welche die unangenehme Wirkung machen, wie ein Epigramm mit ſchiefer Spitze; faſt niemals eine andere als eine moraliſche Beziehung, und nur zuweilen die ſpeciellere Anwendung auf Zuſtände der näheren Umgebung. Dies gerade iſt ja der außerordentliche Werth der in der Fabel aller Zeiten vorherrſchenden Moral, daß ſie frei von jedem religiös-dogmatiſchen oder vaterländiſch und national-beſchränkten die allgemeingültigſte Regel der Sitte und des Verkehrs aufſtellt, und dies Ausdauernde, was ſich im äußerſten Oſten ſowohl wie im äußerſten Weſten durch Jahrtauſende bewährt hat, muß man doch wohl das Weſen der Fabel nennen, während das poetiſche Kleid, in dem ſie erſcheint, vielfach die Farbe der Zeiten und Völker getragen und gewechſelt hat, ſo daß auch wieder unter dieſen mannichfaltigen Formen doch diejenige wohl die ächteſte iſt, die das Allgemeingültige des Stoffes ebenſo in dem Gewande ausdrücken will, die einfachſte, die ſchmuckloſeſte alſo, ſo wie auch eben darum das Erfinden neuer Fabeln faſt unmöglich iſt, weil die Jahrtauſende, welche die Fabel ausgebildet haben, wohl nur eine kleine Nachleſe übrig ließen. In allem dieſem iſt die Fabel mit dem Sprichwort ſo verwandt, daß man ſie nur eine poetiſche Verkörperung deſſelben nennen möchte, und bekanntlich ſind die Epimythien der einfachſten Fabeln von jeher nichts als einfache Sprichwörter geweſen. So verhalten ſich denn auch die Spruchſammlungen in den Lehren des Cato u. A., die unter der Form der Lehre eines Vaters oder Erziehers an ſeinen Sohn oder Schüler ſo beliebt waren, zu den ähnlich eingekleideten Fabel- und Beiſpielſammlungen im Alfonſus, den ſieben weiſen Meiſtern und Bidpai, ja im Aeſop, der von Romulus für ſeinen Sohn Tiberius überſetzt ſein ſollte, ganz wie das einzelne Sprichwort zur einzelnen Fabel. Dieſer Verhalt war noch beim Stricker weniger erkennbar, denn dort war die Fabel noch zu viel mit der Erzählung, dem Schwank, der Anecdote verſchwiſtert, die in Strickers Zeiten blühten und ihren Einfluß auf den erzählenden Theil der

Fabel übten. Dies iſt auch noch im Bonerius ſichtbar; unter ſeinen antikeren, einfachen, treuherzig und naiv erzählten Fabeln ſtehen einzelne (wie die vom liebkoſenden Eſel und ſo im Renner die von der Elſter und Taube), in denen das Geſchickte der Schilderung faſt zum Hauptzwecke wird, andere, (wie die vom Fieber und Floh, Nr. 48, von Vater, Sohn und Eſel, Nr. 52, von den drei Geſellen, Nr. 74, vom ſingenden Pfaffen, Nr. 82) wo der Muthwille des Schwankes vorſcheint; allein dem allgemeinen Eindrucke nach, ſind die Bonerſchen Fabeln dieſen Einflüſſen entwachſen. Sie zeigen die Verbindung und Wechſelbeziehung des Sprichworts und der Fabel vielleicht deutlicher, als irgend andere Fabeln zwiſchen den altklaſſiſchen und Leſſing, und mit Recht hat man ſie darum mit zu den vorzüglichſten gezählt. Sie zeigen auch zugleich das Charakteriſtiſche des deutſchen Sprichworts, wie wir es beim Freidank fanden, den Boner vielfach benutzt: es iſt nicht ein einziges, nicht eine einzelne Nutzanwendung, die er macht, ſondern immer eine Reihe von Sprüchen, die häufig nicht die Hauptwahrheit der Erzählung allein ins Licht ſtellen, ſondern mehrere oder ſo viele ſie an die Hand giebt, die eben deshalb auch häufig nicht an das Ende zuſammengeſtellt ſind, ſondern ungeduldig die Geſchichte unterbrechen und als Nutzanwendungen auf einzelne Züge und Handlungen in der Erzählung erſcheinen. Auch iſt das Verſchwimmen des Sprichworts und der Fabel an einigen Beiſpielen im Boner ſehr anſchaulich zu machen [205]).

Etwas ſpäter als dieſe Fabelſammlung (um 1337) fällt das gereimte Schachzabelbuch des Mönchs und Leutprieſters Konrads von Ammenhuſen [206]) (im Thurgau), eine freie Bearbeitung des lateiniſchen Werkes, das der Dominicaner Jacob von Ceſſoles in der Picardie (1290) unter dem Titel: de moribus hominum et officiis nobilium super ludo scaccorum ſchrieb. In Proſa iſt dies Werk faſt in alle Sprachen überſetzt, auch ins Hoch- [207]) und Niederdeutſche. So wörtlich dieſe proſaiſchen Ueberſetzungen

205) So in Nr. 22, wo das im Anfang gegebene Sprichwort: „Dô der siech genas, dô was er der er ê ouch was“ variirt wird in:

ein wolf was siech; dô er genas,
er was ein wolf als er ê was.

206) Cod. Pal. 398.

207) Ich kenne eine Straſsb. Ausgabe von 1483.

zu ſein pflegen, ſo frei iſt die poetiſche unſeres Konrad, der ſich übrigens einer deutſchen proſaiſchen Bearbeitung anzuſchließen ſcheint [208]), indem nicht alle die verſchiedenen Drucke, die davon im 15. Jahrhundert veranſtaltet wurden, aus Einer Quelle herrühren. Dieſes Werk in ſeiner poetiſchen Form, die wir hier allein beachtenswerth finden, hat die verſchiedenartigſten Beziehungen zu der Literatur und Cultur dieſer Zeiten, obgleich es in ſich ohne allen Werth iſt. Bekanntlich war das Schachſpiel einmal (1197—1208) von Odo von Paris den Mönchen verboten worden; Jacob von Ceſſoles aber wußte es durch ſeine moraliſchen Deutungen wieder zu empfehlen. Was empfahl ſich auch nicht durch dieſe moraliſchen Deutungen! So ſchwärzte man ja die üppigſten Geſchichten in die Geſta Romanorum ein unter dem ſchützenden Schild der myſtiſchen Auslegung! So fuhr es denn unſerm Konrad, als er das lateiniſche Buch las, durch den Sinn, er könne ſich durch deſſen Uebertragung ein beſſeres Verdienſt erwerben, als manche mit ihren Schandmährchen und frivolen Erzählungen. Ihm alſo kam es nur auf den moraliſchen Gehalt an, und auch uns kann natürlich hier nicht intereſſiren, was aus dem Buche in Bezug auf die alte (von der unſeren verſchiedene) Art des Schachſpielens, der Benennungen der Figuren u. dgl. zu lernen wäre [209]). Das Spiel und ſeine Figuren ſind nur zu einem Rahmen genommen, um darin die Tauſende von Anecdoten, geſchichtlichen Zügen, Lehren, Sittenpredigten, mündlichen Sagen, kurz was man Alles unter der alten Bezeichnung eines Beiſpiels begriff, zu ſammeln. Wohl an 20000 Verſe hat der Dichter aus dem Buche gemacht mit Gottes Hülfe; denn über ſeine eigne Unfähigkeit hat wohl keiner der vielen auf ſich ſelbſt mistrauiſchen Dichter dieſer Zeiten mit ſolcher Herzens- und Seelenangſt und wahrer Beklemmung gejammert und ſich von allen Seiten gegen jeden Vorwurf verſchanzt, wie dieſer im Anfang ſeiner Arbeit thut. Mit der Zeit aber ſcheint ihm, je breiter ſein Buch ward, der Muth geſtiegen zu ſein: und während er im

208) So ſcheint's wenigſtens nach dem, was Bruns in ſeinen Beiträgen ꝛc. S. 68 sqq. beibringt.

209) Siehe darüber die Auszüge Panzer's und Nachtigall's in einer Abhandlung in der deutſchen Monatſchrift 1797. S. 104—110 aus der Proſaausgabe von 1477.

Anfang ſchüchtern auf ſeine Zuſätze aufmerkſam macht, ſo werden dieſe Hindeutungen ſpäter, wie die Zuſätze ſelbſt, viel häufiger und er wünſcht zuletzt, die Abſchreiber möchten doch das lateiniſche Original beiſchreiben, damit man beſſer überſähe, was ſeine Zuthat ſei. Und während er im Anfang ſeinen Namen [210]) nicht nennen will, um weder Lob noch Tadel hören zu müſſen, ſo beſinnt er ſich am Ende doch eines anderen und nennet ſich in einem Acroſtichon von unſinnigem Inhalte [211]). Man ſieht in ihm ſchon den ungeduldigen Trieb des Leſens und Lernens, der zugleich mit dem Drang der Umarbeitung des Gelernten und Geleſenen verbunden iſt, jenen Zug, der die producirluſtigen Meiſterſänger ſo ſehr charakteriſirt und ihre ganze Literatur in einen eigenen Gegenſatz zu der hohenſtaufiſchen Zeit ſetzt, wo die Sitte der ängſtlichen Uebertragung bei viel größeren Anlagen der Dichter unſerer Literatur ſo ſchadete, wie das ſelbſtverläſſige Schaffen der geringeren Köpfe des 15. und 16. Jahrhunderts. Die größte Beleſenheit ſcheint unſerem Konrad eigen, wenn man nach der Reihe von Schriftſtellern urtheilen ſollte, die er citirt. Allein was ihm ſein Original nicht an die Hand gab, das fand er in den myſtiſchen Schriften dieſer Zeiten, welche ſo viele hiſtoriſche Anecdoten aus der alten Welt ſchon aus Auguſtinus, Hieronymus, Ambroſius u. A. geſammelt hatten, im Valerius Maximus, den er lateiniſch geleſen haben mag, in den Geſtis Romanorum, wo ſo häufig die Quellen angegeben ſind, und im Petrus Alfonſi beiſammen. An die Myſtiker erinnert er in einigen ſinnbildlichen Deutungen alter bibliſcher Geſchichten; in der Manier an den Renner, oder an die ſpätern Sittenprediger. Seine Blicke auf die Zeit ſind zugleich das Originale und das Intereſſante in ſeinem Werke. Im erſten Buche, wo er von Erfindung und im letzten, wo er von den Regeln des Schachſpiels handelt, hat er zu vergleichen am wenigſten Gelegenheit. Im zweiten dagegen,

---

210) Fol. 5b.
Daz ich mînen namen verswigen habe,
daz ist beschehen umbe daz, ich wolte weder gunst noch haz
lop noch strâfen darumbe gern, ich wil ir beider samt enbern.

211) Dis buoch tiht ich Cuonrât
von Ammenhûsen in der stat
ze Stein, da ich münch und liutpriester was
ich kunde ez niht getihten baz.

wo er von den Hauptfiguren (= Landvögte) handelt, gibt ihm der Stoff Gelegenheit auf die Spaltungen zwiſchen Albrecht und Adolf, die er noch als Zeitgenoſſen von ſich betrachtet, und die zwiſchen Ludwig und Friedrich zu blicken, gegen Pabſt und Pfaffen, gegen Geiſtliche und Richter, gegen die allgemeine Habgier vom Erſten bis zum letzten und gegen alle möglichen politiſchen Gebrechen zu predigen [212]). Am wichtigſten aber iſt das dritte Buch, das von den Wenden (Fanten; unſeren Bauern) handelt, in denen er die Landleute und Handwerker darſtellt. Hier ſieht man deutlich den popular geſinnten Prieſter, der auf Erleichterung des Bauernſtandes, z. B. auf Verpflichtung des Ritterſtandes zur Zehntzahlung, und auf die Ehre des Handwerkſtandes hinarbeitet. Indem er nachher die Briefboten der Landvögte, die Stadtpolizei, die Wirthe, Aerzte und Apotheker, Kaufleute und Wechsler, die Schreiber und alle möglichen Klaſſen der Handwerker einzeln vornimmt, ſie ſatiriſch und oft launig um die Erbſünden ihrer jeſeitigen Geſchäfte ſtraft, weniger neckiſch und ernſter als ein Hans Sachs und Andere, ſo mahnt er überall an das Aehnliche in den Satirikern und Zeitgenoſſen des Letztern und führt tiefer in das Beſondere der Staatsklaſſen, in die natürlichen Abtheilungen der Betriebsmenſchen ein, als der Renner, und nimmt eine Mitte zwiſchen dieſem und dem Teichner ein. In dieſen Regionen, ſieht man klar, iſt er weit heimiſcher zu Hauſe, als unter Königen und Adel; und dies wollen wir hinfort immer im Auge haben, wie wir unter den Dichtern wie in dem Lieblingsſtoffe ihrer Producte ſtets mehr die höheren Stände und ihre eigenthümlichen Lieblingsgattungen und Gegenſtände verlaſſen.

Eine Quelle Konrad's nannten wir die Geſta Romanorum; er führt ſie ſelbſt an und erzählt eine Menge darin wirklich enthaltener Geſchichten unter ſeinen belehrenden Beiſpielen. Dies könnte nun ſchwerlich die in vielfachen Drucken bekannte lateiniſche Sammlung mit den moraliſchen und myſtiſchen Anwendungen ſein [213]), die man dem Petrus Berchorius zuzuſchreiben pflegt,

---

212) Daß auch Er das Geſchäft des Predigers verſieht, oder die Gegenſtände der Predigt abhandelt, deutet f. 72 an. „Ich möhte dis underwegen lân, die brediger sagent sîn degelich gnuog.“

213) Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis. 1488. Die erſte Ausgabe iſt von 1473. Ueber das Literariſche muß man vor

wenn ſie anders erſt um das Jahr 1340 entſtanden ſein ſollte [214]). Bekanntlich aber wird auch in dieſer Sammlung wieder ebenſo auf andere Geſta Romanorum neben dem Macrob, Valerius, Alfonſus, Bidpai u. A. als Quelle hingewieſen, die man gewiß nicht mit Dunlop für römiſche Geſchichtswerke überhaupt nehmen kann. Bei der vielfachen Berührung der Geſten mit der Kaiſerchronik, die ja eben ſo wieder auf eine andere Quelle hinweiſt, iſt nicht anders anzunehmen, als daß zwiſchen beiden Werken eine Menge anderer verſchiedenartiger Bearbeitungen der römiſchen Legenden und Sagengeſchichte aus der Kaiſerzeit exiſtirt habe und daß die ältere der beiden Sammlungen andere wird vor ſich gehabt haben, wie die jüngere derſelben in abweichenden proſaiſchen Sagengeſchichten der Römer ſpäter nach ſich hatte. Auch wird Niemand dieſes lateiniſche Werk mit den theologiſchen Deutungen für Original halten mögen, denn die dies thun, berufen ſich, wie es ſcheint, auf eine Stelle beim Glaſſius [215]), die dem auch ſonſt durch ſeinen allegoriſchen Wuſt bekannten Benedictiner nichts als die myſtiſchen und allegoriſchen Auslegungen zuſchreibt. Ich habe weder das Material dazu, noch dünkt es mir auch in eine deutſche Dichtungsgeſchichte gehörig, über die Entſtehung dieſer Novellen- oder Anecdotenſammlung, die ſo viele Ausbreitung fand, Unterſuchungen anzuſtellen. Sollten ſie gründlich ausfallen, ſo forderte dies ein immenſes Studium der geſammten Novellenliteratur des Mittelalters und dieſes wäre etwa einem Schreiber der italieniſchen Poeſiegeſchichte zuzumuthen, wo dieſe Gattung im Boccaccio und ſonſt eine ſo ungemeine Vollendung erhielt; allein in Deutſchlands Dichtung ſpielen dieſe Dinge eine viel zu untergeordnete Rolle, als daß hier zwiſchen dem Reſultat und der Mühſeligkeit der höchſt weitläufigen hierzu nöthigen Studien ein Verhältniß ſein könnte. Den Geſichtspunkt, von dem man bei einer ſolchen für die allgemeine Literatur- und

---

allem zur Hand nehmen: Dr. A. Keller, Gesta Rom. 1837., wo man den lateiniſchen Text mit Proben von Bearbeitungen in andern Sprachen, Unterſuchung und literar-hiſtoriſchen Commentar findet. Dazu ſeine Ausgabe der deutſchen Geſten mit den Moralen aus der Münchner Hſ. N. 54. aus dem 14—15. Jh. 1841.

214) Siehe den Abſchnitt aus Dunlop hist. of fiction, oder auch die eigne Abhandlung Warton's über dies Werk.

215) Bibl. sacra p. 440.

Culturgeſchichte immer höchſt wichtigen Unterſuchung ausgehen müßte, getraute ich mir wohl eher anzugeben. Der Forſcher müßte auf die Quellen der ächten Kaiſergeſchichte zurückgehen, ſobald er ſich des Materials der bekannteſten Bearbeitungen der Geſten und der Kaiſerchronik verſichert hätte, und müßte zunächſt dort und in der Cultur und dem moraliſchen Zuſtande der Kaiſerzeiten einen Theil der vereinzelten Stoffe ſo gut ſuchen, wie einen kleinern Theil auch noch in der älteren Geſchichte Roms. Er müßte dann beſonders die Kirchenväter, die Legenden, die Schriftſteller der barbariſchen Jahrhunderte, die ſagenhaften Urgeſchichten der ſüdlichen Staaten in Europa, durchſuchen; und überhaupt Alles dieſes für die Literaturgeſchichte auszuziehen, könnte ein verdienſtliches Werk für einen beleſenen Literarhiſtoriker werden. Seine Unterſuchung würde ihn bis auf die von Griechen redigirten Gesta oder Acta der Kaiſerzeit, auf die Sammlungen anſtößiger Anekdoten von dem Hofe zurückführen, denn daß dieſe Novellen ſich bis dahin zurückverfolgen laſſen und daher ihre volksmäßige Entſtehung nachgewieſen werden muß, liegt theilweiſe ſehr deutlich in dem Charakter der Erzählungen ſelbſt. Denn auch in den ſpäteſten Bearbeitungen hat ſich Alles, was Bedeutendes in der römiſchen Menſchheit dieſer Zeiten vorging, gleichſam abgeſpiegelt erhalten. Oder wäre die Verderbniß des häuslichen und ehelichen Lebens, das unter der Regeneration der Welt durch die Barbaren mitregenerirt werden ſollte, und der anarchiſche Zuſtand des ſich auflöſenden Reiches und die Rechtsbücher, die dieſem abhelfen ſollten, und die geſunkene moraliſche Kraft, welche die Märtyrer und Heiligen wieder zu beleben anfingen, wären dies Alles nicht die Hauptſeiten der Culturgeſchichte des untergehenden Weltreichs, die dann wieder alle in die Kaiſerchronik und die Geſten eingegangen ſind, welche erſtere noch den Umſturz des Reiches durch die Barbaren und den Uebergang des römiſchen Reichs an die Deutſchen hinzugefügt? Denn man nehme nur einmal alle Legenden und alle wirklich hiſtoriſchen Anekdoten aus beiden Werken hinweg, man füge hinzu alle die Geſchichten, die ſich um Gattentreue und Ehebruch, um verfolgte Kinder und Stiefmütter drehen, man ſcheide ferner die große Anzahl von Anekdoten aus, die ſich mit Rechtsfällen beſchäftigen, die von treuer Befolgung des Geſetzes, von treuer Handhabung des Geſetzes, von ſcharfer Entſcheidung ſchwieriger Proceſſe, von guten Verantwortungen und

ſophiſtiſchen Ausreden, von Beliſtungen, Betrügereien, Schalk=ſtreichen und guter Umgehung der Geſetze erzählen, ſo wird man ſo gut wie nichts weiter übrig behalten; obgleich damit nicht geſagt ſein ſoll, daß die Urquellen aller dieſer Geſchichtchen in dieſen Zeiten lägen, ſondern nur, daß damals ältere neben neuentſtandenen auf=gefriſcht und an neue Perſonen angeknüpft wurden, da ja manche dieſer Novellen deutlicher oder undeutlicher auf die älteren griechi=ſchen Zeiten hinweiſen. Dieſe Sagen alſo könnten, ſcheint es, ebenſo dazu dienen, den trockenen Geſchichten aus den Zeiten der Barbarenherrſchaft einen ſolchen poetiſchen Hintergrund zu geben, wie Schlegel meinte, daß es unſere alten Volkspoeſien unſerer Nationalgeſchichte könnten. Dann müßten nur freilich die hiſtori=ſchen Berührungen, die Uebereinſtimmung der Sitten u. dgl. wenigſtens eben ſo genau erforſcht werden, als in der deutſchen Geſchichte und Sage. Das hiſtoriſche Studium dieſer Werke könnte dann vielleicht von Nutzen werden; für die Poeſie, für die deutſche namentlich, ſind ſie nicht ſehr wichtig geworden, da überhaupt nur die kleinen Romane und Novellen bei uns ein längeres Intereſſe behalten haben, und dies vergleichsweiſe weit nicht ſo groß, als bei anderen Nationen, da bei uns auch die gewöhnliche Unterhaltung den Reiz der Erzählung nicht kennt, während bei den Italienern Schwänke und Schnurren, Kniffe und Betrügereien, Eheſcandale und Rechtshändel noch heute tauſendmal wiederholt, auch das tauſendſtemal noch angehört, ſo wie die Erinnerungen an berühmte hiſtoriſche Namen, ohne Kenntniß beim Redner und beim Hörer, ewig erneut werden. Es war ſchwerlich für die Moralität des Mittelalters ein Nutzen, daß dieſe Stoffe, die einer ſybaritiſchen Zeit werth waren, wohl nur in ſolchen Zeiten entſtanden, und in ähnlichen ſtets wieder aufgenommen ſein können, gleich unter das rohe Geſchlecht der erobernden Barbaren kamen, die ſich deren ohne Zweifel ſogleich bemächtigten, da eine Anzahl von ſehr rauhen Sittenzügen (wie das Bluttrinken unter treuen Freunden u. dgl.) nachgewieſen werden kann.

Natürlich ſind die myſtiſchen Auslegungen, wie ſchon angedeutet ward, erſt in dieſen Zeiten des 14. Jahrhunderts entſtanden und empfahlen ſich und die Erzählungen, denen ſie beigefügt ſind, eben dieſer Zeit, daher wir von jetzt an einen ſo weitläufigen Gebrauch davon gemacht ſehen, daß, wenn ſie auch nicht in dieſem Jahr=

hundert überſetzt worden wären, uns doch auch ihre lateiniſche Geſtalt intereſſiren und wenigſtens Erwähnung finden müßte. Von Petrus Alfonſi an bis auf den Apiarius des Thomas Cantipratenſis, das Speculum Exemplorum, das Promtuarium von Herolt (1418), den Formicarius des Johann Nyder zeigt eine lange Reihe von ähnlichen Werken dieſelbe Neigung, Erzählungen aus der alten Welt und dem Oriente auf die Sittenlehre anzuwenden. Dieſe allegoriſchen Beigaben alſo ſetzen auch dieſen ſo weltlichen und frivolen Stoff in Verbindung mit dem myſtiſchen Geſchmacke der Zeit; und bekanntlich ſind die Erzählungen dieſer Art, wie ſie urſprünglich ſchon in die Kirchenväter eingingen, ausdrücklich für die Zwecke der geiſtlichen Redner geſammelt und von dieſen (noch ſpät von Abraham a St. Clara) eben ſo wohl wie von den poetiſchen Laienpredigern benutzt worden. Wann nun dieſe Sammlung ins Deutſche überſetzt ward, weiß ich nicht genau auszumachen, da mir alle Hülfsmittel abgehen; ſo wenig wie ich angeben kann, in welchem Verhältniſſe die deutſchen Ueberſetzungen zu den verſchiedenen lateiniſchen Originalen ſtehen. Dunlop hat bemerkt, daß es eine engliſche Umarbeitung der Geſten gebe, die auch nur in England eine Verbreitung gefunden habe; allein auch nur die continentale Bearbeitung hat ſchon im Lateiniſchen Veränderungen erlitten [216]); der einzige deutſche Druck [217]), den ich gerade vergleichen kann, ſtimmt in der Anordnung gar nicht, und auch nicht im Inhalte ganz mit den viel häufigeren lateiniſchen Drucken, die man findet, überein; und dennoch zweifle ich nicht, daß es auch andere deutſche Ueberſetzungen gibt, die mit dieſem gewöhnlichen lateiniſchen Originale zuſammentreffen. Weniger bekannt wird es vielleicht ſein, daß es auch eine deutſche Bearbeitung ohne myſtiſche Auslegungen gibt. Ich habe ſie in einer Handſchrift von 1470 [218]) vor mir, obgleich ihre Entſtehung natürlich älter iſt, als dieſe Abſchrift, ſo wie auch die der gedruckten Ueberſetzungen mit den Auslegungen wenigſtens etwas älter, als die Drucke ſein mögen. So ſehr es die Wahrſcheinlichkeit für ſich hätte, daß jene nackten Erzählungen erſt ſpät

216) Die Regensb. Handſchr. der lateiniſchen Geſten iſt von den Drucken verſchieden.

217) Das Buch Geſta Romanorum, von den geſchichten oder geſchehen Dingen der römer, geiſtlichen und weltlichen. Augsb. 1489. bei Hanns Schobſer.

218) Cod. Pal. N. 101.

im 15. Jahrhundert gemacht ſeien, wo man anfing, den allegoriſchen Unfug zu bekämpfen, wie ja auch Luther gethan hat, ſo iſt doch der ganze Vortrag in dieſer Behandlung viel zu rein und unſchuldig, als daß man ſie nicht bedeutend früher ſetzen müßte. Denn die Erzählung in dieſer Sammlung, die wieder ihrerſeits weder mit dem Latein noch mit den deutſchen Drucken übereintrifft, iſt weit vortrefflicher, treuherziger, noch mehr im kindlichen Mährchenton und erinnert mehr an den Styl des Hermann von Fritzlar. Wo der Stoff mit der Einfalt der Erzählungsart ſtimmt, verfehlt beides nicht eine angenehme Wirkung; aber freilich wie viel Unſinniges läuft mit unter! wie Vieles, was noch ganz die größte Unkunde im Erfinden oder nur im Auffaſſen einer Ueberlieferung verräth, was ganz offenbar die erſte Entſtehung dieſer Dinge in ſehr rohe Zeiten hinaufrückt. Denn einzelne Stücke ſind hier noch viel thörichter und haben eine gewiſſe noch unſchuldigere und unſichere Maſchinerie [219]), als manche der Erzählungen in den ſieben weiſen Meiſtern, die gleich ihren neugriechiſchen Urſprung zur Schau tragen, oder doch eine Form haben, die vom griechiſchen Geſchmacke unwohlthätig inficirt iſt.

Der Inhalt der ſieben weiſen Meiſter iſt in die Geſta Romanorum aufgenommen, beſtand aber auch geſondert in metriſchen deutſchen Bearbeitungen vielleicht früher, als die deutſchen Geſten. Ich verweiſe auch hier auf die Unterſuchungen anderer Literarhiſtoriker [220]), obgleich auch hier keiner bei der Zerſtreutheit

219) So in Nr. 36 dieſer Sammlung. Ein Mann ſucht drei Dinge, Freud ohne Trübſal, Genüge ohne Mangel, Licht ohne Finſterniß. Er findet ſie nicht, bis er einſt einen Alten trifft, der ihn zu einem Palaſte ſendet, wo er den Hütern ſagen ſoll, der Herr des Stabs gebiete ihnen, ihn hereinzulaſſen; dann werde man ihm öffnen und er finden — was er begehre. — Auf ganz ähnliche Weiſe verhilft dieſer ſelbe Alte in Nr. 31 einem Ritter zu einem ſchwarzen Roſſe, Horne und Falken, die Kaiſer Symmachus ihm abforderte, wenn er nicht um ſein Gut kommen wolle, das an des Kaiſers Beſitzungen ſtößt und das dieſer gern damit verbinden wollte u. ſ. w.

220) Die Neueſte bei H. A. Keller, li romans des sept Sages. 1836. Wir ändern in dem obigen Texte hier wie bei den Gestis Rom. nichts, bis die Unterſuchung ein befriedigendes Ziel erreicht hat, wohin Keller ſeinem Verſprechen gemäß zu gelangen ſtrebt. Den franzöſiſchen Text, den Keller herausgegeben hat, hält er für die älteſte erhaltene Bearbeitung; die Hſ. iſt von 1284.

der Hülfsmittel im Stande war, ſo wenig wie über den Bidpai eine zuſammenhängende und überzeugende Geſchichte des Werkes zu geben. Nach Dunlop wäre daſſelbe in ſeiner älteſten Geſtalt in einer hebräiſchen Ueberſetzung übrig [221]). Die griechiſchen Verſionen unterm Titel Syntipas berufen ſich auf ſyriſche und perſiſche Originale [222]). Auf eine lateiniſche Ueberſetzung, die aber eine andere ſein müßte, als die im 15. Jahrhundert in Cölln gedruckte, bezieht ſich die franzöſiſche metriſche Ueberſetzung, der Dolopatos; und wieder aus einer andern verſificirten franzöſiſchen Bearbeitung entſtanden die franzöſiſchen und engliſchen Proſen. Bei uns exiſtirte das Buch in verſchiedenen poetiſchen Behandlungen, deren Eine unmittelbar aus dem Lateiniſchen [223]) übertragen iſt, die andere nach einer deutſchen Proſa. Ich kenne die Erſtere nur aus Anführungen, die Letztere iſt von Keller herausgegeben [224]). Sonſt iſt es eigenthümlich, daß man in allen Abſchriften und Drucken

---

221) Vgl. Ellis specimens. T. 3. p. 5. Das Zuſammenhängendſte hatte vor Keller wohl Dacier in den Mém. de l'acad. des inscript. T. XLI. p. 546 beigebracht. Nach ihm iſt es kein Zweifel, daß die deutſchen Proſen und Poeſien einerlei lateiniſche Quelle (die des Mönchs von Haute-Selve) haben mit dem Reimwerk des Herbers, und daß der Dolopatos überall mit unſerm gewöhnlichen Volksbuche übereinſtimmt. Die ſyriſche Bearbeitung iſt nicht bekannt und fällt nach Keller's Vermuthung mit der hebräiſchen zuſammen, über die der gründlichſte Aufſchluß bei der Sammlung Notes et Extr. IX. 414.

222) Die des Michael Andropulos, herausgeg. von Boiſſonade. 1828.

223) Grundriß S. 304.

224) Dyocletianus Leben von Hans von Bühel. Quedl. 1841. Der Dichter gibt am Schluß die Zeit ſeiner Dichtung an:

Do man zalt dvsent vierhundert jar
vnd zwölff dar zuo das ist war,
do dicht ich Buheler sicherlich
by zyten herrn Friderichs
von Sarwert ertzbischoff
zuo Coln, by dem in sinem hoff
was ich, wann ich sein diener was,
zuo Boppelstorff ich sasz
vnd macht dis vorgeschriben gedicht.

In der Einleitung gibt Keller Nachträge zu ſeinen lit. hiſt. Erörterungen im romans de 7 Sages. Da in dieſem Gebiete nun auch die Franzoſen thätig werden (vgl. A Loiseleur Deslongchamps, essai sur les fables indiennes. Paris 1838, eine Unterſuchung über das Verhältniß der 7 W. M. zu dem Pantſchatantra, der die franz. Proſa von den 7 W. M.

dieſer Werke faſt nirgends einen literariſchen Wink erbeutet, aber dieſe gereimte Bearbeitung vom Jahre 1412 trägt den Namen des Dichters Hans von Bühel. Es iſt derſelbe, der um 1400 die Königstochter aus Frankreich [225]) bearbeitete (gleiches Inhalts mit Meie und Belaflor aus dem 13. Jahrhundert und dem Volksbuch von der geduldigen Helena) mit eigenthümlichen Reizen der Erzählung, die wir in Einzelnem am Anfang des 15. Jahrhunderts häufiger finden. Auch die ſieben weiſe Meiſter zeigen einen für dieſe Zeit gewandten Schreiber. Eine proſaiſche Heidelberger Handſchrift [226]) ſtimmt mit dieſer Bearbeitung des Bühelers ſo, daß ich ſchließen möchte, ſie und des Bühelers Proſa hätten noch nähere Verwandtſchaft, als den Abſtamm aus Einer lat. Quelle. In jedem Falle wiſſen wir, daß poetiſche und proſaiſche Bearbeitungen dieſer Erzählungen im 14. Jahrhundert bereits verbreitet waren und dies hatte auch ſchon Goldaſt gewußt. Die Erzählungen bei dem Büheler und die in der erwähnten Handſchrift ſtimmen beide dem Inhalte nach mit unſeren Volksbüchern überein, nicht aber immer in der Form; wenigſtens iſt mir eine Geſtalt des Volksbuches bekannt, die die widerliche Sentimentalität des 17. Jahrhunderts oder noch ſpäterer Bearbeiter an ſich trägt. Wie ſich zu dieſen übereinſtimmenden Bearbeitungen die in den gedruckten Geſten verhält, hat Görres in den Volksbüchern auseinandergeſetzt [227]) und ich will es daher hier nicht wiederholen. Dagegen will ich in der Note die wieder verſchiedenen Abweichungen der oben erwähnten Handſchrift der Geſten [228]) angeben, die mir auch

beigedruckt iſt), ſo läßt ſich immer mehr ein endliches reines Reſultat vorausſehen, das uns Keller, der in fortwährenden Studien alle älteren und neueren Erſcheinungen controllirt, hoffentlich einmal zuſammenfaſſen wird.

225) Auszüglich von Elwert im D. Muſ. 1784, Bd. 2. p. 256.

226) Cod. 149.

227) Görres Volksbücher S. 158 sqq.

228) Die erſte Erzählung der Kaiſerin fehlt. Die vierte Erzählung der Kaiſerin im Volksbuch handelt von einem Kaiſer, den ſieben Meiſter bezaubert haben, daß er außerhalb ſeines Palaſtes ſtets blind ward. Der Knabe Merlin löſt den Zauber. Statt dieſer Geſchichte erzählt ſie hier von einem Gärtner, der ſich einen Haſen erzog, welcher ihm den gepachteten Garten verdirbt, wofür der Pachtherr Aurelian den Gärtner hängen läßt. — Die Erzählung des vierten Meiſters (im Volksbuch des fünften) von Hippokrates und Galen iſt hier einfacher, abgekürzter, und

hier von Wichtigkeit ſcheint, weil wir ſehen können, daß mehrmals an der Stelle von britiſchen Wundergeſchichten und Zauberanekdoten, die den Geſchmack des 12. oder 13. Jahrhunderts verrathen und die auch von Dacier geradezu als Aenderungen und Zugaben des lateiniſchen Verfaſſers des Dolopatos betrachtet werden, viel einfachere, rohere, nicht eben beſſere Erzählungen ſtehen, die auf größere Aechtheit und Alter deuten, wie ſie auch weit knapper, einfacher und hie und da ſchöner erzählt ſind, wo ihnen die zu große Kürze nicht ſchadet. Auch treffen ſie überall weit näher zum Zwecke, und zeigen eine engere Verbindung mit der Einkleidung, als die des Volksbuchs, wo die Geſchichten ſelbſt ſchon ſo ſehr Hauptſache ſind, daß in der Einſchaltung in den gedruckten Geſten ſogar dieſe Einkleidung fallen gelaſſen wird. Es ſcheint daher dieſe Geſtalt eine eigene Mitte zwiſchen dem Dolopatos und den daraus gefloſſenen Bearbeitungen und dem griechiſchen Syntipas zu halten, deſſen orientaliſcherem Charakter ſie näher kommt, gleich dem ſie einige der ſonſt gewöhnlichſten Erzählungen nicht kennt, obwohl ſie auch wieder deſſen Erzählungen hier und da vertauſcht hat. Weiter auf dieſe Dinge einzugehen, halte ich nicht für angemeſſen, obgleich mir wohl bekannt iſt, daß Andere einen unſchätzbaren Werth in dieſen Novellen gefunden haben

---

ohne die geheimgelehrten Thorheiten. — Die fünfte Erzählung der Kaiſerin hat im Volksbuch allerhand Wunderthaten und Zaubereien des Virgil; hier handelt ſichs von einem Sohne, deſſen Vater ihm ſeinen Hang zum Diebſtahl allzu ſehr nachſieht; als nun der Dieb gehängt wird, beißt er dem nachläſſigen Vater die Naſe ab. — Statt der unſinnigen ſechſten Geſchichte der Kaiſerin von dem ausſätzigen Kaiſer, der Peter's und Paul's Leichnam in Rom holen will, iſt hier eine Erzählung aus Bidpai, von ſieben Meiſtern, die einem Könige mit Bezauberungen nach dem Leben ſtellen und die er auf Rath der Königin umbringen läßt. — Statt der des ſechſten Meiſters im Volksbuch iſt hier ein Mährchen von einem Ritter, der eine Natter vom Feuertode rettet und dafür von ihr die Vogelſprache gelehrt wird. Seine Frau will ihm ſeine geheime Kenntniß, die ſie ihm abgelauſcht, abzwingen und will ſich zu Tode hungern; der Hahn aber verräth ihm, daß ſie ihm heimlich jeden Tag zwei ſeiner Weiber ißt und räth ſie mit Prügeln zu heilen, welches probat gefunden wird. — Die ſiebente Erzählung der Kaiſerin iſt ganz einfach, von einem Sohn, der ſeinen Vater in einen Brunnen ſtürzt; und die des ſiebenten Meiſters von dem preußiſchen Ritterzug eines Edlen und der Treuloſigkeit ſeines Weibes. Gerade dieſe Erzählung verräth neuern Urſprung und ſteht an der Stelle der Matrone von Epheſus; im Gedanken aber iſt ſie ganz gleich.

und ſich ordentlich freuten, daß ihre Verbreitung die aller Klaſſiker überträfe und zunächſt derjenigen der Bibel gleichkäme. Wahr aber iſt, daß ihre Wirkung und vielfache Benutzung in den nächſten Zeiten des 15. und 16. Jahrhunderts ganz ungemein bedeutend war.

Die Einkleidung der ſieben weiſen Meiſter iſt bekannt genug. Ein Kaiſer hat einen Sohn, den er von ſieben Meiſtern in aller Weisheit unterrichten läßt. Als der Jüngling wieder an den Hof gerufen wird, zeigen die Geſtirne Lebensgefahr für ihn, wenn er ein Wort rede. Er erſcheint alſo und redet nicht. Seine Stiefmutter, erſt in Liebe zu ihm entbrannt, dann verſchmäht und wüthend, dringt auf ſeine Hinrichtung, bewegt den Kaiſer jedesmal mit einer bezugvollen Geſchichte, daß er den Tod ſeines Sohnes befiehlt, einer der Meiſter aber erwirkt jedesmal mit einer Gegenerzählung einen Tag Friſt. So vergehen 7 Tage, nach denen die Gefahr verſchwunden iſt, und nun entdeckt der Prinz die Schmach ſeiner Stiefmutter. Nur im griechiſchen Syntipas iſt die Einkleidung im Anfang etwas anders und zwar geſchickter, am Ende aber unvortheilhafter. In den verſchiedenen alten und neuen, einheimiſchen und fremden Bearbeitungen wechſeln ſowohl die Erzählungen, als auch die Namen der Meiſter, des Kaiſers und des Prinzen. In den deutſchen Behandlungen iſt der Sohn Diocletian, der Vater bald Pontian, bald Domitian, ſonſt trägt jener auch die Namen Florentin, Eraſtus, Lucinian und der Vater die des Cyrus, Veſpaſian u. A.; und der Haupterzieher iſt bald Virgil, bald Syntipas, im Dolopatos und den deutſchen Stücken fehlt dieſer aber ganz. Dieſer letzte Name nun weiſt auf die bekannte Fabelſammlung, die unter dem Namen des Bidpai geht, zurück; und dieſe angegebene Einkleidung nicht weniger, die bekanntlich auch die Disciplin des Petrus Alfonſi, dieſes verwandte Werk, an ſich trägt, das nicht vollſtändig ins Deutſche überſetzt ward, wohl aber in ſeinen vereinzelten Fabeln und Geſchichten in die Geſten, in Boner, in Steinhöwel u. A. übergangen iſt [229]. Schon in der indiſchen Geſtalt des berühmten Fabelwerkes, die unter dem Namen Hitopadeſa auch in Europa bekannt ward, die aber wieder auf einem älteren Werke ruht, iſt die Form die Belehrung fürſtlicher Prinzen durch die Erzählungen ihres Erziehers, und dieſer Erzieher heißt in den ſemi-

229) S. d. Anmerkungen in Schmidt's Ausgabe des Alfonſus.

tiſchen Bearbeitungen des indiſchen Buches Sandabar. Auch über die Geſchichte dieſes Buches iſt überall nur mangelhafte Kenntniß [230]), ſo daß ſelbſt Grimm, obgleich ihn ſeine Unterſuchungen über die Fabel natürlich auf dies Werk hinwieſen, hier in einen Hauptirrthum fallen konnte (den er jedoch alsbald verbeſſerte), und daß, was noch auffallender iſt, der Herausgeber des Hitopadeſa, Wilkins, unſicher war, ob nur die verſchiedenen orientaliſchen Geſchichten von Kalila und Dimna den Hitopadeſa wirklich zur Quelle hatten. Dies nun iſt ſelbſt aus einer der entfernteſten Bearbeitungen, die dieſes ungemein verbreitete Werk erhalten hat, erkennbar. Im 15. Jahrhundert nämlich ward das Buch aus dem Latein des Johann von Capua (zw. 1262—1278) ins Deutſche überſetzt [231]), gewiß nicht von dem Herzog Eberhard von Würtemberg, deſſen Name (Eberhart Grav zu Wirtemberg) in einem Acroſtichon im Anfang genannt wird, was aber nur bedeuten kann, daß das Werk ihm zu Ehren, vielleicht auf ſeine Aufforderung überſetzt iſt, indem er ſelbſt bekanntlich kein Latein verſtand [232]). Ich nenne dies Werk gleich hier, weil durch die ganzen Zeiten des 14. und 15. Jahrhunderts Ein und derſelbe Sinn, ein gleicher Heißhunger nach Bekanntmachung des Wiſſenswertheſten, das man damals in Fabel und moraliſchem Beiſpiel vorzüglich ſuchte, dieſe Bücher unter die Deutſchen verbreitete, und damit man mit Einemmale überſehe, wie in den drei letztgenannten Werken ein regelmäßiger Rückgang auf die Quellen dieſer verſchiedenen Sammlungen Statt hat: denn bekanntlich ſind mehrere Stücke aus Bidpai noch in den deutſchen

230) Am weiteſten wird wohl de Sacy in ſeiner Ausgabe des Abdallah Ben Almokaſſa die Sache gebracht haben; dieſe entgeht mir aber. Vgl. de Sacy's Artikel in den notices et extraits etc. tom IX.

231) Ausgabe von 1483, dem Cod. Pal. 127. beigebunden. Uebrigens ſind in Heidelberg drei Handſchriften (Nr. 84, 85, 466) davon, die im Catalog alle als Handſchriften der ſieben weiſen Meiſter angeführt ſind.

232) Wahrſcheinlich hatte Schickardt bei der Vorrede, die der im J. 1636 in Tübingen gedruckten und von Ochſenbach verfertigten Ueberſetzung des Guliſtan von Sadi vorgeſetzt iſt, keinen anderen Grund, als dies Acroſtichon, daß er Eberharden zum Verfaſſer machte; und weil er vielleicht wußte, daß er kein Latein verſtand, und Uebereinſtimmung mit italieniſchen Ueberſetzungen fand, ſo ließ er ihn das Buch aus dem Italieniſchen überſetzen, obgleich die italieniſchen Bearbeitungen des Joh. von Capua jünger ſind, als die deutſchen.

Geſten wiederzufinden [233]). Ein einziger Blick nun in das deutſche Werk zeigt, daß die Herleitung der arabiſchen Fabeln unter dem Titel Kalila und Dimna aus dem Hitopadeſa unſtreitig iſt. Denn noch in dieſem deutſchen Werke iſt das vierte Capitel mit ſehr wenigen Abweichungen dem Inhalte des erſten im Hitopadeſa gleich; und das zweite Capitel des indiſchen Werkes iſt die Geſchichte von dem Löwen, dem Ochſen (Sangjivaka) und den zwei Schakals (Karataka und Damanaka), die dort vorangeſtellt und zum Titel des Werkes geworden iſt, deren Ausgang (den Fall des Dimna) der Hitopadeſa übrigens nicht kennt. Die beiden letzten Capitel des Hitopadeſa ſind viel abweichender von unſerem Buche, das an Capitelzahl und an Fabeln viel reicher iſt, dennoch aber finden ſich die Beiſpiele des indiſchen Originals meiſt alle darunter. Das deutſche Buch nun iſt eine Ueberſetzung der in den Jahren 1470 bis 1480 im Druck bekannt gewordenen lateiniſchen Bearbeitung des Johann von Capua, der wieder eine hebräiſche Quelle hatte. Wie ſich nun dieſe wieder zu den perſiſchen und arabiſchen verhält, weiß ich nicht; denn dieſe ſind, ſcheint es, doppelter Art. Es iſt nämlich die Sage, daß Nuſchirwan durch ſeinen Arzt Bezruïah das Buch der Weisheit, das königliche Buch (Homaiun Nameh), aus Indien habe holen und ins Altperſiſche überſetzen laſſen; die arabiſche Ueberſetzung hieraus iſt durch de Sacy bekannt geworden; aus dieſem Arabiſchen ging das Werk wieder ins Neuperſiſche, und hier aus Proſa in Verſe über, und wieder überſetzte es Abul Mala ſpäter unter dem Gazneviden Bahram Schah ins Neuperſiſche unmittelbar aus dem Arabiſchen, und dies ſoll der Text der franzöſiſchen Ueberſetzung (1769) ſein, von der wieder Wilkins ſagt, daß ſie dem Hitopadeſa am nächſten kommt. Ich zweifle kaum, daß ſie auch mit der lateiniſchen und deutſchen übereinſtimmt, ſo daß dann nach der Einen Umgeſtaltung aus dem Indiſchen ins Perſiſche dies Werk, wie es auch dem Oriente gemäß ſcheinen möchte, keine ſo großen Veränderungen mehr erlitten hat, wie die ſieben weiſen Meiſter in Europa. Denn auch noch jene Sage von der Sendung

233) So im Cod. Pal. 101. Nr. 6. vom Dieb und dem Mondenſchein. Nr. 52. von der glücklichen Liſt einer überraſchten Ehebrecherin. Nr. 57. von dem Brückenwärter, der das Recht hat von jedem körperlichen Gebrechen einen Pfennig zu erheben. Nr. 82. von der Natter im Hauſe u. A.

des Arztes erkennt ſich in dem deutſchen Buche zu Anfang ſogleich wieder und die Namen des Arztes Beroſias und des Königs Aniſtras Caßri (Anuſchirwan Chosru) ſind leidlich erhalten. Die morgenländiſche Eigenthümlichkeit des Werkes leuchtet auch aus dem deutſchen Buche noch ganz entſchieden hervor, und wie dieſe drei Sammelwerke überhaupt wenig Zuthat und perſönliche Einwirkung der jeweiligen Umarbeiter und kaum eine Spur der Zeit, in der ſie umgearbeitet wurden, verrathen, ſo dieſes offenbar am wenigſten, und es behauptete ſogar den orientaliſchen Lehr- und Erzählton, neben dem factenloſen ganz didactiſchen Rahmen, der Häufung der Sentenzen und Gemeinplätze, und der beſchwerlichen Einſchachtelung von einer Erzählung in die andere und aller zugleich in die Lehrſätze des Meiſters. Auch dies Werk übrigens empfahl ſich in Deutſchland noch durch die Art und Weiſe, wie hier der äußern Welt der Rücken gekehrt, wie des Menſchen Größe in Abgeſchiedenheit geſucht wird und in der Genügſamkeit an dem, was Gott und Obrigkeit uns gegeben und zugeordnet hat, in aller Entfernung von der Trübſeligkeit des Irdiſchen und in Bereitung eines unfurchtſamen ruhigen Gemüthes.

7. Ausgang der höfiſchen Kunſt. Hiſtoriſches Volkslied.

Zu Ende des 14. und im Anfang des 15. Jahrhunderts war in Deutſchland ein Aufſchwung und ein Beſtreben in der Literatur, wie überhaupt in dem geiſtigen Treiben der Nation; es blieb aber beim Verſuch. Man hätte denken ſollen, die günſtigen Verhältniſſe in Italien, die verhältnißmäßige Ruhe in Deutſchland hätte Karl IV. bewegen und auffordern müſſen zu großen Handlungen, allein er hatte keinen Trieb zu Großem und kein Herz und keinen Sinn für Deutſchland. Man hätte erwarten mögen, daß ſeine Verbindungen mit den tüchtigſten italieniſchen Gelehrten einen literariſchen Verkehr hätte öffnen können; ein allgemeines Band bezeichnet auch der Novellengeſchmack in beiden Ländern, der jedoch in Deutſchland unausgebildet blieb; ſonſt aber war, was Karl für Wiſſenſchaft und Kunſt that, für die er ſo viel Intereſſe zeigte, ſeinem Böhmen allein vorbehalten, und ſeine Prager Univerſitätsſtiftung war ſo gut, wie der Weinbau, den er der Stadt und Umgegend aufzwang und wie ſo manches andere ſeiner ſtürmiſchen Civiliſation, nur eine unvor-

bereitete und unnatürlich übereilte Maaßregel, da es noch kaum vorher in Böhmen an den nöthigſten Schulen gefehlt hatte. Wer es weiß, wie viel die niederländiſchen Schulmänner, und überhaupt die fortgerückte humaniſtiſche Bildung der Reformation vorarbeitete, der wird keinen nähern Aufſchluß bedürfen über die Urſachen, warum in Böhmen weder Schule und Univerſität, noch die Huſſiſche Reform der Kirche zu einem erfreulichen Ziele führten. Von den Höfen aus ſollte weder die Staatskraft, noch von den Gelehrten und Scholaſtikern die Lehrbegriffe, noch von den Prälaten, Concilien und Cardinalcollegien die kirchlichen Gebräuche und Sittenzucht der Prieſter in Deutſchland hergeſtellt werden. Von Höfen und ritterlichen Dienſtleuten auch nicht die Poeſie. Man ſah wohl, es gährte im ganzen Reiche hin und her; ſeitdem die großen und kleinen Fürſten ihren Schutz den Dichtern verſagt hatten, ſo merkt man wohl, wie namentlich die Sittenlehrer von Thomaſin und Freidank an ihre Rede nicht weiter an die Höfe wenden und an die ritterliche Geſellſchaft und Alles, was wir ſeit dem Renner von Poeſie beſprachen, hat mit Höfen und ritterlicher Geſellſchaft auch nichts weiter zu thun. Vom nämlichen Augenblick aber an, wo in Böhmen und Oeſtreich durch die Univerſitäten wieder eine Ausſicht für die Kunſt, durch die glänzenden Herrſcher ein glänzender Hofſtaat geordnet war, zog ſich auch die Poeſie, ſo dürftig ſie war, dorthin, und empfand bald, daß ſie in die Hände von wiſſenſchaftlichen Männern, von eigentlichen Gelehrten, Aerzten u. ſ. w. fallen und vielfach der trockenſten Wiſſenſchaft dienen ſollte; es drängen ſich auch wieder wie Carricaturen einige Dichter hervor, die zwar ſelbſt aus dem Staube emporgekommen, ſich mit höfiſchen Poeſien an Höfe zu drängen verſuchen und kläglich ſcheitern. Da ſchon die Poeſie entſchieden auf dem Wege zum Volke herab war, ſtrebten die dürftigſten Talente ſich wieder auf die Höhe, nach den Thronen, zurückzuleiten, und erſt nachdem dies auf die ſchlagendſte Weiſe mislungen war, brachen dann alle Stände bis in die niederſte Hefe des Volkes in das Gebiet der Dichtung herein und bemächtigte ſich jeder, ſo gut es gehen wollte, ſeines größern oder kleinern Antheils. Denſelben peinlichen Gegenſatz nun, den die Kirchenreformverſuche im 15. Jahrhundert, und die theologiſchen Zänkereien gegen die Reformation Luther's und Zwingli's und die glorreichen Kämpfe der Humaniſten machen, machen die öſtreichiſchen Sittenprediger des 14.

Jahrhunderts gegen Alkmar und Brandt, und Michel Beheim gegen Hans Sachs. Ein gleiches edles Beſtreben, den beſten Willen, die ſchönſten menſchlichen Anlagen theilen die frühern mit den ſpätern, und ſie haben nur die begünſtigenden Verhältniſſe nicht und mit ihnen entgeht ihnen Glück und Gelingen; ſie haben nicht die Energie des Volks, auf das ſie ſich ſtützen könnten, und ohne dieſe ſcheitern ſie mit ihren vereinzelten Kräften.

Wir haben oben noch in der guten höfiſchen Zeit in den öſtreichiſchen Landen am entſchiedenſten die erſten Symptome des Untergangs der ritterlichen Bildung und des Anfangs einer neuen volksthümlichen gefunden; wir haben des Stricker's Klagen über den Verfall der Hofzucht und des Ritterthums gehört, wir haben Nithart's Lieder kennen gelernt, wo ein übermüthiger Bauernſtand ſich dem Ritterſtande nahe ſtellte und mit ihm vermiſchte. Wir können den weiteren Verlauf dieſer Verhältniſſe an einem fortgehenden Faden durch zwei volle Jahrhunderte, in dieſen Gegenden feſtſtehend, verfolgen. Wir werden unten in einem anderen Abſchnitte finden, wie man höfiſcher Seits ſich in Wien an dem Bauernvolke reibt, wir wollen ſogleich hören, wie man bäuriſcher Seits in das höfiſche Leben hinaufſtrebt; wir werden Dichter hören, die dem ritterlichen Weſen und Stande den Rücken kehren, und andere, die das verfallene Leben dieſer Klaſſe wieder herzuſtellen und zu heben ſtreben, ohne daß es ihnen weiter gelingen kann. Das aus ſchöner und edler Geſinnung entworfene Gedicht: der Meier Helmprecht von Wernher dem Gartenäre (um 1240) [234]) ſchließt ſich noch ganz an jene Blütenzeit der Ritterdichtung an und blickt mit Wohlgefallen auf den Zeitgenoſſen Nithart hin, an deſſen Bauerngedichte ſich ſein (erzählender) Inhalt enge anlehnt. Die Erzählung, deren Schauplatz in Oeſtreich iſt, ſchildert das Emporſteigen des Bauernſtandes an einem Beiſpiele, deſſen Lehre wider das Ringen der Menſchen gegen ihren Orden gerichtet iſt. Des Meier Helmprecht's Sohn, ein bauernſtolzer Jüngling, will zuſehen, wie es bei Hofe hergeht, und ſcheuet nicht der Hofleute Spott noch ſeines Vaters Rath und Mahnung, er reiht ſich zu dem Geſinde eines Burgwirthes, der von Raub lebt, und zeigt ſich ſpäter einmal in ſeiner

234) Ed. Joſ. Bergmann 1839. und von Haupt in der Zeitſchrift für d. Alt. t. IV.

neuen Herrlichkeit zu Hauſe. Ueber der freundlichen Bewirthung unterhält man ſich von den alten Hofſitten, da man buhurdirte, tanzte, ſang, von Herzog Ernſt las, jagte, und ſchoß, die aber nun vertauſcht ſind mit Trinken und aber Trinken, mit Lügen und Trügen, mit Spott und Verläumdung, mit Rauben und Schinden der Bauern. Auf eine Mahnung ſeines Vaters droht der junge Held, deſſen Eigenthum ſelbſt nicht mehr zu ſchonen; er vermählt ſeine Schweſter mit einem ſeiner Genoſſen, Lämperſlint; über der Hochzeit aber, gegen die Artus Feſte gering waren, tritt die Kataſtrophe ein: die Rache des Richters und bald die ſchlimmere der geſchädigten Bauern trifft das ſelbſtherriſche Kind. Aehnliche Zuſtände wie dieſe treffen wir in einer Reihe von (15) Gedichten des öſtreichiſchen Ritters Seifried Helbling [235]), die im Verlaufe der Jahre 1288 — 99 gemacht ſind, einem Sammelwerke, wie Strickers Welt, dem der Dichter den allgemeinen Titel des kleinen Lucidarius („Lichtgeber") gegeben hat, weil einige größere Stücke in der Form eines Geſprächs zwiſchen dem Ritterdichter und ſeinem Knechte verfaßt ſind, ſo wie der ältere doctrinäre Lucidarius, oder die aurea gemma, in Unterredungen zwiſchen Meiſter und Jünger. In dieſen, den intereſſanteren Stücken der kleinen Sammlung nimmt der Dichter die beſcheidene Wendung, daß er ſeine bitteren Klagen über die Zuſtände der öſtreichiſchen Lande ſeinem Knechte in den Mund legt, der mit ſeiner dreiſten aber reifen Rede zu des Landes Ehre über des Landes Schmach den ängſtlichen Herrn in Verlegenheit und Erſtaunen ſetzt. Wir wollen die kleinern unter den „Büchlein", wie ſie der Dichter nennt, übergehen, auch ein größeres (N. 7.), worin der Verfaſſer im Traume die Schlachtordnung und den Kampf der Tugenden und Laſter beobachtet, und wollen möglichſt kurz den Inhalt der Stücke andeuten, die unſerer gegenwärtigen Betrachtung näher liegen. In dem erſten Geſpräche fragt der Knecht nach den rechten Oſtermanne, und weiterhin auch nach der rechtgearteten Frau; ſeine Schilderungen und Erfahrungen aber ſtoßen überall auf Oſtergänſe und Oſteraffen, auf Leute mit wunderlichen, nachgeahmten Trachten und Sitten, und jedesmal ſind dieß Charaktergemälde und Genrebilder in dem rohen, karrikirten, bäuriſchen, und unhöfiſchen Style, wie wir ſie ſeit Nithart und Tanhuſer in Oeſtreich

235) W. Karajan in Haupts Zeitſchrift. tom. IV.

ſchon gewöhnt ſind. In dem zweiten Stücke ſitzt der Ritter mit dem Rathe der ſieben Tugenden (Treue, Wahrheit, Scham, Zucht, Maas, Ehre und Beſcheidenheit) an Fürſten Statt und hört des Knappen Rede, der über das Aufſtreben des Bauern, über die Verdorbenheit der Gerichte, über Lotterſinger und Juden, über geiſtliches und weltliches Regiment, über alle eingeriſſenen Laſter und Schäden klagend ſein gepreßtes Herz erleichtert. In dem achten Stück ſitzt der Ritter wieder an Königs Statt und muß des Knechtes neue Klage über alle Verhältniſſe des Landes, über Reich und Regierung hören; das Auf und Ab, die Vermiſchung des Ritter- und Bauernſtandes durch Heirathen, durch gleichartigen Beſitz, Tracht und Sitte, bildet im Eingang das Hauptthema. Das dritte Gedicht, ein Geſpräch in Badhauſe, iſt ironiſcher gewendet; der Ritter nimmt hier das „Merken und Melden", das Schimpfen und Schelten ſeines Dieners über die fremden Sitten der Oeſtreicher nicht mehr ſo geduldig hin; im 4ten und 15. Stücke iſt der Knecht dann verabſchiedet, und es wird nur noch aus der Erinnerung auf ſeine Unterhaltung zurückgeblickt. Das 4te Stück enthält eine, freilich nicht hiſtoriſch gehaltene und unvollendete Erzählung der Verſchwörung von vier Miniſterialen im Jahr 1295, die wegen der Vorliebe des Herzogs von Oeſtreich für fremden Hofadel ſich auflehnen, und das Land unter ſich theilen wollen; ſo wie das 15te Stück die Belagerung Wiens durch den Ungariſchen König Andreas III. erzählt. Hier iſt der Eingang beſonders charakteriſtiſch: die alte Sitte der goldnen Ritterzeit und der Wolfram'ſchen Dichtungen, die Zeit wo die Welt voll Freude war, und die Herrn freigebig, die Frauen in Ehren, Tracht und Gebaren der Ritter zierlich und edel, iſt in Gegenſatz gebracht mit der Gegenwart; der Knecht ſieht den Hoffeſten zu, mit ſeinen Gedanken auf Parzival und Gamuret, während die Hofleute um ihn her von Kühen, und Korn- und Weinwucher reden.

Wenn wir hier überall an die Gegenſtände und Anſichten des Stricker erinnert werden, deſſen Klaggedicht Helbling ohne Zweifel ſehr gut kannte, ſo dürfen wir fünfzig Jahre weiter vorſchreiten und wir finden in Oeſtreich noch immer die ähnlichen Dichtungen, die ſich über die Verhältniſſe des Lebens ſittenrichterlich verbreiten, und leiſe gewahren wir, wie ſich dieſe letzteren allmählich ſo verändern, daß Bildung, Wohlſtand, Gedeihen immer mehr in die

unteren Claſſen der Geſellſchaft herabſteigen. Heinrich der Teichner, (der bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts lebte) erinnert noch überall an ſeine öſtreichiſchen Vorfahren, den Tanhuſer und Aehnliche, und dem ganzen Eindruck ſeiner Reden nach an den Stricker; nur daß bei ihm ſchon die Hoffnung auf das Hofweſen und die Ritterzucht ganz geſchwunden iſt und in ſeinen einfachen Spruchgedichten, die man den Priameln etwa ſo vergleichen möchte, wie die Stücke des Muscatblut und ähnlicher Dichter den gelehrten ſtrophiſchen Sprüchen der Gnomiker, die Lehre das Beiſpiel faſt ganz verdrängt hat, ſo daß er nur ſeltener die Fabel oder Erzählung zu Hülfe nimmt. Daher iſt er jenen farbloſen, ſchwerfälligen Predigten des Stricker, die ſo alles Lichts und Schattens entbehren, am nächſten, und es kann dazu dienen, den Unterſchied des Teichneriſchen und des Vortrags des Suchenwirt zu charakteriſiren, was dieſer letztere von ſich ſelbſt ſagt, und was ihm Hugo von Montfort mit ſeinen eigenen Worten nachrühmte, daß ſich ſeine Dichtungen durch ihre Handgreiflichkeit auszeichneten. Von der knappen, oft abgebrochenen, oft verwiſchten und nebelhafteren Manier des Teichners und dem dunkleren Zuſammenhang in vielen beſonders ſeiner abſtracteren Lehrgedichte, die faſt alle in trochäiſchem Maaße abgefaßt ſind, kann man das nicht ſagen. Dieſe Manier hängt mit dem Charakter des Dichters zuſammen. Er mag reich geweſen ſein, er entſagte aber dem Gaukelſpiele der Welt, er theilte ſein Gut mit Spitälern, Kirchen und Armen, zog ſich zu geiſtlichem Leben zurück und lebte ehelos und zufrieden bis an ſein Ende [236]), in Mäßigkeit, in Zucht, entfernt von lohnſüchtiger Wohldienerei und Schmeichelei gegen die Edlen, und, zwar ein Laie, beſchäftigt mit dem Leſen der Schrift und mit Dichtung und Lehre von aufrichtiger Wahrheit [237]).

---

236) Suchenwirt's Rede vom Teichner; in der Ausgabe ſeiner Werke von Primiſſer S. 64.
Er hât mit keusche seinen leib untz an sein end behalten;
geistlicher weishait walten begund er für der welde spot,
im liebet in dem hertzen got für alle weltleich êc;
sein rât, sein weise lere ist in der welde garten
gesæt mit worten zarten der welt ze trôste, got ze lob.
Mit guetea siten swebt er ob allen, die getihtes pflegen,
spil, lueder liez er underwegen; swern, schelten, pœse wort
wart nie kainz von im gehôrt.

237) Ebend. V. 58—68.

Ob wohl der gute, friedliche, ſtille Mann, deſſen ſanfte Art ſich ſo ſehr in ſeinen leidenſchaftloſen nur manchmal von behaglicher Ironie gefärbten Poeſien ausſpricht, je einen größeren Kummer gehabt hat, als da ihn nach einem Beinbruch ſeine Pflegerin auf verſprochene Ehe anklagte und der Verdruß über dieſen Makel, den man ſeiner unbefleckten Keuſchheit anhängen wollte, ihm auf mehrere Wochen das Dichten ganz verleidete, dem er ſonſt täglich obzuliegen pflegte? Man begreift, daß ein Mann dieſes Temperaments, der ſo ſehr an die friedlichen und gemüthlichen öſtreichiſchen Herzöge dieſes Jahrhunderts erinnert, den Lauf der Welt wohl mit geſundem Sinn aus der Ferne beobachten, nicht aus der Nähe lebendig aufgreifen und dichteriſch darſtellen, daß er die Gebrechen der Zeit kennen, aber die Verderber nicht hart angehen kann. Auf Hof und Ritterleben hat er jede Hoffnung aufgegeben; die Zeiten, wo der Hof eine Schule der Zucht war, ſind ihm dahin [238]); das üppige Toben der Hofſchranzen kann ihm nicht die Sitte der alten guten Ritter, das Turnieren und Stechen, das der Suchenwirt der eingeriſſenen Gefahrloſigkeit und Spielerei wegen verachtet (während Reimar von Zweter 100 Jahre vorher die Mordſucht dabei beklagte), kann ihm nicht die Tapferkeit der Parzivale erſetzen, und ein Turnierer, wenn er ihm auch vor Tänzern, Spielern und Säufern den Vorzug giebt, ſcheint ihm doch nicht eben ſehr viel vor einem Wirthshauslieger vorauszuhaben. Nicht allein widerſteht ihm der Friedensverkehr der Ritter, ſondern auch ihre Nachahmerei der alten Heroen, die damals in den preußiſchen Kreuzzügen eben in jenen Gegenden beſondere Nahrung fand. Die Ritterſchaft, ſagt er, iſt zum Schutze der Waiſen, Armen und Bevortheilten geſetzt, wie der Arzt für den Kranken; und ſchlecht haben nach ſeiner Meinung ſogar die alten Recken dieſen ihren Beruf vor Augen gehabt, indem ſie der Welt dienten, und nun in der Hölle der Welt Lohn dahin haben. So ziehen nun auch die heutigen Ritterſleute, keinem Weiſen zur Freude,

---

238) In Schottky's Auszügen aus Teichner's Werken in den Wiener Jahrbüchern 1818. T. I. im Anzeigeblatt S. 34.

Wer guot gepâr — und tugent an sich nemen wil,
der sol gein hof niht vrâgen vil; daz was ê **ein schuol der tugent**,
daz man kindel in der iugent dâ hin liez in solchem muot,
daz siu zuhtig wurden und guot: daz ist leider nu dâ hin.

nach Preußen hin, angeblich um Marien willen, laſſen aber ſchutzlos ihre Armen, und in Noth die Wittwen und Waiſen zurück. Schützten ſie die, ſo hätten ſie ſo viel Ablaß, als für ihre Preußenzüge. Es tauge nicht, daß ſie dahin fahren und ſchlechtes Gericht in ihrer Heimat wiſſen: tilgten ſie was da Unrecht geſchieht, ſo föchten ſie um das Himmelreich; ſagten ſie in der Gerichtsſtube die Wahrheit und würden darum in kurzer Zeit erſchlagen, ſo würden ſie Heilige und Märtyrer ſo gut wie auf der Kreuzfahrt. Wer unbewacht daheim die ihm Anvertrauten zurückläßt und über Meer zieht, der thut wie einer, der Sonntags faſtet und Freitags nicht. Nun findet man aber manchen Sänger, der die Herrn äfft mit Lobliedern, und ſie hebt über alle Fürſten und zu Helden über alle Rieſen macht [239]). Dies könnte gegen einen Suchenwirt gerichtet ſcheinen, der gerade dieſe Preußenfahrten ſo vielfach beſingt, der noch andere Anſichten vom Ritterleben hat, der ſolche Ehrenreden in Menge gedichtet hat, wie ſie hier verworfen werden: nur trifft ihn gerade die nähere Bezeichnung nicht, die Teichner hinzugefügt, daß nämlich dieſe Panegyriſten ſolche Loblieder ſängen, die ohne Unterſchied auf jeden Einzelnen gleich gut paſſen. Sonſt aber ſpottet er der Wappenſänger, in deren Klaſſe der Suchenwirt gehört, auch an andern Orten [240]); ſo wie er den Ritterdienſt auch von

239) Cod. Pal. 384. fol. 70.

240) Schottky a. a. O. S. 36.

Waz man von dem wâppen sait, daz ist niht alz diu wârhait;
dâ ist vil gelognes an. Dâ man die wârhait ret der van,
waz ain pider ritter tuet, daz wære wol ze hœren guet.
Aber daz man ez überliuget, daz ein ritter hab erziuget,
daz allen rîchen wær ze grôz — daz ist gespotes hûsgenôz.
Ich waiz niht dar zuo sprechen, daz ein ritter mag zeprechen
meniger sper pî sînen tagen, denn der swartzwalt mag getragen
zwî und est; der ist sô prait, zwainczic mîl, als man sait;
dâ mit giht er, menig sper hab der helt hin und her
geprochen, und ze hûffen prâht. Hurtâ her, wie er vaht,
als der wint in dem ror, iezunt hinten iezunt vor;
alsô treib erz ûf und ab; er schütet liut in daz grab,
hûffen wîs, reht als die piren von dem poum her nider riren,
wann er überzîtig ist. Er hât gevohten manig vrist,
daz ez in den pergen hal, als ein donner slüeg ze tal. —
Wie mag daz diu wârheit wesen? Diu wârheit wær guot zo lesen!
Dem solt ein ritter gern geben, der sîn ritterlîchez leben
mit der wârheit præht ze schein.

anderen Seiten verlacht. Ein Ritter, erzählt er, zog auf ſeinen Fahrten im harten Dienſt einer Frau umher; als er heimkam, fand er ſie mit einem Mönche buhleriſche Gemeinſchaft treiben; und da er ihr Vorwürfe macht, ſo ſpottet ſie ſeinen Ritterdienſt aus, und meint, Minneſang und Ritterſchaft wiege nun weit unter dem Pfennig [241]). Anderswo ſingt er von dem Thema, es ſei eine gar harte Zeit, wo Herzelieb bei Liebe liege und des Morgens — nichts zu eſſen habe. Im minniglichen Geſpräche meint die Traute, ihr rother Mund müſſe dem Geliebten jede Stunde verſüßen können; er aber denkt doch unter dieſen Süßigkeiten an ſeine geſetzten Nothpfänder. Sie will ihm dieſe Gedanken ausreden: ihr rother Mund habe der Freuden viel über alles Gut, wer es zu ſchätzen wiſſe; das will er auch nicht verreden, aber alle Freude wäre doch, meint er, nichtig, wenn nicht die Magenfreude dabei wäre [242]). Selten ſind die muthwilligen Schwänke bei ihm, die ſonſt in der Zeit allgemein ſind, ſelten die allegoriſchen Stücke, in denen ernſthafter von der Minne die Rede iſt, wie bei Vielen ſeiner Zeitgenoſſen; und dann iſt Alles voll Klage über die neue Art zu lieben, über die neuen Trachten und unerhörten Moden und über der Frauen Hoffart, ſo daß der Dichter dann Veranlaſſung findet, ſich gegen die guten Frauen (die er nicht meine) zu entſchuldigen, wie der Büheler, indem er die ſieben weiſen Meiſter behandelte.

Von Hof- und Ritterſitte erbaut iſt alſo der Teichner nicht, allein, daß er irgend in den untern Ständen dafür einen Erſatz ſuchte, daran iſt eben ſo wenig ein Gedanke. Iſt er von dem Adel abgewandt, ſo iſt er doch nicht dem Volke zugewandt; ſein Spruchgedicht hat daher etwas Gelehrtes, nichts Populares an ſich. Er iſt zwar weit entfernt von jener fatalen Schulweisheit, die z. B. in jenem oben erwähnten L a i e n d o c t r i n a l herrſcht, die ganz nur aus Beleſenheit fließt, nur auf fremder Autorität ruht und jede Tugend nicht aus dem ſittlichen Gefühl, jedes Recht nicht aus den natürlichen Verhältniſſen, ſondern beides nur aus der Schrift, aus der Empfehlung dieſes oder jenes Heiligen und Kirchenvaters erläutert und wieder empfiehlt: allein wie weit ſteht er doch auch von

241) Cod. Pal. 384. fol. 44. Einzelne Stücke von ihm ſind auch in dem Cod. Monac. 714 und gedruckt im Liederbuch der Hätzlerin.

242) Ebend. f. 52.

einem Freidank ab, den er kennt und achtet [243]), wie weit von deſſen Schärfe und innerem Halte, ſo ähnlich ſich die Geſinnungen, ſo ähnlich der vielfache Gebrauch des Sprichworts iſt, das nicht ſelten, wie etwa ſpäter bei Murner, das Thema ſeiner Gedichte macht. Wie ganz anders ſpricht die kräftige Grundſätzlichkeit eines Walther oder Freidank zu dem Leſer, wie ganz anders die natürliche Indignation des Brandt, als der häufig flache Witz oder eine ironiſche, manchmal möchte man ſagen ſophiſtiſche Wendung des Teichner. Wer ein böſes Weib hat, lehrt er, der ſchlage ſie nicht, ſondern er lobe die Guten vor ihr, ſo wird ſie vor Zorn Gicht bekommen und ſterben, denn ſie wollen lieber ihren Vater erſchlagen wiſſen, als andere Weiber gelobt. Nichts ſchlimmeres als ein böſes Weib; wer ſie mit einem Wolfe an einen Galgen hinge, der hätte nie ein beſſer mit unreinen Bälgen gerüſtetes Querholz geſehen. — Ob ein Spieler oder ein Dieb ſchlimmer ſei, läßt er ſich fragen. Der Spieler; denn er ſtehle Weib und Kindern, was er verthue, dieſer aber fremden Leuten, was er Weib und Kindern zuträgt. — Wer übler ſei, ein Räuber oder ein betrügeriſcher Wirth? Dieſer; denn gegen jenen darf man ſich doch wehren. — Er kennt Leute, die ſich vor den Gänſen bis auf den Boden neigen ſollten; das ſind die Schreiber, denn ſie verdanken Alles ihnen. Ihre Gewalt und Untugend iſt nicht neu; Chriſtus ward durch ſie zum Tode gebracht. Und doch, da ja ohne dieſes die Welt verloren wäre, ſo mögen denn die Schreiber alter und neuer Zeit in gebührender Achtung ſtehen. — Manchmal berühren die Fragen, die er ſich ſtellt, ſtrengere philoſophiſche Probleme; ſo in einigen gedruckten Stücken bei Docen [244]) über die Natur der Menſchen und Thiere, wo der Vorzug des Menſchen vortrefflich in ſeine Strebſamkeit (Schätzung von Ehre und Gut), in ſein ſittliches Gefühl (Scham), in ſeine Vernunft (er erkennt was böſe und gut iſt), und ſeine Bildſamkeit (er iſt ein unbeſchriebenes Blatt) gelegt wird; dann über Gewohnheit und Natur, wo einige aufgeklärte Sätze über freien Willen und den Zwang der Geſtirne ſtehen; und über die Scham, die er auf

243) Cod. Pal. 384. fol. 42.
Stæch ein aid als ein dorn, ez würde niht sô vil gesworn,
hât der Frîdank gesprochen, und hât nihtz dran geprochen etc.
Vgl. fol. 94ᵇ.

244) Miſc. 2, 228.

die Frage nennt, ob er etwas wiſſe, das der Jugend zur Ehre, dem Alter zur Schande gereicht [245]). Aus ſolchen Stücken erklärt man ſich am leichteſten ſeine Verſchmelzung der Begriffe eines gelehrten und eines dichteriſchen Meiſters, ſeine entſchiedene Zuneigung zum Spruchgedicht [246]), im Gegenſatze zu der für den Geſang zugerichteten Poeſie, die er an ihrer Stelle ehrt, aber nicht im Lehrpoem. Manches Düſtere ſpielt in ſeine Lehren herein: Er mag nicht, daß ein Greis in ſeinen letzten Jahren fröhlich ſei, das heißt er, ſich gegen die Hölle freuen. Er meint, als Kind zu ſterben, ſei das beſte, da ja jeder nach ſeiner Herberge eile. Er kennt die Welt: nach langem Nachdenken hat ers heraus, was ſie iſt; nichts als: Aeffſt du mich, ſo äff' ich dich. Und trotz ſeinem richtigen Blicke in dieſe Welt trifft er nicht den Ton, der ſie bekehren könnte, und man möchte auch von ihm ſagen, was er ſehr ſchön vom Zuſchauer beim Schachſpiele ſagt: er ſcheint es beſſer als der Spieler zu verſtehen und ſollte er ſelbſt ſpielen, ſo würde er es noch ſchlechter machen.

Sehr intereſſant iſt der Gegenſatz, den zu dem Teichner ſein Freund und Landsmann, Peter Suchenwirt [247]) (lebte bis um oder über das Ende des 14. Jahrhunderts), bildet. Der Suchenwirt iſt ſeiner Beſchäftigung nach an den Hof und die Ritterwelt geknüpft; und iſt er zwar eben ſo wenig über ihre Mängel blind wie der Teichner, ſo iſt ſein Eifer doch ein reformatoriſcher, und

245) Ἐπαινοῦμεν τῶν μὲν νεων τοὺς αἰδήμονας. πρεσβυτέρων δ' οὐδεὶς ἂν ἐπαινέσειεν, ὅτι αἰσχυντηλός. οὐδὲν γὰρ οἰόμεθα δεῖν αὐτὸν πράττειν, ἐφ' οἷς ἔστιν αἰσχύνη. Aristot.

246) In Schottky's Auszügen S. 30.
Waz ich ie gesingen hôrt, des beleib ich nutzes lær,
wie gar süez diu wîs halt wær. Ich hœr manigen maister nennen,
den man nie gesingen hôrt; Aristoteles sîn wort
nie besang, noch sîn genôz. Wolt man nieman ze maister nennen,
denn der wort besliuzt in wîs, waz wær denn der maister prîs,
als ich ê gesprochen hân? Ouch diu nater wird gepant,
und der tiuffel, wizt ir wol, niur mit worten, singens hol;
spiez und swert wirt ouch betwungen, niur mit worten, ungesungen,
daz siu müezn ir sniden lân. Siut daz wort denn twingen kan,
daz kein wîs niht kan betwingen, sô ist bezzer wort ân singen,
dann diu wîs unworthaft.

247) Seine Werke, herausg. von Primiſſer. Wien 1827. Vgl. Koberſtein, über die Sprache des öſtr. Dichters Suchenwirth. Naumb. 1842.

kein verzweifelter. Er war ein fahrender Sänger, und als ſolcher hielt er ſich nicht immer in Wien auf, ſondern er ritt in den Landen umher und beſuchte die Höfe der Fürſten. Die Burgen der Edlen, welchen er ſeine Reden und Gedichte vortrug, das Weſen dieſer fahrenden Leute, zu welchen auch Spielleute, Mimen, Wahrſager, Looswerfer gerechnet wurden, ſchildert Suchenwirt ſelbſt an mehreren Orten: Ich ritt, ſagt er, in fremde Lande, daß ich den edlen Fürſten bekannt würde und meine nothdürftige Nahrung verdiente. Dieſem Stande (heißt es anderswo), der um Gott und Ehre Lohn annimmt, um des Lebensunterhalts willen die Kunſt pfleget, und die Biedern und Guten auszeichnet, die Böſen aber ganz unterwegs läßt, dieſem Stande aber geziemt es, großen Herren aufzuwarten, und das Lob der Edlen zu ſagen. — Suchenwirt gehörte gewiß zu jener beſondern Klaſſe von Dichtern, die zugleich Knappen, Herolde, oder deren Gehülfen waren, und deren beſondere Angelegenheit es war, die Unterſchiede, Viſirung und Blaſonnirung der Wappen auszulegen, auch wohl gereimte Wappenbeſchreibungen zu verfaſſen. Er nennt dieſe Leute Knappen von den Wappen, die von den Wappen Dichtens pflegen [248]. Als ſolchem lag ihm ob, beim Einſchreiben der Turniere zugegen zu ſein, das Turnier, ſo wie die Turnierrechte und Geſetze auszurufen, und dergleichen höhere oder niedere Dienſte, je nach der Stufe, die er etwa einnahm, zu verſehen. — Daher ſenden die Frauen Ehre und Minne, da ſie ein Turnier wollen ausrufen laſſen, zu Suchenwirt [249]: den findet man in Oeſtreich bei den Fürſten tugendhaft, ihm ſind die Unterſchiede der Wappen mit Namen wohl bekannt [250]. Dieſer Geſchmack am Wappenweſen fängt, obgleich er niemals ganz ausgeſtorben war, doch wieder an lebhafter auch in der wirklichen Welt zu werden, ſeitdem man in den ſpätern Ritterromanen des 13. und 14. Jahrhunderts die Wappen in der Poeſie häufiger nennen hört. Schon in einem hiſtoriſchen Gedicht auf die Schlacht am Haſenbühel [251] findet ſich dieſe Rückſicht auf die Wappen; hinfort wird in allegoriſchen Gedichten an den unpaſſendſten Stellen die Wappen-

248) VII, II. p. 20.

249) XXX, 169—180. p. 98.

250) Primiſſer in der Einleitung p. XII. sqq.

251) In Rauch's scripptt. rer. austr. II.

beſchreibung ein ſo beliebter poetiſcher Zierrat, wie ſonſt die Stein- und Pflanzenbeſchreibungen; faſt in allen Ehrenreden des Suchenwirt erſcheint ſie am Schluſſe [252]) und „ähnliche Verbindungen des Dichters und Herolds in einer Perſon waren auch ſpäterhin nicht ſelten; ſo erſcheint der Zeitgenoſſe Püterichs von Reicherzhauſen, Johann von Holland, der als Herold die Turniere in Reimen ſchilderte; und noch in dem vorigen Jahrhunderte ſoll der Hofpoet in Dresden ein Heroldskleid getragen haben [253]).“ Seit dem 15. Jahrhundert wird auch dieſer Stoff mehr zur Proſa herabgezogen, ging in Turnier- und Wappenbücher über und ward zur heraldiſchen Wiſſenſchaft; ſo lange er aber in der Poeſie heimiſch war, ſteht auch Er in engſter Verbindung mit der Malerei und der bildenden Kunſt, der ſich jetzt die Dichtung von allen Seiten her zu nähern ſucht, ſo wie man umgekehrt den Verband mit der Muſik aufgab. Dieſer ſein Stand nun gab dem Suchenwirt Gelegenheit, „mit dem Adel und durch ihn mit den größeren Ereigniſſen der Zeit in vertrauter Bekanntſchaft ſtehen zu können.“ Er verhehlt ſich die Verdorbenheit und Geſunkenheit der ritterlichen Welt nicht, ſagte ich ſchon oben: ſein Brief über der Welt Lauf [254]) zeigt dies deutlich genug und macht unter allen Stücken des Dichters ſeinem Talente und ſeinem Herzen mit die meiſte Ehre. An Ehren ab, an Schanden auf, ſagt er, iſt nun das Werben der Welt. Die Ehre muß verderben, Zucht und Scham ſind krank, Untreu hat großen Anhang, der Wahrheit iſt die Zunge, der Freigebigkeit ſind die Arme lahm, der Treue iſt der Fuß, der Rede das Herz verletzt, die Gerechtigkeit iſt die Stiege herabgefallen. An den Höfen muß die mannhafte Ritterſchaft an der Pforte ſtehen, Schmeichler und Federleſer, Ohrenbläſer und Hofſchranzen werden aufgenommen und belohnt. Der Freund führt gegen den Freund hohe Worte, bis die Stunde der Prüfung kommt. Ritter geben ſich nun mit Simonie und Wucher ab und greifen den Juden in ihr Recht: das

---

252) Daher rühmt denn auch Hugo von Montfort Cod. Pal. N. 329. f. 3. von ihm, daß zu Wappenſchildereien der Suchenwirt gehöre,
der dick mit red als nâhe schirt, man möcht es griffen mit der hand,
er ist in manigem land erkand, das sag ich uch mit ainem wort,
er ist der best den ich ie gehôrt von gott und von den wâppen.

253) Primiſſer p. XIV.

254) N. XXI. p. 68.

adelt nicht des Schwertes Segen. Der Ritter ſoll auf Feld und auf Reiſen Wittwen und Waiſen ſchirmen, ſeinem Herrn dienen, Gott lieben und guten Frauen wohlſprechen. So klagt er auch an andern Stellen über die Raubſucht der Ritter auf der Einen Seite und auf der anderen über das Verliegen und weichliche Hinleben bei Tanz und Spiel, über die Stubenhocker und geſchnürten Zierpuppen, bei denen gleichwohl das höfiſche Benehmen und die feine Eleganz der alten Ritter verloren ging; und wem dann das ruhige Leben in Ehren mehr am Herzen liege, dem empfiehlt er friedliches Bauen ſeines Guts, und wer in Ehren nach Erwerb jagt, den weiſt er auf das Beiſpiel jener Helden hin, deren Lob er in den Ehrenreden beſingt, die den charakteriſtiſchſten Theil ſeiner Werke ausmachen. Er erzählt darin die Thaten verſchiedener öſtreichiſcher und anderer Edlen in einheimiſchen und auswärtigen Kriegen; er führt uns in alle bekannte Länder der Erde, erinnert uns an alle bedeutenderen geſchichtlichen Ereigniſſe, die ſich im 14. Jahrhundert zutrugen, und giebt manche intereſſante hiſtoriſche Notiz, denn ſeine Erzählung darf mit Vorſicht für die wirkliche Geſchichte gebraucht werden. In ſehr gleichmäßiger Form ſetzt er dieſe Denkmale ſeinen ſehr verſchiedenen Helden. Der Eingang iſt jedesmal „geblümt" mit gehobeneren Stellen allgemeinen Inhalts, mit Anrufung des heiligen Geiſtes, ohne deſſen Hülfe der Dichter ſich nichts zutraut [255]), deſſen Klagen über ſeine Unkunſt, wie Primiſſer mit Recht ſagt, nicht blos der Ausdruck der Beſcheidenheit ſind; alsdann folgt die trockene Erzählung der Thaten ſeines Helden, und die Klage um ihn, ſein Lob und die Beſchreibung ſeines Wappens ſchließt. Auch dieſe Gedichte wurden, meint der Herausgeber, bei guter Gelegenheit geſprochen und nicht geſungen, obgleich doch bald darauf Michel Beheim viel größere hiſtoriſche Reimereien wieder

---

255) Z. B. S. 40.

Ach got, hiet ich der künsten grunt ein tail durchsuocht, sô wær mir kunt,
wie vor di maister hân gelesen die veinen wart auz trüeben vesen,
in irs hertzen flammen tegel; si schiften mit des sinnes segel
mit vleizz auf hôher künsten sê: sô kreuch ich armer unde gê
auf spörem land ellende, mein sin ist unbehende
zu tichten maisterleicher chunst. Heyliger geist, du geist vernunst,
waz menschensinn begreifen mag: so hilf auch mir u. s. w.

mit Noten begleitet, damit man wenigſtens die Wahl habe zwiſchen Singen und Leſen. Ueberall ſucht der Dichter in dieſen Heldenliedern die Farbe des alten Rittergedichtes feſtzuhalten, und er denkt auch bei ſeinen Helden an die der Tafelrunde und bei ſeinem Preiſe an den des Wolfram [256]). Denn mit dem 14. Jahrhundert, wo ein neuer Rittergeiſt in der romaniſchen Welt emporkam, kam auch wenigſtens eine Spur davon in die Gegenden von Deutſchland, wo ſich Reichthum und Regſamkeit damals zeigte. Von der Abentheuerlichkeit, die damals in das wirkliche Leben der franzöſiſchen, engliſchen und beſonders ſpaniſchen Ritterwelt aus den Romanen überging und von der ganzen Lächerlichkeit, die dies im Gegenſatz zu den rohen Sitten der Zeit macht, und die bei der neuen Geſtaltung der ſpätern Proſa-Romane bis zum Don Quixote wieder neuen Stoff aus der Wirklichkeit für die Poeſie bot, iſt unter uns Weniges, aber doch Einiges zu finden. Der Geiſt des Reiſens, des Wanderns kam über ganz Europa; man kehrte im Leben dahin zurück, wo vor Entſtehung der Kreuzzüge die Welt geſtanden haben mußte: einzelne Abentheuerer durchfuhren alle Nähen und Fernen; Reiſende beſuchten die alten Welttheile, die größten Bewegungen im Oriente und die augenſcheinlichſten Gefahren konnten ſelbſt eine Menge von Fürſten im 14. und 15. Jahrhundert nicht von der Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückhalten, für die die Weltverachtung und Frömmigkeit neue Begeiſterung weckte; und die Ritterslente gingen einzeln auf Kriegsdienſte und in größerer Anzahl auf Kriegsunternehmungen aus. So haben wir hier das Gedicht von Albrechts III. Ritterſchaft in Preußen (1377). Der Dichter war Augenzeuge; ein elender Zug, ohne Begebenheiten und ohne Gefahren, ſoll den Stoff zu einem panegyriſchen Liede hergeben; Empfang, Bewirthung, Rüſtung der Ausziehenden, alles trägt den Ton eines höfiſchen Romans; es iſt der ſchönſte Fortgang von der poetiſchen Erzählung von dem Kreuzzuge Ludwigs von Thüringen,

256) S. 31.

was man in alten puochen sait von Parcivâl, von Gamuret,
von Wygaloys, von Lantzulet, von manigen helden guote tât,
her Wolfram dâ nicht schulden hât, vil hundert jâr ist iz gewesen
vor im, er hât iz hôrn lesen; was ich von dem Pidiwen sag
den ich mit gantzen trewen chlag, und guotes von im geiehen,
das hat man offt und dik gesehen mit sichtikleichen augen an.

den ich oben erwähnte, zu dieſem Gedichte: eine noch unbedeutendere Kreuzfahrt, der man faſt eine noch größere Bedeutung geben möchte. Der Burggraf Albrecht von Nürnberg, den die ſiebente Ehrenrede feiert, iſt am heiligen Grabe und in Babylon geweſen, hatte in Schottland und Preußen gekämpft und diente unter Ludwig von Ungarn. Burkhard Ellerbach hatte eine Fahrt nach Cypern und von da mit König Hugo IV. einen Kriegszug gegen die Saracenen in Alexandrien gemacht; und Friedrich von Chreuzpeck kämpfte in Preußen und Italien, war in Spanien und in Babylon, in Rußland und Schweden. Andere ſeiner Geprieſenen aber verrichteten ihre Thaten in den einheimiſchen oder in den großen Nationalkriegen, die damals faſt in allen europäiſchen Staaten waren; wir begleiten ſie bald nach Frankreich, bald nach Schottland, nach Ungarn oder in die Schweiz und Italien.

Das 14. Jahrhundert war in dieſer Hinſicht für ganz Europa eine Epoche. Die Kreuzzüge hatten aufgehört; der Kriegseifer gegen die Heiden hatte ſich gelegt und ward zur Intoleranz. Bisher hatte ein gemeinſames Intereſſe Fürſten, Adel und Geiſtlichkeit vielfach verbunden; man hatte ſich einem gemeinſchaftlichen Feinde gegenübergeſehen; man hatte in Brüderſchaft mit allen chriſtlichen Nationen in Einer Reihe gefochten. Nun hörte dies auf; die Nationen ſahen ſich auf ſich ſelbſt zurückgewieſen; ein Gefühl von Nationalität tauchte plötzlich auf, und zwar ſelbſt zwiſchen verſchwiſterten Nationen mit all der Schärfe, mit der man ſich einem neuen Intereſſe gewöhnlich überläßt. Sprachidiome fingen ſich an, beſtimmter zu ſcheiden, der Engländer verſtand den Franzoſen, der Franzoſe den Italiener weniger; der Norddeutſche ſchien es verſuchen zu wollen, ſeinen Dialect in der Schrift gegen den ſiegreichen Hochdeutſchen geltend zu machen. Die Begeiſterung für allgemeine innere Zwecke hörte in den Nationen auf: dieſe litten gemeinſame Verbrüderung; Beſtreben nach äußerem Erwerb, nach Vergrößerung und Autarkie regte ſich in den Ländern und hier ſtießen ſich die volksthümlichen Intereſſen. Das chriſtliche Band löſte ſich auf; hinfort wollte ſich jedes Volk nach ſeiner eigenthümlichen Natur politiſch entwickeln, und traf mit dem ungleichen Nachbar feindlich zuſammen. Durch ganz Europa gehen daher damals jene meiſtens ſo wüthenden Brüderkriege verwandter Völker, jene Kämpfe zwiſchen Dänemark und Schweden, zwiſchen Schottland und England, zwiſchen

England und Frankreich, Frankreich und Aragonien, Aragonien und Caſtilien, jene vielfach verſchlungenen Kämpfe in Italien, wo ſich ſogar die Guelfen von Rom trennen, jene verwirrten Colliſionen in Oeſtreich und Böhmen, Polen und Ungarn. Man wandte die Waffen, die man ſonſt gegen die Feinde der chriſtlichen Menſchheit kehrte, gegen ſich ſelbſt, und das iſt, ſagt der Teichner, der Grund der Bosheit und eigenen Verderbniß der Welt, daß das Gift, das ehemals den Drachen und Schlangen inne wohnte, da noch die Helden dieſe bekämpften, nun in die Menſchen ſelbſt überging und ſie untereinander zerfleiſchen machte. In Deutſchland haben wir zwiſchen Ober- und Niederländern ſeitdem jene allegoriſchen Neckereien, mit denen oberdeutſche Prieſter ſich gerne mit den erkorenen Kindern des Himmels, des Oberlandes, und die Niederländer mit den Höllenbewohnern ſtichelnd vergleichen. Sonſt ſchied ſich bei uns der öſtliche Theil, der ſeither einer eigenen Entwickelung folgte, ruhiger ab, wenn man die Kämpfe Friedrichs und der Böhmen mit Ludwig dem Baier nicht rechnen will, und ein härteres Zuſammentreffen hatte nur zwiſchen den Extremen, den herrſchſüchtigen öſtreichiſchen Herzögen und den freiheitsliebenden Schweizern Statt. — Wie hier die Selbſtſucht, der Trieb nach äußerem Erwerb und nach individueller Ausbildung ſo weit ging, daß forthin bei der ſteigenden Gefahr, die der Chriſtenheit von den Türken drohte, im grellſten Gegenſatze gegen jene begeiſterten Kreuzzeiten, kein Arm ſich mehr für den Nachbar, ja ohne die äußerſte Noth nicht einmal zum eigenen Schutze erhob, ſo daß nun alle Ermahnungen der Concilien, alle Drohungen der Päbſte, alle Hülferufe der Bedrohten, alle Bitten der Fürſten, jeder Weheſchrei des geſunkenen griechiſchen Reichs vergebens verhallte, ſo trennten ſich auch innerhalb der Staaten alle Bande der Geſellſchaft. Der Adel kannte keine gemeinſamen Unternehmungen mehr; die früheren hatten ihn verarmt; mit Neid ſah er die Reichsſtädte, den Bürger und den Bauer im regelmäßigen Gewerbe reich werden, ſah den Handel anfangen die Welt zu beherrſchen, und die Freude, den Glanz, die Bildung bei dem Patriciſchen Bürger einkehren, die er noch kurz zuvor wie privilegirt allein beſaß; und wie dieſe Städte um ſich griffen, ſo bedrohten ihn auf der andern Seite habſüchtige Fürſten, die dem allgemeinen Drang zum Eigennutze ſo gut verfielen, wie alle Corporationen und Stände. Wo ihm neue glänzende Kriege gegeben waren, wie

in Frankreich und England, da war doch für Ehrſüchtige noch ein ehrbarer Ausweg, wo aber der arme Adel ſich wie in Deutſchland nur den reichen Reichsſtädten gegenüber ſah, da fing er an in geſchloſſenen Raubverbrüderungen mit der Fauſt und vom Stegreif auf den ſchnellen Erwerb deſſen zu denken, was der Werkmann und Kaufmann mit bedächtigem Fleiße ſich erarbeitet hatte, und er ſprang von der gleichgültigen Sorgloſigkeit zu Thomaſins Zeit zum Räuberhandwerk über, in dem er zu Trimberg's Zeit ſchon Meiſter war. So haben wir nun namentlich in Deutſchland, wo kein Kaiſer ſtörte, keine große Nationalbegebenheit abzog, die verderblichen Kriege der Fürſten und Edlen mit den Reichsſtädten. — Gegen die reichen Handelshäupter und patriciſchen Innungen lehnten ſich ſchon im 13. Jahrhundert die niedern Handwerke auf; noch aber war ihre Macht und ihr Zunftverband zu gering geweſen, aber jetzt im 14. Jahrhundert griff man überall das früher verfehlte Unternehmen, diesmal mit beſſerem Erfolge, wieder auf; und wie lange dauerte es, ſo trat auch noch eine tiefer ſtehende Klaſſe hervor mit Anſprüchen, von denen ſie früher nichts einmal geahnet hatte. — Die Geiſtlichen hatten durch ihr Sittenverderbniß allen Boden für einen rechtmäßigen Einfluß in der Geſellſchaft verloren; ſie fühlten das wohl und drangen lebhaft auf Reformen. Allein auch hier trennte ſich ſogleich alles in Corporationen mit den härteſten Formen aufs individuellſte geſchieden, ab, und die Franziscaner verfolgten ſich untereinander und zuſammenſtehend wieder die Dominicaner; die Bettelmönche haßten die Predigermönche; Alle wütheten gegen die Ketzer, die mit ihnen den gleichen Urſprung hatten und den gleichen Zweck der Kirchenreform und der Rückführung patriarchaliſcher Einfalt; und die ganze Chriſtenheit wandte ſich gegen dieſe Secten, die es wohl mit ihr meinten, mit gleicher Vertilgungsſucht wie gegen die Juden, die im 14. und 15. Jahrhundert die härteſten Verfolgungen zu erdulden hatten. Bald dürfen wir noch eine Stufe tiefer ſteigen und bemerken, wie ſich Stand gegen Stand, Zunft gegen Zunft, Gewerbe gegen Gewerbe ſeiner Selbſtſtändigkeit bewußt wird und wie die Eigenliebe auch da das Verwandteſte und Nächſte, wenn nicht mit Waffen, doch mit Nebenbuhlerei in Prunk und Feſtlichkeit, mit Scherz und Satire verfolgte.

Dieſes Zerſtäuben der friedlichen generellen Bildung in eine ſtürmiſche, gährende und wild durcheinandergreifende Bildung kleiner

13 *

und kleinſter Corporationen, dieſer Uebergang der politiſchen Geltung von der geiſtlichen und weltlichen Ariſtokratie zu dem Volke, zeigte ſich nirgends vollendeter als in Deutſchland. Und wie in Staat und Kirche und Volksbildung, ſo auch in der Poeſie, ſo dürftig ſie war. Wir hatten paſſiver wie irgend eine andere Nation in der Zeit der univerſellen Richtung das Gemeingut der britiſchen und fränkiſchen Poeſien getheilt, deſto entſchiedener verſchmähten wir aber auch jetzt von der Ausartung dieſer Poeſien viel zu leiden und wir zogen uns lieber auf unſere arme Didactik zurück und ſuchten mit ihr nothdürftig eine Erinnerung an beſſere Zeiten zu halten, um uns in dieſe deſto lebhafter zur günſtigen Zeit der Umgeſtaltung zurückſetzen zu können. Wir ſparten die Kräfte; wir wollten ſie nicht an die übertriebene Verfeinerung einer Gattung von Dichtungen vergeuden, die einer ſolchen Verfeinerung nicht werth war; wir ließen vielmehr dieſe Dichtungen in ſolcher Weiſe verfallen, hielten nur ſolche Gegenſtände feſt, ſchränkten ſie in eine ſolche Form ein, daß ſie leichter auch in den untern Klaſſen Eingang finden konnten, die jetzt eben ihre äußern Bedürfniſſe veredlend auch ein inneres zu empfinden begannen. Mehr und mehr, ſahen wir, ſetzte der ſublime Ritterroman derbere, ſatiriſche, komiſche Züge zu; mehr und mehr ſchrumpfte die Volksſage wieder zu Liedern zuſammen, oder beides ging in Proſen, und hier ebenfalls vom größeren zum kleineren Umfang über. Die Reſte der alten Literatur alſo accommodirten ſich (wir werden das weiterhin alles noch deutlicher ſehen) den Bedürfniſſen und dem Geſchmacke des Volks: ſie gewöhnten das Volk zur Theilnahme an der Literatur. Das Charakteriſtiſche, ſahen wir ſchon, iſt auch hier das Einſchränken des Größeren in Kleineres, das Spalten des Ganzen in Theile. Die Romane waren im 14. Jahrhundert wie vergeſſen und erſt gegen den Anfang des 15. Jahrhunderts nennt man ſie, jedoch faſt nur die Wolframſchen wieder; man hatte nur Geduld für die kurzen Stücke der Gnomiker; man behielt vielleicht nicht einmal den Renner ſo lieb wie den Freidank, obgleich er den Sitten und dem Geſchmacke näher ſtand und man ſuchte die Catoniſchen Lehren, die Räthe des Ariſtoteles [257]) wieder hervor und behielt fortdauernd ähnliche Stücke kurzer Spruch-

---

257) Dieſe ſind vom Suchenwirth behandelt in Nr. 38 und mit der Zeit mehrfach verändert und verlängert worden.

weisheit [258]) lieb. Mit Leidenſchaft griff man die kurzen hiſtoriſchen Anecdoten aus der alten Welt und die Novellen auf, die Quinteſſenz der romantiſchen Poeſien, und die Fabel, das verkörperte Sprichwort voll gedrungener Weisheit. Das Volk hatte ja die Hände nicht müßig; es konnte der Literatur nicht ſo in ſchöner Muſe obliegen, wie der Adel: was es leſen ſollte, mußte Reiz haben, kurz zuſammengefaßt, lehrvoll für den Verſtand, erbauend für Herz und Gemüth, faßlich für den practiſchen Sinn, lebenvoll für die Einbildungskraft ſein; und was es ſingen ſollte, konnte kein Epos mehr von tauſend Strophen ſein, ſondern ein kurzes Lied aus der Gegenwart voll lebender Erinnerung. Wie man alſo bei uns mit dem ganzen Nachdruck der bewegten Volksmacht im Religiöſen die univerſale katholiſche Kirche umwarf, um dem beſondern Bedürfniſſe nachzukommen, wie man das Univerſalreich Karls V. umſtieß, um ſich lieber ohne politiſche äußere Macht innerlich individuell geſtalten zu können, ſo erſchütterte man auch den einförmigen romantiſchen Geſchmack, der bis dahin allein herrſchte. Tauſend verſchiedene Stände mit eben ſo viel verſchiedenen Richtungen und Anſichten bewegten ſeitdem ihre verſchiedenen Kräfte: ungeübt in eigner Production, ohne anregende äußere Ereigniſſe ſuchten ſie vorerſt aufzunehmen und ſeit der Mitte des 14. Jahrhunderts verfloſſen nicht viel mehr als hundert Jahre, ſo hatte man ſich, unterſtützt durch die Buchdruckerkunſt, bereits einzelner Stücke der indiſchen und hebräiſchen, der lateiniſchen und römiſchen, der italieniſchen und franzöſiſchen Literatur bemächtigt. Unter dieſen Anſtrengungen lernte ſich die eigene Kraft auch ſelbſtändig verſuchen. Es bedurfte nur einer großen Begebenheit in der politiſchen Welt, ſo fing man jetzt unter der neuen volksmäßigen Entwickelung an, was zur Zeit der alten volksmäßigen Entwickelung ebenſo geſchehen und nachher von der ritterlichen Welt, welche die Wirklichkeit floh, verſäumt worden war: man ergriff dieſe Begebenheit und übergab ſie dem Liede und Geſang. Die großen Nationalkriege, die wir als den merkwürdigen Wendepunkt bezeichneten, der die Nationen überhaupt zur Volksthümlichkeit brachte, brachten die Nationen auch wieder zu einer volksthümlichen Lyrik. Die ſchottiſchen und franzöſiſchen, die Albi-

258) Wie z. B. den Tugendſpiegel in den Altd. Blättern von Haupt und Hoffmann I. S. 88.

genſer- und Schweizer-Kriege haben zum erneuten Nationalgeſang begeiſtert. Leider geſchah in Deutſchland nichts Großes in dieſen Zeiten: allein wo doch auch ein mäßig Großes geſchah, da rief es auch bei uns den Volksgeſang hervor. So haben wir unter Suchenwirt's Helden ſolche, die, von den preußiſchen Zügen zu ſchweigen, in den Kriegen der Gegenkaiſer, in den Fehden, die durch die Tyroler Erbſchaftsſache und in den Händeln des Pſeudowaldemar betheiligt ſind, und die Sempacher Schlacht findet in der Rede von fünf Fürſten[259]) eine Erwähnung. Aber hier ſieht man, wie dieſe Nationalbegebenheiten den Hofſängern entriſſen wurden. Dieſe Panegyriken wurden vergeſſen, aber die Volkslieder von der Sempacher Schlacht (1386), und vor andern das von Suter, ſind der Nation theuer geblieben. Von dieſen Zeiten an gab es kein Ereigniß von nur einiger Bedeutung mehr, das nicht ſeinen Sänger gefunden hätte und wir ſtehen in einer Zeit, wie wir uns jene frühern Jahrhunderte denken müſſen, wo das deutſche Volk in allen Klaſſen ſang, nur das ſich aus dem hiſtoriſchen Geſang dieſer neuen Zeit nichts Epiſches bilden konnte, weil Geſchichte und Aufklärung ſtörte: und ſo ſehen wir Beheims größere hiſtoriſche Geſänge in einem jämmerlichen Abſtich ſelbſt gegen das roheſte Lied vielleicht eines Landsknechts über die nämlichen Gegenſtände. Den Krieg mit den Reichsſtädten hat dagegen Suchenwirt in einem mehr volksthümlichen Gedichte beſungen[260]), das uns die Stellung der Volksſtände gegen einander lebhaft verſinnlicht. Die Fürſten und Stände, ſagt er, verwirren ſich in Kriege, Raub und Brand verwüſtet die Lande. Wenn keine Bauern mehr ſind, dann wird der Spaß ſein Ende haben, und wovon werden dann die leben, die ſich jetzt Herr nennen, da doch die Fürſten nicht mit dem Pfluge gehen und die Bürger ſich deſſen ſchämen? Den Städten verhält man ihre Nahrung durch Wegelagerung und Raub, nun fegen ſie den Harniſch aus dem Roſte. Den Reichen ſind die Kaſten gefüllt, und den Armen leer, dem Volke iſt der Magen hohl und mit Ingrimm ſehen ſie Weib und Kinder vom Hunger bleich. Nun rotten ſie ſich in ſchreckliche Haufen zuſammen und drängt einer dem andern vor: Schlagt auf den Reichen die Thüren, wir wollen

259) N. 20.
260) N. 37.

mit ihnen eſſen; denn beſſer iſt, daß wir erſchlagen werden, als Hungers ſterben. Schreckliches Blutvergießen zwiſchen Ritter und Knecht, zwiſchen Arm und Reich iſt die Folge. Wo Städte und Fürſten nicht Friede halten, die jedes Landes zwei Haupttheile ſind, wie ſoll es da ausgehen? Wir ſollten uns brüderlich in Sühne vertragen, nun aber machen wir Juden und Heiden froh, in dem wir gegen einander wüthen. Dies allgemeine Bild erläutern alsdann ſeit dieſen Zeiten durch mehr als ein Jahrhundert zahlloſe Volks-, Fehde- und Schlachtlieder aus dieſen Reichsſtädtekriegen im Einzelnen und dieſe beginnen im 14. Jahrhundert von Zahl und Bedeutung zu werden[261]). Innerhalb der Städte, erwähnten wir oben weiter, treten die revolutionären Zwiſte der Zünfte und der Patricier hervor, und wie auch in Auffaſſung dieſer Zuſtände das Kunſtmäßige ins Volksmäßige überging, und das Umfaſſendere ins Kürzere, das deutet ſich an dem einen Beiſpiele an, wie in Cölln ähnliche Bewegungen im 13. Jahrhundert in einem großen erzählenden Reimgedichte, das wir bereits erwähnten, behandelt wurden, die jetzt nur für die Beſchreibung der Weberſchlacht (1370)[262]) dem Hauptereigniſſe nach einen Sänger fanden. In einzelnen Stücken wird der bürgerliche Sinn gegen Adel und Geiſtlichkeit wach, ſo beſonders beſtimmt in dem Lied des „Pfaffenfeindes von Aſchersleben" über die Magdeburger Fehde[263]) (1431—35). Was die Bewegungen in der Kirche und die Trennungen in Secten angeht, ſo wiſſen wir, daß wir die neue Verbreitung vulgarer Kirchenlieder den Myſtikern[264]), die wir an der Spitze der Bewegungen gegen den todten Cultus und die lateiniſche Predigt ſahen, und den einzelnen fanatiſchen Secten, wie den Geißlern[265]) zu danken haben, während die politiſchen Vertilgungsmahnungen gegen dieſe Ketzer wie gegen die Juden ein Vorrecht der Schul- und Hof-

261) In Soltau's hiſt. Volksliedern 1836: ein Lied über den Judenmord in Deggendorf von 1337, die Laupenſchlacht (berniſch) von 1339, ohne den Reiz der Sempacher Lieder; der Brand des Kloſters Katenelburg 1346 (niederdeutſch) und in eben dieſem Dialecte das Lied von Buſſo von Erxleben (Geſchichte von Stendal), und Kappenſen's rohes Gedicht von Erſteigung der Stadt Lüneburg (1371).

262) In der Ausgabe der Cöllner Chronik von Hagen.

263) Bei Soltau p. 96.

264) Von Tauler z. B. in Rambach's Anthol. chriſtl. Geſänge.

265) In den Chroniken von Königshoven und Gensbein ſind deren mitgetheilt.

ſänger blieben. Große poetiſche Ereigniſſe hatte Deutſchland damals nicht: ſein hiſtoriſcher Volksgeſang konnte daher nicht bedeutend werden; aber deſto merkwürdiger, werden wir nachher ſehen, iſt ſein volksthümlicher Kirchengeſang geworden. Denn nach innen entfaltet ſich jetzt ein mächtiger Bildungstrieb: und wie die bürgerlichen Stände ſich nun der Dichtung, wie des ganzen Lebens bemächtigen, wie ſich die ganz einzige Erſcheinung des Zunftgeſanges, und dieſer wieder in dem merkwürdigen Gegenſatze des anſäſſigen, geregelten Meiſtergeſanges und des ſchrankenloſen Liedes der wandernden Geſellen ausbildete, wie jede einzelne Volksklaſſe der einzelnen Berückſichtigung im Lob= oder Spottgeſang werth gehalten wird, ſo wie jeder Einzelne wieder ſich berufen fühlte, alle Ereigniſſe, ſeiner Beurtheilung unterwerfend, in Lieder zu bringen, und jede Ueberlieferung nach ſeinem Geſchmack zu geſtalten, wie ſich unter dieſem allgemeinen raſtloſen Getriebe der ganze Zuſtand der geſelligen Verhältniſſe wie der Literatur zum vollen Gegenſatz gegen die frühern Zeiten umändert, und wie man ſich endlich dieſer verkehrten Welt halb bewußt wird und ſie unter tauſend Formen der Ironie, der Satire, des Humors und des vollkommenen Unſinns darſtellt, dies Alles zu zeigen wird nun der immer näherrückende und ſtets ſchwierigere Gegenſtand unſeres Geſchäftes.

Das hiſtoriſche Lied und die lyriſche Kritik des öffentlichen Lebens hatte, wie wir gelegentlich erwähnten, ſchon ſeit ganz frühen Zeiten ſeinen Beſtand in Deutſchland und hat unter irgend einer Geſtalt wohl immer exiſtirt. Die Volksthümlichkeit in beiden war zur Zeit der ariſtokratiſchen Kultur geringer, wo ſich das Eine mehr zur umfaſſenderen Reimchronik, die andere in die Sirventes der Minneſänger zog. Wenn auch vereinzelte Erſcheinungen, wie das Lied von Freiburg's Bunde mit Bern (1243) [266], das die Fabel auf das Gemeinweſen anwendet, wie es auch Boner in ſeinen Nutzanwendungen in anderer Art thut, beweiſen, daß auch das volksmäßigere politiſche Lied nicht ganz ausging, ſo erſcheint es doch in den Zeiten der generellen Bildung, die wir eben bezeichneten, offenbar im Hintergrunde, und erſt im 14. Jahrhundert tritt es in erhaltenen Documenten wieder hervor. Einen beſtimmten Charakter annehmen, zu großer Verbreitung kommen konnte es

266) Wolffs Samml. hiſtor. Lieder S. 448.

auch nicht wohl früher, nicht ehe die volksthümliche Bildung überhaupt die ariſtokratiſche anzufechten begann. Im 14. Jahrhundert aber traten die Schweizer in ihren glorreichen Kampf gegen Oeſtreich, der ſich ſehr bald zu einem Kampfe republicaniſcher und ariſtocratiſcher Prinzipien ausbildete; ſchon in die Bonerſchen Fabeln gingen daher die Grundſätze eines republicaniſchen Mannes ein. Es kamen Rechte zur Sprache, in deren Vertheidigung ſich der Bauer gegen den ſtolzen Herrn fühlen lernte; es wurden Kriege geführt und Bündniſſe geſchloſſen, die den Begriff von Heerd und Vaterland ins Leben riefen; es kam Einfalt und ſchlichte Sitte mit Hoffart und Adelſtolz zum Kampfe und lehrte den frommen Landmann auf Gott und die Heiligen ſeines Landes vertrauen; es wurden Siege erfochten, die der Volksbewaffnung ihr uraltes Anſehen zurückgaben. Die hiſtoriſchen Lieder, die auf die Kämpfe und Schlachten im Kloſter von Frauenbrunnen, bei Sempach und Näfels (1376—1388) gedichtet ſind, erkämpfen dem deutſchen Volksliede ſo gut ſeine Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit von der ritterlichen Poeſie, wie die Schlachten ſelbſt dem Volke, das ſie gewann, ſeine Freiheit. Wer in das geheime Triebwerk der Dinge ſehen könnte, wie einfach würde der die Geſetze der menſchlichen Natur finden! Denn wie auffallend iſt es doch, nach vielen hundert Jahren, ſeitdem in Deutſchland die ritterliche Kriegskunſt das Fußvolk verdrängt hatte und eine ritterliche Dichtung die volksthümliche, kehrt nun auf einmal der Gebrauch des Fußvolks erfolgreich wieder und ſogleich nimmt man auch die verdrängte Manier der Poeſie wieder auf. In dem Augenblick, wo Suchenwirt in Wien das alte Ritterweſen im Ton des ritterlichen Liedes noch einmal zu verherrlichen ſucht, die Kreuzfahrten anpreiſt und den alten Frauen- und Hofdienſt und das Andenken des bei Sempach gefallenen Leopold zu retten ſucht, ſtimmt der Luzerner Suter ſein Sempacher Lied [267]) in dem Tone des uralten deutſchen Volksgeſanges an, ſingt in einer Strophe, die vielleicht noch urſprünglichere Theile hat, als die gewöhnliche vierzeilige unſeres alten einheimiſchen Epos, nimmt unabſichtlich die Wendungen und die Ausdrücke der Nibelungen, ſetzt ſeinen heroiſchen Bauern, ſeinem Winkelried und Hans Rot ihre Denkmale, ſpottet der Ritter und

---

267) Wolff, S. 454. Wackernagel's Leſeb. S. 708.

ihres Frauenverkehrs, wie auch Keppenſen in dem erwähnten niederdeutſchen Liede aus dem Lüneburgiſchen Erbfolgeſtreit (1371) [268]) thut, und er gebraucht mit Glück die kecken Späße und Ironien, die der altdeutſchen Sage faſt überall anhängen [269]). Zur äußerlichen Erklärung dieſer Erſcheinung liegt die Annahme nahe, daß gerade damals die deutſchen Epen muthmaßlich ebenſo noch einmal eine erneuerte Aufnahme gefunden haben müſſen, wie in eben dieſer Zeit bei Anderen die Ritterpoeſien, und es ſtimmte gut dazu, wenn gerade auch jetzt erſt die Vilkinaſage geſammelt wäre, wo auch in Mecklenburg z. B. Ernſt von Kirchberg [270]) (1378) in ſeiner Reimchronik gleichfalls einen uralten Ton anſtimmt. Eine tiefere Erklärung läßt ſich nur ahnen; man fühlt, welch ein geheimes Band zwiſchen den inneren Zuſtänden und ihrem Ausdrucke iſt, aber wer will ſeinen Schlingungen folgen? Man merkt, daß gleiche oder ähnliche Verhältniſſe der Urgeſchichte unſerer Nation und dieſen Zeiten des 14. — 16. Jahrhunderts eigen ſind, die bei großen Verſchiedenheiten hier und da durchſcheinen, und dies kann die Geſchichte auch darſtellen, daß die Bildung des deutſchen Volks ſeit dem Hervortreten der untern Klaſſen nichts anderes iſt, als eine Regeneration und Wiederholung der älteren in der Sphäre des Adels vollendeten Geſchichte in dem weiteren Kreiſe des ganzen Volkes. Wie ſchon vorhin geſagt ward, ohne die Exiſtenz der Geſchichtſchreibung hätten ſich die Schweizerlieder ſo gut, wie die Lieder aus der Völkerwanderung zum Epos fortbilden können, und wer die verſchiedenen Sempacher, Glarner, Aargauer u. a. Lieder zu einander vergleicht, ſieht leicht, wie ſie Allgemeingut waren und fortbildend erweitert wurden. So aber hatten ſie ihre Hauptwirkung darin, daß ſie zuerſt wieder im Staatsleben menſchliche Empfindungen weckten, die gedrückten Bauern aufathmen machten, Mannkraft und Herz für Vaterland und eignen Beſitz erregten und den frommen Heroismus alter Zeiten in einem tüchtigen Geſchlecht

268) Ebend. S. 370.

269) Am Ende z. B.

Ku Brüni sprach zum Stiere: Ach solt ich dir nit klagen,
mich wolt uff diser riviere ein herr gemulken haben.
He, ich hab im den kübel umgschlagen,
ich gab im eins zum ore, das in musst vergraben.

270) In Weſtphalen, scriptt. rer. Germanicarum. IV.

wieder ins Leben riefen. Wie gut war es, daß man hier doch, wenn die öſtreichiſchen Spione ihre Schmachlieder auf die Eidgenoſſen ſangen, voll Verketzerung, giftigem Zorn und unverſöhnlichem Haſſe, die Stimme der Gegner hörte, die auf Gottvertrauen und Recht fußten und ehrlich blieben, ſelbſt wo ſie im natürlichen Spotte muthwillig über die Niederlagen der dünkelhaften Gegner ſcherzten. Wenn man doch auch ſo in Deutſchland die huſſitiſchen Lieder und ihre geiſtlichen Schlachtgeſänge gehört hätte, und nicht blos die Ergießungen erbitterter und geſchlagener Feinde und befangener Zeloten! Im inneren Deutſchland überhaupt wollte es mit dem hiſtoriſchen Volksgeſange darum nicht fort, weil alles Große, was geſchah, an den Grenzen vorging, bis erſt im Laufe der Zeiten die innere Geſchichte der Nation durch die Reformation bedeutend ward und dann auch weniger das hiſtoriſche, als das kritiſche und ſkoptiſche Lied emporbrachte. Wie die moraliſche Cenſur, die unſere Poeſie übte, bisher immer groß und ſtets geſund und tüchtig war, ſo übte ſie auch in der Reformationszeit ihr Amt ſtärker als je; mit der politiſchen wollte es weniger gehen. Wo auch einmal ein armer deutſcher Poet etwas hinreimte, das richtete er nützlicher zu einem Geſchenk für ſeinen gnädigen Herrn ein; und überhaupt verdiente doch auch wohl ein Albrecht von Brandenburg und ein Pfalzgraf Friedrich und ſein Sieg bei Seckenheim (1462) [271]) weit eher ein Lied, als ſo manche kleine That der Reichſtädter; und wenn der ſchwache Kaiſer Friedrich auch keine Volksſänger fand, ſondern nur etwa einen Beheim und die bretagniſche Heirathsgeſchichte Maximilian's höchſtens einen Hans Ortenſtein [272]) zum Dichten reizte, ſo ſang man doch dagegen dem jungen Lasla, der ein Volksliebling und die Hoffnung der Chriſtenheit war, recht aufrichtig gemeinte Loblieder. Es wollte auch innerhalb Deutſchland gar nichts von den Bewegungen der untern Stände glücken; die Schweizer, die huſſitiſchen, die dithmarſiſchen Bauern machten innerhalb 150 Jahren den Kriegsruhm der deutſchen Ritterſchaft an allen Grenzen zu Schanden, allein die Bauernkriege in Deutſchland nahmen gleich eine ſolche Wendung, daß jeder Vernünftige ſich

271) Hormayers Taſchenbuch 1834. S. 1 sqq.

272) Die Geſchichte zwiſchen des römiſchen Künigs und des Künigs von Frankreich. o. O. 1491.

abwandte, und ſo mißlangen auch die bürgerlichen Bewegungen in Wien: der Bürgermeiſter Holzer, der wohl ehedem auf die Vertreibung des ſchlechten Grafen Cilly Spottlieder ins Volk gebracht hatte, mußte ſich von dem fürſtlichen Poeten Michel Beheim an den Pranger ſtellen laſſen. So herrſchte denn eine ganz offenbare Scheu, ſich über öffentliche Dinge aufrichtig hören zu laſſen, und ſo laut ſich, wie wir ſogleich erfahren wollen, der Hofparaſit Beheim mit ſeinen hiſtoriſchen Gedichten und Beurtheilungen der Zeitbegebenheiten machte, ſo rückhaltend iſt dagegen Hans Roſenplüt in einem allegoriſchen und abſichtlich dunkel und räthſelhaft gehaltenen Liede von dem ausgeflogenen Türken, zu dem ſich Zeislein und Meiſen geſellt hätten (dies ſind Anſpielungen auf den huſſitiſchen Prieſter Mies und auf Ziska) um den Adler zu rupfen. Dieſer Roſenplüt der Schnepperer [273]) iſt aber auch ein wahrheitsliebender, volksſinnigerer, geraderer und viel tüchtigerer Mann als der weinsbergiſche Weber; ſein Urtheil über die Begebenheiten bei Tachaw und Tauß, bei denen er ſelbſt gegenwärtig war (1431) und worüber er zwei Sprüche (von Böhmen und von der Huſſenflucht) gemacht hat [274]), iſt ganz vortrefflich und ſehr anſchaulich verſetzt er darin in das deutſche Kriegsweſen. Man kommt um Gotteswillen, und trachtet doch nur darnach, ſeinen Beutel zu ſpicken; man zankt um den Alleinbeſitz einer Stadt, noch ehe man ſie hat; man unterhandelt, man beräth, „man ſpinnt ungehecheltes Werg," man veruneinigt ſich über das Bannertragen, man vermißt ſich hoch und theuer, und ſetzt die heiligſten und ehrenrührigſten Schwüre dran, daß man mit tapferer Hand ſtreiten wolle, und wie der Feind anrückt, läuft das ganze Heer ohne Schwertſtreich davon, ſo daß, wie Hans ſagt, eine gleiche Zahl von Bademägden ein Beſſeres geleiſtet hätten. Auf ſolche Thaten ließen ſich freilich keine Lieder machen. Und was die deutſchen Städtekriege angeht, ſo iſt auch da alles Geſchehende ſo kleinlich, daß es gleich jämmerlich und ängſtlich herauskommt, wenn die Rothenburger einmal ein Oertchen

273) Den Beinamen variirt er ſelbſt mit Schwätzer:
Der dieses liedlein hat geticht, das uns die warheit geyt,
der trinkt viel lieber wein denn wasser, und hetts der pabst geweyht.
Hanns Snepperer ist er genant, ein halber byderbmann,
der in ein grossen Swatzer heist, der tuot kein sünd daran.

274) Dresdener Hſ. N. 19. S. 165 sqq.

einnehmen, oder die Nürnberger ihren Feinden eine Schlappe beibringen, und wenn ſich über das Eine Ereigniß ein Bäckersknecht beſcheiden vernehmen läßt, oder über das Andere unſer Hans Roſenplüt ein anſpruchvolles Gedicht macht [275]). Es iſt doch ganz was anderes wie Suter den Stier von Uri (mit jener beliebten meiſt aus den Wappen hergenommenen Thier-Allegorie, die in allen dieſen hiſtoriſchen Volksliedern nach dem allgemeinen Geſchmacke dieſer Zeiten durchweg herrſcht) [276]) mit dem feindlichen Löwen in Kampf bringt, und wie Roſenplüt ſeiner eingepferchten Schafe Sieg über die 22 belagernden Wölfe darſtellt; ganz anders, wenn dort der Winkelried die Spieße der Ritter in ſeine Bruſt gräbt, und hier der Sieg mit den „bleiernen Schlehen" über die Ritterſchwerter erfochten wird; ganz anders die innige Begeiſterung dort, die der entſcheidende Schlag in einer großen Volksſache jedem Mitkämpfer einflößte, als hier die künſtliche Lebendigkeit der Beſchreibung in dem Gedichte des Reichsbürgers; ganz anders der Wechſel von Andacht, Erzählung, Satire und Spott dort, als hier das epiſch kleinliche Herzählen von allen trockenen und dürren Gleichgültigkeiten, was das hiſtoriſche Lied in Deutſchland im Allgemeinen ganz werthlos gelaſſen hat. Die allgemeine Neigung der Zeit zu Thatſächlichem, die Flucht vor aller Abſtraction veranlaßte dieſe unſäglich trockenen Reimereien. Und daran leiden übrigens auch ſchon die Lieder Veit Weber's [277]) (aus Freiburg im Breisgau), und andere Schweizergeſänge aus dem burgundiſchen Kriege (1476. 7.), denen überhaupt alle jene ſchönen Grundlagen ſchon fehlen, die den Thatſachen ſelbſt, die dem Burgundiſchen Kriege gegen den Habsburgiſchen ebenſo abgehen. Immer zwar behauptet das Kriegslied der Schweizer auch in dieſen Zeiten noch ſeinen Rang, wie ihr kriegeriſcher Charakter und ihre Todesverachtung noch im ſchwäbiſchen Kriege ſonderbar abſticht gegen die Inſubordination und die tändelnde Art, mit der die guten Reichsſtädter, ähnlich wie die

---

275) Es iſt auch in Wolff's Samml. gedruckt.

276) Uebrigens wagt man ſich auch in freie Allegorien, z. B. in dem Gedichte über Albrecht, den Schwiegerſohn König Sigmund's (1438) im deutſchen Muſeum 1776.

277) Ausg. von Schreiber: Kriegs- und Siegslieder aus dem 15. Jahrh. von V. Weber 1814.

Italiener ihre Kriegszüge behandelten[278]), die ſich etwa im Trunke, wo es aufs tapferſte Einſchenken ankam, vermaßen je Einer drei Schweizer auf ſich zu nehmen, und ihre „ſchwäbiſchen Poſſen" auch in den Bewegungen des Bauernkrieges nicht laſſen konnten. In jedem epiſchen und lyriſchen Liede nun drückte ſich natürlich bei der großen Unmittelbarkeit dieſer Geſänge der Charakter der Begebenheiten und Nationen genau ab; und ſo viel Ernſt und Würde in den Schweizer-Liedern des 15. Jahrhunderts noch iſt, ſo miſcht ſich doch ſchon Selbſtgefühl und Uebermuth und ein Trotz auf ihren alten Ruhm unwohlthätig ein; ſo groß die Thaten bei Granſon, Murten und Nancy waren, ſo war da weder ein großes Recht noch eine große Sache mehr; und trotz den Anlagen des mehr profeſſionirten Dichters[279]) Veit Weber, können ſeine Lieder weit nicht die Wirkung machen, wie das einfachere Gedicht des Suter. Dagegen ſpricht wieder, obgleich die hiſtoriſch treue und minutiöſe Erzählung den poetiſchen Werth gering hält, aus den dithmarſiſchen Liedern über die Schlacht bei Hemmingſtede[280]) (1500) ganz jene Vaterlandsliebe, jener Geſchlechts- und Ahnenſtolz, die Freiheitsliebe des ehrlichen Bauern gegen ſtolze Unterdrücker, des armen Unabhängigen gegen den vornehmen Unfreien, und jener fromme Sinn, der unter den Bedrohten den Spruch in Umlauf ſetzte, daß wenn ſie Recht hätten, Gott ſie nicht verderben, hätten ſie aber Unrecht, ſie möge ſterben laſſen. Auch was den Vortag angeht, die alten kecken Züge[281]) und den Romanzenton, würde ich dieſe Lieder mehr

278) Mit den Schweizerliedern über den ſchwäbiſchen Krieg muß man einen Druck von 1499 o. O. vergleichen, der die deutſche Seite in einer gereimten Erzählung vertritt, um den lächerlichen Abſtand der Poeſien auf beiden Seiten recht zu empfinden. Der Titel iſt: Von dieſem krieg wie ungefüeg der ſwitzer ſtamm iſt ungehorſam dem römiſchen reich u. ſ. w.

279) Er ſagt von ſich:

Mit gesang vertreib ich min leben,
von tichten kan ich nit lan,
darumb mir stett hand geben,
die schilt ich an mir han;
dass ich mich dester bas mög erweren,
und ehrlich kum gegangen
für fürsten und für herren.

280) Im Neocorus, von Dahlmann herausg. 1827.

281) Neocorus, 1, 518 am Schluß eines Tanzliedes;

den ſchweizeriſchen des 14. Jahrhunderts vergleichen, wie überhaupt etwas noch ganz Urvolksthümliches in dem Volksgeſang dieſer Dithmarſen und in deſſen Tradition durch Tanzweiſen liegt. Grade da alſo, wo der Schauplatz unſrer alten großen Volksſagen iſt, im Norden und Süden, wo auch die ſpätere Volkschronik (unter Schweizern und Dithmarſen) am thatenreichſten und ſchönſten exiſtirt, da ſind auch die friſcheſten Volkslieder in dieſen Jahrhunderten entſtanden, und in eben dieſen Gegenden ſind die Sammlungen dieſer Lieder und das Intereſſe daran am älteſten und am meiſten eingewurzelt [282]).

Das hiſtoriſche Lied im inneren Deutſchland blieb alſo bei ſeiner Nüchternheit; die poetiſche Kritik des öffentlichen Lebens bezog ſich mehr auf Moraliſches als auf Politiſches. Wo ſie ſich auf das Moraliſche bezog, da ward die Stimme der poetiſchen Sittenprediger ſtets heftiger und lauter, je mehr ſie aus dem Kreiſe des Volkes hervorkamen; wo ſie ſich auf das Politiſche bezog, da mußte es ein allgemeines Thema ſein, wenn ein etwas freierer Ton angeſtimmt werden ſollte. So ſagt Cyriacus Spangenberg in der ſächſiſchen Chronik, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts Lieder im Volke geſungen wurden, worin die Obrigkeit gemahnt werde, Recht zu pflegen, dem Adel nicht zu viel Gewalt einzuräumen, den Bürgern nicht zu viel Luxus zu geſtatten, die Bauern nicht zu beſchweren und die Straßen rein zu halten. Auch in der Türkengefahr erlaubte es die chriſtliche Licenz ſchon, freimüthiger und kecker die zögernden deutſchen Fürſten und die Ritterſchaft anzugreifen, die ganz ſtufenmäßig ihre alte Begeiſterung für die chriſtlichen Kreuzkämpfe in den letzten preußiſchen, den huſſitiſchen und türkiſchen Kriegen bis zur Indolenz ſinken ließ. Man fühlte indeſſen nicht allein in der moraliſchen, ſondern auch in der politiſchen Welt die Gebrechen ſchon im 15. Jahrhundert ſtets mehr, und auch unter den Poeten dieſer Zeit, wie der des 14ten, läßt ſich entdecken, wie man ſich auf verſchiedene Weiſe in der Geſellſchaft ſtellte und ſie

---

Segget dem koninge gude nacht, he hefft uns braden böner gebracht;
tastet tho, gi leven gesten, dit gifft uns konig Hanss thom besten
gistern waren se alle rike, un stecken se hir in dem schlicke;
gistern do voreden se einen hogen mort, nu hacken ehn de raven de ogen uth.

282) Vergl. die Einleitung bei Soltau.

beurtheilte, wie wir vorher bei den öſtreichiſchen Dichtern ſahen. Der Kampf des Alten und Neuen und die Gegenſätze werden dabei ſtets lebhafter; die Dichter ſind aus der bürgerlichen Klaſſe, aber zum Theil noch im Hofweſen befangen wie in den Regeln der alten höfiſchen Kunſt. Zwei Dichter, die man gewöhnlich ſchon Meiſterſänger nennt, zeigen der Eine, wie unrettbar das Alte ſeinem Untergange entgegen ging und die höfiſche Kunſt hinſtarb, der Andere, wie machtvoll mit den untern Klaſſen neue Begriffe und ein neuer Geſchmack emporkamen. Jener erſte iſt Michel Beheim, und dieſer letztere iſt Hans Roſenplüt. Beide ſuchten noch die Höfe mit ihrer Kunſt, Roſenplüt noch ganz als ein ſolcher Wappendichter, wie Suchenwirt [283]). Ganz ſo erklärt er noch das Wappen des Herzogs Ludwig des Reichen von Landshut, ſingt deſſen Preis in einer Ehrenrede (1460) und erhebt ihn in unmäßigem Lobe; auch andere ſeiner Gedichte, die wie das obenerwähnte, allegoriſche Einkleidung tragen, nennt er Wappenreden. Trotz dieſer ſeiner Stellung aber zu Hof und Ritterſchaft die ihn wie Beheim in ganz Deutſchland umtrieb [284]), hat er auch weiter nicht die geringſte Sympathie mit dem alten Ritterweſen, ſondern eröffnet mit aller Entſchiedenheit die Volksmanier und die Stoffe, die wir dann bis zu Hans Sachs hin ſich weiter bilden ſehen. Es iſt ſelten, und ſteht ihm fremd, daß er ſich (wie in dem Gedichte von den 7 Wochentagen) auf ascetiſche Vorſchriften einläßt und dabei die herkömmlichen Bilder und lateiniſchen Brocken gebraucht; auch ſeine Reden zum Lob der Jungfrau voll eigener Miſchung des alten Schwulſtes mit den ganz gemeinen Ausdrücken der Volksſprache, erſcheinen ſeltſam neben ſeiner ſonſtigen Klarheit und Heiterkeit; die üppigen Naturſchildereien in den Eingängen ſeiner Allegorien, die Beſchreibung der Steine und Pflanzen oder etwa der muſicirenden Vögel, die überladene und lächerliche Durchführung, die dann

---

283) In ſeinem Gedichte auf den Herzog Ludwig von Landshut ſagt er:
ich — bin ein fremder abentewrer
zu fürsten, zu herren, zu kunigen und zu keysern,
und bin irer wappen ein nachreyser,
nach Adams ere zu plasonniren,
und auch ir varb zu difidiren,
und such an iren hofen mein narung.

284) Dresdener Hſ. 19. S. 102. Ich hab alle teutſche land durchſucht ꝛc.

einem ſolchen lächerlichen Vergleiche ankleben, die geſuchten ſonderbaren Reime [285]), in denen er ſich dann gefällt, all dies ſind ſeltnere Auswüchſe bei ihm, in denen ſelbſt er übrigens als ein berufenerer Mann erſcheint, als die meiſten ſeiner ungefähren Zeitgenoſſen. Seine Erzählungen und Schwänke, von denen manches gedruckt iſt [286]), halten ſich noch am meiſten an den alten reineren Erzählton, ſelbſt wo die Gegenſtände derber ſind, ſo wie umgekehrt ſeine Faſtnachtſpiele, auf die wir unten zurückkommen, die bäuriſche, zotige und ganz ungezogene ſchmutzige Volksmanier am ärgſten an ſich tragen. Er urtheilt von dem Stande der Welt im Allgemeinen nicht beſſer, als der Teichner, aber er iſt glücklich dabei, wie der ſtets klagende Mann des Volks überhaupt; und bei etwas näherem Zuſehen findet man, welch ein guter Bürgersmann er iſt. Bei Teichner und Suchenwirt hört man kaum von einer andern, als der ritterlichen Geſellſchaft, bei Roſenplüt faſt nur von der bürgerlichen; tadelt er beide, ſo trifft ſein Tadel die letzteren gelinder, lobt er beide, ſo iſt ſein Lob der letzteren inniger. In dem Gedicht vom Einſiedel [287]) berichtet der Dichter von der Lage der Welt ſo: Die Frommen ſieht man jetzt äffen, das Recht hängt an der Wand, die Wahrheit taugt nicht mehr an den Hof. Es ſind keine Fürſten mehr, deren Wort ohne Wandel iſt, ſie drücken und beſchweren die Menſchen mit falſcher Münze, mit Zöllen und Mauthen; die Ritterſchaft hat ihr rechtes Schwert verloren, mit dem ſie ſonſt Wittwen und Waiſen ſchützte und Unrecht ſpaltete, ſo iſt Fürſt und Adel von Schande entſtellt; ihre Gerechtigkeit beſteht nicht mehr, das hört man die frommen Herolde klagen, die nicht mehr die Wahrheit reden dürfen, weil man ſie zum Hof hinausjagt. Zum Pabſte wählt man nicht mehr den Frommen, ſondern den Mächtigen, und ins Stift den, der große Freunde hat, vor welchen den Armen grauſt, die im Lande ſengen und brennen; Leute mit ver-

285) In Nr. 7 dieſer Handſchrift ſind die Reime der erſten Verſe folgende: Freude: Hayde, ſchoſt: proſt, krewtlein: hewtlein, zeglich: kecklich, Säftlein: Schäftlein, Tönlein: Krönlein, flindelt: gezindelt, Eſtlein: Käſtlein, geſchmolzen: überſtolzen u. ſ. f.

286) Von ſeinen Priameln ſind einige gedruckt in dem Bericht an die Mitglieder der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig 1837. Seine Weinſegen und Grüße: Altd. Blätter I. 4.

287) Nr. 9 in der angeführten Handſchrift.

giftetem Rufe, die vielleicht ſelbſt hinterm Buſche gepaßt haben, werden zu Domherrn gemacht, die heilige Dinge lehren ſollen. Hat ein ſolcher dann mit der Pfründe erſt Hab und Gut erhalten und braucht auf Gold nicht mehr auszutraben, ſo geht er auf ſchöne Weiber aus. Dieweil ſtirbt der Biſchoff, ſo wählt man ihn an ſeine Stelle, da er im Stifte mächtig geworden; von ſeinen alten Sitten hängt ihm noch ein gut Stück an, nun raubt er im Lande, im Eiſenhut und Panzer, zum Schrecken der Kühe und Kälber, welche die Armen nähren ſollten. Kaum daß die arme Prieſterſchaft in den kleinſten Pfründen das Volk noch belehrt. In der Gemeinde ſtehts nicht beſſer. Was der Edelmann trägt, will auch der Bürger tragen, ihm ahmt der Handwerksmann nach und dieſem wieder der Bauer; jeder wills dem andern gleich thun, gewinn' ers nun mit Kegeln, Borgen oder Verkaufen; obenan ſitzen daher die Wucherer; Beten und Kirchengehen iſt ihnen langweilig. Man ſieht leicht, wie hier der Nachdruck auf dem erſten Theile liegt. Man vergleiche weiter den Spruch zum Lobe des Herzogs Ludwig, wie pflichtmäßig Alles herauskommt, gegen die Innigkeit und Herzlichkeit, mit der er ſein Nürnberg [288]) (1447) preiſt, ſeinen weiſen Rath, den getreuen Hirten der Stadt, die gehorſame Gemeinde, die wohlgezogene Prieſterſchaft, die in der That erſtaunlichen Wohlthätigkeitsanſtalten, ihre meiſterlichen und bildenden Künſtler, ihre Kaufmannſchaft und Handelsverbindung, ihren redlich erworbenen Reichthum und ihren Glanz, der ſie, wie auch Aeneas Sylvius anerkennt, unter die erſten Städte der Welt ſtellt. Und am ſprechendſten lernt man den Dichter in ſeinem Faſtnachtſpiel vom Türken kennen [289]). Der Großtürke erſcheint unterm Geleite der Stadt Nürnberg auf deutſchem Boden als Reformator, denn er hat im Stande der Dinge und der Sterne gelernt, daß der Chriſten Unglücksſtunde geſchlagen. Hoffahrt, Wucher, Ehebruch, Meineid, Ketzerei, falſch Gericht, Simonie, Zölle und den Druck der Oberen auf die Niedern will er ausrotten. Ihr ſeid alle, ſagt der Türke dem päbſtlichen Boten, der ihm mit dem Bann droht, ungetreu aneinander, ihr habt böſe Münze, falſche Richter und ungetreue Amtleute, wo iſt einer, der das Alles austilgt? Ihr

288) Ebend. Nr. 11.
289) Iſt gedruckt in Tieck's deutſchem Theater.

habt Juden, die euch mit Wucher freſſen und in gutem Frieden ſitzen, ihr habt Pfaffen, die hohe Roſſe reiten und um den Glauben ſich wenig kümmern, ihr habt böſe Gerichte und ungetreue Herren, die ihr alle mit eurer Arbeit nähren müßt, ihr habt große Beſchwerung und kleinen Frieden, wo iſt einer, der das Alles abſtellt? Die Kuchen eurer Fürſten ſind alle zu fett geſchmelzt, ihre Roſſe zu ſchön und zu glatt; noch höhen ſie ihren Bauern ihre Abgaben, und wenn ſie einer einmal darum tadelt, ſo ſchlagen ſie ihnen ihre Rinder nieder, und ſollte ihr Weib und Kind darum Hungers ſterben [290]). Dem vom Pabſt, Kaiſer und Reichstag bedrohten Türken hält dann die Stadt treulich ihr gegebenes Geleit. — Auf andere Seiten des Dichters werden wir gelegentlich zurückkommen. Man erkennt übrigens ſogleich, wie dieſer Ton die politiſche Kritik der Hutten einleitet, ſo wie Roſenplüt überhaupt als Bahnbrecher für jede Gattung faſt, welche die Reformationszeit auszeichnet, und als ein Vorläufer von Hans Sachs betrachtet werden muß.

Dem Roſenplüt entgegenſetzen wollten wir den Michel Beheim [291]). Es kommt uns weder darauf an, ſeine zahlloſen Poeſien

290) Dazu denn als Probe der Manier folgende Stelle, die Botſchaft des türkiſchen an den deutſchen Kaiſer:

Sage deinem keyser hinwider, dem obersten haupt,
im sei recht und unrecht erlaubt,
wolle er hageln, so wollen wir schawern,
und wolle er weinen, so wollen wir trawern,
wolle er sawern, so wollen wir bittern,
und wolle er lachen, so wollen wir kittern,
und wolle er trennen, so wollen wir reiſsen,
und wolle er f—, so wollen wir uns besch —
wolle ers dan verbieten, so wollen wirs halten,
das raten unsern fursten wir alten;
und wollen im dann ein pot hinwider tun,
wenn dann ein fuchs wird fliehen ein hun,
und wenn ein hund ein hasen fleucht,
und wenn ein einfeltiger ein beschiſsen Juden betreugt,
und wenn ein frosch einen storchen verschlickt,
und wenn der pettler nimmer an seine cleider flickt,
und wenn ein gans ein wolff wird jagen,
und wenn die frawen nimmer kinder tragen,
wenn im das alles geschicht, erst wollen wir fliehen,
und mit schanden wieder heim ziehen.

291) Gedrucktes in der Sammlung für altd. Lit. und Kunſt. Ich benutze die Codd. Pall. 335. 386. 351. 375. 382 und beſonders 312.

durchzugehen und zu charakteriſiren, noch auch ihn unter anderen ſeiner Zeitgenoſſen oder nächſten Vorgängern und in ſeinem Verhältniſſe zu dieſen, zu einem Schöndoch, Harder, Leſch, Hültzing u. A. zu zeigen, denn ſowohl ſeine als auch dieſer Männer meiſte Dichtungen theilen zu ſehr die Form und den allgemeinen Charakter des Meiſtergeſanges (obwohl ſie noch keiner Schule angehören) und verdienen die particulare Auszeichnung zu wenig, als daß ſie nicht in der allgemeinen Erwähnung deſſelben ſpäter mit eingeſchloſſen werden dürften; es gilt uns nur darum an den merkwürdigen Schickſalen dieſes Mannes (geb. 1421) zu verſinnlichen, wie das Heil der Dichtung fernerhin nicht mehr an den Höfen gelegen war, ſondern im Volke, und wie hart ſich eben an ihm der Verſuch ſtrafte, aus den Gewerbsklaſſen des Volkes, in denen er geboren und für die er erzogen war, die Kunſt noch einmal an die Höfe zu tragen. Seinen Urſprung leitete Michel aus Böhmen her; ſo wenigſtens beantwortete er die Frage, die man ihm an König Ladislaus Hof in Prag einſt ſtellte, woher ſein Name Beheim käme, da er doch ein Deutſcher ſei: ſeine Ahnen ſeien aus Böhmen vertrieben worden und hätten ſich in Schwaben (in Weinsberg) niedergelaſſen. Sein Vater war ein Weber und er ſelbſt ernährte ſich eine Weile durch das vom Vater erlernte Handwerk, bis er an das Geſchäft des Dichtens kam. Da nahm ihn ſein Herr Conrad von Weinsberg von dem Gewerbe weg; er lernte der Fürſten Hof ſuchen, und entſchloß ſich der Singkunſt ſich zu ergeben bis zu ſeinem Tode. Doch blieb er dem Handwerke hold, bei dem es ihm einſt behaglich war, und wollte ſich deſſen nicht ſchämen, auch da er keine Tücher mehr zu machen wußte [292]). Der arme Mann; wie oft mag er in ſeinem Leben an die ruhigen Stunden zurückgedacht haben, wo ihn das ehrbare Gewerb einfach ernährte, während er

292) Cod. 312. f. 24.

Ich mein nit daz ich guter tücher vil mach mer,
doch pin ich danoch disem antwerk holde,
und wil mich sein nit schemen wo ich ker,
wan es mir offt gutlichen hat getan,
e dann ich bon gewist ein ander leben.
Nun han ich ein anders gevangen an,
und hoff mir soll das nit mer werden not;
in singens kunst han ich mich gantz ergeben,
und muss es treiben biz an meinen tot.

ſpäter ſeine Armuth und Blöße beklagen mußte [293]). Es hatte ſich ihm eine glänzende Ausſicht eröffnet, er gab die ſichere dafür hin; er trieb ſich in der Welt auf und ab um kümmerliche Nahrung, und da er frühe Weib und Kind hatte, ſo hemmte ihn das vielfach am Wandern, und leider ward er ſo oft auch gegen ſeinen Willen zum Wandern genöthigt. Wie gut wars, daß ſich der ſelbſt vergnügliche Weber noch tröſtete und meinte, er dürfe ſich ſeines Geſanges nicht ſchämen, er dürfe wohl vor die Merker kommen, denn er wiſſe ſeiner Silben Zahl wohl zu ſetzen nach rechter Läng und Breite, ſo daß er es mit ſeinen Zeitgenoſſen ſchon aufzunehmen wagte, wenn er ſich gleich nicht meſſen wollte mit jenen alten zwölf Geſangmeiſtern, die noch in der guten Zeit lebten, wo ſie nicht um Lohn der Fürſten betteln, um Brod und Wein ſorgen, ſondern wo ſie all ihren Sinn aufs Dichten wenden durften, während er für Weib und Kind auf Erwerb zu denken hat beim Abend und beim Morgen. Wie ſtark mußte in ihm die Begeiſterung für die Kunſt ſein, die ihm ſo ſchnöde lohnte, und der er doch auch in Jammer und Noth bis zu ſeiner letzten Stunde anhängen wollte, die er an Höfen und bei Fürſten verachtet, aber ſonſt im Himmel nnd in der Hölle und unter den Thieren und Elementen im Preiſe ſah. Es iſt gewiß nicht leicht ein Meiſterſänger zu finden, der an dichteriſchen Anlagen tiefer zu ſetzen, oder an Geſinnung und Charakter ſo verſehrt wäre, wie dieſer Beheim, und dennoch iſt dieſe Hingebung für eine edle Sache ſo rührend und guter Sinn und ein ehrlich Gemüth auch unter den Verderbniſſen, mit der eine drückende Armuth ſo leicht die Moralität gefährdet, wohl zu erkennen. Nach dem Tode ſeines erſten Herrn ſtrebte er höher: er kam zu Markgraf Albrecht zu Brandenburg. Aber gleich unter dieſem hätte er lernen ſollen, daß die Zeit des Singens am Hofe vorbei war. Er kam mit ihm einſt nach Heidelberg, ſang

---

293) Ibid. f. 224.

Was hülff mich mein gesang, daz ich dapey verdürbe,
kein narung erwürbe?
pesser ist mir geton, daz ich mich zih davon,
wil mich kein fürst versehen, so muſs ich vorter spehen,
ein anders vahen an, wan ich kan nit bestan
in solchem wesen mer, wann ich mich nie so ser
verzert bei meinen tagen; mein armut muſs ich clagen,
ich wart nie mer so ploſs.

da vor dem Hofe in ſeiner ſchlichten goldnen Weiſe und ſtrafte des Adels Brandſtiftung und Räubereien. Das war freilich am unrechten Orte. Einer rief ihm zu, er wäre wohl gar im Stande, ſich gegen den chriſtlichen Glauben aufzulehnen; wenn er nichts anderes ſingen wolle, ſo ſolle man ihn in einen tiefen Bach werfen. Der arme Sänger gab dem Spötter ſeinen Spott wieder und ſchlich ſich davon. Schlimmer gings ihm im Gefolge des Markgrafen nachher, als er von den Rothenburgern gefangen ward. Das mag (nach den Fehden aus der Rothenburger Chronik zu urtheilen) 1449 geweſen ſein. Er verſchwur dann, ſeinen Herrn nicht wieder zu ſehen bis deſſen Zwiſte beigelegt ſeien. Er fuhr dann erſt eine Zeit in Deutſchland umher, kam hernach nach Lübek und von da wandte er ſich an den mit dem Brandenburger verwandten Hof von Dänemark. Der König (Chriſtian von Oldenburg) war nicht in Kopenhagen; die Königin, die den Dichter mit Huld empfangen hatte, ſchickte ihn ihrem Gatten nach Norwegen. Erſt hatte er da einen Sturm zu beſtehen; dann reiſte er dem Fürſten zu Lande nach, und wohlaufgenommen begleitete er den König eine Zeit lang, litt bei der Rückkehr abermals Sturm und meinte, ohne die gute Pflege wäre er elend umgekommen. Nach einigem Aufenthalte an Chriſtians Hof kehrte er nach Brandenburg zurück. Nachher kam er an den Hof Herzog Albrechts von Baiern, dem er in einem Gedichte gelegentlich ſehr ausführlich das Horoscop ſtellt, und deutet „wie er ſeine Art von den zwölf Häuſern und ſeine Natur von den Planeten" hat, obgleich er ſonſt der Wahrſagerei und der Vogelſchau abhold iſt, wie dem Alp und der Wolfswandlung und jederlei Aberglauben, und den Zauberern und Weiſſagern ſo gram, wie den Quackſalbern, Schatzgräbern, Verzückten, Todtenweckern und Herſtellern der Jungfrauſchaft [294]). Wir finden ihn alsdann im Dienſte des Herzogs Albrecht von Oeſtreich, und damals hat er vielleicht die freundlichern Gedichte gemacht zum Lobe Oeſtreichs, zum Preiſe der Wiener Univerſität, deren Verdienſte um die Chriſtenheit in der Zeit des Schisma's und auf dem Concil von Conſtanz er nicht genug zu rühmen weiß [295]), ſo wie er auch ſonſt ein

294) Cod. 382. f. 156 sqq.

295) Cod. 312. f. 153.

heftiger Gegner der Huſſiten iſt und ihrer Gebräuche ſpottet [296]), wie überhaupt jede Stimme der damaligen Zeit faſt ungetheilt noch Parthei gegen dieſe Ketzer nimmt, wie z. B. der Priſchuch, der die elende Reimerei von der Coſtnitzer Kirchenverſammlung gemacht hat [297]). Beheim hat ſich auch in Wien für diesmal nicht lange aufgehalten; er ging zu dem Grafen Ulrich von Cilly, dem Vertrauten des jungen Königs Ladislaus. In dieſen Zeiten machte er die verſchiedenen Gedichte über die Türkenangelegenheiten. Dieſe und ſeine übrigen hiſtoriſchen Gedichte ſind das Umfaſſendſte in ſeinen Werken und ſie ſetzen unter veränderten Verhältniſſen Suchenwirt's Ehrenreden fort, ſind aber überall zu viel größerem Umfang angewachſen und ſtehen in ihrem dichteriſchen wie hiſtoriſchen Werthe unendlich weit nach. Von einem Augenzeugen hatte er ſich den Stoff zu einem Geſang [298]) über die Türkenkriege des Königs Wladislav von Polen gegen Murat verſchafft, die ſo unglücklich (1444) für den erſtern ausgingen. Die Thaten des Johann Gisgraw, des tapfern Feldherrn der Eliſabeth, Wittwe König Albrecht's; die ungariſchen Erbgeſchichten zur Zeit Kaiſer Friedrich's III., die Eroberung von Conſtantinopel (1453), die Ermordung ſeines Patrons, des ſchmählichen Grafen von Cilly (1456), Alles hat er in Reime gebracht [299]). Ueberall ſingt er ſeines Dienſtherrn Preis; er nimmt ſich dieſes häßlichen Charakters ſo gut an, wie jedes andern, denn es iſt ſein ausgeſprochener Grundſatz, daß er deſſen Lied ſänge, deſſen Brod er eſſe und mit den Wölfen heule. Wenn er denn nur ſo klug geweſen wäre, ſich mit dem Hofgeſinde zu

296) In einem Spottlied f. 217 ſagt er, er wolle die Huſſiten vertheidigen: ſie ſeien nicht ungläubig, denn ſie hätten mehr Glaubensartikel als das ganze römiſche Reich; ſie empfingen das Sacrament in zwei Geſtalten, bald würden ſie es in drei bis vier nehmen; ſie verwürfen nicht die Heiligen, denn ſie hielten die Huß und Rockenzahn (den berühmten Prieſter Johann Rokyczana) heiliger als Gott; der Prieſter Meßgewande ſeien Harniſch und Helme; ſie hätten auf der Erde manchen heilig gemacht und in den Himmel gebracht und auf Tabor feierten ſie ihren Gottesdienſt unter Vogelgeſang und Büchſenklang: alle Stummen könnten ihr Lob nicht vollrühmen.

297) In einer Heidelb. Handſchr. der Weltchronik des Rudolf von Ems. Nr. 321. f. 288.

298) Cod. Pal. 312. f. 157.

299) Ibid. f. 228.

halten: aber da ihm dieſe nichts gaben, ihn vielmehr über die Achſel anſahen und auf ſein Gewerb mit Verachtung blickten, ſo ſcheint er jede Gelegenheit ergriffen zu haben, um ſich an ihnen zu reiben. Ladislaus hatte ihm Beweiſe ſeines Wohlgefallens gegeben, aber doch konnte er es nicht laſſen, wenigſtens gleichnißweiſe den Ketzern an ſeinem Hofe etwas abzugeben. Er kam in Ungnade und wußte ſelbſt nicht warum, denn der Schade machte ihn nirgends klug; er mußte wohl noch vor Ladislaus Tode (1457) von ſeinem Hofe weg, obwohl er vorerſt noch in Ungarn geblieben ſein mag. Bald treffen wir ihn an Kaiſer Friedrich's Hofe ſelbſt. Er macht 1462 den bekannten Aufſtand der Wiener mit, und hält mit dem Kaiſer die Belagerung durch Erzherzog Albrecht und den Bürgermeiſter Holzer aus. Er hat drei Jahre nachher dieſe Begebenheit in Reime gebracht [300], ſie zu leſen als einen Spruch, oder zu ſingen als ein Lied; er hatte es ſchon während den Aengſten der Belagerung der Wiener Burg ſelbſt angefangen und ſeine Weiſe darum die Angſtweiſe genannt. Hier ſchüttet er denn ſeinen ganzen Grimm über die Wiener, „die Handwerker, Schälke und Laſterbälge" aus und beweiſt, daß er im Haſſen und Schimpfen ſo arg ſein kann, als unmäßig und niedrig im Loben. Was er ſelbſt dabei erlebt und gethan, und wie er allen Hunger und alle Laſt mitgetragen, fließt mit in ſeine unſäglich rohe und langweilige Erzählung ein, die uns mit allen belagerten Edelknaben, Zeug- und Büchſenmeiſtern, Trompetern, Köchen und Kellnern, bis zu den Barbieren und Boten namentlich bekannt macht, und die übrigens zur Erläuterung des damaligen Zuſtandes von Wien nicht ganz ohne Nutzen iſt. Unter den Wienern machte er ſich mit ſeinem Poem keine Freunde, ſie ſchmähten und verfolgten ihn, aber es drängte ihn dieſe Materie zu behandeln und es ging ihm, wie jenem Propheten, der den Fall von Jeruſalem verſchweigen wollte: es brannte ihn bis er geſchrieben [301]. Wie gern würde man dieſen Wahrheitseifer anerkennen, wenn man nicht zu deutlich ſähe, wie bloße Fürſtendienerei ihn zu dieſem Haſſe der niedern Stände, denen er ſelbſt angehörte, verleitete, wie er auch ſonſt bei jeder Gelegenheit ſeinen Zorn ausläßt an den Reichsſtädten, die die einzig große

300) Cod. Pal. N. 386. Das Buch von den Wienern. W. Karejan. 1843.
301) Ibid. fol. 131.

Seite der damaligen deutſchen Geſchichte ſind, an den Bürgern, den Schneidern und Bauern, wie er ſie nennt, deren Emporkommen und friſche Strebſamkeit ſelbſt ein Aeneas Sylvius in dieſen Zeiten bewundert, und bald ein Hutten, der dieſen Glanz ſeiner Ritterſchaft lieber gegönnt hätte, mit aufrichtiger Wahrheit beſtaunt. Den Fürſten und dem Adel predigt er, wenn er gegen die Türken aufruft, von Artur und Karl vor! und hofft von ihnen Unterſtützung ſeiner Kunſt, die nirgends einen Sinn dafür hatten: denn der Gelehrte und Adelige, weil er ſah, daß das Volk ihm den Rücken kehrte, that desgleichen und dichtete hinfort lateiniſch und lateiniſche Dichter fanden dann etwa bei den deutſchen Kaiſern noch eine Lorbeerkrone. Bei Friedrich hatte der weltunkundige Mann gehofft, ſein Leben in Ruhe beſchließen zu dürfen, denn hatte er auch mit ſeiner Anhänglichkeit und ſeinen Lobliedern nicht ſo viel verdient? Allein es geſchah ihm bald, daß man ihm an Herzog Albrechts Hof, da er ſingen wollte, das Handwerk legte: denn man war jetzt nur etwa noch Hofnarren zu dulden an den Höfen gewöhnt. Und dies war weniger zu verwundern, da er kein Albrechtianer war; allein bald klebte der Name eines Kaiſerers ſo feſt und entehrend an ihm, daß man ihm zuletzt ſelbſt an des Kaiſers Hofe die Thür wies und Friedrich ihm Koſt und Speiſe abſagen ließ [302]). Da geſchah dem Wohldiener ſein Recht; und nun fing er an gegen Fürſten, Geiſtlichkeit und Adel in friſchem Zorn Gedichte zu ſchreiben, oder ſeines Muscatblüt „große Lüg" nachahmend höhniſch zu rühmen, wie wohl es in der Chriſtenheit ſtehe; wie der Sultan und ſein Herr die Taufe begehrten, der Pabſt mit allen Geiſtlichen ſich wacker hielte und von aller Hoffahrt und Weltlichkeit ferne, wie alle Orden ihre Regel, alle Richter in Gottes Willen unbeſtochen aufs Recht hielten, alle Prieſter in ihrer Lehre vergeben, was ſie ſelbſt thun, wie der Kaiſer in Eintracht mit aller Welt und nur mit den Türken in raſtloſem Kriege ſtehe, wie überall Friede und Sicherheit herrſche, Ungeld und Schatzung und falſche Münze unerhört ſei, und jeder Stand ſich untadelhaft zeige. So muß er denn auch von Wien aus ſeinen Wanderſtab weiter ſetzen und er fand eine endliche Zufluchtſtätte an Pfalzgraf Friedrichs Hof in Heidelberg. Dort war gerade ſeit der Stiftung der Uni-

302) Cod. Pal. 312. f. 156.

verſität einiger literariſcher Sinn; die Pfalzgräfin Eliſabeth hatte dort Berthold's Predigten ſchreiben und das Leben der heiligen Eliſabeth aus dem Latein überſetzen laſſen; Pfalzgraf Otto hatte ſich für das Wohl der Academie intereſſirt und an Friedrich's Hof fehlte es nicht an Glanz und an dem, was ihn erhöhen konnte. Wer hört ſich nicht gern einen Achill und Herkules nennen, auch wenn er ein Mann wie der böſe Fritz wäre, dem am Ende wenig an dergleichen Lob gelegen zu ſein brauchte! Vielleicht war es ſchon um des Lachens willen der Mühe werth, zwei ſo ſchamloſe Schmeichler, wie unſern Beheim und den Caplan Mathis von Kemnat ſich an einem großen Heldengedichte [303]) abwechſelnd abplagen zu ſehen, das in vollem Ernſte den ſiegreichen Friedrich über Alexander und Hannibal an Tapferkeit, an Pietät über Aeneas ſetzte, das den Otto zu einem Heiligen machte, und deſſen wackere Dichter ſogar mit Homer wetteiferten: denn jener Ausruf des Alexander, als er den Achill um ſeinen Sänger beneidete, hatte ſie zu ihrem Werke begeiſtert!

8. Veränderungen des lyriſchen Geſanges. Allegorien.

Wir haben ſo eben aus der Poeſie des 14. und 15. Jahrhunderts die Dichter hervorgehoben, welche die perſönlichen Verhältniſſe der Sängerzunft und die Veränderungen in ihrer äußeren Lage zu erläutern dienen; es war natürlich, daß ſich dies in ſolchen Gedichten ausſprach, welche die öffentlichen und Privatzuſtände der Zeit zu ihren Gegenſtänden hatten und daher practiſchen und didactiſchen Characters waren. Wir wollen jetzt auf andere herrſchende poetiſche Gattungen achten, auf das lyriſche Lied und was ſich aus ihm entwickelt, um innerhalb der reineren Dichtungen, die von Beziehungen nach außen freier ſind, dieſelben Schickſale der Poeſie zu finden, die denen der Poeten genau entſprechen. Wie wir in den Gegenſätzen der Teichner und Suchenwirt, der Roſenplüt und

---

303) Cod. Pal. 335. f. 123 heißt es:
Also ich bie an diser statt ein erztichter dutscher poet,
hystorybeschriber, mit nam hie genennet Michel Beham,
welche mich nennen wellen, mit sampt Mathis mim gesellen,
mittichter diser hystory, beschlieſs das end des siges hye u. s. w.

Beheim den Uebergang der Dichtung aus den höfiſchen Kreiſen in die Sphäre des Volkes beobachteten, wie wir bei einem Suchenwirt, ſo unvolksmäßig er im Ganzen iſt, allmählig zum volksmäßig hiſtoriſchen Liede übergeführt worden, ſo gleiten wir auch in der Lyrik und in einer Gattung allegoriſcher Reden, die vom Ende des 13. bis ins 15. und 16. Jahrhundert ſo häufig faſt wie die Beiſpiele ſind, und die ebenfalls, wie die geſchichtlichen Reden des Suchenwirt, wie die vielen aufgefriſchten erzählenden Werke noch den alten Rittergeſchmack feſthalten und das Minnelied erſetzen wollen, ganz unvermerkt in den Ton des erotiſchen Volksliedes über. Dieſer Uebergang iſt fortwährend der Faden, an dem wir unſere Leſer durch die wenig erfreulichen Producte dieſer Zeiten hindurchführen. Wir haben ſchon früher erfahren, wie jene Lieder öſtreichiſcher uud ſchweizeriſcher Dichter in der Nachblütezeit des Minnegeſangs in Stoff und Manier leiſer oder lauter zu dem Geſchmacke des Volkes herüberleiteten, und auch jetzt an der Scheide des 14. und 15. Jahrhunderts können wir in hinreichendem Material verfolgen, wie ſich das Höfiſche und Volksthümliche in dem erotiſchen Geſange bald ſtreitet bald nähert. Wie eifrig der alte Adel in dem Minneliede jetzt noch immer hie und da behauptet werden ſoll, ſo gleitet man doch auch hier, wie in jenen Rittergedichten deutſcher und karolingiſcher Sage in das Derbe und Rohe, ja bis zum Verachten der Weiber herab. Das epiſche und lyriſche Lied prägt gleichmäßig die veränderten Zeiten ab, wo man den Ausdruck „es ſtand abentheuerlich“ von der Unſicherheit der von Raubrittern belagerten Straßen brauchte, wo die Geſellen von der alten Minne einer der ärgſten jener ſchrecklichen Ritterbünde um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren [304]), wo der Ritter von Weſterburg, dem galanten Frauendienſte Feind, in Mismuth ſang „Auf ihre Gnad acht ich klein Sach, das laſſe ich ſie verſtan,“ und wo er von Kaiſer Ludwig darum getadelt werden mußte, um den Fehler mit einem herzbrechenden Liede „In Jammersnöthen ich gar verbrinn durch ein Weib ſo minniglich“ wieder gutzumachen [305]). In der Limburger Chronik, die eben dieſen Zug erzählt, ſieht man, aber leider nur aus kargen Anfängen der Lieder, die ſie erwähnt,

---

304) Frankenberger Chronik. a. 1380.

305) Fasti Limpurgenses ed. Heidelb. 1619. p. 11.

daß ſchon in dieſen Zeiten der Ton des Minneliedes in den des ſpätern Volksliedes überſpielt, aber doch noch vorherrſcht, obgleich ſchon der Volksgeſang ſich dieſer auch von Rittern ausgehenden Weiſen allgemein bemächtigte. Man ſieht aus den verſchiedenen Stellen dieſer Chronik, die ſich mit dem Geſange beſchäftigen, und die wir nicht auszuziehen brauchen, da ſie von Leſſing, Forkel, Roſenkranz u. A. ſchon mitgetheilt ſind, daß ſowohl der dichtende Ritter ſchon dem Volkston ſich fügte, als auch der dichtende Mönch den Ton des Minneliedes traf [306]); und dies Herablaſſen ritterlicher Poeten in populare Manier und das Hinaufſtreben gewerblicher Sänger nach dem alten Ritterton kreuzt ſich alſo im Lied wie in den größeren Dichtungen, ebenſo wie im wirklichen Leben der Bauer zum Edelknechte, der Ritter zum Räuber ward, der Bürger durch Eheverbindungen mit Rittertöchtern nach Anſehn und Würde, der Ritter durch Ordensverbindung mit jedem gemeinen Räuber nach Macht und Gewalt ſtrebte, bis ſich dann der Bürgerſtand allmählig ſo in der Literatur feſtigte, daß er ſeine eigenen Zuſtände achten und beſingen lernte, wie er auch den Reichen und durch ritterliche Frauen vornehm gewordenen Bürgern zu verbieten anfing, ſich von der Zunftgenoſſenſchaft loszuſagen.

Dieſem Schwanken der äußeren Zuſtände des Lebens gleicht nicht nur die Lage der Dichtung in jener Zeit, da ſie, wie wir ſehen, von den Höfen verdrängt und in förmliche Schulen der Meiſterſänger noch nicht aufgenommen war, ſondern auch die innere Beſchaffenheit des Geſangs ſpricht dieſe Zwieſpältigkeit vortrefflich aus.

Dies lernt man am beſten und in hinreichender Fülle aus dem

---

306) Ebend. Sp. 36. Zu disser zeit, 5 oder 6 jahr davor, war auf dem Mayn ein münch Barfüsser Ordens, der ward von den lüten aussätzig und war nit rein. Der machte die besten lieder und reihen in der welt von gedicht und melodeyen, dass im niemand uf Reinesstrom oder in dissen landen wol gleichen mochte, und was er sung das sungen die leut alle gern und alle meister pfiffen und andere spilleut fürten den gesang und das gedicht. Er sang diess lied: „Ich bin aussgezeblet, man weisset mich armen vor die thür, untrew ich spür nun zu allen zeiten.“ Item: „Mai Mai Mai die wunnegliche zeit, menniglicbe freude geit, ohn mir, wer mainte das?“ Item: „der Untrew ist mit mir gespielt“ etc.

Liederbuche, das von Clara Hätzlerin[307]) in Augsburg, um 1470 — 71 abgeſchrieben wurde. Es enthält außer einer Anzahl von Priameln, Gnomen und am Rande beigeſchriebenen minniglichen Sprüchen, die in ernſter Rede und burlesker Widerrede die Sprüche von Salomon und Marcolph nachahmen, 85 erzählende oder didactiſche und 134 lyriſche Stücke von ganz verſchiedenen Verfaſſern. In dieſen letzteren ſtreitet ſich die alte und junge Zeit auf Weg und Steg; das völlig ausgeprägte Volksliebeslied des 16. Jahrhunderts, das ſchon in ſeinem ganzen Geſichtskreiſe der neuern Zeit angehört, enthält ſo viele Reminiſcenzen an dieſe Lieder, wie dieſe ihrerſeits wieder an die alten Eigenheiten des Minneliedes erinnern. Und auch darin zeigt ſich die Mitte, die dieſe Lieder zwiſchen beiden genannten Gattungen und Perioden halten, daß in ihnen weder der Ritterſtand mehr ſo vorzugsweiſe wie früher in dem Minneliede allein ſteht, noch aber auch irgend ein anderer niederer Stand darin namhaft erſcheint, wie ſo oft ſpäter der Fall iſt. Einzelne Stücke[308]) ſind wie aus Stellen des reinen Minne- und Volksliedes zuſammengeſetzt. Wir gehen überall aus den Verhältniſſen des Minnegeſanges in ähnlichen Formen zu den derberen der niederen Geſellſchaft über; von den Merkern zu den Klaffern, von der Linde an der Heide auf die Diele, von jener ſchwermüthigen Sehnſucht zu Schimpf und Scherz, von der ernſten Minneklage zu ihrer Parodie. Die Liederweiſen vereinfachen ſich und wenn man nur die Gattung der Taglieder von Wolframs oder Walthers Stücken bis auf das zur Volksliederzeit berühmte Von hoher Art ein Fräulein zart zuſammenſtellen möchte, ſo würde unſer Liederbuch das Weſentliche zu einer fortlaufenden Reihe liefern, die uns ein Bild von den Veränderungen der Form in einer gleichbleibenden Materie gäbe. Sehen wir von unſerer Sammlung ab, ſo bieten uns die Zeiten des ausgehenden 14. und anfangenden 15. Jahrhunderts zwei befreundete ritterliche Sänger, deren Lieder uns gleich-

307) Ed. C. Haltaus. Quedl. 1840. Fr. Pfeiffer macht mich aufmerkſam, daß die Hätzlerin ohne Grund eine Nonne genannt worden iſt; daß ſie vielmehr blos eine Abſchreiberin geweſen ſein wird, indem ſie auch noch andere Handſchriften, wie Hartliebs Buch von der Zauberei, die Geſchichte der Krönung Friedrichs III. und einen Schwabenſpiegel gefertigt hat.

308) Wie N. 36. Mein Herz hat im erwelt ꝛc. und mehrere andere.

falls den Character der Lyrik dieſer Zeit repräſentirend darſtellen können. Der Eine iſt Hugo von Montfort (in Vorarlberg um 1354 — 1423), der Andere Oswald von Wolkenſtein [309]) (in Gröden in Tirol geb. 1367 † 1445); beide waren zuſammen nach Lithauen, Compoſtella und Jeruſalem gezogen. Sie waren aus der Zahl jener reiſe- und ſchlagluſtigen Ritter, aus denen Suchenwirt einige in ſeinen Ehrenreden verewigt hat; Oswald hatte 1395 mit Herzog Albrecht IV. das heilige Land und die Küſte von Africa beſucht, war dann in ganz Europa gereiſt, ſtand ſpäter im Kriege der Brüder Ernſt und Friedrich von Oeſtreich im Elephantenbunde des tiroliſchen Adels gegen Herzog Friedrich, der nach geſchloſſenem Vergleiche mit ſeinem Bruder ihn verfolgte, aber, ſeiner Sängergabe wegen, nicht verderben wollte; 1419 zog er gegen die Huſſiten aus; dann lebte er der Dichtung und Muſe, zurückgezogen auf ſeiner erkauften Veſte Hauenſtein, auf der Alpe, die für den Roſengarten Laurins gilt, jenes tiroliſchen Liedes, in dem die mineralogiſche Bedeutung des Thales Faſſa verewigt ſcheint. Die Kataſtrophe, die damals den Tiroler Adel beugte, war für die Literatur in dieſen Gegenden bedeutend, und wir gewahren hier dieſelben Erſcheinungen, die wir gleich nachher, wenn wir die proſaiſche Romanpoeſie und Ueberſetzungsliteratur betrachten, in ganz Süddeutſchland an Höfen und Städten beobachten können. Wie hier in den kriegeriſchen Bewegungen der Fürſten und Ritter demokratiſche und ariſtokratiſche Tendenzen, die Macht der Städte und des großen Adels im Kampfe liegen, ſo fängt einerſeits die humaniſtiſche und klaſſiſche, andererſeits die rein volksthümliche Literatur ſich im 15. Jahrhundert in all dieſen Gegenden an, mit der altritterlichen zu ſtreiten, die vergebens ihre letzten Anſtrengungen zum Widerſtande aufbietet. Oswald ſang ſeine Minnelieder im alten Stile; Annenberg, deſſen Verwandte mit jenen gegen Herzog Friedrich verbündet waren, widmete ſich gleichfalls (1420—80) literariſcher Thätigkeit und ſammelte Minne- und Heldenlieder in

309) Nachrichten über ihn im Tiroler Almanach für 1803. 4. und Hormayer's Archiv 1823. Im Boten von und für Tirol und Vorarlberg 1823. Zerſtreut iſt: das Land Tirol. 1—3. Insbruck 1837. Vgl. auch Vanotti, Geſch. der Grafen v. Montfort und Werdenberg. Bellevue 1845. p. 180 ff.

eine Bibliothek; auch Conrad Vintler, auf Runggelſtein, dem man eine Sammlung von Fabeln und Paramythien zuſchreibt, die ſich in Innsbruck handſchriftlich findet, theilte dieſe Beſchäftigung. In ihren Sammlungen ſpielt aber auch die klaſſiſche Literatur ſchon eine große Rolle [310]), die von Italien in dieſe benachbarten Lande am erſten herüberreichte und die ſchon durch den bloßen äußeren Contraſt, und mehr durch ihren inneren Geiſt die mittelaltrigen Lebensordnungen und Literaturproducte bald gleichmäßig erſchütterte. Hierneben bedenke man, daß in Tirol ſchon der Natur des Landes nach alles Volksthümliche der Sage und Dichtung, Mährchen, Legende und Volkslied gewiß uralt heimiſch iſt, ſo begreift man wohl, daß der neuerhobene ritterliche Geſang Oswald's und Hugo's, wie ſehr er im alten Geiſte fortfahren wollte, gleich allen jenen Geſängen und Liedern der Clara Hätzlerin den alten Ton nicht mehr behaupten konnte. Von des Wolkenſteiner's Liedern kenne ich nur die wenigen, die in Clara's Sammlung und in Forkel's Geſchichte der Muſik [311]) mitgetheilt ſind; vielleicht ſind gerade dieſe Stücke nicht geeignet, ſeinen Geſang überhaupt zu vertreten, denn die Kenner ſeiner ſämmtlichen Gedichte bezeichnen einerſeits eine Mannichfaltigkeit in ihnen, die aus einzelnen Proben nicht erkannt werden kann, und dann heben ſie vor ſeinen Minneliedern, geiſtlichen Geſängen, gereimten Lebensgeſchichten, politiſchen Lehr- und Spottgedichten ſeine volksthümlichen Lieder als das vorzüglichſte aus und vergleichen ſie ſo nahe mit Hugo's, daß ſie ſogar vermuthen, es gehörten unter des letzteren Liedern viele dem Oswald an. Jene gedruckten Stücke ſind meiſt verkünſtelt, überladen und roh; Hugo von Montforts Lieder [312]) machen einen einfacheren und gefälligeren Eindruck. Zwar auch Er iſt noch einer der anſtaunenden Verehrer des Titurel und ahmt ihn unterweilen nach [313]),

310) Ich muß dieſe Ausſage die Verfaſſer des ſtoffreichen patriotiſchen Werkes über das Land Tirol verbürgen laſſen, denen ich ſie entlehne.

311) Ende des 2. Bandes. Eine Ausgabe von Wolkenſtein's Gedichten ſteht zu erwarten.

312) Cod. Pal. N. 329.

313) F. 6. Ich han ein buch gelesen aller tewtsch ein blum
das mag nicht anders wesen, genent Titterel
ist es sunder rum. Darnach han ich gesunnen
die reimen auch gemeſsen, ist daran nicht gewunnen

doch dringt in ſeiner guten Natur ein friſcher geſunder Sinn lebhaft durch, der auf die Einfalt des volksthümlichen Geſchmacks überführt. Hugo von Montfort's Gedichte ſind größerentheils Reden, wie er ſie nennt, allegoriſche Stücke, die er meiſt im J. 1401 gemacht hat und die ſich alle im Lehrton, am häufigſten in dialogiſcher Form, um die Lage der Welt, des Reiches und der Kirche, um die Sitten der Ritter und Frauen, um die alte und neue Minne drehen. Dieſe haben nichts Eigenthümliches vor den ähnlichen Sachen anderer Poeten voraus, aber mehr ſeine Briefe und Lieder, zu denen er ſich die Muſikweiſen durch ſeinen treuen Knecht Burk Mangolt hat machen laſſen. Sie zeigen den Uebergang vom ritterlichen Minnelied zum Volksliede am ſchönſten; ſie ſind häufig wenig verſchieden von einem Minnelied, nur alle breiter gerathen, in den Tönen ſehr einfach, und in der Wahl unſchöner Bilder mehr meiſterſängeriſch. Ueberall aber nehmen ſie den Volkston an; das Taglied wird wie zum Nachtwächterliede; die unmittelbarſten Empfindungen unbefangener, wahrer Natur treten in herzlichen Worten bezeichnet zwiſchen die alten Convenienzausdrücke des Ritters, und jene Eigenthümlichkeit des Volksliedes, daß es Gefühle aus Erzählung, Handlung aus dem bloßen Accente errathen läßt, ohne ſie auszuſprechen, iſt häufig erkennbar. Der Duft der friſchen freien Natur liegt darüber gebreitet, und darüber gibt uns auch eben dieſer Mann einen höchſt intereſſanten Aufſchluß, der über faſt alle dieſe Spaziergänge und Allegorien aufklären kann; er hat einen großen Theil davon wirklich in Wäldern, in Feldern und zu Roſſe gedichtet [314]; und ein großer Theil der ähnlichen Gedichte hat auch das Gepräge ſolcher Productionen, die in der

---

die leng die kürtz, oder han ichts vergeſsen,
so singt der gauch mit der nachtigal in dem meyen;
also ticht ich auch, tue ich recht; ich trotz den rechten rayen.

314) Fol. 39.
Han ich mich mit meinem tichten in den reimen iender vergeſsen,
das tu ein ander schlichten, ich kan es nicht als meſsen,
ain zimbermann hat dick ain schnur verhawen, die er miſst mit sitten,
so han ich vil geticht in welden und in awen, und dartzu geritten.
Dis buch han ich gemachen, den sechsten tail wol zerossen,
darumb sol nieman lachen, ob es ist als gentzlich nicht besloſsen,
als ob ich es hett mit sitten auſsgemeſsen u. s. w.

That auf träumeriſchen Gängen und Ritten in Wald und Einſamkeit von ſinnigen Menſchen ausgebrütet ſind, die ſich eben jetzt des Reizes der äußeren Natur und ihrer Einflüſſe auf das menſchliche Herz anfangen bewußt zu werden.

Wenn die beiden genannten Dichter die lyriſche oder lyriſch-didactiſche Dichtung des anfangenden 15. Jahrhunderts von ritterlicher Seite vertreten, ſo ſteht ihnen bürgerlicher Seits in gleicher oder größerer Vielſeitigkeit Muscatblut entgegen, der noch um 1437 dichtete, und wenn ſich die Angaben des Michel Beheim [315]) auf etwas factiſches gründen, noch mit Glück und Beifall an den Höfen der Herren geſungen hat. Schon nach dem Wenigen, was von ihm gedruckt iſt [316]), ſcheint er ſich in den mannichfaltigſten Gegenſtänden, ja in ſehr verſchiedenen Arten des Vortrags zurecht zu finden. Es ſind Minne- und Naturlieder von ihm bekannt, die an Fluß und Friſche an manches Gute der ſchleſiſchen Dichter erinnern und ſich wohl über das ähnliche bei ſeinen ritterlichen Zeitgenoſſen erheben; dann aber giebt es wieder Liebesgeſpräche in ſeinem eigenthümlichen kurzzeiligen und langſtrophigen Tone, die wieder von dem Hauche der freien Natur, der uns in Hugo von Montfort's Liedern zuweilen anſpricht, ſo fern liegen. wie eben ſein künſtlicher Ton von Hugo's kunſtloſen Strophen, ſo daß man, wie bei jedem Meiſterſänger, ſieht, daß die vorgeſchriebene ſchwierige Versart den Gedanken nach den Reimen modelt und daß je gezierter Vers und Reim, um ſo geringer die freie Bewegung und die Natürlichkeit iſt. Es gibt Räthſel, ganz in der ſchlechten breiten Manier der frühern Gnomiker, ganz zur Allegorie verflüchtigt; dann wieder ſcherzt er ganz naiv und ſchelmiſch über die Ehe der Alten mit jungen Mädchen und die Szenen, die ſich daraus entwickeln. Recht geſund, ehrbar, kernig, wenn auch manchmal hart und unverdaulich, hört er ſich an, wenn er über die Sünden der Zeit, Simonie und Ketzerei u. A., predigt, oder wenn er die Würde des Geſanges erhebt: und dieſer ehrbare Ernſt möchte ihn

315) Cod. Pal. 312. f. 252.

316) Viele ſeiner Gedichte in Mylii Luſtgarten, überſ. von Lycoſthenes Pſellionorus (Wolfhart Spangenberg) 1621. Außer den Liederbüchern der Clara Hätzlerin enthält das altd. Muſ. einiges von ihm; handſchriftlich der Cod. Pal. N. 342. Von anderem giebt Mone's Anzeiger 1832. Sp. 258 sqq. Nachricht.

wohl am beſten charakteriſiren, denn ſelbſt in komiſcheren Rathſchlägen (an Jungfrauen, ſich vor klaffenden Weibern zu hüten; an Mädchen und Frauen, die Mönche und Pfaffen zu meiden; an Männer, die widerhaarigen Weiber mit Prügeln ſich nach Wunſch zu ziehen u. ſ. w.) nimmt er doch den Ton der Neckerei kaum nur auf Augenblicke an. Weniger gefällig iſt es dann wieder, wenn er zwiſchen Verſtiegenheit und burlesker Niedrigkeit ſchwankend ſeine Marienlieder ſingt, die üppigen Bilder der alten inbrünſtigen Frauenleiche in volksliederlicher Form, mit lateiniſchen Brocken durchwebt, wieder bringt, und die Werbung der Jungfrau um einen Sponſen unter den Dreien der Dreifaltigkeit wie in einer Art Leierlied zur Hochzeit beſingt. Hier weiſt er auf Frauenlob zurück und auf die dogmatiſchen und religiöſen Geſänge der Meiſterſänger vorwärts; und auch der Form ſeiner Gedichte nach iſt Muscatblut der beſte Vermittler zwiſchen den Frauenlob und Regenbogen und den Meiſterſängern des 15. Jahrhunderts, und bei dieſen letztern ſtand er auch in einem nicht geringen Anſehen. Noch Sebaſt. Brant benutzte ihn in kleinen Gedichten und für Michel Beheim ſchien es keine höhere Hoffnung zu geben, als dem Muscatblut beizukommen, obgleich er ſich da weit verrechnete.

Wir haben bis hierhin vorzugsweiſe auf dem lyriſchen Inhalte des Liederbuches der Hätzlerin, auf den lyriſchen Gedichten der Poeten verweilt, die unſerer Sammlerin zum ausziehen am nächſten lagen, wir bemerkten aber, daß ſich überall in ihren Werken das Lyriſche mit didactiſchen, rhetoriſchen und erzählenden Elementen, das Lied mit Lehre, Rede und Schwank vermiſchte. Der nicht lyriſche Theil jenes Liederbuches enthält eine Reihe von größeren Gedichten, die unter ſehr verſchiedene Benennungen fallen können, und ſehr verſchiedenes Inhalts ſind; und blickt man nach dem ähnlichen über den Umfang dieſer Sammlung hinaus, ſo findet man im 15. Jahrhundert eine Unmaſſe von Handſchriften, die von einer großen Anzahl von Dichtern Stücke dieſes Characters enthalten, was dann die ungemeine Fruchtbarkeit eines Hans Sachs in dieſen vagen Gattungen erklären hilft. Es ſind Schwänke der altbeliebten Art, die in dieſen Zeiten im Vortrag eine Mitte zwiſchen Stricker und Hans Sachs halten, Ehehiſtörchen, Beiſpiele von Liſt und Verſchlagenheit, dreiſte und muthwillige Beichten und Buhlergeſchichten; es werden minnigliche, moraliſche, pſychologiſche Probleme

von der Welt Stand und Lauf verhandelt und gelöſt; es ſind Streite, Wortkriege, Tenzonen, Klagen über den Verfall der Liebe, der Sitte, des Vaterlandes, der Frömmigkeit; Freudenergüſſe über glückliche Liebe und bewegte Minnelehre; Deutung der Blumen und der Farben; mediciniſche und andere practiſche Rathſchläge; Lob und Tadel der Geſchlechter und Stände, wobei es characteriſtiſch iſt, daß die Frauen am öfterſten leiden müſſen, die Bauern am meiſten zufrieden ſein dürfen; im Geſpräche der Vögel bei der Wahl ihres Königs Rede und Widerrede, gute und böſe Rathſchläge an die Regenten. Oft iſt der Uebergang des lyriſchen Liedes in leichte Erzähl= oder Redeformen augenſcheinlich; die Liedesform (wie in dem bekannten Nun freut euch ihr frohen Kinder) dehnt ſich zur didactiſchen Allegorie aus; das Minne=, Tag= und Klaglied iſt nur länger oft, ſpeculativer oft, ſchildernder und factiſcher geworden. Der ſingende Dichter fällt aus der Arie in das Recitativ; er ſpricht einen Spruch oder eine Rede; er hält einen Monolog oder einen Dialog; er malt eine Scene hinzu; er berichtet: dies iſt vielleicht das ſpringende Wort für dieſe ungemein characteriſtiſche Gattung. Es iſt am häufigſten ein Nachtabentheuer, ein einſamer Gang, eine Belauſchung, ein Zuſammentreffen, ein Traum, eine Viſion, die der Dichter berichtet und die ihm den Rahmen zu ſeinen didactiſchen Erörterungen, zum Erguſſe ſeiner Empfindungen darbietet und für Naturſchilderung und Prachtgemälde dem alten Hang zur Malerei Raum genug übrig läßt. Wir haben keinen allgemeineren paſſenden Namen für dieſe letztere Art von Gedichten, als Allegorien; ſie hat bei unſern Dichtern keinen Namen, als den der Rede, und auch in Frankreich wird ſie unter dem allgemeinen Begriffe der Fabliaux eingeſchloſſen, wo ſie nicht speciell mit dem Ausdrucke songe bezeichnet werden kann. Aus dieſer Gattung haben ſich bei uns im 17. Jahrhundert die Schäfereien entwickelt, und wie das Idyll merkwürdig in der Mitte zwiſchen Epos und Drama ſteht, und gleich dem letztern gerne die weſentlichen Formen aller Poeſie, Erzählung und Geſpräch, Lehre und Geſang in ſich verſammelt, oder ſich in ſie zertheilt, ſo concentriren ſich auch in jene vageren Allegorien, bald deutlicher, bald unkenntlicher, lyriſche, dialogiſche, epiſche und didactiſche Beſtandtheile: ſie theilen mit dem Idyll den Character der Schilderung von ruhenden Zuſtänden, und ſie können mit ihm, inſofern ſie die Handlung, die Seele von Epos und Drama, auf=

geben, von beiden aber den äußeren Körper, Erzählung und Geſpräch gleichmäßig an ſich tragen, als Ausgänge des Epos und Anfänge des Schauſpiels zugleich betrachtet werden, als die Gattung, wohin ſich der Reſt von poetiſcher Erfindung, ſo gering er immerhin ſein mag, in jenen Zeiten flüchtete, in denen Alles zuſammenarbeitete, die Dichtung in ihren reinern Formen zu zerſtören. Das allegoriſche Element durchrankt unſere ganze Dichtung in der Periode, wo ſie zwiſchen Epos und Drama geſtaltlos in der Mitte liegt, es griff im 13. Jahrh. in das Reimepos (Triſtan) ein, überdeckte im 16. Jahrhundert (im Theuerdank) und in dem Geſchichtsroman des 17. Jahrhunderts das hiſtoriſche Gedicht im Großen, wie es zwei Jahrhunderte lang vorher das kleinere hiſtoriſche Lied und den Wappengeſang durchdrang; die Gattung des Dramas erſtand erſt mit den allegoriſchen Myſterien; in den Minnegeſang ſtrömte der allegoriſche Aether ein und verflüchtigte die gnomiſche und myſtiſche Poeſie; Sinnbild und Gleichniß gab den didactiſchen Gedichten des Thomaſin und Stricker, des Hugo von Trimberg und der Satire des Seb. Brant das Kleid; der Reineke Fuchs kann als ein reines Epos oder als eine reine Allegorie betrachtet werden; noch im 17. Jahrhundert endlich bemühte man ſich in Theorie und Praxis um die Allegorie als eine eigene poetiſche Gattung, bis dieſer Hang in der Ausbildung von Parabel und Fabel im 18. Jahrhundert ausſtarb, wo zuletzt noch Winkelmann ſich der Allegorie in der plaſtiſchen Kunſt annahm und Klopſtock allegoriſche Reſte in ſeinem Epos feſthielt.

Die minniglichen Allegorien ſind aus dieſer Gattung die gewöhnlichſten und häufigſten; ſie hängen mit dem Minneliede ſichtbar zuſammen; ſie laſſen ſich gleichſam auf die ſinnige Allegorie in Gottfried's Triſtan zurückführen und dauern von jener guten Zeit an bis auf Hans Sachs und noch ſpäterhin fort. In der höfiſchen hellen Manier haben wir Ulrich von Lichtenſteins Frauendienſt und Frauenbuch kennen gelernt, die ſchon weſentliche Züge für dieſe Gattung liefern; ihnen zur Seite kann man aus Wolframſcher Schule die Jagd des Hadamar von Laber († nach 1277) in Dienſten des Herzogs Ludwig von Baiern ſtellen[317]), ein vielgeleſenes oft

317) S. über ihn v. d. Hagen M. S. IV, S. 145. Mone's badiſches Archiv I. und Quellen und Forſchungen I. p. 221—39, wo das Verhältniß der Handſchriften beſtimmt wird.

abgeſchriebenes und von jedem der in dieſen Zeiten ſehr producirluſtigen Abſchreiber verändertes umfangreiches Gedicht, von dem noch Püterich in Ausdrücken des größten Lobes ſpricht. Der Druck des urſprünglichen Gedichtes würde willkommen ſein; man trifft es gemeinhin nur in Ueberarbeitungen. Der Gedanke, die Leiden und Freuden der Liebe in die Allegorie einer Jagd einzukleiden, gefiel noch im 15. Jahrhundert; ein kleines Gedicht bei Suchenwirt (das Gejaid) würde Primiſſer anders ausgelegt haben, wenn er dies Werk von Hadamar gekannt hätte. Der Jäger flicht ſeine Liebesklage in ſeine allegoriſche Jagdbeſchreibung ein, ſein Herz wird als Hund dargeſtellt, der ihn auf die Fährte weiſt, mit dem er ſich unterredet, den er ans Seil fangen will, der ihm entläuft, knurrt, ſchreit, verwundet, zerriſſen, von Wölfen (Merkern) bedroht wird u. ſ. w. Das Ganze iſt ohne Wirkung und ſelbſt ſchwer zu leſen und zu verſtehen; es iſt zu unüberſehbar breit und körperlos, die Gleichförmigkeit peinlich, die Allegorie gleich im Anfang ſchon ermüdend, weil ſie gar keine Veränderung bietet. Die Strophe, der Ton des Titurel iſt nachgeahmt; doch ziehen unter dem eintönigen Fluß des Ganzen vereinzelt die überraſchendſten Bilder und Gleichniſſe an, eine ganz neue Art von Weiberachtung und Vergötterung, liebliche gemüthvolle Züge, wie ſie nur das Volkslied hat, vortreffliche Blicke in die Natur der Liebe und des menſchlichen Gemüths, und vorwaltend der Zug des liebenden Herzens zu der äußeren Natur. Plaſtiſcher, maleriſcher, als in dieſer Allegorie werden die ähnlichen Minnegedichte, worin die Frau Minne ſelbſt perſonificirt auftritt. Die Göttin, die ſo innig von dem ritterlichen Geſchlechte verehrt ward, durfte nur eben mit ihren griechiſchen Attributen bekannt werden, ſo ergriff man dieſe Geſtalt und bildete ſie nun allegoriſch um und aus. Die Königin Minne ward nun mit Frau Venus identiſch; man hatte endlich heraus, daß die Minne auch ſinnlich erſchien und jeder Dichter zog nun einmal darauf aus oder ward einmal ohne ſein Zuthun dazu erkoren, die mächtige Göttin zu ſehen und im Traum oder auf träumeriſchen Fahrten und Spaziergängen in ihr Land, ihre Stadt, Inſel, Burg, Berg, Garten, Kloſter oder Zelt zu gerathen. Die Göttin war nämlich ſeit geraumer Zeit aus der menſchlichen Geſellſchaft verſtoßen, eine andere, neue Minne, hatte Eingang gefunden, in deren Dienſt ſich „Verlegenheit,“ Tölpelhaftigkeit, geſchmackloſe und ſchamloſe Tracht (die

jetzt auch von allen Chronikſchreibern heftig angefochten wird, Läppiſchkeit, Schleckerei und alle Unritterlichkeit eingeſtellt hatte, während die alte, wahre Minne in der Einſamkeit umirrte, alle Tugenden, Ehre, Scham, Zucht, Stetigkeit mit ſich genommen hatte, ſtets aber ihre Theilnahme an dem undankbaren und verworfenen Geſchlechte behielt, fortwährend jeden frauendienſtlichen Ritter als ihren Mann, jede treue Liebe als ihr geweiht betrachtet, unterſtützt und unterweilen mit ihrer Erſcheinung belohnt, und mit ihrer Ermahnung und Lehre tröſtet und ſtärkt. Wir haben von Heinzelin von Konſtanz ein Gedicht von der Minne-Lehre, das ſich an die obigen Werke aus der Zeit des 13. Jahrhunderts noch anreiht, und unſere Minneallegorien vielleicht am beſten vertritt [318]). Der Dichter wird im Traum in eine ſchöne Aue verſetzt, wo er den Cupido und die Frau Venus findet, die ihm denn alle ihre Attribute und Embleme ausdeuten. Das Gedicht geht aber hernach zu einem Briefwechſel und Geſpräche zwiſchen dem Dichter und ſeiner Geliebten über; es iſt hier alſo noch förmlich ein Liebesverkehr und eine Liebeswerbung; die dialogiſche Form, die im Minneliede hier und da vorkam, iſt erweitert, und dies ward jetzt ſo weit getrieben, daß es wohl Gedichte von gegen 400 Titurelſtrophen gibt, die nichts enthalten als eine Reihe von Verſicherungen eines ſehnſuchtsvollen Liebenden an ſeine ſpröde Dame [319]). Der eigentliche Liebesdienſt, oder das Factiſche deſſelben, ſchwindet immer mehr, obgleich man die Verbindung dieſer Dinge mit Lichtenſteins Gedicht deutlich erkennt. Die Gattung geht alsdann bis zum 15. und 16. Jahrhundert ununterbrochen fort, nur daß ſie im Gegenſtande nicht ausſchließlich der Minne treu bleibt. In dem Fleigertüchlein [320]), das einen ſchwäbiſchen Dichter, der in Tirol, am Bodenſee und in der Pfalz gleich bekannt ſcheint, zum Verfaſſer hat und Ende des 14. oder Anfangs des 15. Jahrhunderts gedichtet iſt, findet der Poet im

---

318) In Müller's Sammlung unter dem Titel Got Amur und in dem Abdruck der Weingartner Hſ. in der Bibl. des Lit. Vereins in Stuttgart 1843.; verſchieden im Inhalt iſt der franzöſiſche Dieu d'Amours ed. Jubinal. 1834. — Von Heinzelin von Konſtanz haben wir oben in einer Note ſchon eine geiſtliche Tenzone erwähnt; eine weltliche, die zu unſeren Minnedialogen gehört, enthält die Wiener Hſ. N. 2705.

319) Cod. Pal. 348.

320) Cod. Pal. 353. f. 121.

Walde einen klagenden Jüngling, der ihm ſein Leid vertrauen will, wenn er auf ſein „Fleigerlein,“ ein Tüchlein, das er als ein Heiligthum in einer Lade bei ſich trägt, ſchwören wolle, ſein Geheimniß zu bewahren. Seine Geliebte hatte das Tuch mit ihrem Blut getränkt, als der Jüngling eine Kreuzfahrt antrat. Er erzählt nun ſeine Abentheuer, beſchreibt einen Sturm, den er gelitten und den ſeine Reliquie habe zertheilen helfen, (wobei der Dichter ſeinen Unglauben auslåßt [321]) und dann folgt eine langweilige Erzählung ſeiner begebenheitsloſen Fahrt, nach deren Verlauf er bei der Rückkehr ſeine Geliebte todt findet. Die vielfachen Beziehungen in dieſem Gedichte auf Parzival und Titurel, auf Alexander und Wigalois und andere Romane, und die große Beleſenheit in dieſem Gebiete, die der Dichter verräth, ſtellen auch dies Werk neben die früher erwähnten Stücke, die in dieſen Zeiten den reineren Rittergeſchmack zurückführen wollen, ohne daß es gelänge. Wir halten den Dichter dieſes Werkchens auch für den des Spiegels [322]) (Spiegels Abentheuer), und zwar eben der gleichen Manier und Beleſenheit, der gleichen Reminiscenzen an alte Romane wegen, beſonders an den Titurel und Parzival, in deren Nachahmung [323]) manch kühnes und großes Bild, mancherlei Gelehrſamkeit und einige ſchöne Schilderungen einfließen. In einem köſtlichen Walde unter Vogelgeſang und dem Murmeln der Quellen findet der Dichter ein klagendes Weib; es iſt die Treue. Sie iſt von ihrer Kaiſerin ausgeſandt um Liebestreue zu finden. Der Dichter rühmt ſeine eigene: das Bild ſeines Weibes habe ſich feſt wie ein Siegel in ſein Herz gedrückt, und er könne mit ſeiner Treue ein ganzes Land übergülden. Sie ſagte ihm, ihre Kaiſerin ſei Frau Abentheuer, ihre Schweſter, die dort des Hofes pflege, Frau Minne; und ſie

321) Fol. 137.

„Gesell der wort geswig, es ist ein abtgottery.
ruff an die magt mary“ u. s. w.;

wie ihn dann der Jüngling bittet, ihm ſeinen Glauben zu laſſen:

„Ja gern gesell hab dir dein cleynot als du hast,
ich han auch dick geblast myn dag in kalten ofen u. s. w.

322) Cod. Pal. 313. f. 75.

323) Ebend. Gleich Anfangs bekennt der Dichter ſeine Nachahmung:

Myn synn hoch uff stigen in kunstreichen sal,
wie wol myn synn sind smal, iedoch so wil ich suochen
ufs mancher hand buochen schon byspil und figur —

nennt ihm die anderen Schweſtertugenden, die dort in Amt und Dienſt ſtehen. Es kommt ein Zwerg gefahren, der die Treue zurückruft; der Ritter geht mit. Der Zwerg trägt auf der Bruſt einen Spiegel, in dem man alle lebenden Weiber zwiſchen 12 — 40 Jahren erblickt; ſobald der Dichter hineinblickt, wird er von einer dieſer Schönheiten gefangen, über der er ſogleich ſeine Geliebte vergißt. Wie er das gegen die Treue äußert, ruft ſie entſetzt „Nummer dumen Jeſu Chriſt" und kreuzt ſich und will ihn ertränken, der Zwerg will ihn zum Hofnarren machen [324]); und es findet ſich in einem Buche, das an der Kaiſerin Hof gehalten wird, daß er ſein Herz trotz ſeiner Liebe zu ſeinem Eheweibe an eine unſtete Buhlerin gehängt habe. In dieſem Buche lieſt er dann, daß auch ſeine neue Erkorene ein untreues Weib ſei und dies bringt ihn zurück. Sein Prozeß wird geführt, er wird begnadigt und von einem Greifen heimgebracht. Ganz verwandt mit dieſem Stücke iſt die Mohrin [325]) von Hermann von Sachſenheim (um 1450). Der Dichter begegnet auf ſeinem Gange einem Alten und einem Zwerge, die ihn binden und zum Berg der Frau Venus bringen, wo er von einer Mohrin übel empfangen und vor Gericht geladen, in den Stock gelegt, mit Schimpfreden überhäuft, endlich in komiſcher Prozeſſion, verkehrt auf einem alten hinkenden Maulthier ſitzend, im Geleite von Pfeifern, Trompetern und Schalksnarren vor die Königin gebracht wird. Er iſt ſeiner Treuloſigkeit wegen verklagt und ſein Prozeß wird nun geführt. Der alte Eckart vertheidigt ihn, der König Danhäuſer iſt der Vorſitzer des Gerichts, die ganze Verhandlung iſt ins Parodiſche gezogen, der Untreue werden ironiſche Lobreden gehalten, der Oberrichter iſt ſich ſelbſt in dem fraglichen Punkte nicht des beſten Beiſpiels bewußt, die Frau Venus iſt eine Heidin, und das Ganze berührt ſich vielfach mit dem Volksliede vom treuen Eckart, wo auch die Frau Minne

---

324) Fol. 95.
Ir wist wol uns starb hür unser alter dor bie gigel,
den uns der brobst von Ligel schickt zu eynem osterspil —

325) In alten Drucken; zuerſt Straßburg 1512. Nach dem Wormſer von 1538 ausgezogen in Reichard's Romanenbibl. Bd. 7. Des Dichters goldenen Tempel, den er im 90. Jahre dichtete (er ſtarb 1458), haben wir ſchon, bei Gelegenheit von Conrads von Würzburg goldner Schmiede erwähnt, und vorhin bei Heinrich Muglin.

ſchon eine Teufelin iſt. Wir müſſen beachten, wie in dieſen Erzählungen und in manchen Eigenthümlichkeiten der Sprache, auch in einzelnen überraſchend wahren Zügen und Schilderungen, beſonders im Spiegel, bald das Derbe der Nithart oder Tanhuſer, bald das neu=ſentimentale im Hadloub oder im Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts hervortritt. Denn auch dieſer Zweig des Minneliedes und jene grob idylliſchen Spottlieder finden jetzt ihre erweiterte Form. So in einem Selbſtbekenntniß eines alten Minners [326]), der ſich einführt mit einem komiſchen Selbſtlobe: er gehe lieber auf den Füßen als auf dem Kopf, er nehme im Spiele lieber 11 als 7 u. dgl. Einmal hätte er ſeine Zuverſicht auf eine Dirne geſtellt, die den Kälbern gut Gras zu ſtreuen gewußt; er traf ſie jüngſt im Klee und grüßte ſie im feierlichen Minneſtil: ſie lachte ihn an und wußte nicht, ſollte ſie ihn ihrzen oder duzen, für Mann oder für ein Vieh halten. Nun wechſelt das Geſpräch unter ihnen, Er im hohen Pathos des Verliebten, ſie im derben Bauerton (etwa wie im Cupido und der Magd in des Knaben Wunderhorn), und in den größten Zoten und Obſcönitäten endigt die Begegnung. Damit muß man denn ſolche Stücke wie die Graſerin [327]) in Verbindung bringen, wo der Dichter, der die Ritterdamenkreiſe verſchmäht, ſeine Sommerfreuden mit einer Mäherin, ſeine Winterfreuden mit einer Stubenheitzerin beſingt; und dann die ironiſchen Stücke, wo ſich Liebe und Schlemmerei um ihre Vorzüge ſtreiten [328]); wo der Pabſt ein Gebot zu Buhlerei ausgehen läßt, das der Dichter mit dem Segen begleitet: „dazu helf uns der geile Geiſt" [329]), oder wo der Beichtvater ſich überzeugen läßt, daß buhleriſche Liebe erlaubt ſei [330]) u. dgl. Doch ſind im Allgemeinen dieſe allegoriſchen Stücke gegen dieſe ſündhafte, unflätige neue Liebe gerichtet, gegen die Ehemacherei, die auf Reichthum ausgeht, und gegen die Käuflichkeit der Liebe. Ueberall ſprechen aus dieſem reinen Sinne die verſchiedenen Stücke dieſer Gattung bei dem Suchenwirt. Wo ſonſt einen verirrten oder

326) Cod. Pal. 313. f. 454.
327) Cod. Pal. N. 4. f. 208.
328) Ebendaſ. f. 225.
329) Altd. Wälder Bd. III.
330) Cod. Pal. 313. f. 466.

wandernden Dichter der Minne Orden und Regel [331]) gelehrt wird, da ſind es die alten edlen Vorſchriften des wahren Minnedienſtes; wo ihr Weſen zu ergründen geſucht wird, iſt es das der ächten ritterlichen Liebe. Sogar wo ein Meiſter Altſchwert, der eine Reihe ſolcher Allegorien gemacht hat [332]), jene bäueriſche Art der Liebeswerbung ſelbſt aufs Bäueriſchſte ſchildert und die gemeinſten Ausdrücke, die man nicht wieder berühren kann, dabei nicht ſcheut, da iſt doch die Geſinnung auf das Edlere und Beſſere gerichtet; und hierin berühren ſich dieſes rohen Poeten Gedichte mit denen, die in gleich roher Sprache den Bombaſt eines Meiſter Egen bewundern, bis zum Unſinn nachmachen [333]) und ſich noch einmal auf den hohen Kothurn des Titurel zu ſtellen ſtreben. Dahin gehört das Gedicht von der Minne Burg [334]), eine Grundſuppe voll von dem ſeltſamſten Schwulſte, den übertriebenſten Wolframſchen Uebertreibungen [335]) und von Exclamationen, die an unſinniger und falſcherhabener Manier, an Miſchung des Sonderbarſten mit dem Platteſten kaum ihres Gleichen hat [336]).

331) Cod. Pal. 313. f. 44.

332) Cod. Pal. 358. Der Kittel; der Tugenden Schatz; der Spiegel; Venus Garten; und verſchiedene Fragen: ob Minne beſſer ſei als Geſellſchaft; ob Männertreue beſſer ſei als Weibertreue u. dergl. Vergl. Cod. Pal. 313. von f. 156. an.

333) Der Dichter der Minneburg ſpricht f. 13. ſeine Bewunderung für den weiſen Meiſter Egen von Bamberg aus, der gerade nur ſo weit bekannt iſt, daß man weiß, er theilte den bombaſtiſchen Geſchmack. Zur Probe ſtehe der Anfang der Minneburg hier:

> Gebeltzter will entsprüſset, min hertz das clain verdrüſset,
> nach art der wurtzeln flechten mit biken, als die spechten,
> so clopst an myn dinst der kranck, verdien ich nu hie des danck,
> des bitt ich zu irn gnaden, soll mir myn vliſs misrathen,
> das sie mir gütlich messe. heay dusse matresse.
> Ains hertzen kranck des mynen, ich hett sin ewig pynen,
> würde ich ir gnade beroubet u. s. w.

Einige Stücke von ihm ſind im Cod. Monac. 714.

334) Cod. Pal. 385.

335) Es heißt von der Geliebten: Ihr Leib iſt wie Muscatblüt. Den Heiden, die ſich mit bitterem Meerwaſſer behelfen, könnte ſie helfen: ſie dürfte nur mit ihrem Finger ins Meer ſtoßen, ſo würde es ſüß wie ein Honigbrunnen, daß Menſchen und Vieh es genießen könnten.

336) Noch ein Beiſpiel fol. 56b.

> Ach gott wie ist verfelcket, vermuret und verkelcket
> in mich der mynne kunder! Die Mynne hat nu wunder

Wir verweilen bei dieſem Meiſter Egen ſo wenig, wie auf den anderen Zeitgenoſſen, die wir aus Clara's und anderen handſchriftlichen Sammlungen des 15. Jahrhunderts kennen lernen. Ihre Zahl iſt ſehr bedeutend; einzelne Stücke des Suchenſinn [337]), der wie Suchenwirt und Teichner ein wandernder Dichter des 14. Jahrhunderts war, des Schondoch [338]), Harder, Kaltenbach, Jörg Schilcher, ſind im Druck bekannt geworden, andere Namen, wie Stephan Vohburg aus Oeſtreich, Johannes Duro, den Regensburger u. ſ. lernt man aus Handſchriften kennen; faſt alle bringen uns Material, die Geſchichte unſerer Allegorien zu verfolgen. Wir verſchmähen Alles und heben nur noch zum Beiſpiele Einen einzigen Poeten heraus, der uns zu der Geſtalt dieſer Gattung in der Reformationszeit überführt, und am beſten zeigt, wie die Allegorie die nebelhafte Manier und den alten Stil ablegt, zu größerer volksmäßiger Verſtändlichkeit ſich herabläßt und klar und hell wird, ſo daß man ſchon an die gereimte Proſa der reformatoriſchen Didaktiker erinnert wird. Der Verfaſſer nennt ſich einen armen elenden Knaben [339]), und hat alſo wohl wirklich der Volksklaſſe angehört; er macht den ſchönſten Uebergang zu den ähnlichen Allegorien bei Hans Sachs, die überall den ſtrengſten Bezug auf die Gegenwart haben und den minniglichen Inhalt nur gelegentlich noch behaupten. Von den verſchiedenen Stücken dieſes elenden Knaben (ſein Zuname ſei Schabab, ſagt er) laſſen wir der Minne Gericht (1549 gedichtet), der Liebe Leid und Freud u. A. bei Seite und geben nur noch den Inhalt von der Liebe

---

mir in das hertz gestiftet; ich vörcht mir sy vergiftet
mit frödenrichem wandel, das ich vor frölichem mandel
werde eſsen laides zidelbast; ir mynneclicher süſser glast
mich in dem hertzen kützelt, das mir myn fröde verhützelt
ist, und auch gar verdorret; also bin ich verstorret,
sie hat mir abgeblundert min fröde das mich halt wundert,
wie ich sy so veraffet; ich han sie ane gegaffet
lang mit myner ougen zwirbel, das mynes libes synnen wirbel
ist gar uff sie getorckelt, nun hörent wie sie mich morckelt.

337) Einige Lieder von ihm in Fichard's Frankf. Archiv III, 223—48.

338) Eine Erzählung von ihm, an deren Schluß er ſich nennt, hat Laßberg 1826 auf den Namen Hugo von Langenſtein's herausgegeben: wie ein heidniſcher König, genannt der Littower, bekehrt ward u. ſ.

339) Cod. Pal. N. 344.

und dem Pfennig an [340]), weil dies Werkchen, ein Lieblingsſtück des Jahrhunderts, verändert und mehrmals gedruckt ward. Es behandelt einen Gegenſtand, der ja unter tauſend Variationen bisher uns vorgeführt ward: daß das ſittige innerliche Leben der alten Zeit mit dem äußeren rohen Erwerbstrieb der neuen vertauſcht ward, daß, wie Roſenplüt in ſeinen Priameln ſagt, die Liebe, welche die Menſchen gegeneinander, die ſie zur Gerechtigkeit, zu Verwandten, zu Gott haben ſollten, nun einzig und allein auf den Pfennig gefallen war. Und dieſer Gegenſtand iſt hier in einem ſo einfachen Bilde verſinnlicht, wie es das Volksbuch mit anderen Gegenſtänden oft thut, wie es gerade dem Volke verſtändlich und angenehm war. Auch dieſe Form hatte der Teichner und Suchenwirt ſchon vorbereitet. Hier ſtreiten ſich Liebe und Pfennig, und der letztere vertheidigt ſeine Sache mit großer Beredſamkeit. Er iſt der Abgott der Welt, Alles was geſchieht, geſchieht durch ihn, wer ihn hat, der hat auch Liebe, Niemand kann ihm widerſprechen oder ſich gegen ſeinen Willen ſetzen, nie war ſeine Gewalt ſo groß wie jetzt und nie die der Liebe ſo klein. Zu gutem Ende ſtößt der Pfennig die Liebe von einem Steige in den Bach, der Dichter aber rettet ſie. Sie führt ihn zu ihrem Gezelte, wo die Tugenden nacheinander den Pfennig verklagen. Heftige Ausfälle gegen die Geiſtlichkeit, den Adel, die Ritterſchaft, die ſich auf das Spiel der Juden legt, mahnen entweder an die Suchenwirt oder an die reformatoriſchen Poeten, und die Geſinnung iſt überall wie die eines Brant oder Hans Sachs.

Wie ſehr das allegoriſche Princip gerade in den unpoetiſchſten Zeiten die Poeſie durchdrang, und wie man gleichſam die poetiſche Blöße mit dieſem Gewande der bildlichen Erfindung deckte, ſieht man am nachdrücklichſten in dem berühmten Buche, das an der äußerſten Stätte den Ausgang des Epos und die Verflüchtigung der epiſchen Elemente bezeichnet, dem Theuerdank [341]). Er entſtand (1517) gerade in der Zeit, als die Begebenheiten in Deutſchlands Geſchichte ſo bedeutender Natur wurden, daß ſie immer mehr die Dichtungen nach ſich riſſen, und alles Intereſſe von jeder

340) Ebend. fol. 34.

341) Erſte Ausgabe Nürnberg 1517. Die Umarbeitung des Burkard Waldis. Frankf. 1553 u. ff. Die von Mathäus Schultes von 1679.

anderen Gattung, die nicht politiſcher Art war, abzuziehen ſchienen. Er hat es mit vielerlei Dichtungen der Zeit gemein, daß er die gemeine Wirklichkeit und die unpoetiſchſten Stoffe behandelt; nur der Unterſchied iſt uns hier von Intereſſe, daß während überall ſonſt in dieſem Jahrhunderte der Proſa, Practik und Wiſſenſchaft die Poeſie nur noch im Verſe und Reime, nicht weiter im Reiz der Sprache und im Schwung der Bilder und Gedanken geſucht wird, hier die Allegorie als das weſentlich Poetiſche gilt, was ſehr deutlich in der dem Theuerdank beigefügten Erklärung der Figuren liegt, wo bei den entſchiedenſten allegoriſchen Stellen angemerkt wird, die Handlungen ſeien hier poetiſch, ſeien poetiſch geſtellt. Dies Gedicht ſteht am Schluſſe einer Reihe von altritterlichen Poeſien, die, wie wir ſogleich ſehen werden, noch im 15. Jahrhundert in einer Zeit höfiſcher und ritterlicher Reaction gegen die aufſtrebende Volksbildung an dem Hofe Albrecht's von Baiern und in der Pfalz gepflegt wurden, denn es will die Thaten Kaiſer Maximilian's nach der Weiſe der alten Heldenbücher beſingen und zwingt ſich dazu in einen Ton, der hier und da an den alten jetzt ganz verſchwindenden Stil der Ritterromane noch ſchwach erinnert, im Allgemeinen aber in den der Meiſterſängerei herabfällt. Einen inneren Werth hat dieſes allegoriſche Epos gar nicht, ſo großen Ruf es, ſelbſt bis ins Ausland, erlangte. Die Ehre, die man ihm anthat, bezog ſich auch am ſeltenſten auf den Inhalt. Die königliche Entſtehung des Buches erwarb und verdiente ihm das Anſehen eines Königs unter den Erſtlingen der Druckerkunſt. In der Zeit ſelbſt, wo der Theuerdank gedichtet ward, unterſchied man das innere Verdienſt und den äußeren Glanz des Buches wohl nicht. Damals proſtituirten ſich die Könige noch nicht, wenn ſie dichteten, weil die höhere Bildung immerhin noch in den höheren Ständen weilte. Und ſo konnte der kleingroße Kaiſer in dem Gedichte, das er, wie auch den verwandten Weißkunig, ſelbſt entworfen und von ſeinem Melchior Pfinzing hat ausführen laſſen, die Abentheuer und geringen Zufälle, die er auf Jagden und auf Fahrten, in Kämpfen und Streiten gehabt hatte, in einer einförmigen Reihe erzählen und an einen der bedeutendſten Momente ſeiner Geſchichte, die Werbung um Maria von Burgund (eine Begebenheit, die auch von anderen Sängern lateiniſch, deutſch und ſelbſt ſpaniſch behandelt ward), anknüpfen. So vornehm und dürftig die Allegorie iſt, die das

Werk dem Verſtändniſſe der Menge entziehen ſollte, ſo trocken, monoton und wiederholend der Vortrag, ſo durfte das Buch unter dem damaligen Geſchlechte doch wohl auf manchen geduldigen Leſer rechnen; man arbeitete es ſpäter (Joh. Albrecht Jormann noch im Jahr 1680 frei in Alexandrinern) um und Burkard Waldis gab (1553) mehrere tauſend Verſe und allerhand moraliſche Sentenzen zu, die von manchen Literaten, welche das Original nicht gekannt haben müſſen, als eine Haupteigenſchaft des Theuerdank aufgezählt wurden; es fanden ſich Leute, die ſich damit beſchäftigten, das Buch in Auszüge zu bringen, oder es in lateiniſche Verſe und fremde Sprachen zu überſetzen; und ſpäter ſchrieb man Bücher darüber, die zahlreiche Auflagen erlebten [342]. Ergötzte man ſich doch bald an unzähligen Gedichten über Schützenfeſte und fürſtliche Hochzeiten, warum ſollte man nicht die wichtig behandelten Unfälle des guten Kaiſers gern leſen, der wirklich als der beſte Jäger und Springer, Soldat und Schiffmann galt, der ſo bürgerlich war und ſo ritterlich ſein wollte, ſo viel Anlage hatte zu ſtiller Thätigkeit und ſo viel Glanz um ſich breiten mochte, und in einer eigenen Miſchung der kleinlichen Natur ſeines Vaters und der ſtolzen ſeiner Mutter das Große unternahm, aber auch das Kleine als Großes behandelte, der ein trefflicher Fürſt für einen friedlichen Volksſtamm geweſen wäre, aber von Cäſar und Karl dem Großen zu träumen liebte, ſo wie ſein Erbland für ein abgeſchloſſenes Gedeihen in Gemüthlichkeit und Behagen gemacht war, aber von jenen Zeiten an durch den drohenden Anwachs des osmaniſchen Reichs in Europa ganz unnatürlich zu einem Weltreich anſchwoll. Von einem ſolchen Manne nun iſt es erklärlich, daß er die ſchale Reimerei, die er mit ſeinem Geheimſchreiber mühſam und langſam zu Stande brachte, auch in einer koſtbaren Ausſtattung verewigen wollte. Der Augsburger Buchdrucker Johann Schönſperger, der zugleich Schrift-

342) Koeleri disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdanck. 1714. ed. auct. 1737. Dann vermehrt und mit Noten und Gloſſen verſehen von Fr. Hummel 1790. Vieles andere vereinzelte iſt darüber geſchrieben; Neues in Jäck und Heller's Beiträgen 2. S. 87; und das Neueſte in Haltaus Ausgabe des Theuerdank 1836, wo noch einmal der Antheil Pfinzing's an dieſem Gedichte und Treitzſauerwein's an dem Weißkunig (um 1512 von dem Kaiſer halbvollendet, gedruckt Wien 1775) genau und gründlich erörtert wird.

gießer und Papiermüller war, ward für das Werk auserſehen, und nachdem er an Maximilians Gebetbuch eine befriedigende Probe gemacht hatte, vollendete er es wirklich 1517 in Nürnberg, wo der Mittelpunct aller künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen und gewerblichen Thätigkeit war. So ward dies poetiſche Werk ein Denkmal des Erfindungsgeiſtes der damaligen Zeit und ihrer mechaniſchen Fertigkeit. Als ſolches mußte es die Schriftſteller über Kunſt- oder Buchdruckergeſchichte immer ſo ſehr intereſſiren, als es uns gleichgültig bleiben darf.

Nie hat das allegoriſche Gedicht in Deutſchland Glück gemacht, ſo wenig wie in Griechenland. Alle dieſe ſchwachen Verſuche, zuſammen mit dem, was wir gelegentlich von Perſonificationen intellectueller und moraliſcher Tugenden kennen lernten, und was man weiterhin im 17. Jahrhundert noch als epiſche Allegorie beifügen kann, ſtehen gegen das, was Franzoſen und Engländer hier geleiſtet haben, ſo weit zurück, wie überhaupt Alles, was wir in dieſen Zeiten producirten, hinter ſo manchem der fremden Nationen zurückſteht, die das Aehnliche behandelten. Bekanntlich gilt der Roman von der Roſe (gleichviel mit welchem Rechte) für den Triumph der altfranzöſiſchen Poeſie und von der Zeit ſeiner Entſtehung und von noch früheren Zeiten her iſt faſt kein namhafter Dichter bis auf Rouſſeau und Voltaire, der ſich nicht mit der Allegorie beſchäftigt hätte, die bei uns glücklicherweiſe liegen blieb. So iſts auch unter den Engländern, die ſo manche anſpruchsvolle Gedichte dieſer Art zu ihren vorzüglichſten poetiſchen Producten rechnen. Unter den Italienern hat Dante in ſeinem unſterblichen Gedichte das offenbarende Werk an die Spitze dieſer Gattung geſtellt, und was das 14. Jahrhundert dort von ähnlichen Dichtungen, wie unſere letztbeſprochenen aufweiſt, das trägt gern die Farbe ſeiner Comödie. Wir haben zum Beweiſe den Traum des Aeneas Sylvius, der ihn ins Reich der Fortuna führt, und den ich hier auch darum erwähne, weil er 1468 überſetzt iſt [343]) und den Uebergang auch dieſer Gattung in Proſa zeigt. Die Einkleidung, die Waldſzenen, die Prachtſchilderungen, die Edelſteinbeſchreibung und alles was in eine ſolche Allegorie gehörte, iſt ganz im gewöhnlichen Geſchmack; die Ein-

343) Tranßlation oder Tütſchungen des hochgeehrten Nicolai von Wyle. Straſb. 1510. Nr. 12.

miſchung geſchichtlicher Perſonen aber, denen der Erzähler in ſeiner Viſion begegnet, erinnert an Dante und gibt viel größere Lebendigkeit, als man in den körperloſen deutſchen Originalen findet. Die Ueberſetzung iſt von Niclas von Wyle und leitet uns mit dieſem Namen auf eine andere Dichtungsart über, wo der Kampf des alten und neuen Geſchmacks ſich noch greller zeigen ſollte.

9. Proſaromane.

Wenn wir bisher einzelne Dichter in kleineren Gattungen und ſchüchterner mit dem Verſuche beſchäftigt geſehen haben, die poetiſche Manier der alten höfiſchen Zeit und die Stellung der Poeten in der adeligen Geſellſchaft zurückzurufen, ſo werden wir jetzt ſehen, daß ſich dies in anderen, älteren, feſter begründeten Gattungen, die auch für die Höfe und den Adel allein intereſſant bleiben konnten, von dieſen Höfen aus wirkſamer fortſetzte. Ein dünner Faden von namhafteren Poeten und Poeſien führte uns von dem 13. zum 15. Jahrhundert herüber: jetzt treffen wir wieder auf größere Maſſen von Producten und Producenten, die ſich mit der Erfindung der Buchdruckerkunſt und der zuſammentreffenden erneuten Verbindung mit Italien bis zum Uebermaaß ſteigern, ſo mechaniſch entſtehen oder verfahren und ſich ſo regellos kreuzen, daß wir uns plötzlich in eine gährende Revolutionszeit verſetzt ſehen, wo auf eine Weile jede geordnete Entwickelung zu verſchwinden ſcheint. Ein jeder der letzten Abſchnitte führte uns von den Productionen der alten Ordnung leiſe zu den Anfängen einer neuen herüber, von dem ritterlich romantiſchen Geſchmacke zum volksmäßigen und allmählig auch zum antiken, denn beides reichte ſich in Deutſchland jedesmal aufs innigſte die Hand, wo etwas wahrhaft Großes in der nationalen Bildung geſchehen iſt. Die Freude an der Gegenwart, die ein ſo eigenthümliches Element der ritterlichen Dichtung war, hatte ſich lange verloren: man kehrte zu dem natürlicheren Hange der Herabſetzung des Gegenwärtigen gegen das Alte zurück; nach beſſeren Zuſtänden ſtrebend ſehnte man ſich nach dem Vergangenen, wo das geringere Bedürfniß ein leichteres Glück geſtattet hatte. Wie weit man aber dabei zurückgehen wollte, das hing von den Menſchen ab. Wie die Kirchenreformer zum Theil ſich mit der Rückkehr zu

den Lehren der Kirchenväter begnügten, zum Theil aber die Urgemeinden der Apoſtel und den Wandel des Heilandes unmittelbar zum Muſter nahmen, ſo genügte im Politiſchen einem Hutten zur Einen Zeit die Herſtellung der alten Kraft des Adels, zur anderen ſieht er auf den Urſtand der Germanen, wie ihn Tacitus ſchildert, und wieder andere ſtreifen mit ihren Blicken auf die Bürgertugend der Römer und Griechen, wie man im Moraliſchen ſchon lange neben dem Evangelium auf die Lebensphiloſophie der Alten hinzudeuten begonnen hatte. Auch in der Poeſie war der nämliche Fall. Der Geſchmack fiel auf die alten Ritterbücher zurück, denn ſie lagen der Nation immerhin am nächſten; allein die Sprache derſelben ward bald nicht mehr verſtanden, man änderte den Ton der Poeſie, man ſetzte ſie in Proſa um, die Gelehrten verglichen mit lateiniſchen Schriften, die einen ganz neuen Schwung erhielten, man glaubte, die klaſſiſchen Lateiner des Alterthums oder des 15. Jahrhunderts überſetzen zu müſſen, um erſt die Sprache zu neuer Gewandtheit zu bilden: ſo kam man wieder auf Romane im neugriechiſchen Geſchmacke. Wir haben geſehen, daß ſich in Oeſtreich, während im inneren Deutſchland ſich Alles ſo ungemein veränderte, mit dem größeren Frieden, den die gemüthlichen Regenten dort bis auf Friedrich III. aufrecht hielten, die Dichtung in dem alten Gleiſe fortbewegte; und dort war es daher möglich, daß ſich der alte Stil der Ritterdichter bis auf den Wolkenſteiner fortſetzen konnte. Offenbar ward an der Scheide des 14. und 15. Jahrhunderts in Süddeutſchland mehrfach der Verſuch gemacht, die alte Vers- und Reimkunſt wieder zurückzuführen; den Büheler und Hugo v. Montfort ſahen wir eben auf dem Wege, wie Oswald. Allein ihre Zeit war auch gerade die Grenze, wo noch Verſuche dieſer Art denkbar waren und der Schauplatz der böhmiſch-öſtreichiſchen Literatur entſchied für Deutſchland eine andere Epoche. Die Bewegungen des Huſſitenkrieges, die auf das Concil von Conſtanz folgten, waren der Anfang zu all den politiſchen und kirchlichen Revolutionen, die nun Deutſchland zu erſchüttern begannen, die auch in die Literatur eindrangen, und in allen Verhältniſſen gleichmäßig den unteren Ständen eine neue Bedeutung gaben. Was Böhmen für die Pflege der deutſchen Poeſie gethan hatte, war wenig: ſelbſt das Wenige ward nun bis auf die letzte Spur vertilgt. Die Aufregung in dieſen Gegenden führte die gewaltigen Zerrüttungen des an lange Ruhe

gewöhnten Oeſtreichs mit ſich und die verſuchte Revolution unter Friedrich; und die Abentheuer Michel Beheim's in dieſen Gegenden verſinnlichen es recht gut, wie nun die Dichtung auch dieſes Oeſtreichs, ihrer bisherigen letzten Zufluchtsſtätte, beraubt wurde. Zum Glück öffneten gerade die Reichsſtädte ein neues Aſyl, als Wien aufhörte, die Poeſie zu pflegen, und die Höfe von Würtemberg, Baiern und der Pfalz fing ein Geiſt der Bildung an zu beleben, der bald mancherlei Früchte zu bringen verſprach. Von den Höfen aus, und beſonders von dem weiblichen Theile der Höfe, ward die höfiſche Poeſie in proſaiſcher Form ebenſo verbreitet, wie einſt in poetiſcher, und dies geſchah, ſo weit wir wiſſen, gerade wie früher, von den Niederlanden aus. Die Gattin Herzog Friedrich's von Lothringen und Grafen von Widmont, Margrete, hatte 1405 den Roman von Lother und Maller aus dem Lateiniſchen ins Wälſche überſetzt und 1437 überſetzte beider Tochter, Eliſabeth, Gräfin von Naſſau und Saarbrücken, das Werk ihrer Mutter ins Deutſche [344]). Ebenſo überſetzte ſie die Geſchichte des Hug Schapler aus dem franzöſiſchen Texte, den ihr Sohn Johann in der Dionyskirche in Paris abgeſchrieben hatte. Den Roman von Pontus und Sidonia überſetzte Eleonore von Schottland, die Gattin Erzherzog Sigmunds von Oeſtreich (mit dem ſie 1448 — 80 vermählt war) aus dem Wälſchen. Auf Veranlaſſung der Landgräfin Anna von Thüringen ſchrieb Rothe (ca. 1442) ſeine Thüringiſche Chronik [345]). Die Markgräfin Barbara von Mantua, geborne von Brandenburg, redete nach Albrecht von Eyb italieniſch, lateiniſch und griechiſch und war in allen Klaſſikern bewandert. Wie die Pfalzgräfin Eliſabeth ſchon früher für die geiſtliche Literatur geſorgt hatte, haben wir ſchon oben angeführt; an die Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, Mathilde, Erzherzogin von Oeſtreich, iſt des bairiſchen Ritters Jacob Püterich

344) Ed. Strasb. 1514. „Die wolgeborne fraw die da genannt waz Margret grevin zu Widmunt und fraw zu Genweile, Hertzog Friedrichs v. Lothringen — haussfraw, die hat diss buch erstmals uss latin in welsche sprach thun schreiben in dem jar der geburt Chr. 1405 und ist danach fürbaſs von welscher sprach zu teutsch gemacht durch die wolgeboren fraw Elisabeth von Lotringen grevin, witwe zu Nassow und Sarbrücken, des vorgenannten hertzog Fr. und Fraw M. tochter, die es durch sich selb also schlecht geteutscht hat, wie es an im selber ist beschehen etc.

345) In Mencken's scriptt. rer. Germ. II.

von Reicherzhauſen poetiſche Epiſtel (1462) gerichtet, ſo wie viele der Ueberſetzungen des Niclas von Wyle; und in Margrete von Parsberg und Urſula von Asberg, geb. von Seckendorf, haben beide literariſche Freundinnen. In dem Aufſatze in Niclas Werken über lobwürdige Frauen rühmt er in der Zueignung außer den ſavoyiſchen und braunſchweigiſchen Prinzeſſinnen am Würtembergiſchen Hofe und der Kaiſerin Leonore von Portugal, Friedrichs III. Gattin, noch beſonders die Margarethe, geb. Pfalzgräfin bei Rhein und Erzherzogin von Oeſtreich als eine große Liebhaberin aller Künſte. Wenn die Schickſale des Beheim den Ausſpruch des Aeneas Sylvius rechtfertigen, in welchem er die Fürſten in Deutſchland wegen des Verfalls der Poeſie beſchuldigt [346]), ſo zeigt dagegen eben dieſer Niclas von Wyle (Stadtſchreiber in Eßlingen), daß es nur darauf ankam, den rechten Ton zu treffen, den gelehrten Anſtrich zu finden, die Verbindung mit den freien Künſten herzuſtellen, dem höfiſchen Geſchmack zu ſchmeicheln, ſich nicht an die rohen Hofleute mit bänkelſängeriſchen Straffermonen, ſondern an die ſinnigen und häufig fremder Bildung theilhaften Frauen an den Höfen zu wenden, um auch in dieſen Regionen wieder einem geiſtigen Intereſſe Eingang zu verſchaffen. Wie eingebürgert mußte dieſer Niclas an allen Höfen ſeiner Nachbarſchaft ſein, da er dem Pfälzer Hofe, den Herzögen Ulrich und Eberhard von Würtemberg und dem Markgrafen und der Markgräfin von Baden ſeine Werke dedicirte; wie beliebt mußte er da ſein, da ihm jene Margrete eine Tochter in ihrem Zimmer erzog; wie genau mußte der geiſtige Verkehr zwiſchen ihm und den verſchiedenen Fürſtinnen ſeiner Bekanntſchaft ſein, da ſeine Mittheilungen nicht leidige Zuſendungen zudringlicher Kriecherei waren, ſondern auf Aufforderung und unter freundlicher Berathung von ihm gemacht wurden, wobei ihm denn gelegentlich die Frauen in ziemlich einfachen Stellen zeigten, daß ſie mehr Witz hatten als er [347]). Die große Pracht und Sorg=

346) Opp. ep. CXI. Quodsi apud Germaniam non sunt in pretio vates, non poesim sed principes potius argue, quibus laevissimarum rerum major est cura quam literarum.

347) Die Erzherzogin Margrete fragte ihn einſt, ob er ihr das Büchlein Seneca's von den Sitten überſetzt; er entſchuldigt ſich, weil er den Satz: si vis omnibus esse notus, fac ut prius neminem noveris — nicht verſtände. Die Fürſtin erklärte ihn ihm nach kurzem Bedenken.

falt, womit einzelne Handſchriften der Proſaromane des 15. Jahrhunderts geſchrieben und gemalt ſind[348]), bezeugt, daß dieſe Werke vorzugsweiſe für fürſtliche Perſonen beſtimmt waren; zu Ehren oder auf Aufforderung der Pfalzgrafen Albrecht, Philipp, des Markgrafen Rudolf von Hohenburg u. A. dichteten Hartlieb, Johann von Soeſt und Ringoltingen; daß er *nur* für Herren und Adel dichte, ſagt Johann an mehreren Stellen ausdrücklich. Dieſe Bücher waren wohl nicht übermäßig verbreitet vor der Druckerkunſt; man ſuchte auch mühſelig nach den älteren Rittergedichten, und es kommt bei Püterich ein Beiſpiel vor, wie einer weitläufigen Verweiſung es bedurfte, um dem Herzog Otto von Baiern ein ſolches Buch (von dem Ritter mit dem Bock) zu verſchaffen[349]). Die Fürſten ſammelten die Romane in Bibliotheken; und die Erzherzogin Mathilde, an welche Püterich ſeinen Brief gerichtet hat, beſaß eine Sammlung von 94 Werken, von denen Püterich 23 als ihm unbekannt bezeichnet. Dieſe gerade ſind aber, ſo weit man weiß, lauter ſolche neuere Romane, die erſt in dieſen Zeiten ſelbſt entſtanden ſind: Lanzelot, die Mohrin, Meluſine, Niclas' von Wyle Ueberſetzungen, Pontus, Galmy, Tundal, Markgraf Walther, Margrete von Limburg und Lothar und Maller u. ſ. w. Püterich aber bekennt ſelbſt, daß er dieſe neuen Bücher, ſo unbegränzt ſeine Sucht nach Erwerb von Alten iſt, für nichts achtet[350]): das Anſehn, in welchem ſie ſtanden, war alſo nicht allgemein; und die Verkürzungen, in die man ſie bald zwang, zeigen, daß man ſie wenig heilig achtete. Auch die Proſawerke nämlich hatten daſſelbe Schick=

O hohe ſcharfe Vernunft im weiblichen Herzen, ruft er, ich habe ſeither Doctores der heiligen Schrift gefragt und gefunden, daß ihre Gnaden mir, wie das Sprichwort ſagt, all meine Käſe abgerathen hat.

348) So die Heidelb. Handſchr. von Lanzelot Nr. 147.

349) Adelung's Püterich 1788. S. 9.

350) Ed. Adelung S. 25.

Ich gie des hie mein beicht, wie ichs erkobert han,
vierzig iar mer leicht zu sameln mir ich sy allererst began,
in Brabant, Ungarn, zwischen baider landen
mit frag ich sy ersuechet, bis das ich ir samb mir bracht ze hannden.
Wiewoll das maniger aselt, so ist es doch geschehen,
zusamb seind sy geraselt mit stellen, rauben, auch darzu mit lehen,
geschenkt, geschrieben, gekaufft unnd darzu funden,
doch nur die alten puecher, der neuen acht ich nit zu kainer stunden.

ſal, wie die poetiſchen, man ſteigt vom kleinen Umfang zum größten und fällt von dieſem herab in den Auszug, um nachher wieder die alten umfangreichen Texte aufzuſuchen. Das verſchiedene Maaß dient den verſchiedenen Ständen; wie Caspar von der Roen und Ulrich Fürterer und, wie wir oben ſahen, ſchon andere vor ihnen, die alten Reimgedichte, ſo kürzt ein Conrad Heidörfer den Hug Schapler, Andere aber noch weit ärger jene Meluſinen und andere Novellen zu Volksbüchern. Zu beſſerem Verſtändniſſe löſt man die gereimten alten Romane in Proſa auf, oder läßt die deutſchen Reimwerke liegen und geht auf fremde, oft lateiniſche Proſen zurück, da die lateiniſche Poeſie faſt immer um ein oder mehrere Jahrhunderte früher der ſpäteren Vulgardichtung den Weg wies; und zu leichterer Bewältigung beſchneidet man ſie.

Wir folgen nun ganz im Allgemeinen dem Gang, den dieſe Proſen genommen haben. Vollſtändig zu ſein, iſt hier Niemanden möglich, der nicht mit ſeinen literariſchen Arbeiten unterwegs ſein kann, weil dieſe Werke, ſo mannichfaltig einige davon in Drucken exiſtiren, ſehr zerſtreut ſind. Es wäre verdienſtlich, wenn Jemand eine deutſche Romanbibliothek in anderen Zwecken und mit anderen Mitteln entwerfen wollte und könnte, als Reichardt in Nachahmung der franzöſiſchen Bibliothèque universelle des romans gethan hat, in der Zeit, wo auch die Bodmer, Casparſon und Müller die erſte Hand an die Bekanntmachung unſerer alten Poeſien legten, ungefähr mit gleich geringer Umſicht wie jene. Doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß freilich bei uns nichts zu einem ſolchen immerhin ſehr weitläufigen Unternehmen auffordert und daß für die viele Mühe, die es verurſachen dürfte, kein Dank ſein würde und es iſt charakteriſtiſch genug, daß unſere Volksbücher eine viel größere Aufmerkſamkeit fanden. In Frankreich und Spanien hatten die Proſaromane eine ganz andere Bedeutung. In dieſen Ländern gab es in dieſen Jahrhunderten einen neuen Glanz des Ritterthums, der durchaus von dem poetiſchen Ritterromane her ſeine Farbe trug; abentheuerliche Feſte und Prozeſſionen, wunderlicher Putz in Kleidern und Waffen, in Schilden und Wappen ſonderbare Figuren und Deviſen, die grillenhafteſten Gelübde, Pilger- und Waffenfahrten, der gezwungenſte Liebesdienſt und die ſteifſte Etiquette und Ceremonie, kurz Alles, was nur die alten Poeſien andeuteten, drängte ſich im 14. und 15. Jahrhundert in das wirkliche Leben ein, und davon

hat Deutſchland nur unter Maximilian etwas Aehnliches geſehen, was übrigens weit zurückblieb. Während in Languedoc die minniglichen Märtyrer im 14. Jahrhundert unglaublicherweiſe den Wahnſinn der Romanhelden verwirklichten, trat in Deutſchland der Minnegeſang ins Volk, und jene herzvolle Stimme der Natur, die das erotiſche Volkslied auszeichnet, belebt das tonloſe conventionelle Lied mit neuer Wahrheit und eine ſinnlichere Glut verdrängte wohlthätig die kalte Höflichkeit des ritterlichen Frauendienſtes und ſeine halberſtickte Flamme. Während die Ritter in Frankreich und England die Pfauen= und Faſangelübde ablegten, welche die Abentheuerlichkeit der Kriege begünſtigten, lagen die Deutſchen in Wald und Winter im Hinterhalt und lauerten einem reichen Waarenzug auf; und während die Allegorie dort in Aufzügen und Vorſtellungen, bei Feſten und Mahlen, in prächtiger Ueberladung den lebendigen Verkehr verſchönern mußte, gab es bei uns wenige Faſtnachtsſpiele und Myſterien von drolligen Handwerkern in vergnüglicher Einfalt aufgeführt; die fanatiſchen Kriege und die Furchtbarkeit der Huſſitiſchen Bauern mochte den deutſchen Rittersleuten den galanten Kampf und die minnigliche Verzückung und Begeiſterung vertreiben, während die frommen Spanier noch im Maurenkriege, als es auf Vertilgung der Landes= und Religionsfeinde ankam, in Liebſchaften und Courtoiſie mit den Feinden rivaliſirten. Wie wir daher das Leben und die Denkart des 13. Jahrhunderts aus unſeren ehemaligen Poeſien in Deutſchland erklären konnten, ſo fahren im Weſten die Romane im 14., 15. und 16. Jahrhundert fort, Quelle für die Kulturgeſchichte zu ſein, und Leben und Poeſie dienen ſich wechſelſeitig zu erläutern. In Frankreich haben ſich daher dieſe Romane, wie in Spanien, zu ungeheuren Mengen und Maſſen gebildet, ſind fleißig geleſen und ausgezogen und bearbeitet worden; auf ihrem Höhepunkte bildete ſich aus ihnen das unſterbliche Werk des Cervantes, genialer als Arioſt auf dem poetiſchen Roman; und als der Geſchmack an der Lectüre dieſer Werke um ihrer ſelbſt willen aufhörte, ſo haben die größten Alterthumsforſcher, Diplomaten, Genealogen, Hiſtoriker und Rechtsgelehrten in Frankreich die Romane als eine Fundgrube gelehrter Forſchung angeſehen und ganze Bücher über den practiſchen Nutzen derſelben geſchrieben. Dieſe Ehre iſt bei uns kaum dem Reinhart Fuchs widerfahren; unſern deutſchen Romanen konnte ſie auch nicht füglich zu Theil werden. Denn ſie

ſtehen in jeder Beziehung dem Leben fern und fremd, konnten daher nur der höheren Geſellſchaft von Intereſſe ſein, denen das Leben der romantiſchen Ritterwelt bekannt war oder die von fremden Gattinnen und Fürſtinnen darin eingeweiht waren, welche (wie z. B. Leonore von Portugal) in gehobener und ritterlicher Geſinnung oft weit von den nüchternen deutſchen Ehemännern und Dienſtleuten abſtehen mochten.

Die Einführung der Proſa war, ſahen wir bereits oben, von der Predigt, der theologiſchen Abhandlung, der Legende aus geſchehen; wir wollen, wie oben an Hermann von Fritzlar, ſo auch hier an dem ſogenannten Sommer- und Wintertheil, und an den einzelnen Legenden, die im 15. Jahrhundert in Proſa erſchienen, vorübergehen, da dieſe Dinge nicht auf poetiſchen Quellen beruhen und keinerlei poetiſche Form tragen; wir werden ſie ohnehin unten noch einmal aus einem andern Geſichtspuncte betrachten müſſen. Hielten wir uns nicht ſtreng an das Reindeutſche, ſo würden wir die nordiſche Vilkinaſage hier voranſtellen müſſen, die einen großen Theil der deutſchen Heldenſage nach deutſchen Erzählungen in ein encycliſches Ganze verband. Wie neben den proſaiſchen legendariſchen Erzählungen zugleich die kurzen weltlichen Novellen, kleinen Anecdoten und Schwänke in den Geſten und den ſieben weiſen Meiſtern hervortraten, dies würden wir der Kaiſerchronik und ihrem Inhalte vergleichen, und wie wir dann ſpäter in Verfolgung der poetiſchen Erzählung neben dem ausgebildeten poetiſchen Roman im 13. Jahrhundert dieſe Stoffe in einer größeren Ausdehnung und Vollendung wiederkehren ſehen, ſo treten dann auch gleich nach Erfindung des Drucks mit der größeren Maſſe der Romane auch jene Erzählungen, theils in jenen Sammlungen, theils auch vereinzelt [351]) wieder hervor. Die alten Geſchichten der Kaiſerchronik ſelbſt in Verbindung mit neuen erſcheinen als proſaiſche römiſche Geſchichte [352]) und wie in der poetiſchen Zeit, ſo führen ſie unter dieſen Werken den Reihen mit den trojaniſchen Geſchichten zugleich. Wir ſehen alſo, daß dieſe Proſaromane wie jene

351) So in Cod. 119. Die Novellen von dem Kaufmann Aronus u. ſeinem jungen Weibe, von St. Gregor, von dem Edelmann u. ſeinem Knechte Heinrich, u. A. aus Boccaz bekannte u. in einzelnen Drucken exiſtirende.

352) Jacobs und Uckert Beiträge zur älteren Lit. .1835. S. 76. und verſchiedene bei Panzer angeführte Drucke.

poetiſchen ganz materiell von der Chronik aus entſtehen und daß das Liebesweſen nicht ihr urſprüngliches Element war. Der trojaniſche Krieg in den proſaiſchen Bearbeitungen hat eine ſehr weite Verbreitung durch den Druck erhalten, hat den Guido von Colonna zu ſeiner Quelle, muß aber faſt zu gleicher Zeit gerade wie nach Herbort von Fritzlar einſt auch der poetiſche, mehrere Bearbeitungen erfahren haben, die ſogar im Niederdeutſchen nebeneinander exiſtiren [353]). Die von Hans Mair aus Nördlingen iſt von 1392 ſchon [354]) und dies iſt die, welche in Drucken am gewöhnlichſten gefunden wird; verſchieden davon iſt eine Berliner Handſchrift, die wahrſcheinlich mit einer Gießener [355]) zuſammenſtimmt, welche ſchon 1417 geſchrieben iſt, und die in der Erzählung kürzer, in den Begebenheiten anders geordnet und dargeſtellt, in den Epiſoden zuweilen in eigenthümlichen Zügen abweichend, ſonſt in der Hauptſache gleich iſt. Wie ſich wieder dieſe Bearbeitung zu der von einem Heinrich aus Braunſchweig [356]) verhält, der das Werk auf Geheiß ſeines Herrn unternahm und deſſen Arbeit in einer Handſchrift von 1436 ſich erhalten hat, iſt mir unbekannt. Das in den gewöhnlichen Drucken bekannte Werk giebt einen Ton an, den die Romane im Allgemeinen feſthalten, doch erkennt man deutlich den Prediger in der frömmern Behandlung, die gerade in dieſer Gattung ungewöhnlich iſt, man möchte ſagen, man ſieht im Großen die moraliſche Nutzanwendung, wie früher bei den kleinen Erzählungen, denn das Ganze geht von dem Thema der Gebrechlichkeit und Täuſchung der Welt und weltlicher Größe aus und kehrt am Ende und im Laufe der Erzählung in ewigen Predigten, Apoſtrophen und Exclamationen darauf zurück. Die Rohheit iſt außerordentlich; ſelbſt die bloße Anlage iſt von ganz unbegreiflichen Wiederholungen derſelben Begebenheiten entſtellt. Den Apollonius von Tyrus haben wir zuletzt von Heinrich von Neuenſtadt poetiſch (im 14. Jahrh.) behandelt geſehen; einen ganz verſchiedenen Eindruck von dieſem Gedichte macht die proſaiſche Bearbeitung, die man häufiger gedruckt [357]) findet; wie ſich die abweichende hand-

353) Scheller's Bücherkunde S. 78 sq.
354) Bragur IV., 2. S. 190.
355) Heidelb. Jahrb. 18. S. 712.
356) Grundriß S. 543.
357) Augsb. 1471. u. A.

ſchriftliche, die gleichfalls übrig iſt, dazu verhält, weiß ich nicht zu ſagen [358]). In jener iſt die Farbe des griechiſchen Romans, das Ueppigere und Wärmere der Affecte, ihre größere Wahrheit und Lebendigkeit gewahrt; es iſt auf die reinere Quelle zurückgegangen; und das haben wir der Auflöſung der Reime und Verſe offenbar in jenen Zeiten zu danken, daß man lernt, ſich in fremden Geiſt zu finden, und daß im ſtrengen Gegenſatze der poetiſchen Romane dieſe proſaiſchen das Colorit ihrer lateiniſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, niederländiſchen Quellen eben ſo feſthalten, wie es jene verwiſchten. Es mögen dieſe griechiſchen Romane und die nachher mehr in dieſem Geſchmacke von den Italienern nachgeahmten in der Anlage um nichts künſtleriſcher ſein, als die britiſchen, ſo ſind ſie doch meiſt einfacher; im Ausdrucke der Empfindungen mögen bald Wunderlichkeiten, bald Gemeinplätze Statt finden, aber die Empfindungen ſelbſt ſind doch natürlich und menſchlich; oft durch Sinnlichkeit und Lüſternheit menſchlich, aber eben darum doch wahr und treu; und daher traten dieſe Dinge, mit allen Liebesſagen der griechiſchen Mythe viel näher an das Volk und Pyramus und Thisbe verdrängten Triſtan und Iſolde aus dem Sprichwort. Den Gegenſatz, den der abentheuerliche Apollonius des Heinrich gegen den planen in der Proſa bildet, treffen wir bald in den Ueberſetzungen des Niclas von Wyle gegen die erotiſchen Ritterbücher im alten Stil; es iſt derſelbe Gegenſatz, den das Volkslied der Liebe gegen die Verſuche des 15. Jahrhunderts macht, das Minnelied der alten Zeit nachzuahmen. Der verſificirte Apollonius berührt ſich mit den wunderbaren orientaliſchen Reiſen und mit Alexander: auch hier alſo ſehen wir die alten Verhältniſſe wiederkehren. Merkwürdige, fabelhafte Reiſeabentheuer mit den Wundern der fernen und alten geographiſchen Vorſtellungen haben wir in jenen Zeiten im Herzog Ernſt an wahre Geſchichte geknüpft gefunden. Jetzt treffen wir auf die bekannten Reiſen des Engländers Mandeville († 1372), die damals eines der beliebteſten Leſebücher ausmachten. Der Reiſende ſelbſt hat ſeine Fahrten in franzöſiſcher, engliſcher und italieniſcher Sprache beſchrieben; ſie ſind über ganz Europa verbreitet; ins Deutſche wurden ſie im Anfang des 15. Jahrhunderts von Michael Velſer überſetzt, ſpäter von einem Unbekannten,

358) Grundriß S. 207.

und um **1483** von Otto von Diemeringen, deſſen Arbeit die ſchlechteſte, aber verbreitetſte iſt, und auch dem Volksbuche zur Grundlage dient, wo ſie nicht ohne abermalige Entſtellungen geblieben iſt. Ich überlaſſe es Andern [359]), über das Verhältniß und den relativen Werth dieſer Ueberſetzungen zu ſprechen, denn dies Werk intereſſirt uns durchaus nur ganz im Allgemeinen. Wie in Herzog Ernſt Geſchichte und alte geographiſche Sage ganz eigen gemiſcht iſt, ſo iſt es hier Reiſebeſchreibung und mittelaltrige Geographie und Romantik. Bekanntlich nehmen die Bezüge auf Alexander und Ogier breite Stellen im Montevilla ein. Werke dieſer Art leiteten früher die Poeſien ein, hier führen ſie auf die Wirklichkeit zurück. Wir haben ſchon oben geſehen, wie einzelne Reiſeabentheurer ſeit dem Ausgang der Kreuzzüge und unter den größten Bewegungen der orientaliſchen Welt ſich in die Gefahren der Wallfahrten ſtürzten; dieſe Unternehmungen floſſen anfangs allerdings noch aus dem poetiſchen Hange nach Abentheuern, bald aus Wißbegierde; häufig noch aus Frömmigkeit und ſündigem Gefühle, bald aber auch aus Gewinnſucht. In demſelben Verhältniſſe gehen die Reiſebücher ſeit Marco Polo und Monteville (auch jener ward ins Deutſche überſetzt) [360]), im Schildberger, der von der Schlacht bei Nicopolis an ſich bis **1427** im Oriente befand, im Hans Tucher (**1479**) und Bernhard von Breydenbach (**1483**) vom Gefabelten aufs Hiſtoriſche zurück und treten mehr in eine Reihe mit den Entdeckungsreiſen der Italiener von den Doria und Vivaldi bis auf die Colon und Vespucci. Die Aufhellung der dunklen Erdräume geſtattete nicht weiter, daß dieſe Reiſen der poetiſchen Beſchreibung anheimfielen, und gerade ſo iſts mit der hiſtoriſchen Poeſie. Geeignete Stoffe konnten anfänglich in Volkslieder aus der wirklichen Begebenheit unmittelbar übergehen, die helle Geſchichte aber litt nicht, daß ſie ſich epiſch fortbildeten; und wo man ſich in beiden zwang, da kam ein heroiſch-hiſtoriſches Gedicht wie Beheims Friedrich heraus, das wir bereits kennen lernten, dem wohl des Bruders Fabri Beſchreibung ſeiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande (**1481**) im Vers-

---

359) Man vergleiche zu dem, was Görres in den deutſchen Volksbüchern geſagt hat, die Zuſätze von der Hagen's im Altd. Muſ. I. S. 246 sq. und die von Docen in der Jen. Lit. Zeit. 1810. May. Sp. 246 sqq.

360) Ed. Nürnb. 1477.

maaß des Liedes „Ich ſtund an einem Morgen" an Werth nichts vorausgeben wird [361]). Man konnte höchſtens in verſchiedenen Bearbeitungen und unter allerhand Veränderungen und zuletzt im Volksbuche die alten Abentheuer des Herzogs Ernſt wiederholen, oder auch die Heinrichs des Löwen; beide aber waren im 15. Jahrhundert vielleicht nur in den balladenartigen Behandlungen im Umlauf, wo es vielleicht charakteriſtiſch iſt, daß im Ernſt die geographiſchen Wunder mehr wegfallen [362]). Wenn auch „die Geſicht Tundali" (die in anderen Ausgaben dem auferweckten Lazarus zugeſchrieben werden), der nach einem mehrtägigen Scheintode die Reiſe ſeiner Seele durch die Reiche der Seligen und Verdammten eröffnet, und wenn die wunderbarlichen Reiſen des heiligen Brandanus auch wieder in mehrfachen Ueberſetzungen proſaiſch bekannt wurden, wie wir ſie oben poetiſch getroffen haben, ſo zeigt doch dies Alles nur, wie oben in der Poeſie, ſo hier in der Proſa die letzte Flucht dieſer Art Romantik in die Geiſterwelt und dieſe unſinnigen iriſchen Mährchen konnten zu nichts dienen, als den Sprung in die Satire und Parodie zu erleichtern. Derſelbe Doctor Johann Hartlieb, der auch einen Brandan und Ovids Kunſt zu lieben (ed. 1483) überſetzte, eine Chiromantie überſetzte und überhaupt ein allzeit fertiger und höchſt elender Scribent war, hat auch eine Ueberſetzung des Alexander (1444) zu Ehren des Herzogs Albrecht von Baiern und ſeiner Gattin Anna von Braunſchweig gemacht, die ſehr große Freunde dieſer erneuten Ritterliteratur, und nach allem, was ihnen dedicirt ward, ſehr bigotte Anhänger an dem Alten waren. Seine Bearbeitung iſt weit die verbreitetſte, aber weder die älteſte noch die einzige; kürzer ſoll die handſchriftliche in Dresden ſein, die von Nicolaus im Grunde geſchrieben iſt [363]). Auch Hartlieb's Werk iſt mehr als Chronik und Geſchichte zu betrachten und nimmt eine moraliſche Wendung, indem es als Fürſtenſpiegel betrachtet ſein will. Es weiſt mit jener abentheuerlichen Quellenkritik auf den Euſebius, der in dieſen Zeiten wie Nectanebus und Virgil als ein mythiſcher Meiſter aller Kunſt erſcheint, wie der

361) Schellhorn amoen. III., 103.

362) Ich erwähnte das Gedicht, wie es ſich in Roens Heldenbuch findet, ſchon oben. Das Gedicht von Heinrich dem Löwen iſt in Reichard's Romanenbibl. t. 8 abgedruckt.

363) Grundriß S. 223.

trojaniſche Krieg wieder auf Dares und Dictys; und wie wir ſchon oben im Alexander des Eſchenbach Geſchicht- und Chronikartiges fanden, ſo dürfen wir dieſen proſaiſchen neben nichts anderem ſehen, als neben Aventin's lateiniſchen und deutſchen Chroniken, neben Hunnibald und ähnlichem, was aus Gottfried von Viterbo und dergleichen Fictionshiſtorikern in dieſen Zeiten lateiniſch oder deutſch ins Gedächtniß oder wieder ins Leben gerufen ward, ja unſer Alexander verweiſt am Ende, wo von den Enkeln des Ptolomäus geſagt wird, ſie ſeien nach Thüringen und in das Land zu Siebenbürgen gekommen, ausdrücklich auf das Buch de origine Saxonum, wo man von der Herrſchaft der Griechen in dieſen Landen vieles finde; und die fabelhaften ſächſiſchen, thüringiſchen, meklenburgiſchen [364]), bairiſchen, böhmiſchen u. a. Chroniken, die wir aus dieſen Zeiten beſitzen, würden zur Vergleichung eben ſo hierher gehören, wie Enenkel's Fürſtenbuch oben zu dem Aehnlichen. Und wie faſt aus ſämmtlichen Zweigen der größeren Proſaſchriften dieſer Zeiten kürzere Volksbücher geworden ſind, ſo gingen denn auch Stücke dieſer Gattung in unſere deutſche „blaue Bibliothek“ [365]). Verwandt ſind denn auch die Sagen von Kaiſer Karl's Streit vor Regensburg, und von ſeinen Ahnen und Geburt, die, wie ſie in der Kaiſerchronik begannen, ſo jetzt im Kreiſe ähnlicher Werke, proſaiſch und ausgebildeter in den Legenden, in der Weihenſtephaner Chronik, in Ulrich Fürterer's Beſchreibung vom Herkommen des Hauſes Baiern, erſcheinen [366]). Auch dieſer Stoff iſt, wenn nicht im Deutſchen, ſo doch im Däniſchen aus deutſchen Quellen zum Volksbuch geworden. Dagegen iſt es in dieſer Periode des äußerſten Verfalls der romantiſchen Kunſt eine auffallende Erſcheinung, daß die Volksepen von Karl dem Großen (wenigſtens nicht ohne große Veränderungen und Zuſätze) und die Nibelungen nicht in

364) Eine gereimte von Nicolaus Marſchalk († 1525) in Weſtphalens mon. t. I. Ich übergehe dergleichen als zu vereinzelte Spätfrüchte entlegenerer Gegenden.

365) Rieſengeſchichte, oder kurzweilige und nützliche Hiſtorie von König Eginhard aus Böhmen, wie er des Kayſers Otto Tochter aus dem Kloſter bringen laſſen und hernach viel Unglück im Königreich Böhmen entſtanden iſt u. ſ. w.

366) Grundriß S. 170 sq. Noch ungedruckt iſt das Gedicht von Karls Ahnen in einer Wiener Handſchr. Altd. Muſ. I. 576.

Proſa umgeſetzt wurden. Wie dieſe ganze Zeit nur in einem Verhältniß zu der Verfallzeit des poetiſchen Romans betrachtet werden muß, da ſie nur mit dieſer, aber mit dieſer auch ſo vielfach ſympathiſirt, daß ſie als eine bloße Erneuerung derſelben angeſehen werden darf, ſo ſetzte ſie Alles, was die Blüthezeit der alten Romantik eigenthümlich auszeichnet, aus den Augen, griff zu dem ſchlechteſten Stoff der Alexanderſage und zu der geringeren Bearbeitung des Triſtan, und ließ die Volksepen ganz liegen. Das Alles alſo, was ſich nach unſerer Anſicht aus dem Romane zur Epopöe veredelte, fiel nicht in den Roman zurück. Auch der Parzival des Wolfram exiſtirt ſchwerlich in Proſa und wenn ihm auch die Auszeichnung ward, in ſeiner poetiſchen Urform (1477) gedruckt zu werden, ſo geſchah dies, ſo groß auch die Aufnahme aller Wolframſchen Gedichte im 14. und 15. Jahrhundert war, ohne Zweifel mehr, weil er ein Appendix zum Titurel war, dem die gleiche Ehre (1477) wiederfuhr, als umgekehrt. Anders war es mit jenen Gedichten der fränkiſchen und deutſchen Sage, die wir oben als eine zweite Geſtaltung bezeichneten, in welcher die hiſtoriſche Grundlage geringer, die poetiſche Fiction bedeutender war. Gerade ſo wie die wahre und fabelhafte Reiſebeſchreibung im Montevilla noch einmal vereinigt erſcheint, um ſich dann deſto beſtimmter auf der einen Seite nach der nakten Wirklichkeit, auf der andern zur bloßen Fiction und Viſion zu ſpalten, ſo reichen ſich Geſchichte und poetiſche Sage in den vorhin genannten Werken noch einmal die Hand, um ſich nun für immer zu trennen. Auch hier nun war in der deutſchen Sage, die nicht fortgeſchritten, die bei dem einmaligen Verſuch poetiſch erfinderiſcher Erweiterung ſtecken geblieben war, die Achtung vor der alten Form und dem Stoff zu groß, als daß man beides bedeutend angetaſtet hätte: im Heldenbuche wurde daher nur Einiges aus der letzten Periode mit größeren oder kleineren Veränderungen erneuert, und Caspar von der Roen (1472) kürzte dies wieder in der Art, wie wir es oben bereits angedeutet ſahen. Die große wilde Rohheit und eine gewiſſe phyſiſche Ueberkraft in den aufkommenden untern Ständen der Nation verräth den Geſchmack, der vorzugsweiſe auf ſolche barbariſche Urſtoffe der Sage, wie auf Siegfried zurückwies, den einzigen Gegenſtand, der aus dieſem Kreiſe zum Volksbuche geworden iſt. Durchaus fremd ſtehen Caspar und Ulrich Fürterer's Werke, die treueren Verpflanzungen

alter Gedichte neben den Proſaromanen aus den anderen Sagenkreiſen. Auch andere gingen auf ihren Wegen und gaben Auszüge aus größeren Erzählungen (wie im Trimunitas von Martin Meier[367] 1507), nur daß der Vortrag hier volksmäßiger wird. Weit mehr Eingang fanden dagegen die proſaiſchen Erzählungen aus eben dieſem britiſchen Sagenkreiſe und einen verhältnißmäßig noch größeren, die aus dem fränkiſchen. Wir haben oben ſchon die verſchiedenen Frauen genannt, die nach Deutſchland Stücke aus dieſem Kreiſe verpflanzten. Den Charakter dieſer Stücke kennen wir ſchon aus der letzten Periode der verſificirten Romane. Was den Raynald oder die Haymonskinder dem 13. und 14. Jahrhundert empfahl, empfahl ihn auch dem 15. und 16.; wahrſcheinlich wird er früher ſchon handſchriftlich in Ueberſetzungen exiſtirt haben, ehe er gedruckt erſcheint[368]. Iſt dies nicht, ſo mag die Geſchichte von Hug Schapler ſeine Stelle vertreten. Auch hier herrſcht, noch ärger, in dieſer fabelhaften Geſchichte von Hugo Capet's Thronbeſteigung, die ſchon Dante in ihrem Urſprunge kannte, jene gewaltige Rohheit und Brutalität, die uns wie in die Barbarei von Bauernkriegen oder in die wildeſte Urzeit zurückverſetzen. Ebendies empfahl ſich eben dieſen Zeiten, welche die Greuel der Huſſitenkriege erlebten, welche die Podiebrad und Hunyad, ähnliche Emporkömmlinge, und natürliche Söhne auf mächtige Throne ſteigen und umgeben ſahen von jenen herkuliſchen Helden, die aus der Mühle genommen zu Feldherren wurden und noch als Feldherren ihre rieſige Kraft mit fanatiſcher Tapferkeit und Blutluſt paarten. Mit dem Erwachen neuer phyſiſcher Kräfte in den Nationen brach auch in einzelnen Individuen eine ganz ungeheure Lebenskraft durch; wie in den roheſten Zeiten des Urzuſtandes machte ſich die körperliche Ueberlegenheit als ein glänzender Vorzug geltend, gleichviel ob ſie der Held im Religionskampf auf dem Schlachtfeld zeigte, oder beim Gelag das Faß zu heben und aus dem Spundloch zu trinken verſtand; und wenn doch unter den Menſchen der Glaube lebte, als ob die Kinder einer natürlichen Liebe ſchon die Früchte einer regern Kraft wären, ſo haftete dann auf ſolchen auch im Leben weit eher eine Ehre als ein Makel, und Erzeuger und Erzeugte gingen denn, wie eben im Hug Schapler,

---

367) In Adelung's Magazin 2, 2, 51.
368) Simmern 1535.

in die Poeſie ein. Wie dieſer Fleiſcherſohn den Thron von Frankreich beſtieg, wie ſich ſeine zehn natürlichen Söhne zu Ehren bringen, ſo wird noch mehr in den geſchlechtlichen, als in den politiſchen Verhältniſſen, das Miſchen der untern und obern Stände im Romane dieſer Zeit verſinnlicht. Dies halten wir für das einzige originalere Element in dieſen Proſaromanen, das ſie wenigſtens theilweiſe in einer Verbindung und in einem Verhältniſſe zu der Zeit ihrer Erſcheinung zeigt. So eng und ſchroff die nachdenkliche Liebe der Minneſänger im Kreiſe des Standes gehalten hatte und des Ranges, ſo ſehr iſt es die Eigenſchaft der heftigen leidenſchaftlichen Neigung, über Rangverhältniſſe hinwegzuſpringen. Wir ſehen daher, daß jetzt die Romanhelden ſich über die Stände wegſetzen; Liebſchaften zwiſchen Unebenbürtigen (wenn ſie es auch nur ſcheinbar ſind) werden jetzt ein Hauptthema; im Pontus argumentirt der König von England ſchon mit unſerm allgemeinen Abſtamme von Adam und Eva, da er dem armen Pontus oder Sordit ſeine Tochter anbietet; die Geſchichte von Guiscard und Sigismunde ward ein Gegenſtand des Volksantheils; und ebenſo die in aller Welt mit wetteifernder Fruchtbarkeit verbreitete Geſchichte der Griſeldis [369]), jener treuen, aus dem Bauernſtande emporgehobenen, von ihrem Manne ſo hart geprüften und ſo geduldig und gehorſam bewährten Gattin. Im 15. Jahrhundert ward jene ſinnige Liebe der Ritterzeit mit einer neuen ſinnlicheren vertauſcht. Nicht allein jedes Volkslied drückt dies aus, und manche Romane, ſondern die Geſchichte ſelbſt. Wer weiß nicht von Albrecht und Agnes Bernauerin? Wer hat nicht die intereſſanten Abentheuer des Herzogs Wilhelm von Oeſtreich in ſeiner Werbung um die ungariſche Hedwig mit Antheil an einer ſcheints mehr natürlichen als politiſchen Liebe geleſen? Wer weiß nicht, wie Buhlerei und zügelloſe Liebe von Sigmund bis auf die Fürſten der Reformationszeit poetiſch erhoben und moraliſch, ſelbſt von ſo ſtrengen Sittenrichtern, vorſichtig tolerirt wird? Wer weiß nicht, daß Sigmund's Abentheuer mit der ſchönen Eliſabeth Morſinai, die die Mutter des Johann Hunyad ſein ſoll,

369) Das Volksbuch von Markgraf Walther, deſſen Stoff, wie ich ſchon oben anführte, bereits dem Püterich bekannt geweſen zu ſein ſcheint, und ſchon 1471 in einer Ueberſetzung aus Petrark gedruckt exiſtirt, der ihn dem Boccaz entlehnte und eine ungemeſſene Vorliebe dafür hatte.

zum Romane, zur Sage ward, wie ſie in dieſen Tagen beliebt war? Er hätte ihr, heißt es, einen Ring hinterlaſſen, an dem er ſie und ihr Kind wiedererkennen wollte; und als ſie hernach mit ihrem Bruder Kaspar aus Siebenbürgen nach Ofen zog und im Walde ruhte, hätte ein Rabe den Ring geſtohlen, den doch Kaspar glücklicherweiſe noch wiedergewann, was denn den Namen und das Wappen Corvin's erklärt. Und endlich iſt die glühende ſüdliche Natur und Liebeswärme ſeines wackern Kanzlers Schlick von dem muthwilligen Aeneas Sylvius ſelbſt auf einfacher geſchichtlicher Grundlage in einem eigenen Roman verewigt worden, der zu großer Berühmtheit gelangte. Den Uebergang von jener alten Minne zu dieſer neuen Liebe, von der Gedankenliebe (denn ſo mußte man das Minnen und Meinen der Alten im Gegenſatze bezeichnen) zu der Herzensliebe, bezeichnet der Charakter der verſchiedenen Proſen dieſer Zeit ſehr gut. Vieles was noch ganz aus alten Bearbeitungen mit keiner anderen Veränderung, als der Verſe in Proſa, überging, wie der Wigalois, der nach Wirnt's Gedichte (1472) von einem Ungenannten auf Bitten einiger Edlen „aus den Reimen in ungereimter Rede beſchrieben" ward, oder wie Triſtan, (ed. Augsb. 1498) der nach dem Texte des Eilhart aufgelößt und erweitert iſt, oder wie Wilhelm von Oeſtreich, der wahrſcheinlich aus dem obenerwähnten Gedichte des Johann von Würzburg herſtammt, geht natürlich noch ganz in dem alten Gleiſe und hat nichts als den Ton geändert. In manchen, wie im Fierabras (ed. Simmern 1533), wenn dieſer ſchon in dieſem Jahrhundert überſetzt ſein ſollte, deſſen Proſaquelle mit dem provenzaliſchen von Bekker herausgegebenen Gedichte Eine gemeinſame nordfranzöſiſche Quelle hat, iſt das Kriegeriſch-Wilde, der Pfaffenhaß, das Uebertrieben-Ungeheure, die Maſchinerie, der Aberglaube, die Wunder noch zu vorherrſchend und noch nicht, wie in der eigenthümlichen Auffaſſung in Calderons Brücke von Mantible ſo ermäßigt, daß die Liebesepiſode darin eine vorſtechende Rolle ſpielen könnte; und dieſer Art iſt die Geſchichte von Herzog Herpin [370]), die, wie ſo viele dieſer Vaſallenſagen, blutig und gräßlich iſt und wie die dazu gemalten Bilder aufs Entſetzliche ausgeht. An noch viel Roheres

370) Cod. Pal. N. 152. Uebereinſtimmend wird wohl der Druck von dem weißen Ritter ſein. S. Panzer Annalen I. S. 47.

aber erinnert der Valentin und Namelos, der in einer Handſchrift von 1465 bekannt und ſpäter wieder 1521 von Wilhelm Ziely von Bern weitläufiger zugleich mit der Geſchichte von Olivier und Artus aus dem Franzöſiſchen überſetzt iſt [371]), welche letztere ſich im Stoffe mit Engelhart und Engeltrude berührt. Und was faſt alle dieſe franzöſiſchen und britiſchen Romane ungenießbar macht und ſo ungemein ſchwer auf den kleinen Kern gerathen läßt, der für den Literarhiſtoriker darin zu ſuchen iſt, iſt die ganz maaßloſe Breite und Weitſchweifigkeit der längſt bekannten, noch einmal aufgefriſchten Abentheuer. Waren die gereimten Ogier, und die Krone der Abentheuer ſchon unbezwinglich und unüberſehbar, was muß man zu dem proſaiſchen Lanzelot [372]) ſagen, der aus dem Franzöſiſchen des Gautier Map [373]) überſetzt iſt, und ganz nahe an den endloſen Umfang der Amadis ſtreift! Und ſelbſt die anſprechenderen Erzählungen von Pontus und Sidonia [374]) und von Lother und Maller [375]) und Aehnliche leiden alle an der ermüdenden Verſchlingung ähnlicher und ſchlechter Abentheuer. Allmählig nimmt denn, wenn auch nicht die Breite, ſo doch die Wunderlichkeit der Abentheuer ab. Die prunkenden Begebenheiten werden in den Kreis gewöhnlicher Ereigniſſe herabgezogen; im Ritter Galwy, im Gabriotto und Reinhart iſt eine Verbannung, ein Tournier ſchon eine ſo große Begebenheit, wie in Wilhelm von Orleans, der in Deutſchland der Vorläufer dieſer modernen Ritterpoeſie iſt. So lange noch der Stoff durch überladene Begebenheiten und Wunderlichkeiten anſpruchvoll blieb, war es nicht möglich, daß ſich

371) Ein ſelteneres Buch: „In diesem Buch werden begriffen und gefunden zwo wunderbarlicher Historien gantz lieblich zu lesen, auch dienen zu vil erfarnuss. Die erst hystori von zweyen treuwen gesellen mit namen Olivier, eynes konigs sun ufs Castilie, und Arto, eyns konigs sun von Algarbia u. s. w. Die andre hystori sagt von zweyen Brüdern Valentino und Orso etc. gezogen ufs frantzösischer zungen in dütsch durch Wilhelm Ziely von Bern im Oechtland.“ Basel 1521.

372) Cod. Pal. 147. oder N. 91 u. 92.

373) Ueber dieſe verdächtige Perſönlichkeit ſ. Jac. Grimm, Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. Berlin 1844. 4. p. 29. ff.

374) Cod. Pal. 142.; verſchieden von den gewöhnlichen Drucken und vom Buch der Liebe, und alſo von einem anderen Ueberſetzer als von Leonore.

375) Ed. Straßburg 1514, aber ſchon viel früher überſetzt, wie oben bemerkt wurde.

die Dinge weder aus den Maſſen herausarbeiteten, noch den wunderlich affectirten Ton ablegten, den ſteifen Bombaſt, in dem ſich die Rede bewegt, das geſpreizte und eckige Weſen, das ſtraks zu den Reverenzen und Reifröcken des 17. Jahrhunderts überführt und für jeden geſunden Kopf ſchon im Keime in den poetiſchen Romanen unerträglich peinvoll iſt. Es war daher ſchon ein Schritt zum Beſſeren, daß man mit Triſtan und Flore und Blancheflour jene einfacheren Novellenſtoffe aufnahm, die wir überall in ihren beſcheidenen Anſprüchen viel liebenswürdiger fanden. Man druckte die Geſten und die ſieben weiſen Meiſter; man überſetzte den Boccaz[376]; man erweiterte einzelne der hier liebgewonnenen Novellen; und ſo gewann der Kaiſer Octavian ſeine weitere Geſtalt, in der er zum Volksbuch ward; der Fortunat iſt aus einer kleinen Erzählung der Geſten erwachſen (ſchon zwiſchen 1440 — 50?); aus Boccaz haben wir getrennt und für ſich einzelne Stücke erhalten; die Meluſine ward von dem Schweizer Thüring von Ringoltingen 1456 aus dem Franzöſiſchen überſetzt[377], und ſie exiſtirt verkürzt im Volksbuche neben jenen lieblichen Erzählungen von Genofeva und Magellone[378]. Dies ſind denn jene beliebten, ihrer netten, einfältigen Weiſe wegen ſo beliebten Stoffe, die nachher ſo häufig erneut und wiedergedruckt, in allen Nationen gleichmäßig geachtet und mit Liebe bearbeitet und mit Dank aufgenommen wurden. Wie wir aber ſchon oben bemerkten, dieſe Dichtungen waren für die jedesmalige Zeit accomodirt, und je ſelbſtſtändiger die neueren Bearbeiter lebendig ihre Form erneuten, und je mehr ihre Wahl das Einfachſte traf, deſto beſſer war es: Tieck erntete faſt ungetheilten Beifall, allein weder die Bücher der Liebe des 18. und 19. Jahrhunderts, noch der Goldfaden, noch Fr. Schlegel's Lother und Maller konnten das Aehnliche erlangen. Damals freilich, im 15. Jahrhundert, waren die Anforderungen noch gering; man durfte das Kleinſte kaum bieten, ſo war man vergnügt und zufrieden damit. Die keuſchen Joſephe, die in der ältern Zeit ſehr im Hintergunde ſtanden, rückte man nun blos hervor; die tragiſch ergreifenden unglücklichen Ausgänge der Liebe, wie Triſtan, die vormals faſt un-

---

376) Die erſte Ausgabe Ulm 1475? Später Augsb. 1490. Straſb. 1519 ꝛc.
377) Aus dem Franzöſiſchen von Wilh. Salzmann überſetzt und gedruckt 1535.
378) Ed. Heidelberg 1491.

erhört waren, ließ man nun häufiger werden und konnte des Beifalls ſicher ſein; die Liebesepiſoden, die ſonſt hinter den Irrfahrten verborgen lagen, zeichnete man jetzt in der Behandlung aus; wie man ſonſt die Liebe geſegnet und geprieſen hatte, ſo hebt man jetzt ihre leidige Seite hervor, da auch die Leidenſchaftlichkeit, die nun dieſe Liebe zu begleiten pflegt, mehr nach dem Leid der Liebe hinneigt. Das heilige Kleinleben der Liebe verdrängt allmählig alles andere, ſo daß es nun ſchon in jenen einfacheren, moderner gefärbten Romanen ein kritiſches Ereigniß von den größten Einflüſſen iſt, wenn ſich einmal der Held vor der Geliebten bei Tiſche mit dem Meſſer den Finger verwundet.

Die Rückführung zu dieſem Gefallen am Seelenleben von dem Geſchmack an dem wirren Abentheurerweſen der Ritterromane hat ohne Zweifel der griechiſche Roman vollbracht, oder das, was dem griechiſchen Romane Aehnliches nach Deutſchland, lateiniſch oder deutſch, ſich verbreitete. So brachen auch Wieland's Werke in neuerer Zeit erſt der geſünderen Natur die Bahn, ſo verwerflich man ſie auch ſonſt finden mag. Von dieſer Seite her finden wir nun in dieſen Zeiten den ſchon erwähnten Niclas von Wyle, Stadtſchreiber von Eßlingen, und ſein Ueberſetzungswerk äußerſt bedeutend. In denſelben bairiſch-ſchwäbiſchen Gegenden, wo wir den eigenſinnigen Geſchmack an dem Alten ſo feſthalten ſahen, regt ſich zugleich zuerſt der Sinn für die neue Richtung, die das Bekanntwerden und Verjüngen der Alten in Italien vorſchrieb. Die Schriften des Boccaccio waren ganz geeignet, die Manier des Ritterromans aufs innerſte zu erſchüttern; den Froſt der conventionellen Adelswelt und alter gelehrter und politiſcher Vorurtheile zu brechen, diente Petrark's Begeiſterung für die Muſter des Alterthums und Poggio's überlegene Feder. Dem Freimuth der italieniſchen Humaniſten eiferte Felix Hemmerlein aus Zürich nach, der in Recht und Schrift gelehrt, gleich bewandert in der Geſellſchaft wie in dem Buche, mit Geſang und Kunſt wie mit Wiſſenſchaft befreundet war: dieſen Mann hatte Niclas Wyle, als er Schulmeiſter in Zürich war, gekannt. Noch mehr war Aeneas Sylvius dazu geſchaffen, ſeiner Stellung nach, zwiſchen Italien und Deutſchland zu vermitteln

379) Aus dem Franzöſiſchen 1535 von Veit Warbeck überſetzt und in Augsburg gedruckt.

und Er ſpornte zuerſt die Fürſten, geißelte ihre Indolenz, ſchmähte den entarteten und verbauerten Adel, ſpottete der Wiener Gelehrten und ihrer nutzloſen Spitzfindigkeiten und warf mit die erſten Funken in das verglommene geiſtige Leben der Deutſchen. Von dieſes Mannes Schriften, ſo wie auch einzelne Stücke von Poggio, Hemmerlein und Petrark hat Niclas zwiſchen 1460 — 80 ins Deutſche überſetzt. Er hat meiſt kurze Stücke einer practiſchen Lebensweisheit gewählt und trat ſo factiſch gegen den ganzen Geiſt der zweckloſen Gelehrſamkeit auf. Wie in Philologie und Humaniſtik die Lange und Agrikola ſtill den lauteren Fehden der Reuchlin und Hutten vorarbeiteten, ſo iſt auch dieſer Mann ein geheimer Vorarbeiter für andere Richtungen Hutten's und für die Brandt und Kaiſersberg. Vorſichtig und ohne Urtheil theilt er Poggio's Bericht von dem Tode des Hieronymus von Prag mit; aber er theilt ihn eben mit; er gibt Tractate über den Vorzug des Tugendadels oder Geburts- und Reichthumsadels, auch ſie ohne Entſcheidung, und ausdrücklich vorſichtiger als Hemmerlein, der auch über dieſen Gegenſtand in ſeinen Werken ſchrieb: denn ihm „iſt es ſicherer, darüber zu denken als zu ſchreiben." Eigenes Verdienſt hat daher Wyle wenig; was aus ſeinem eignen Kopfe kommt, ſtreift noch ins Obſcure [380]), dreht ſich noch in Kleinlichkeiten, in Abhandlungen über Interpunctionen und Orthographie (worauf ſich auch Steinhöwel in ſeiner Ueberſetzung der berühmten Frauen des Boccaz einzulaſſen für nöthig findet) über Titel und Charaktere herum. Aber den rechten Sinn hat er durchweg und wählt mit Erwogenheit zur Ueberſetzung, was ein wahres Bedürfniß der Zeit war. Daß er mit ſeinen Schriften eine ſtille Oppoſition gegen die herkömmlichen Schreibereien der Deutſchen machen will, liegt in dem Selbſtgefühl, mit dem er den Werth dieſer Tractate „gegen alle deutſche Bücher, die er geleſen" heraushebt. Und gewiß, wie ganz anders mußte dieſe grundſätzliche Lebensweisheit, die er aus ſeinen Italie-

380) So erzählt er in ſeiner Vorrede zur Ueberſetzung von Lucian's Eſel, daß er einmal von dem kaiſerlichen Kammerſchreiber Michel von Pfullendorf gehört habe, daß ein ehrbarer Gaſtgeber auf ſeinen Eid verſichert habe, er ſei durch Zaubereien einer Frau ein ganzes Jahr lang in eine wilde Gans verwandelt geweſen, bis ihm einſt im Zank mit einer andern wilden Gans dieſe das Bezauberungswerk von ſeinem Halſe geriſſen hätte ꝛc.

nern verdollmetſchte, namentlich den Gebildeteren anſprechen, da hier endlich einmal kein höfiſcher Dichter mehr die alte Ritterwelt zurückwünſchte, deren Glanz Jedermann unwiederbringlich verloren fühlte, da hier keine verzagende Lamentation, ſondern wirkliche Ausſicht und möglicher Troſt geboten ward für den, der Hände und Füße zu regen wußte; da hier kein myſtiſcher Prediger mehr Verabſcheuung des äußeren Lebens predigte, kein Scholaſtiker die müßige Quälerei des Kopfs mit zwecklosen Grübeleien empfahl, ſondern ein geſunder Sinn auf die fruchtbare Weisheit der Alten und die Tröſtung des Rechthandelns und der eigenen Thätigkeit wies. Ein ganz neuer Schwung war in die Gelehrten durch einen ganz neuen Verkehr gekommen. Die allgemeine Reiſewuth des Jahrhunderts, das Hinſtrömen der Gelehrten aller Länder nach Italien, die Reiſen nach entfernten Univerſitäten, die nothwendige Verbindung der nordiſchen Künſtler mit dem Süden, die Fürſorge für Wege und Land- und Waſſerpoſten, die neuen Erfindungen die zu Communicationen einluden, bald auch der Einfluß des häufigern Geldes, die Anfänge der Zeitungsnachrichten, die unter Begünſtigung der Buchdruckerkunſt bald in dieſen Zeiten aufkamen, der ungemeine Verkehr der Gelehrten im ausgedehnten Briefwechſel, der den Trithemius in dieſen Zeiten ſchon die Briefe der bedeutenden Literaten überall als Werke anſehen läßt, die erneuerten politiſchen Verbindungen Deutſchlands mit Italien, die Kriege mit dem Auslande, die Deutſchland lange nicht gekannt hatte, die Türkenzüge, der lebhaftere Innenhandel, die aufgekommene Mode Badeorte zu beſuchen, zugleich die größere Zugänglichkeit der Höfe und die häufigeren Heirathsverbindungen mit Prinzeſſinnen ferner Länder, Alles arbeitete zuſammen, um eine Bewegung in die europäiſche Welt zu bringen, die Niemand ſchroffer empfand, als die Deutſchen, wo im 14. Jahrhundert ſo viele Stagnation in allen Verhältniſſen war. Die Eigenthümlichkeit der neueren Bildung, die ſich in ſo ausgedehnten Räumen herumdreht, bringt es mit ſich, daß immer nur ſolche Zeiten des erleichterten und aufgeregten Verkehrs von wahrem Gedeihen für jederlei Fortſchritt in der europäiſchen Civiliſation waren, und mit Recht ſieht man in dem materiellen Beſtreben nach Dampfmaſchinen und Eiſenbahnen in unſern Tagen die Vorboten eines raſcher aufblühenden Lebens auch im geiſtigen Reiche. Daß den damaligen Gelehrten die Augen geöffnet, daß ſie

aus ihren engen Haus- und Schulverhältniſſen herausgeriſſen wurden, daß unſer Niclas an alle Höfe der Nachbarſchaft, in vertrauliche Bekanntſchaft mit Frauen fremder Bildung, in engeren Verkehr mit ihnen an Badeorten kam, deren damals viel freiere Gewohnheit den Umgang noch viel freier bildete als heute, daß er durch ſeine Italiener mit den Alten anfing bekannt zu werden und ihrer von allem Zwang und Unnatur entfernten Lebensweiſe, dies gab auch dem unentſchloſſenen und zaghafteren Manne den Muth, Schriften zu überſetzen, die gegen die ganze Herkömmlichkeit des politiſchen und gelehrten Lebens angingen. Von dieſem Inhalt iſt des Aeneas Sylvius Rath an den Herzog Sigmund von Oeſtreich, in dem er ihm die Leſung der Alten empfiehlt, und den Niclas unter vielen anderen auch überſetzt hat. Er redet ihn darin mit dem ungewöhnlichen Du an und beruft ſich auf die Sitte der Alten und die Autorität des Petrark, der das Ihr in dem neueren Latein zugleich mit den übrigen Barbarismen ausgetrieben und mit der Reinheit ſeines Stils zugleich die alte Einfalt der Anrede, ſelbſt Fürſten gegenüber, zurückgeholt; und dies geſchieht in dieſen Zeiten, wo ganze Bücher über das Titurlarweſen geſchrieben und gedruckt, ja eine Abhandlung dieſer Art von Niclas ſelbſt verfaßt ward. Der Schreiber nennt dem Herzog die großen Muſter der Alten, er wirft ihm ausdrücklich die Götzen der letzten Jahrhunderte, die Hugo von St. Victor, die Alanus, Albertus, Alexander von Hales und Nicolaus von Lyra und alle Neueren verächtlich bei Seite, denn darüber ſeien ſeine Italiener Alle einverſtanden, daß dieſe die Menſchen zu belehren nichts taugten, ſo gelehrt ſie auch ſeien. Indem er ihm Achtung und Umgang mit Gelehrten empfiehlt, Gelehrte in ſein Gefolge neben ſeine Ritter zu nehmen ermahnt, die Schwierigkeiten des Regierens vorhält und die ſchlechten Beiſpiele ſo mancher Fürſten, und ihn erinnert, daß ihn ſein ſchönes Kleid nicht ſo zieren würde, wie Bildung, Leumund und Tugend, ſpricht er in einem Tone, der die Stellung des Gelehrten zu den Fürſten ganz ändern mußte, den Petrarka in ſeiner unabhängigen Lage gegen Karl IV. und mit ſeinem Enthuſiasmus noch leichter angeben konnte, den unſere Hutten dann zum letzten Ziele brachten. Dabei vergißt Aeneas nicht, den Fürſten neben dem Wiſſen zugleich auf die „Gemeinſamkeit des Volkes,“ auf Umgang und lebendigen Verkehr hinzuweiſen, neben den Studien auf Zugänglichkeit; er ſoll „grüßbar und Allen gemein“

ſein, mahnt er ihn, denn er wiſſe nicht, daß etwas Gelerntes in der Schrift gut ſei, ohne daß es der Menſch übe und im Leben bewähre; und ich lobe, ſagt er, nimmer die Menſchen, die ſich der Schrift ſo hingeben, daß ſie darüber alle andere Dinge verſäumen, ſondern die ſind alles Lobes werth, die dem gemeinen Nutzen dienen, und dabei Kunſt und Lehre nicht vernachläſſigen, wie es die Alten gethan, die, was ſie gelernt, auch ausgeübt haben. Daß der Mann, der in dieſer Entſchiedenheit gegen die ſcholaſtiſche Bildung der vorigen Zeiten ankämpfte, der mit ſolcher Bitterkeit wie er that, den Adel und ſein ganzes Thun und Treiben verhöhnte, wenn er einmal an ein Werk der Ergötzlichkeit, an eine Liebesgeſchichte und Novelle die Hand legen ſollte, auch in dieſem Zweige ſich gegen die ganze hergebrachte Romanenmanier auflehnen würde, läßt ſich erwarten. In zweien ſeiner Briefe erzählt er die ihm eigenthümliche Geſchichte von Euriolus und Lucretia und die entlehnte von Guiscard und Sigismunde, den Stoff von Lenardo und Blandine. Beide überſetzte Niclas von Wyle gleichfalls. Den ernſteren, ehrbaren, züchtigen Mann, der in ſeiner Ueberſetzung von Lucian's Eſel ſo ſehr gegen das Obſcöne darin eifert, hat doch ſein Umgang mit dem leichtfertigen Poggio gewöhnt, um des Böſen willen das Gute nicht zu verſäumen, und ſogar daran, in leichten, ſcherzhaften, unbedeutenden Dingen die rhetoriſche Kunſt zu bewundern, mit der Poggio, allerdings ein Meiſter dieſer Kunſt, glauben zu machen weiß, als habe es mit dergleichen kurzweiligen Ergötzlichkeiten Wunder welche Vernunft und Weisheit auf ſich. Die formelle Vollendung der Darſtellung in dieſen Italienern reizte unſern deutſchen Mann, das Aehnliche in der vaterländiſchen Sprache zu verſuchen; Schade daß er auf die uralte und nun unter den ähnlichen Verhältniſſen wiederkehrende Grille fiel, daß auch Er die lateiniſche Sprachkunſt für die „Zeigerin aller rechten und löblichen Darſtellung aller Sprachen" hielt. Daher iſt ſeine Rede voll von höchſt unangenehmen Latinismen; Männer wie Er und Steinhöwel und der Ueberſetzer der boethiſchen Tröſtung der Philoſophie autoriſirten dieſe Manier der conſtructionstreuen Ueberſetzung, die in den Romanen ſchon vor ihm herrſchte (wo es bei den aus dem Franzöſiſchen entlehnten nicht einmal ſo viel auf ſich hatte); er mochte dazu beitragen, daß man den pathetiſchen Senatorenton des Lateins in den Romanen noch mit dem

breiten Schwulſte der ritterlichen Vornehmheit gepaart ſieht, daß man das „köſtlich nach dem Latein geſetzte Deutſche gegen die gemeine Rede“ [381]), welche von Hermann's Legenden und den Anecdoten der Geſten an bis auf die in Schimpf und Ernſt unſere Proſa ſo naiv und anſprechend machte, überſchätzte, ſo daß dann ſelbſt einem Hutten die verderbliche Gewöhnung nicht auffiel, nachdem ſchon Albrecht von Eyb in ſeinem Buch von der Ehe einigen Beweis gegeben hatte, wie viel wohlthätiger für die Sprache es war, wenn die Schreiber nicht ſclaviſch an ihren fremden Quellen hingen und nicht lateiniſch denkend die vaterländiſche Rede niederſchrieben. Trotz all dem ging aus der reizenden Schreibart des Italieners noch ſo viel in das Deutſche des Niclas ein, daß ſein Euriolus und Lucretia, wie er in alle Sprachen überging, auch in Deutſchland eine große Wirkung machte, und durch das ganze 16. Jahrhundert als Muſter ſelbſt von empfindlicheren Kritikern genannt wird; ſo wie die Empfindſamkeit, die in dieſen Zeiten in den trockeneren Roman noch nachgetragen wird und der Geſchmack an einfacheren Liebesintriguen und der leichteren Manier des Boccaz, wohl hauptſächlich durch dies Werkchen bei uns angeregt ward. Für Deutſchland hatte es das beſondere Intereſſe, daß unter dem Helden des Romans der berühmte Kanzler Sigmunds, Kaspar Schlick, verſtanden iſt. Zu den Zeiten des Concils von Baſel (1431) lag Sigmund auf ſeinem Römerzuge faſt ein ganzes Jahr in Siena; dort nun hatte der feurige [382]) Kanzler „eine wunderſame Liebſchaft mit einer edlen Bürgerin“ und dieſe brachte Aeneas 1444 in eine lateiniſche Erzählung, die den Vorgang der italieniſchen Novelliſten verräth, und den üppigen und leichten Anſtrich des griechiſchen Romans und des Petronius Farbe trägt; von 1462 iſt Niclas Ueberſetzung. Man iſt wie in eine andere Welt verſetzt.

---

381) Der Auflöſer des Wigalois ſagt: Nun hab ich es ye uff mich genommen, wie wol ich mich des lateins in ſunderheit nit gentzlich verſtee, noch der koſtlichen geſetzten teutſch und latein, noch nach dem ſitten der poeten nichtzen enkan; ſo ſag ich doch nach ſchlechter gemeiner rede, wann nicht ein yeder die geſetzten und ſubtilen rede oder wort verſteet u. ſ. w.

382) Tu etiam aderas, ſchreibt ihm Aeneas ſelbſt, et si verum his auribus hausi, operam amori dedisti. Civitas Veneris est. Ajunt qui te norant, vehementer quod arseris quodque nemo te gallior fuerit. Nihil ibi amatorie gestum te inscio putant.

Ein feuriger Liebhaber, ein eiferſüchtiger Ehemann, das kleine Spiel der belauſchten und verfolgten Liebe, eine Trennung, und nach der Trennung der baldige Tod des liebenden Weibes, das iſt Alles. Die Würze der Erzählung ſind nicht mehr Abentheuer und Thaten, ſondern das Herzensleben des Liebespaares, nicht mehr abwechſelnde Heereszüge der Helden, ſondern ein amatoriſcher Briefwechſel, nicht mehr große Schlachten, ſondern ein nächtlicher Anſchlag oder ſonſt ein Abentheuer im Hauſe der Geliebten. An wie kleinen Geſchichtchen und Sächelchen hängt hier das Intereſſe des Leſers,! und was die erzwungenen ungeheuren Mittel der Romane nicht vermochten, das vermag der leichtfertige Ton dieſer Darſtellung: ſie reißt uns hin, und wir hängen am Gelingen und Mislingen der Liebenden mit der Angſt, die nur die Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Glücks und Unglücks uns einflößen kann. Aber mit wie natürlichem Geſchicke iſt auch trotz mancherlei Schwulſt, Exclamation und ſelbſt Rohheiten dieſe Liebe in ihrem Entſtehen verfolgt, wenn man die Ritterromane dagegen hält! Wie ſich das Weib ſtellt, zurückhält, zürnt, nachgibt, wie ſie löſchend entzündet, ſtillend reizt, abweiſend lockt; wie dann der ſchmerzlich glückliche Ton bei dem lange erſchwerten Zuſammentreffen der Liebenden, wie das wehmüthige Tändeln und Liebkoſen getroffen iſt, und das nichtsſagende und doch ſo wichtige Gerede glücklicher und leidenſchaftlicher Liebe; dann das ſchlagende Gewiſſen, das Pflichtgefühl der Frau zwiſchen ihrer Wagniß und ihrer Beſonnenheit, das Ehrgefühl des Mannes neben ſeiner Pflichtvergeſſenheit, und als ſie überraſcht werden, als Ehre und Alles auf dem Spiele ſteht, die leidenſchaftliche Hitze und Verzweiflung des Mannes neben der rettenden Ruhe und Ueberlegung des Weibes, das Alles verbunden mit der glühendſten Sinnlichkeit und Ueppigkeit muß man hart neben einem der geiſttödtenden Romane leſen und verſuchen, um ſich zu überzeugen, daß eine ſolche Erzählung die Stimmung der damaligen Zeit ähnlich wie Werther in neuerer Zeit berühren mußte, die wir vorbereitet ſchon vorher fanden und im Volksliede ganz herrſchend finden werden, und die nur unter dem Rückfall der Zeit durch die Religionskriege und unter der Rückkehr des höfiſchen Lebens im 17. Jahrhundert noch nicht Beſtand haben konnte. Wir finden übrigens auch außer der Erzählung von Guiscard und Sigismunde, die zunächſt aus dem Latein des Aretin überſetzt und die übrigens anſprechender in

Albrecht's von Eyb Abhandlung von der Ehe in freier Bearbeitung nach Boccaccio erzählt und außerdem auch noch von Anderen überſetzt iſt, daß auch andere Stücke in dieſem Geſchmacke, wie Cymon aus Cypern [383]), Camillus und Emilie verbreitet waren; und als im Laufe des 16. Jahrhunderts die alten Romane wieder hervorgeſucht wurden, als die Fierabras (1533), die Haimonskinder (1535), die Ogier (von Egenberger 1571), endlich ſelbſt die Amadis (1590) wieder Eingang, neue Auflagen oder neue Ueberſetzungen erfuhren, ſo ging doch in das alte Buch der Liebe (1578) [384]), das hier als der Mittelpunkt angeſehen werden muß, ſelbſt unter dieſen breitern Stücken faſt keines ein, wo nicht die Liebe und das Seelenleben der Liebenden die Hauptſache wäre, und die Aufnahme von Theagenes und Chariklea, von Triſtan und Flore und namentlich von dem ſchon bezeichneten Galmy, Camillus und Emilie, Gabriotto und Reinhart, zeigt, wie ſich der neugriechiſche Geſchmack ſeit dem 15. Jahrh. mit dem Roman des Ritterthums mehr zu verſchmelzen ſtrebte und der empfindſame Schwulſt, der dieſe Stücke im Buch der Liebe faſt allein von ihrer älteren Quelle unterſcheidet, iſt nichts als eine Art Ausartung dieſes Geſchmacks, der ſein Verwerfliches eben ſowohl mit ſich führt.

Mit dieſem Niclas von Wyle theilt Albrecht von Eyb, den wir bereits erwähnten, das Verdienſt, die deutſche Proſa weſentlich und unter den Erſten gefördert zu haben. Auch Er ſtand mit Aeneas Sylvius in Verbindung, er war Kämmerling als jener Pabſt ward. Er ſchrieb gleichzeitig mit Niclas und ganz in ſeinem Geiſte und war für Franken, was dieſer für Schwaben. Ich darf ihn hier außer ſeiner ſchon genannten Behandlung der Geſchichte von Guiscard und Sigismunde auch wegen einer zweiten Novelle erwähnen, die in ſeinem Ehebüchlein [385]) (1472) eingeſchaltet iſt,

383) Ed. Straſb. 1516.

384) Die Darmſtädter Biblioth. beſitzt ein Exemplar dieſes ſelten gewordenen Buches. Die darin enthaltenen Stücke, die man theilweiſe auch aus den älteren Bearbeitungen kennt, ſind: Kaiſer Octavian; die ſchöne Magellone; Ritter Galmy; Triſtrant; Camillus und Emilie; Florio und Bianceffora; Theagenes und Chariclea; Gabriotto und Reinhart; Meluſine; der Spiegel der Tugend (den wir erſt ſpäter erwähnen werden); Pontus und Sidonia; Herzog Harpin; Wigalois.

385) Ob einem manne sey zu nemen ein elich Weib oder nit. o. O. u. J.

jener blutſchänderiſchen Geſchichte von Albanus, die die Gräuel des Hauſes Laius überbietet und wegen einer dritten von dem Kaufmann Aronus. Wir werden ſeiner übrigens noch an andern Stellen (namentlich mit Hans Nithart in Ulm bei dem Drama) gedenken müſſen, und ſo werden wir auch anderswo noch dem äußerſt verdienten Arzt Heinrich Steinhöwel in Ulm begegnen, dem Landsmann unſeres Niclas, der unter andern (1473?) auch des Boccaz berühmtes Buch de claris mulieribus überſetzte [386]) und dabei mit derſelben ſclaviſchen Treue, wie Niclas verfuhr. Auch Er dedicirte dies Buch der Eleonore von Oeſtreich, Erzherzog Sigismunds Gemahlin, die überall als Freunde der Aufklärung erſcheinen. So nahe Höfe, wie die dieſes Sigismund und des Albrecht von Baiern, pflegten ſo verſchiedene Tendenzen! So benachbarte Städte ſahen ſo abweichende Beſtrebungen! Dieſe wackeren Männer halfen in Nürnberg und Ulm den Samen für die Früchte der Reformation ſtreuen, öffneten den Sinn für die Alten und für ihre practiſche Moral und wieſen den neuen Humaniſten zuerſt den Weg mit Ueberſetzungen ihre neue Weisheit ins Volk zu bringen, während in München die alten Tafelrundromane aufgefriſcht wurden und die Fabeleien aus Alexander, Brandan und allen Geiſtergeſchichten ſich mit dem aſtrologiſchen Unſinn der Zeit die Hand zu reichen begannen. In ähnlichem Zwieſpalte ſehen wir den Kaiſer Max der alten Geſchichte und Literatur, den Heldenliedern und aller ritterlichen Kunſt und Sitte huldigen, und Mythus und Geſchichte in den erzgegoſſenen Standbildern ſeines Löffler in Innsbruck verewigen, ſogleich aber auch aller bürgerlichen Cultur die Hand reichen und Erforſchung des klaſſiſchen Alterthums mit gleicher Empfänglichkeit begünſtigen; beide letztere Richtungen brechen unter ſeiner Regierung wie durch eine verborgene Kraft und Anſtoß hervor, um grade das zu ſtürzen, was er doch vorzugsweiſe zu ſtützen meinte.

10. Meiſtergeſang.

Wir haben nacheinander geſehen, wie uns die einzelnen Zweige der Poeſie, welche die Jahrhunderte ihres Verfalls in Deutſchland pflegten, zuerſt auf das volksmäßigere kirchliche Lied, auf den

386) Ed. Ulm bei Joh. Zainer o. J.

Schwank und die Anecdote, die Lieblingsunterhaltung der untern Klaſſen, auf das hiſtoriſche Lied und die laute Kritik der Zeiten und Sitten aus dem Munde des Volks, auf das Volksbuch und auf das erotiſche Volkslied überführte oder vorbereitete. In allen dieſen Zweigen erblickten wir das Alte und Hergebrachte in einem ſtufenmäßigen Verfalle, ſelbſt trotz manchen angeſtrengten Verſuchen, eben dieſes Alte wieder zu einem neuen Flore zu bringen. Es iſt übrig, daß wir an der eigentlich lyriſchen Dichtung den letzten Schritt zum Volke herüber beobachten und Abſinken und Untergang nachweiſen, ehe wir den entſchiedenen Volksgeſang und in ihm die erſten Anſtöße zu einem neuen Aufſchwunge betrachten.

Unſere einfache hiſtoriſche Entwickelung der Dichtung wird manche Fragen über den Unterſchied des Minne- und Meiſtergeſangs beſeitigt haben, die noch vor zwei Jahrzehnten Gegenſtände lebhafter Discuſſionen waren. Beſchränkt man ſelbſt, dem neueren Sprachgebrauche gemäß, den Ausdruck Meiſterſänger auf die Zeiten, wo die Kunſt, in förmliche nachweisbare Schulen zurückgezogen, nach Regeln und Tabulaturen und nicht mehr nach blos herkömmlichen Geſetzen, hauptſächlich von Handwerkern geübt ward, ſo iſt der Zuſammenhang mit dem Minnegeſang ganz unleugbar. Wir haben oben ausführlich gehört, in welchem geraden und ungeraden Verhältniſſe der lyriſche Geſang an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts mit dem eigentlichen Minnegeſang ſtand; wir fanden ſo viele Anlehnungen darin ans Alte, wie Uebergänge zu einem Neuen, vorher nicht Dageweſenen. Dieſer Geſang führte uns vielfach an die Grenze des Volksliedes hin, und während er in einem Müglin im Oſten noch eine etwas längere Dauer ankündigt, bricht im Weſten der Volksgeſang vernehmbar durch und unterbricht offenbar den kunſtmäßigen etwas, ſo vieles er auch davon an ſich tragen mochte. Am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts ward mit einigem Erfolge in der Erzählung wie im Liede das förmliche Rückgehen auf den reineren Minnegeſang uud all deſſen Eigenthümlichkeiten verſucht. Wenn die Lieder der Montfort und Oswald die Zeichen des kindiſchen Alters der reineren Minnepoeſie an ſich tragen, ſo trägt die allegoriſche, gelehrte oder religiöſe Lyrik, oder ſoll ich ſagen der Meiſtergeſang des 15. Jahrhunderts die peinlichen Zeichen des Ueberlebens jener Periode der Gnomiker des 13. und 14. Jahrhunderts. In dem nämlichen Verhältniſſe, wie die

Proſaromane einen erneuten Verfall der verfallenen Reimromane des 14. Jahrhunderts bezeichnen, bezeichnet der ſtrophiſche Lehrgeſang des 15. Jahrhunderts eine noch tiefere Stufe, als die war, auf die wir ihn im 14. etwa bei einem Müglin fanden. Alle äußeren Verhältniſſe und alle inneren Gegenſtände dieſer Kunſt und dieſer Künſtler aus dieſen beiden Perioden ſind faſt ganz dieſelben. Was das Local angeht [387]), ſo war in dieſen ſämmtlichen Perioden das Feſthaften auf dem Süden und der Zug von Weſt nach Oſt charakteriſtiſch. Der eigentliche Minnegeſang hatte ſeine Blüthe im Südweſten und hatte im Lichtenſtein und Aehnlichen in Oeſtreich eine etwas längere Dauer; der gnomiſche Geſang hatte ſeinen Hauptſitz am Rhein und ſtarb in Böhmen aus oder führte in einem Beheim auf den Meiſtergeſang beſtimmter über. Auch dieſer nimmt ſeinen Gang von dem Oberrheine, Franken und Baiern aus nach Oeſtreich und bis nach Pommern und Schleſien, von wo dann in einer neuen Periode eine neue Art von Dichtung ausgehen ſollte. An eigentliche Schulen und an geſchriebene Geſetze iſt vor Ende des 15. Jahrhunderts nicht zu denken, wenigſtens erlaubt es die Gewiſſenhaftigkeit des Geſchichtſchreibers nicht, ohne ausdrückliche Documente und ſelbſt ohne deutliche Winke dergleichen vor der älteſten Tabulatur, von der wir wiſſen [388]), anzunehmen. Weder in den zahlreichen Gedichten Beheim's noch Roſenplüt's läßt etwas auf die Exiſtenz von Schulen ſchließen; keine ſtädtiſche Urkunde in Nürnberg erwähnt ſie vor dem 16. Jahrhundert. Wir finden die Sänger des 15. Jahrhunderts auf Reiſen, wie damals, klagend über die Höfe, die ihnen keinen Aufenthalt und keine Nahrung mehr gewähren, wie damals. Ein Wetteifer war da, dies zeigen Beheim's Aeußerungen, allein es war ſchon nicht mehr der neidiſche und heftige des 13. und 14. Jahrhunderts, es war vielmehr eine Nachahmung der Beſten, welche die Zeit mit Vorzug nannte, und dies friedliche Verſtändniß, dieſer gemäßigte Wetteifer führte ſowohl zu der friedfertigen Geſelligkeit in den ſpäteren eigentlichen Meiſterſchulen, als auch zu ihren geordneten Wettgeſängen über. Die

387) Grimm über den Meiſtergeſang S. 129. „Im 14. Jahrh. blühte der Meiſtergeſang zu Mainz, Strasburg, Colmar, Frankfurt, Würzburg, Zwickau, Prag. Im 15. zu Nürnberg, Augsburg. Im 16. zu Regensburg, Ulm, München, Steiermark, Mähren, Breslau, Görliz bis nach Danzig.“

388) Die Strasburger von 1493. ſ. Schilter Thes. t. 3. p. 88.

wirklichen Tenzonen machten im 14. Jahrhundert gewiſſermaßen die Seele des gnomiſchen Geſanges aus; ſie wurden von fremden Meiſtern gehalten und nicht eine Schule oder Geſellſchaft ſetzte die Preiſe aus, ſondern der Ausforderer ſelbſt [389]), ob dieſer nun der ankommende Gaſt war oder einer der einheimiſchen Sänger, der dem Fremden mit einem Liedlein „einſchenkt" und ehrenden Willkomm bietet, galt gleich; und dieſer Preis beſtand ſchon früher in einem künſtlichen Kranze [390]). Dieſe Wettſtreite nahmen aber mit der Abnahme der Gelehrſamkeit unter den Singenden natürlicherweiſe auch ab. Seit dem Aufkommen der Univerſitäten, ſeit dem feſteren Zuſammenſchluß der Zünfte, ſeitdem die Hofmuſikanten und Stadtpfeifer hier und dort in förmliche Corporationen vereint wurden, bereitete ſich auch für den Geſang das Aehnliche vor, der eben in dieſen Zeiten, nachdem er ſein letztes Glück an den Höfen verſucht hatte, ſich in den Handwerksſtand ganz entſchieden herabzog. Von dieſen Zeiten an änderte ſich leicht der Begriff, den man bisher mit dem Worte Meiſter verbunden hatte, die ſieben Künſte, von denen dieſe Bürger natürlich noch viel weniger verſtehen konnten, als jene älteren Gnomiker, kamen in ein erneutes Anſehen, man ſah ſie noch immer als die Grundlage der Geſangeskunſt an, bis man dann ſpäter durch den eigentlichen Abſchluß dieſe Kunſt vielleicht als eine ſelbſtſtändige mehr an ihrer Seite ſehen wollte. Schon dadurch, daß bei dem Eintritt der Handwerksmeiſter im 15. Jahrhundert eine ſo große Maſſe von Aerzten und Aſtrologen die Dichtung übten, ergab ſich

---

389) Cod. Pal. 680. f. 63.
Frœlich will ichs heben an mit meim gesang auff dieser pan;
in meiner hant für ich ein van, daran vint man getziret stan
ein krantz von rosen wol getan, wer mir den abgewinnen kan,
mit schallen und mit singen,
ich hab ein krentzlein ausgehenkt, wie schön es an der stangen schwenkt,
wer sich nach seiner plumen lenkt, der wirt an kunsten unbekrenkt,
und ob er die rechten mâs vordenkt, dem wird das krentzlein hie geschenkt,
ich wil ims selber pringen.

390) Ibid. fol. 42.
— singt er sein gsank, nit z'kurtz nit z'lank,
gibt îm recht wort und wise, er mus der kunst ein krentzel habn,
von edel rosen sibn, die pletter sind von goldbuchstabn
gar meisterlich geschribn.

ein engeres Verhältniß zwiſchen den Magiſtern der freien Künſte und den Meiſtern des Geſanges. Daß man demgemäß bald auch den Vereinigungen einen neuen ſchulmäßigeren Charakter zu geben ſuchte, lag ziemlich nahe, da gleichzeitig bekanntlich auch jene rheiniſche, donauiſche, augsburgiſche u. a. Geſellſchaften der Celtes, Dalberg und Peutinger entſtanden, die aus dem ähnlichen Gefühle entſprangen, daß die humaniſtiſchen Studien neben den Univerſitäten einer anderen Pflegſtätte ſo bedürften, wie die Dichtung neben den Höfen. Wie ganz vag iſt noch in der älteren Stelle, die wir unten citiren [391]), der Begriff von Schule und Merkern; jene offenbar nur von dem Sangestag, von der Singſchule der Späteren, von dem Orte der Aufführung verſtanden, dieſe in einem freieren Geſchäfte willkührlicher thätig (obgleich allgemein von Sylben- und Zahlmeſſen ſchon im 14. Jahrhundert geredet wird) und ſtatt in der Achtung der ſpäteren Merker vielmehr angefochten und bedroht erſcheinend. Bei Roſenplüt iſt nirgends, ſelbſt nicht in der weitläufigen Erwähnung der Künſtler und Kunſtliebe der Nürnberger, einer Schule gedacht, bei Beheim wird kaum etwas von Merkern gefunden, obgleich er ganz den Ton der Meiſter des 14. Jahrhunderts nachahmt, in ihrer Art von den Verhältniſſen der Sänger ſpricht, Tenzonen [392]) liefert, die offenbar — wie es deren auch ältere ſchon von Regenbogen gibt — blos fingirt ſind.

Mehr aber als Alles ſtellt der Inhalt der Lehrgeſänge dieſer Zeit ſie in eine Parallele mit den gnomiſchen des 13. und 14. Jahrhunderts. Wir ſcheiden hier die erzählenden Dichter aus, wenn man ſie auch (wie Folz und Roſenplüt) Meiſterſänger nennt und anderer Productionen wegen auch ſo zu nennen ein Recht hat, indem für Meiſtergeſang nur gelten kann, was ſtrophiſch und für den Geſang eingerichtet und berechnet war, obgleich damit nicht behauptet iſt, daß das ſo Eingerichtete nun wirklich nur geſungen und nie geleſen ward.

---

391) Cod. Pal. 392. f. 38.

Nun hört, warumb gieng ich ze schuol: das ich wol sehe, wie man hielt
der meister stuol:
da tet sich fast die grechtigkeit verkeren, wen ich hort merkes also vil,
das mich des sehr verdrieſset, ich wolt das in der welte wer,
das man die falschen merker strafet also schwer,
das wer mein sin, damit wil ichs beschlieſsen.

392) Cod. Pal. 312. f. 44.

Daß man ſehr große hiſtoriſche und andere Gedichte für den Geſang und den Spruch damals beſtimmte, ward bereits oben erwähnt, nur die eigentliche Erzählung, die Novelle und der Schwank, blieb mehr der bloßen Rede anheim, obwohl auch die verſchiedenſten Gegenſtände der alten poetiſchen Erzählung, ſelbſt Volksſagen und Balladen in meiſterlichen Tönen behandelt wurden. Wie unter jenen gnomiſchen ernſten Gedichten mitunter ein Lied im Volkston und im derb vulgaren und komiſchen Geſchmacke unterlief, ſo auch jetzt; doch wird es nun ſeltener. Unter den zahlreichen Gedichten Beheim's iſt dergleichen wenig; ſeine Buhllieder, wie er ſie nennt, ſind ſpärlich, und ſeine Schimpf= und Scheltlieder in jenem Nithartiſchen Geſchmacke gerathen ihm äußerſt plump. Hans Folz ſetzt an ſeinen Zeitgenoſſen Kunz Zorn und Schneider aus, daß ſie „über gemeinlaiiſche Art, doch mit manchem gezwungenen Sinn" gedichtet. Die volksmäßige Manier in manchem ſtrenggeformten Meiſterliede war ja wohl auch ſo natürlich, wie die Gelehrſamkeit und meiſterliche Regel in manchem ächten Volksliede. Warum ſollte ſich auch ſelbſt nach der Einrichtung eigentlicher Meiſterſchulen, die einen ſo ſtrengen Gegenſatz gegen den Volksgeſang machten[393]), wie einſt die höfiſchen Minneſänger immerhin, ein angeſeſſener Meiſter nicht gern einmal an dem Stoffe eines Gaſſenliedes verſucht haben, das ihm noch aus ſeiner Geſellenzeit lieb war; und warum ſollte ein wandernder Burſche dem der Sinn darnach ſtand, einmal in die heimiſche Sängerſchule zu treten, nicht manches früh Aufgefaßte aus dem üblichen Zuſchnitte der Meiſterlieder in ſein Handwerksburſchenlied gebracht haben? Dennoch blieben alle Gegenſtände des Volksgeſanges im Allgemeinen dem Meiſtergeſang nicht minder fremd als einſt dem Minnegeſange;

393) Bragur 6, 2, 162. aus einem Meiſtergeſangbuch:
Dan wir hoffen, daſs mit der Zeit
die schendlichen Gassenlieder abnehmen,
die man schier alle Nacht ausschreit,
durch gottlos Gesind, das sich nicht thut schemen,
Gott und der Obrigkeit zu schmach
sind sie, und auch zu ergernuss der Jugent,
die lernet und dicht solchem nach,
dadurch wird gepflanzt Laster und Undugent,
darumb sollen wir mit ganzem Fleiſs
solche Schandlieder fliehen,
und uns begeben Gott zu Preis.

beide in ihrer Art beſtimmt zur Sittigung der Menſchen verſchmähten, dieſer jeden unminniglichen Stoff und jener Alles, was nicht mit der Bibel oder der ernſten Geſchichte zuſammenhing. Nach der Reformation war bei den öffentlichen Singſchulen, alſo bei den feierlichen Begehungen der Meiſter, nur unter dem einleitenden Freiſingen erlaubt, außer den bibliſchen Geſchichten auch wahre und ehrbare weltliche Begebenheiten, ſammt ſchönen Sprüchen aus der Sittenlehre „zu ſingen;" in dem Hauptſingen aber ward nichts geduldet, als was aus der heil. Schrift alten und neuen Teſtaments componirt war [394]). So arg beſchränkt nun war der Meiſtergeſang im 15. Jahrhundert allerdings noch nicht, doch iſt auch hier der religiöſe Stoff bei weitem das Ueberwiegende, und unter dieſem wieder allerdings der ſtreng bibliſche Stoff von ſehr großen Umfang. Allein noch war in dieſen Zeiten alle die Liebhaberei theils an der Speculation der Myſtiker theils an der Gelehrſamkeit der Scholaſtiker ſo groß, daß die ſtreng bibliſche Erzählung etwas im Hintergrunde erſcheint gegen die „Figuren," die Deutungen und Auslegungen der Pſalmen, Evangelien, Epiſteln, Prophezeihungen und Geſchichten der Schrift, gegen die dunklen dogmatiſchen Räthſel, gegen die johanneiſchen Viſionen und Träume, die Legenden, die kosmologiſchen und mythiſchen Sinnbildnereien, die Streitfragen von der Dreifaltigkeit und der Empfängniß Mariä und der Geburt Gottes, die Weiſſagungen vom jüngſten Gericht, und alle jene Hymnen und Dithyramben zum Preiß der Jungfrau Maria, die, wie wir ſchon oben hörten, überhaupt nie aufhörten, und in dieſem 15. Jahrhundert von neuem wieder — man möchte ſagen mehr als je — hervorkamen.

Man würde ſchwer begreifen, wie die Meiſterſänger des 15. Jahrhunderts gerade auf dieſen Stoff mit ſolcher Leidenſchaft verfielen, wenn man nicht ſähe, daß ihnen die ganze Zeit gar nichts anderes darbot. Selbſt ſchaffen konnten die Handwerker natürlich nichts: wer hätte ihnen Anregung, Kenntniß und Muße dazu gegeben? Sie mußten aufnehmen, was ihnen ihre Umgebung bot: die Romane konnten ſie nicht brauchen: die kleinen, beſonders die komiſchen Erzählungen haben ſie dagegen mit Leidenſchaftlichkeit ergriffen; und für den eigentlichen Geſang, von dem wir hier allein reden, die religiöſen Themen. Sie warfen ſich auf jeden Theil mit einer gleich

394) Wagenſeil de civ. Norib. comm. p. 543.

zähen Kraft; und im 15. Jahrhundert vertreten ihre Reimereien den ascetiſchen Sinn, welcher vor der Reformation eine Reaction gleichſam verſuchte ebenſo, wie nachher im 16. die Reformation ſelbſt, bis ſie wieder mehr hiſtoriſche Gelegenheitsgedichte machten und mit den Spruchgedichten endeten. Der erſte Gebrauch der Buchdruckerei hat nichts in ſolcher Menge an den Tag gebracht, als Werke, die den abergläubiſchen finſtern und myſteriöſen Hang des Zeitalters verriethen. Man hatte gar nichts eiligeres zu thun, als Alles aufzuſuchen, was mit dem alten Mariencultus zuſammenhing und dieſen aufs neue fördern konnte. Man ſuchte die alte Legende des Bruder Philipp hervor und überſetzte ſie ins Niederdeutſche [395]), der Kreuziger des Johannes von Frankenſtein (von 1300) ward am Ende des 15. Jahrhunderts mehrmals gedruckt und wahrſcheinlich auch ins Niederdeutſche (Lübeck 1482) überſetzt. Wir machen dabei im Vorbeigehen aufmerkſam, wie hart im Raume ſich hier die Extreme berühren. Nirgends hat man Werke dieſes Geſchmacks in dieſen Zeiten leidenſchaftlicher ergriffen, als in Niederdeutſchland, nie hat ſich der platte Dialect ſo betriebſam gezeigt, als im Uebertragen ſolcher Werke, und doch iſt dies grade der Dialect, in den man zugleich den Reinecke Fuchs übertrug, der gegen dies Unweſen zu Felde zieht, es iſt der Länderſtrich, von wo jener Eulenſpiegel ausgeht, der ſtatt der ſublimen Erbauung dem Volke auf einmal eine ganz andere Unterhaltung gewährte. In den Gegenden der Schweiz trieben ſich die Laufenberg und Geiler, die Brant und Murner, die Hutten und Erasmus herum, und wir erinnern uns, daß die Schweiz und die Niederlande auch heute noch in ihren Theilen in Religion Sprache und Sitten ſo ſcharf getrennt blieben. Alles Bedeutendere der Gattung von Erbauungsbüchern in Proſa und Verſen, von denen wir hier handeln, iſt ins Niederdeutſche überſetzt und vieles Unbedeutende und äußerſt Barbariſche obendrein, wie wir denn ſchon oben einiges, was in Staphorſt's Hamb. Kirchengeſchichte gedruckt iſt, anführten. Der Unfug der Legendenlectüre kehrte im ganzen Umfange wieder: das älteſte, wie ein Barlaam [396]) oder der ungenähte Rock Chriſti (1512) ward neben das neueſte, neben die Heiligen Rochus, Meinart und ſo viele andere gerückt, das Albernſte

---

395) Kinderling im deutſchen Muſ. 1788. Oct.

396) In Proſa aufgelöſt; Augsb. bei Ant. Sorg. o. J.

zu dem Sinnigen, die Offenbarung der Brigitte und des Methodius zu den Prophezeihungen des alten Teſtaments. Die bekannte Sammlung von Legenden die den Titel Sommer- und Wintertheil führt und welche die Leben der Heiligen in zwei Theilen in Calenderordnung (wie auch der viel benutzte Jacob de Voragine) erzählt, exiſtirte wohl ſchon im 14. Jahrhundert [397]), ward aber mit unter den erſten Producten der Buchdruckerkunſt ausgegeben und nach der Vervielfältigung zu urtheilen ſehr begierig geleſen. Die erſten Kinderbücher, von denen man unter uns weiß, gleichſam ſchon zu Weihnachtsgaben beſtimmt, machten auf eine leichte, ſcherzende, einprägliche Weiſe die Jugend mit den Heiligen des Jahres und mit den Wetterregeln, die ſich an ihre Tage knüpfen, bekannt; dieſe Bedeutung ſcheint mir wenigſtens der Reimcalender des Conrad von Dangolsheim (1435) zu haben [398]). Dieſe Dinge gingen zum Theil in Volksbücher über, wie denn das Buch von der Kindheit Chriſti, über deſſen Stoff ſich Luther ſo ereiferte [399]), eine gemeinſame Quelle mit Bruder Philipps Gedicht hat. Das Volksbuch von Bruder Rauſch, das neulich wieder aufgelegt wurde und das unten wohl noch einmal vorkommen wird, reicht im niederdeutſchen Texte in das 15. Jahrhundert und erinnert an die Zeiten, wo in Niederdeutſchland die Verdorbenheit der Klöſter durch eine Reformation abzuſtellen geſucht ward. Mit der Freude an dieſer Legendenlectüre hängt dann aufs innigſte jene Neigung zum Verläugnen der äußern

---

397) Cod. Pal. 144 vom Jahr 1419.

398) Strobels Beitr. zu der Lit. u. der Literaturgeſch. 1827. S. 107 sqq.

399) In der Kirchenpoſtille üb. das Evang. am Sonntag nach dem Chriſttag: „Es ſind etliche fürwitzig geweſen, denen nicht begnüget an dem, was die Schrift ſaget, haben wollen wiſſen, was doch Chriſtus in ſeiner Kindheit begangen habe, da iſt ihrem Fürwitz recht geſchehen, hat ſich herfürgethan ein Mann oder Bube und ein Buch erdichtet, von der Kindheit Chriſti, ſich nichts gefurcht noch geſchämt, ſeine Lügen fürzulegen und gaukelt einher, wie Chriſtus ſey in die Schule gangen, und deſſelbigen nerrichten leſtrigen alfantzens viel mehr. Schertzt alſo mit ſeiner Lügen über den Herrn, den alle Engel anbeten und fürchten, und alle Creatur zittern, daß der Bub werth geweſen wäre, man hätte ihm einen Mühlſtein an ſeinen Hals gehenget und erſäufft im tieffen Meer, daß er ſeinen und aller Herrn nicht höher geſchätzt habe, denn an dem er ſeinen Gauch und Affen hätte. Noch findet man, die ſolch Buch drucken, leſen und glauben u. ſ. w."

Welt zuſammen, zu Entſagung und Flucht vor allem Leiblichen; man druckte die Schriften des Nicolaus von Lyra, des Niclas von Dinkelſpühl, Otto von Paſſau, Suſo, Tauler und Thomas a Kempis, man repetirte die Bilder von der Gemahlſchaft der Seele mit Gott, man lehrte aufs Neue das Abſterben von aller Freude, Begierde, Luſt und jedem Genuß der Welt, für durſtige Gemüther ward in eigenen Gebetbüchern ein Brunnen des Heils eröffnet, und in neuern Gedichten ward ganz in dieſem alten Tone die Marienliebe gepredigt 400). Alles was von Proſabüchern dieſen Sinn fördern konnte, das Buch der Weisheit, jene Fabeln des Bidpai, die wir oben an einer andern Stelle erwähnt fanden, und die ſo ganz auf dieſe Richtung hinausgehen; ſodann das Buch der Altväter, eine deutſche Bearbeitung der bekannten vitae patrum (der Einſiedler), und ſo vieles Aehnliche füllt in den Annalen der älteſten Druckerei die breiteſten Stellen. Beheim's größere Werke, von der Liebhabung Gottes 401), von dem Fall der Engel, woran dann eine Geſchichte von Maria und Jeſu geknüpft iſt 402), von den ſieben Todtſünden u. dgl., die zwar nie gedruckt wurden, berühren ſich mit proſaiſchen Büchern verwandten Inhalts; ſie halten im tiefern Verfalle noch den alten Ton Conrads von Würzburg und Anderer feſt, die zuerſt den Marienhymnus cultivirten. Auch hier, ſieht man, löſt ſich Alles in Proſa auf. Jene Gebete von den ſieben Leiden Chriſts, die früher von Hartwig vom Hage (von den ſieben Tageszeiten) 403) poetiſch behandelt wurden, von den ſieben Freuden Mariä, die noch Suchenwirt dichteriſch bearbeitete, erſcheinen jetzt verändert und verkürzt in Proſa; ſeltner erhalten ſich die ähnlichen Gegenſtände noch in Reimen 404); aber deſto häufiger ſind die gedruckten proſaiſchen Paternoſter, Beichtbücher, die ſieben Bußpſalmen, die ſieben Pforten, die ſieben Leiden oder Freuden, das goldene Krongebet der Maria u. A. So ſind die proſaiſchen Paſſionale ſehr

400) Schiffart von diſſem elenden jammerthal. Fr. 1515 u. A.

401) Cod. Pal. 351.

402) Cod. Pal. 375.

403) Altd. Muſ. II. S. 265.

404) Siehe Bragur VI., 2. 144. Dann Bruns Beiträge ꝛc. S. 103. über das Bock van der Bedroeffniſſe unde Hertceleyde der hoggeloveden koniginnen Marien.

häufig, während kaum Ein poetiſches mehr erſcheint [405]); manches überaus beliebte Buch dieſer Art, wie der Belial, exiſtirt nicht in Verſen, und in den Drucken des Schachzabelſpiels kehrte man zur Ueberſetzung der lateiniſchen Proſa zurück. Eines der verbreitetſten Werke dieſer Art, das ſich gleichfalls aus Verſen in Proſa auflöſte, war der Spiegel menſchlicher Behaltniß [406]) (speculum humanae salvationis), dieſes typographiſch merkwürdige Buch, das von Heinrich von Laufenberg 1437 aus dem Lateiniſchen (in etwa 15000 Verſen) übertragen ward. Der Dichter war Prieſter in Freiburg; er hat auch eine Sammlung von Predigten gemacht, eine Anzahl bekannter Volkslieder in geiſtliche umgedichtet, das regimen sanitatis bearbeitet, an dem ſich auch Andere verſuchten und ein Buch der Figuren poetiſch behandelt, das ſich mit dem Inhalte des Spiegels des Heils berührt. Es enthält nämlich die ganze Folge der Geſchichten des alten Teſtaments von der Schöpfung an, alle als Figuren oder Symbole zu Ehren der h. Jungfrau betrachtet. Solcher Figuren ſind 136; bei jeder iſt nebſt der Abbildung des Vorgangs zuerſt die Erzählung deſſelben, dann die ſymboliſche Beziehung auf Maria und zuletzt ein kleines Gebet an dieſelbe. Die Vorrede iſt eine Anrufung an Gott, Bewunderung der hohen außerordentlichen Beſtimmung Mariä. Die Versart iſt ganz wie im „Spiegel des menſchlichen Heils“ [407]). Ganz wie dies Buch der Figuren, ſo iſt alſo auch dieſer Spiegel eine Fortſetzung und encycliſche Zuſammenfaſſung jener ſymboliſchen Deutungen, und eine Erklärung jener uralten ſchon von den Kirchenvätern auf Maria angewandten Bilder. Das Gerippe des Werks bilden einzelne Momente aus dem Leben Mariä und Chriſts; und noch aus der Zeit nach ſeinem Tode die Ueberwindung der Hölle, die Erlöſung der Heiligen aus der Hölle, die Auferſtehung, die Himmelfahrt,

405) Das Leiden Jeſu Chriſti unſeres Erlöſers. Augsb. 1514. Von Wolfgang von Man.

406) Ueber das Literariſche ſiehe Engelhardt in der Einleitung zu ſeinem Ritter von Staufenberg, und Maßmann im Anzeiger für Kunde des deutſchen Mittelalters von Freih. v. Auffeß 1832. Sp. 41 — 48. Zerſtreutes bei Panzer, Bruns, Nyerup u. A.

407) Engelhardt l. l. S. 26, wo er auch vermuthet, es ſei dies eine Ueberſetzung von Conrad's von Alzey († 1370) opus figurarum. (Trithem. opp. I. p. 330.)

die Sendung des heiligen Geiſtes, Maria's Wohnung und Leben nach Chriſti Auffahrt, ihre eigene Himmelfahrt, Gottes Verſöhnung, das jüngſte Gericht, die Pein der Verdammten und die Freuden der Seligen. Hinter jedem erzählenden Capitel folgen dann drei jener Figuren, Ereigniſſe aus dem alten Teſtamente oder auch weltliche Geſchichten, die immer als vorbedeutend auf die Gegenſtände der vorausgegangenen Erzählung aus dem neuen Teſtamente bezogen werden [408]). So iſt Codrus eine Figur der Selbſtaufopferung Chriſts; der Traum des Aſtyages ein Vorbild von der Maria, die den wahren Weinſtock der Welt gebar; Maria's Schmerz über den Tod ihres Sohnes hat ſchon ſeinen Vorgang in Jacob's Verhältniſſen zu ſeinen Söhnen; der Schrein, in dem Gott die 10 Gebote verſchloß, iſt Maria, welche die 10 Gebote vollkommen beobachtete; Aaron's blühende Gerte bezeichnete die reine gute Maria, die über die Kraft der Natur geblüht und ohne Mann einen Sohn gebar. Wie eingewurzelt mußte die Liebe für dieſe Vorbildungen in dieſen Zeiten geweſen ſein, da bekanntlich jene Deutung des Engels im 14. Cap. des Johannes auf Luther, die Stiefel aufbrachte, ſo lange hin unter den Reformatoren ſelbſt Beifall fand. Der Spiegel der Behaltniß ward gleich anfangs bei Erfindung der Druckkunſt ungemein häufig in beiden deutſchen Hauptdialecten gedruckt, ward nachher in Proſa umgeſetzt, und durch Zugabe von Evangelien, Legenden und Gloſſen oder durch Einſchaltung des speculum St. Mariae ungemein erweitert. Wirklich war auch das Buch für die Laien und auf große Ausbreitung berechnet, und berührt ſich auch mit den bekannten Armenbibeln, die ſchon im Anfang des 15. Jahrhunderts erſchienen, zuerſt lateiniſch, dann auch überſetzt: auszügliche Stellen und Geſchichten der Teſtamente, die noch ganz die Vorliebe für Maria verrathen. Man hob auch hier die Stellen von dem jüngſten Gerichte und von den Schreckniſſen der Hölle heraus, mehr um zu ſchrecken und zu erſchüttern, als zu erbauen, und man lehrte lieber mit ſymboliſchen Bildern, als mit hiſtoriſchem Beiſpiel. So geht es auch in dem Spiegel immer auf die Selbſterniedrigung des Menſchen aus; man freut ſich, die Welt herab-

---

408) „Wanne swaz uns guter dinge und nützer künftig was in der nüwen e, daz hat uns got ertzeuget in der alten e aus der lute leben." Bruder Berthold.

zuſetzen, die viel große Werke gelobt und wenig gewährt, langes Leben verheißt, das bald der Tod verkürzt, die Geſundheit verſpricht und Siechtage bringt und ſtatt mit Reichthum und Ehre mit Geſtank und Fäulniß und dem ſchnöden Todtentuche lohnt, vor dem keine menſchliche Hülfe ſchützt. Immer wird von Verſöhnung gepredigt, aber ſie wird nicht in der Seele des Menſchen geſucht, von Erlöſung gedichtet, aber ſelten eine andere Beſſerung in Anſpruch genommen, als Beten und Verlaſſen der Welt. Auf dem Erlöſer ſteht unſer ganzes Heil, ohne deſſen Gewährung ſelbſt unſere Reue nicht hilft; auch Er hat uns Mahnungen und Vorzeichen in ſeinem Kreuzestode hinterlaſſen: er hat ſein Haupt geneigt, uns zu küſſen und ſeine Arme gebreitet, uns zu umfangen; ſeine Seiten ſind ihm geöffnet, und er hat mit ſeinem Blute und Waſſer unſere Sünden gewaſchen; die Mahle ſeiner Füße und Hände ſind ihm Merkmale uns nicht zu vergeſſen; aber ſeine Nacktheit und Blöße ſoll uns auch mahnen, unſere Beichte nackt und bloß zu machen, und ſein Kreuztragen ſoll uns zur Buße erinnern [409]). Hier ſieht man, wie unmerklich dieſe Werke trotz allem Anſchein des Feſthaltens am Alten zu neuen Ideen überleiten. Die Begriffe von der Strenge des Weltrichters riefen wieder beſtimmter das Gedächtniß an die freundliche Mittlerin Maria hervor. Man ſuchte Alles auf, ſie wieder zu gewinnen; man ſchrieb und gab ihr zu Ehren die erſten Myſterien; man überſetzte noch in der Reformationszeit ſelbſt Bonaventura's Marienpſalter, in dem bekanntlich Alles, was in den Pſalmen von Gott ausgeſagt iſt, auf Maria übergewandt wird; noch waren ſelbſt ein Geiler und Brant nicht frei von der Verehrung der Jungfrau. 1474, als Herzog Karl von Burgund die Stadt Nuyß belagerte, ſtiftete der Dominicaner Jacob Sprenger, um die gleiche Gefahr von Cöln abzuhalten, den berühmten Roſenkranzorden, und wirklich rettete er die Stadt! Er machte die Statuten, die mehrmals gedruckt wurden, und in wenigen Jahren ſchloſſen ſich, namentlich in Cöln und Augsburg, Tauſende von Mitgliedern an, die ſich zu nichts als zu einigen Geldbeiträgen und zum Herſagen einer Zahl von Aves und Paternoſters verpflichteten, und ungefähr gleichzeitig erneute ſich die Brüderſchaft der St. Urſula, deren Glieder jährlich

409) Aus einem ſehr rohen und zelotiſchen Gedichte von den zehn Geboten Gottes.

zu Ehren der 11000 Jungfrauen 11000 Vaterunſer und Ave Maria beten mußten; anderswo wurden zu Gottes und ſeiner Mutter Lobe Ritterorden geſtiftet und noch zu Luther's Zeiten entſtand jene Sekte der Kreuzträger. In den Ordnungen der Roſenkränzer heißt es geradezu, es ſei nicht nothwendig, daß der Menſch allezeit auf die Worte die er betet eigentlich Acht habe, oder daß ſein Herz immer in wirklicher Andacht ſtehe! Einzelne Biſchöffe nahmen es ſich heraus, auf das bloße andächtige Leſen und Singen des bekannten Liedes Maria zart 40 Tage Ablaß zu ertheilen. Das geiſtliche Lied war in dieſen Zeiten faſt ausſchließlich der Mutter Gottes gewidmet; und Luther ſagte, daß ſie weit ſchöneren Geſang damals gehabt und mehr, denn ihr Kind Jeſus. „Dieſe Geſänge, ſagt Nicolaus Hermann († 1561) in der Dedication ſeiner Hiſtorien von der Sündflut, waren zum mehrern Theile dahin gerichtet, daß man darin die hochgelobte Jungfrau Maria und die verſtorbenen Heiligen anrief; vom Herrn Chriſto wußte Niemand zu ſingen oder zu ſagen; er ward für einen geſtrengen Richter, bei dem man ſich keiner Gnade, ſondern eitel Zorn und Strafe zu verſehen, gehalten und ausgegeben. Darum mußte man die Jungfrau Maria und die lieben Heiligen zu Vorbittern haben;" und der Fürſt Georg von Anhalt meinte, „es wäre kein Wunder geweſen, wenn Gott die Singer dieſer abgöttiſchen Lieder bei ihren Prozeſſionen mit Feuer, Donner und Blitz zwanzig Ellen tief in die Erde, ja in den Abgrund der Hölle hineingeſchlagen hätte [410])." Dieſe bequeme Frömmigkeit alſo rief allmählig den Eifer der Reformatoren auf, die mit Recht zürnten, daß alle Andacht zur Formel ward, daß man das Leiden und die Verſöhnung Chriſti wie eine Hiſtorie vortrug, mit der das Gemüth nichts zu thun hatte, daß man die Maria als Heilandin einſchob, aber von guten und wahren Werken nichts lehrte, daß man faſtete und mummelte und die Roſenkränze und den Mantel Mariä und die Heiligengebete herſagte, da man doch nicht viel plappern ſollte, wie die Heiden. Mit den Erbauungsſchriften dieſer Gattung waren ferner immer noch die Subtilitäten und nutzloſen ſcholaſtiſchen Streitfragen verknüpft und daher ſuchte Luther nach der Religion, die den Kern der Nuß, das Mark des Waitzens trug, und kämpfte gegen Sophiſtereien und Scotiſtereien

410) Hoffmann, Geſch. d. deutſchen Kirchenlieds S. 132 u. 136.

der Theologen ſchon in ſeinem vorreformatoriſchen Wirken, noch ehe das verhängnißvolle Ablaßreimchen gepredigt ward. Auch die Poeſie weiß von dem berüchtigten Streite der Dominicaner (die auch durch ihren Zelotismus und Obſcurantismus überhaupt die erſten Reformationskämpfe veranlaßten), über die unbefleckte Empfängniß der Maria [411]), der bekanntlich gegen Wigand und Vincenz die Tritheim, Johann von Gauda, Rutger Sicamber, Philipp Alberti von Nuſſia, Theodor Greſemund und andere Männer in die Waffen rief; der Skandal, der in Bern (1507) dadurch veranlaßt ward, ward von den Gegnern der Dominicaner in großem Triumphe benutzt, beſchrieben, ausgebreitet und dabei zum erſtenmale die Marienlieder zum Geſpötte gemacht. Bis zu welchem Unſinne in lateiniſchen Schriften von dem Abt Erodenberg († 1486), dem Karthäuſermönch Dominicus (1470) u. A. die Mariengleichniſſe getrieben wurden, geht uns hier ſo nahe nicht an. Es diente den Reformatoren vortrefflich, daß man ſchon in dem berühmten Buche der Natur von Conrad von Megenberg (Magdeburg), das 1349 verfaßt war und 1475 gedruckt erſchien, die Maria mit dem Monde verglichen hatte; weil ſie die Mittlerin zwiſchen uns und Gott iſt, ſo lag die Vergleichung mit dem nächſten Sterne nicht weit; man beſchuldigte aber hernach die Verehrer, daß ſie die Jungfrau wie die Alten die Diana angebetet hätten, und ſo deckte man denn in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts den Unterſchied der neuen Götter dieſes 15. Jahrhunderts mit dem alten Gotte der heil. Schrift in eigenen Werkchen auf.

Nicht allein die ſchlaffe Frömmigkeit, die mit dieſem Mariacultus verbunden war, auch der finſtere Aberglaube, der damit zuſammenhing. und auf der anderen Seite die Schreckniſſe, mit denen man die Menſchheit zur Beſſerung anhalten wollte, riefen den Umſturz oder die Erſchütterung dieſer ganzen Denk- und Vorſtellungsweiſe herbei, durch den Misbrauch, der damit getrieben ward. Tiefſinnige Bücher der bezeichneten Art, Erbauungsbücher über Tugenden und Laſter, über die Incarnation, das Leben und die Leiden Chriſti, den Wandel und das Märtyrerthum der Apoſtel, Bekenner und Jungfrauen, Predigten der Heiligen, die zur Tugend,

---

411) Johann von Soeſt dichtete über dieſen Gegenſtand 1502.

zur Furcht vor der Hölle anhielten, hatten ſich, wie wir aus Johann Buſch's Buche von der Reformation der ſächſiſchen Klöſter (1473) wiſſen, unter Laien und Ungelehrte ohne Widerſpruch der Geiſtlichen verbreitet; ſie wurden von Weibern und auch Männern dazu benutzt, daß man ſie unter den Altardecken barg, die Meſſe darüber leſen ließ und dann ſie zu Zaubereien und Wahrſagereien gebrauchte. Jahrhunderte lang hatte man nun mit jenen Vorbedeutungen und Prophezeihungen des alten Teſtaments das Volk in Liedern und Predigten mit Scharfſinn oder Aberwitz unterhalten; Jahrhunderte lang hatten ſich die Völker mit Gedichten vom Antichriſt, von den Sibyllenweiſſagungen, von den Zeichen des jüngſten Gerichtes und was damit zuſammenhing, gequält; und in düſteren Zeiten, wie dieſe, wo Alles in einem wüſten wirren Beſtreben durcheinander wühlte, ohne daß eine Ausſicht auf eine einfache Löſung der Verwirrung da war, konnten ſich dieſe gewohnten Vorſtellungen leicht zu dem Fanatismus ſteigern, mit dem dann ſelbſt reformiſtiſche Prediger und ſonſt ganz verſtändige Männer aus den bibliſchen Prophezeihungen den Tag und die Stunde berechneten und mit ihrer Gemeinde verſammelt erwarteten, an denen der Weltuntergang erfolgen ſollte. Nachdem man jetzt dieſe ſibylliniſchen und prophetiſchen Bücher wieder im Drucke vermehrt verbreitete, die Wirklichkeit und materielle Exiſtenz des Teufels und ſeine Verfolgung der Menſchen predigte, und die Strafen der Verdammten zur Einſchüchterung aller Sünder im Bild und in der Schrift mit den ſcheußlichſten Farben malte, ſo mochte es manchem Aufgeklärten wohl zum Troſte gereichen, daß die Reformatoren, was ſchon Wiclef gelehrt, wieder lehrten, daß das Reich der Finſterniß Rom und der Antichriſt der Pabſt ſei, und daß mit der Vernichtung ſeiner Macht durch Luther, den die Enthuſiaſten bald mit dem ſiegreichen Chriſtus verglichen, die ſchreckenden Weiſſagungen auf einmal alle zum fröhlichen Ausgang vollendet ſein würden; nur freilich kehrte, als bald nach der Reformation alles alte Unheil noch einmal ärger über Deutſchland hereinzubrechen ſchien, auch der alte Aberglaube wieder. So wurde die Gierde, mit der man die Practiken und Wetter- und Wahrſagerkalender und die Thorheiten der Aſtrologen aufnahm und verſchlang, kaum unterbrochen durch den Eifer weniger heller Köpfe, oder durch die ſatiriſchen ewigen Kalender, die man dazwiſchen ſchleuderte; es war vielleicht noch beſſer, daß man in volksmäßigeren

Wahrſage- und Loosbüchern [412]), die ſeitdem unter dem Mittelſtand noch bis in das vorige Jahrhundert handſchriftlich in Umlauf waren, und die mit ihren ſchonungsloſen Sprüchen das Heilige zu beſpotten nicht ſcheuten, den Geſchmack an dieſem Quark untergrub oder unſchädlich machte, indem man den ganzen Gebrauch in ſcherzhafte Unterhaltung überführte, ſo wie die im Schwank und im Volksliede komiſch behandelte Legende das natürlichſte Mittel war, das Weſen der Sache zu erhalten, aber vom Mißbräuchlichen ſpielend zu entkleiden. Ja verfehlten nicht die Todtentänze in ähnlicher Weiſe ganz ihre Wirkung, wenn auch ſie etwa unter den Schreckmitteln gebraucht werden ſollten, mit denen man die Seelen von den Freuden dieſer Welt abwenden wollte? Wie bald mußten die geplagten und emporſtrebenden unteren Klaſſen erkennen, daß für ſie in dem ſtrengen Geſetze der Nothwendigkeit der Troſt lag, daß ihre Unterdrücker gleicher Art mit ihnen ſeien, daß die Regel der Natur über die Ordnungen der Ritter und der Klöſter gehe und über die Demonſtration der Gelehrten und die Appellationen

412) Primiſſer, Beſchreibung der Ambraſer Samml. 1819. S. 270 führt ein ſolches Loosbuch an. In der Heidelberger Bibliothek ſind deren zwei. Das eine ſcheint dem Pfalzgrafen Friedrich gehört zu haben und iſt ſehr ſchön geſchrieben und gemalt (Nr. 7.); die Einrichtung iſt wie auch in der zweiten Handſchr. Nr. 552 ſehr leicht herauszufinden, und ſowohl dieſe Einrichtung, als auch die Fragen und Antworten in beiden ſind ſehr den Loosbüchern ähnlich, die unter unſeren Handwerksburſchen vielleicht noch umlaufen, in jedem Fall aber noch vor nicht lange im Gebrauch waren. In dem letzteren iſt eine meſſingene Scheibe angebracht, die der Fragende umdreht, ein darauf gemalter Engel deutet dann auf eines der um die Scheibe gezogenen zwölf Felder und dieſes verweiſt auf einen Apoſtel. Neben jeder der 24 Fragen iſt ein Buchſtabenzeichen, welches man dann mit dem Apoſtel in dem folgenden Regiſter aufſucht; dieſes verweiſt auf eines der zwölf Felder in den 24 nachfolgenden Ringen, die ihre verſchiedenen Benennungen aus dem Naturreich führen, und dort führt ein Citat auf den Spruch ſelbſt. Dieſe Sprüche ſind nun allen Apoſteln und Propheten in den Mund gelegt und meiſt ſehr pathetiſch, dazwiſchen aber läuft das Aergſte mit unter, wie: David ſpricht mit Peter, reib den A.. ſo geht er u. dgl. — Dagegen iſt in dem Buche des Glückslaufs (1492), das dieſem Loosbuche beigebunden iſt, der gläubigſte aſtrologiſche Ernſt herrſchend. Es wird fingirt, das Buch ſtamme von einem Schüler der Sibylle aus Salomon's Zeiten; der Gebrauch wird ſehr ſeriös vorgeſchrieben, Gebete, das Paternoſter, Ave und der Glaube ſollen vorher geſprochen werden u. ſ. w.

der Juriſten, und daß dem Siechen und Armen, der ſich zu dem endlichen allgemeinen Tanze hinſchleppt, der auffordernde Tod der Freund ſei, den er im mühſeligen Leben vergebens geſucht hatte. Und darin lag eben die Aufmunterung, dies mühſelige Leben deſto bereiter zu tragen.

Ich faſſe endlich den kurzen Sinn der langen Abſchweifung zuſammen und ſage: es war nichts natürlicher, als daß die bürgerlichen Sänger, die ganz receptiv den Stoff ihrer Geſänge von dem Zeitgeſchmacke empfingen, mit ihrer ſchlichten Einfalt im 15. Jahrhundert der eigenthümlichen Erbauungsweiſe dieſer Zeit eben ſo huldigten, wie ſie nachher bei dem Eintritt der Reformation plötzlich alles dies fallen ließen und zur einfachen Compoſition einfacher hiſtoriſcher Bibeltexte überſprangen. Die Uebertreibungen, der Zelotismus, die myſtiſchen Grübeleien, die abgeſchmackten und oft läſterlichen und gemeinen Gleichniſſe [413]), die Ueberladung und die froſtige Andächtelei, das Haſchen nach Gelehrſamkeit, der prophetiſche und tiefſtrebende Hang, die Wortgefechte der Scholaſtiker, die Scheinweisheit der Aſtrologen, und Alles, was wir in jenen lehrenden und geiſtlichen Poeſien ſeit mehreren Jahrhunderten bei gleich anfänglicher Verwerflichkeit ſtets übler und ärger anwachſen ſahen, findet ſich in den Meiſtergeſängen des 15. Jahrhunderts wieder; und nur von moraliſcher Seite betrachtet, ging doch das Selbſtherabwürdigen, Selbſtverdammen und die innere Zerknirſchung, auf welche die Geiſtlichen gern hinarbeiten, in die Reime der wackeren Handwerker ſeltener über, und man konnte ſich doch hier ſchwerer von dem abſoluten Unwerthe des Menſchen, des Ebenbildes Gottes, überzeugen, den man von den Asceten ſogar unter die willenloſe todte Natur herabſetzen hörte: man vertraute hier noch dem Triebe der Natur, und ließ ſich nicht als Sünde einreden, was ſie zu üben gebot, und beſann ſich wieder, daß der freie Wille, wenn er auch des Menſchen größter Verführer, doch auch ſeine höchſte Zierde iſt. Wenn wir die Poeſien der Meiſterſänger als ſolche betrachten ſollten, ſo iſt es freilich traurig, zu ſehen, bis zu welcher Tiefe die Geſchmackloſigkeit, bis zu welcher Stumpfheit die Andachtsübung

413) Die Trinität zu erklären ſcheut man ſich z. B. nicht ein Beiſpiel von drei Buhlern zu brauchen, die mit ihren Vorzügen um ein Weib werben, und von ihr alle drei angenommen werden; die drei Werber bedeuten Gott, das Mädchen die Jungfrau.

herabſinken konnte: denn über den verknöcherten Formen, und den gedehnten Erörterungen ganz hirnloſer und ſeelenloſer Probleme konnte man ſich doch nicht wohl erbauen ohne zugleich ganz zu verdummen. Wer würde ſich dies erklären, wenn man nicht eben ſähe, wie dieſe Gegenſtände nun mehrere 100 Jahre lang ſchon in unzähligen Gedichten materiell ſo erſchöpft waren, daß die Formeln und Ueberlieferungen der ſcholaſtiſchen Dogmatik ſtehend geworden und ſelbſt dem Handwerker bekannt waren, daß ſie zum mechaniſchen Gebrauche dienten, wie am Ende jedes vielgeſprochene noch ſo einfache Gebet auch, daß bei den toleranten Begriffen von der Unnöthigkeit innerlicher Andacht am Ende auf die Materie gar nichts mehr ankam, daß nun Alles daran gelegen war, die alten Themata in neuen Tönen zu variiren, die alte gekünſtelte Vers= und Reimart in Künſtelei weit zu überbieten, in der Stellung der Worte geheimnißvolle Bedeutungen zu ſuchen, die lächerlichſten Spielereien mit dem andächtigſten Eifer zu verfolgen, bis man dahin kam, daß die erſchwerteſten Maaße und die gehäufteſten Reime das Bewundertſte wurden, bis man als ein Hauptwerk der Dichtung ſolche überladene Töne anſah [414]), in denen man zu den ähnlichen bei den älteſten Minneſingern zurückkehrte, wo ſie nur ſchwerlich ſo gar ernſt gemeint waren. Selbſt noch bei den Meiſtern des 14. Jahrhunderts waren die Künſteleien und die Erſchwerniſſe, die man ſich auflegte, reinerer Art; aber jetzt ſuchte man ſich blos in der Häufung der Reime zu übertreffen, und daher ſind in Wagenſeil's Tonverzeichniß die Töne von 7 bis 8 Reimen ſehr ſelten, die 20reimigen viel häufiger und man ſteigerte die Reimzahl der Töne bis zu 120 und mehr [415]). So hören wir alſo hier die ſubtilſten Gegenſtände in der barbariſchſten Sprache, in der lebhafteſten Form behandelt, die

414) Folgendes iſt z. B. Beheim's hohe goldne Weiſe:

Kung—her der hersten mersten reiche,
ich Mich—el Pehen flehen wol sol dich,
pis mein ein tichtens richtens—helffer,
hüng—rein, mein tugend mugend—leiche
dir zir treist, deinen reinen geist leist mir
dis dein' clein' schnöden plöden—wellfer
Gellfer tumen, umen—leucht feucht, heile
Du nu lib mynne, synne gib, schib zu,
mis, meng, spreng under, sunder meile.

415) Grimm, Meiſtergeſ. S. 74.

uns unter der gewandteſten Darſtellung der feinen höfiſchen Dichter ſchon anwiderte; und ſelbſt als hernach die Bibel, die teſtamentliche Geſchichte und was damit zuſammenhängt, bis zu dem Maaße der Nüchternheit und Einfachheit im Meiſtergeſang erſchien, daß man die dürrſten Genealogien hinreimte und ſich daran ergötzte, ſelbſt dann, wo man dem ſchmuckloſen und einfältigen Vortrage der Bibel noch ſo treu blieb, ſteht der gezwungene Geſang, der ſelten einmal den fromm vergnüglichen Charakter des ehrbaren Poeten durch die ſteiſe Hülle erkennen läßt, unendlich weit unter den alten Reimchroniken oder Evangelienharmonien, die den gleichen Stoff behandelten. Aber vielleicht thun wir auch Unrecht, dieſe Geſänge überhaupt von poetiſcher Seite zu betrachtet. Für die Geſchichte genügt es gezeigt zu haben, daß die dichteriſchen Texte derſelben den extremſten Verfall der alten nationalen Lyrik bezeichnen. Dieſe Geſänge waren nicht für die Oeffentlichkeit, geſchweige für die Unſterblichkeit berechnet; ſie ſind auch immer ungedruckt in ihrem Dunkel begraben geblieben und die Geſchichte ſelbſt ſoll ſie da ruhen laſſen. Wir verſchmähten ſchon das zu genaue Zergliedern des Minnegeſanges: hier würde ein Zerlegen viel unangewandter ſein. Das Minnelied genauer zu charakteriſiren würde unſtreitig die Sache des Tonkünſtlers ſein, oder des Geſchichtſchreibers der Muſik, wenn uns die Muſik dazu erhalten wäre; und ſo iſt's mit dem Meiſtergeſang. Die Meiſterſänger ließen ſich in der Zeit, wo ſie eigentliche Singſchulen errichtet hatten, nicht anders als ſingend hören. Bei ihren Geſängen war wie auch bei den franzöſiſchen und niederländiſchen Rhetorikern [416]) das Höchſte die Erfindung eines neuen Tons; bei ihren Tönen aber war die Melodie die Hauptſache. Auf den Text kam wenig an; denſelben Text mit variirten Tönen wiederzubringen war erlaubt, nur in der Melodie waren ſie erfinderiſch, ſie durfte nicht in den Ton anderer Meiſter eingreifen, ſo weit ſich vier Sylben erſtrecken, Melodie und Blumen ſollten ganz neu erfunden ſein. Und ſo ward bei der Prüfung ſolcher neuer Töne auf den muſikaliſchen Vortrag ſehr viel Werth gelegt; dreimal ſingt der Meiſter mit verändertem Tone und darf, wo er Alters wegen eine matte Stimme hat,

416) Ueber den ganz ähnlichen Verhalt der Dinge in den puis de palinods und den Kammern der Rederyker unter den Franzoſen und Niederländern ſiehe F. Wolf über die Lais. 1841. p. 137 sq.

einen anderen für den Vortrag wählen. Wird nun gefunden, daß die Melodie in keinen anderen Ton um vier Silben eingreift, dann wird er anerkannt, und der Vater läßt ihn taufen und bittet die Gevattern dazu. Den Gedanken, die Bibel zu reimen, gab nichts anderes an die Hand, als der Wunſch, dem Singluſtigen die Bibel geſangsweiſe zu übergeben [417]). Auch der Minnegeſang wird unſtreitig eben ſo nothwendig mit Muſik verbunden geweſen ſein, und zeigt der Meiſtergeſang auch hierin den letzten Ausgang unſerer alten Lyrik an, ſo ſteht er zugleich als der entfernteſte Anfang der Singſpiele und Oratorien da, welche die nächſten Jahrhunderte kultivirten; dem einfacheren Geſang des volksthümlichen Kirchenliedes gegenüber waren die Meiſtergeſänge, obgleich ſie ſelbſt Choralgeſang waren, zu Prachtſtücken und künſtleriſcher Aufführung berechnet. Wie uns ferner bei dem Minnegeſang ſein Verhältniß zu der moraliſchen Bildung der Nation weit bedeutender ſchien, als zu ihrer äſthetiſchen, ſo auch beim Meiſtergeſang. Wir hatten dort gefunden, daß die Rohheit und Gewaltthat der Ritterſchaft zu brechen, der gemüthvolle Geſang mit wunderbarer Gewalt mitwirkte. In dieſem 15. und 16. Jahrhunderte gährte es in allen unteren Ständen, ein Rennen und Treiben nach Anſehn, Erwerb und Geltung ergriff auch den Geringen und wir werden es bald näher hören, wie Misgunſt, Anfeindung und Verfolgung unter den Ständen und unter den verſchiedenen Handwerkern die bürgerliche Geſellſchaft damals entſtellte. Bei all der Heftigkeit des Zunftneides, bei all der Derbheit dieſes Schlags von Menſchen ſetzt es welch eine Tüchtigkeit, welch eine gute Natur voraus, daß man ſich wieder in die Geſammtzunft der Sänger vereinte und verſchloß, daß man ein gemeinſames Band um die Bürgerſchaft zog, ſie zu einer rührenden Hingebung für einen Zweck ſtimmte, den kein Eigennutz jemals berührte, der von Gemeinheit und Niedrigkeit fern hielt, und nur Freundſchaft und gutes Vertrauen begründen konnte. Wenn auch immer die Maſſe der Gewerbsleute nach vollendetem Geſchäfte dem Bierhauſe nachging, ſo war es in einer Zeit, wo die phyſiſchen Laſter ohnehin ſo ungeheuer im Schwunge waren, deſto heilſamer, daß wenigſtens eine Anzahl von wackeren Meiſtern ihre Feierſtunden und Feiertage zu etwas Wür-

---

417) So heißt es ausdrücklich in Cod. Pal. 110. einer Bibel in auszüglichen Reimſprüchen.

digerem anwendeten, die alte Kunſt der Höfe und Ritterzirkel in ihren Kreis herabnahmen und ihr Liebhaber und Theilnehmer zu erhalten ſuchten; und hatte doch Hans Sachs die holdſelige Kunſt ſo in Aufnahme gebracht, daß um ihn drittehalbhundert Meiſter in Nürnberg waren. Die nun ſaßen nach der Laſt ihrer Tagesarbeit hin und dichteten ihre Lieder, ſannen über neuen Tönen und übten die alten, ſchrieben Alles in große Bücher zuſammen, und freuten ſich, für ihre Nachkommen zu bewahren, was ſie von ihren Vorfahren mit Liebe und Dankbarkeit überkommen hatten. Die Würde der Sitte und die Uneigennützigkeit dieſer Meiſter entſchädigt für ihre ſteife Kunſt; bisher hatte ſich die Poeſie an den Höfen herumgebettelt, und ſelbſt in ihrer blühendſten Zeit den paraſitiſchen Ton gegen Mäcene und Gönner nicht abgelegt, aber der Meiſtergeſang iſt auch darin die Grundlage unſerer neueren unabhängigen Dichtung, daß er lehrte, wie in der herzlichen Uebung eines ſchönen Geſchäftes auch bei geringerem Erfolge eine Seligkeit an ſich iſt, die des Lohnes nicht weiter bedarf. Mit welcher Selbſtverläugnung gaben ſich die guten Meiſter dazu her, die Lehrlinge und Schüler, die ſich bei ihnen meldeten, ohne allen Entgelt in dem mühſeligen Erlernen der ſchweren Töne zu unterrichten, ſich Ruhe und Schlaf abzubrechen, um Muße zu behalten, ihrer theuren Kunſt neue Pfleger ſogar zu werben und zu erziehen, da ja der Tag ihre Berufsarbeit hinnahm. Und mit welcher Liebe hing dann der Schüler an dem Lehrer, welche rührende Ehrfurcht ſpricht nicht aus jeder Zeile, die Puſchmann ſchreibt, gegen ſeinen Meiſter Hans Sachs und vorzugsweiſe aus ſeinem bekannten Gedichte, wo er im Traum den ehrwürdigen Greis im Garten findet, wo im Luſthäuslein, im marmorgepflaſterten und ausgezierten Saale, am runden grüngedeckten Tiſche der Alte ſaß, grau und weiß, wie eine Taube, mit großem Barte und leſend in einem ſchönen Buche, das mit Gold beſchlagen war und auf einem Pulte vor ihm lag, um ihn her auf Bänken viel große Bücher aufgeſchlagen, die er anſah, — und wenn Jemand kam und ihn von fern grüßte, den ſah er an, ſagte nichts, ſondern neigte mit Schweigen ſein Haupt ſchwach gegen ihn, denn ſeine Rede und Gehör und ſeines Sinnes Grund begann ihm abzugehen. — Die Frömmigkeit und geſunde Tüchtigkeit dieſes Geſchlechts fand ſodann in der neuen evangeliſchen Lehre neuen Stoff für ihren einfachen Geſang. Die Gelehrſamkeit ging ohnehin unter ihnen aus, je ſeltner

die Uebung der Dichtung in dem alten Geſchmacke außerhalb ihres Kreiſes geübt ward; ihr geſunder Sinn ließ ſie bald mit größerem Wohlgefallen auf den einfachen bibliſchen Geſchichten haften. Und bei dem erſten heiligen Eifer traf es ſich dann wohl, daß man die weltlichen Gegenſtände, die man in meiſterlicher Kunſtform immer nebenbei dichtete, allmählig entfernte und aus dem Hauptſingen ſelbſt ganz verbannte. Die evangeliſche Lehre ward der Mittelpunkt ihres Geſanges. Bei ihren Hauptſingen ſaßen die Merker oder Sangsrichter in dem verhängten Gemerke am Tiſch vor einem Pulte, und der älteſte hatte Luther's Bibel mit dem Pulte vor ſich, ſchlug die von dem Sänger angegebene und behandelte Stelle auf, und gab fleißig Acht, ob das Lied ſowohl mit dem Inhalte der Schrift als auch mit Luther's reiner Sprache übereinkomme [418]). In Puſchmann's Manuſcript, wo er als falſche Meinungen alle abergläubigen ſektiſchen, ſchwärmeriſchen Menſchenlehren, die der reinen Lehre Jeſu zuwider ſind, bezeichnet, entſchlüpfte ihm noch das Wort papiſtiſch [419]). Die Verhältniſſe des Meiſtergeſangs zur Religion halfen unſtreitig dem bekannten Meiſtergeſange [420]) von dem Urſprung der Kunſt unter Otto dem Großen, und ihrem vor Pabſt Leo VIII. gewonnenen Prozeſſe, vor dem man ſie der Ketzerei beſchuldigt habe, die Geſtalt geben, in der er erhalten und offenbar erſt im 16. Jahrhundert entſtanden iſt, wo unter allen fabelhaften Urgeſchichten deutſcher Länder, Städte und Corporationen auch dieſe Sage mitgehen konnte, die ſchwerlich eine andere ältere Grundlage hat, als die beliebte Zwölfzahl, in die man ſchon frühe, wie wir hörten, die geehrteſten Meiſter verſammelte, wobei man damals an die Helden im Roſengarten, jetzt wieder an die 12 Apoſtel, wie bei den drei Merkern an die Erzengel dachte. Die Sage führte ſinnig den Urſprung auf die Zeit der Entſtehung des Reichs zurück, wo noch die Sänger nicht in Schulen gebunden waren [421]), ſo wie auch dieſe alte Kunſt das Alter des deutſchen

418) Wagenſeil a. a. O. S. 544.
419) Samml. für altd. Lit. u. Kunſt S. 183.
420) Bei Wagenſeil S. 504, wie bereits oben angeführt.
421) Da erweckt Gott —
zwölff Mann in hoher teutscher sprach,
doch keiner da thät wiſsen
von dem andern u. s. w.

Reichs und ſeine Schickſale theilte, und z. B. ihre hohlen Formalitäten begann, als auch die Reichstage dieſen Charakter immer mehr annahmen. Die zunftmäßige Geheimnißkrämerei deckte über die Entſtehung und ließ über den Veränderungen des Meiſtergeſanges einen Schleier liegen und ſchon Wagenſeil betrachtete die Reformation als die Herſtellerin der Kunſt, weil er von einem anderen als bibliſchen Stoffe kaum mehr etwas wußte, ſie in den Zeiten alſo, wo die Lectüre der Bibel verboten war, in nothwendigem Verfalle denken mußte, und ihren Hauptnutzen demgemäß auch darin ſetzte, daß durch ſie die Ehre Gottes und der emſige Fleiß, die heilige Schrift zu leſen, vermehrt ward. Und dieſer Anſicht müſſen wir übrigens beiſtimmen, denn durch die Reformation kam allerdings ein neues Leben in dieſe Kunſt mit ihren neuen Texten und Geſängen; ſie half den Schulen erſt dazu, den Charakter anzunehmen, mit dem wir ſie in einem Verhältniſſe zu unſerer neuen kirchlichen muſikaliſchen Kunſt ſehen dürfen, und ohne dieſes würden wir dieſe Vereine der Meiſter als ſolche poetiſche Academien und Singgeſellſchaften anſehen müſſen, wie ſie in den romaniſchen Landen den Ausgang der alten Kunſt bezeichnen, von denen ſie jetzt weſentlich unterſchieden ſind. Die Muſik iſt die Vorläuferin der Dichtung überall; Lied, Epos und Schauſpiel beginnt unter dem Vorherrſchen oder der nothwendigen Begleitung von Muſik. Ehe unſere großen Dichter waren, waren die Häupter unſerer Tonkunſt. Die Niederlande, die unſere alte ritterliche Kunſt auf ſo manche Weiſe erſchütterten, haben das Verdienſt, auch von dieſer Seite das Neue eröffnet zu haben. Die großen niederländiſchen Meiſter des 15. Jahrhunderts, die Obrecht, Ockenheim, Josquin und Tinctor fanden ihre Schüler und wenigſtens ſogleich ihre Bewunderer in Deutſchland; Sammlungen ihrer Cantionen und Motetten waren ſchon im 15. Jahrhundert in Augsburg und wurden Anfangs des 16. gedruckt [422]); und ehe noch die Roſenplüt und Hans Sachs in Nürnberg auftraten, war ſchon Conrad Baumann dort ein gefeierter Tonkünſtler, nach dem Preiſe zu urtheilen, den Roſenplüt (1447) dem blinden Meiſter zuſpricht. Den Meiſtergeſang zugleich als das Ende einer alten und den Anfang einer neuen Kunſtbeſtrebung anzuſehen, mag widerſprechend ſcheinen, es hat aber ſeine

422) Paul von Stetten Handwerksgeſch. v. Augsb. I. S. 521.

Rechtfertigung in ſich ſelbſt, denn im Gange der menſchlichen Dinge laufen die Extreme überall in einander über. Die altdeutſche Poeſie ſuchte all ihr Verdienſt in dem Inhalte; ſie hielt die einmal liebgewonnenen Gegenſtände feſt und dies verſuchte der Meiſtergeſang noch mit jenen zähen Stoffen, die ſeit der Erſcheinung des Chriſtenthums die Welt beſchäftigt hatten. Aber hier ſahen wir, glitt man in dieſen Stoffen aus dem Uebermaaße der Ueberladung und Entſtellung auf die lautere Quelle der Bibel zurück: und hinfort hielt auch der Meiſtergeſang auf den überlieferten Gegenſtänden nicht mehr ſo eigenſinnig, wie denn gleich nach der Feſtſetzung der evangeliſchen Lehre das hiſtoriſche Gelegenheitsgedicht in kunſtgerechten Meiſtertönen erſcheint, Feſte und Schießen u. dgl. beſungen werden, was denn mehr das Geſchäft der Pritſchmeiſter und Spruchſprecher wird, die, ſo ſehr man ihr Amt unterſcheidet, doch nicht von den Meiſterſängern abgetrennt werden dürfen, die ſich vielmehr ſo zu den ſingenden Meiſtern verhalten, wie die Teichner und Suchenwirt zu denen des 13. und 14. Jahrhunderts und unter denen im 17. Jahrhundert ein Chriſtian Hafner, der den Kopenhagener Hof mit einer abgerichteten Amſel beſuchte, noch einmal an die alten wandernden Dichter und ihr Verhältniß zu den Höfen erinnert, obwohl er ſelbſt aufgefordert ſeinen Aufenthalt unter ſeines Gleichen nicht auf die Länge mit dem glänzenderen tauſchen wollte. Gelang es alſo dem Meiſtergeſang nicht, ſelbſt nicht im Inhalte, ſein Verhältniß zu der alten adligen Kunſt zu behaupten, von der abzuſtammen er ſich ſo gern rühmte, ſo deutet er durch ſeine ängſtliche Ausbildung und Ergründung des Formellen noch entſchiedener den Uebergang in eine neue Kunſt an. Die ganze neuere Dichtung charakteriſirt mehr das Beſtreben nach einer Form, oder nach jenem Verhältniſſe zwiſchen Inhalt und Darſtellung, das wir bei den beſten deutſchen Gedichten des Mittelalters mangelnd fanden. Dieſen Mangel aufzudecken, war nichts geeigneter, als die ſchwachen Verſuche zu einer Poetik, welche die Meiſterſänger zu eben der Zeit machten, als man überall in der aufgedeckten alten Welt anfing, zu den wenigen, aber weiten Urformen der antiken Dichtung zurückzukehren, wo einfache Maaße, der einfache griechiſche Roman, das Schauſpiel, die reine äſopiſche Fabel und die lucianiſche Satire zum erſtenmal Eingang in Deutſchland fanden. Die Tabulaturen der Meiſterſänger ſtellen eine ſolche freilich mangelhafte Poetik dar,

deren Schwäche gegen die antike ſogleich erkannt wurde, indem die Meiſterſänger beſonders darum mit ihren Geſetzen ſo geheim thaten, weil ſie von jedem in der neuen Poeſie und Muſik Bewanderten, der ſich darnach erkundigte, vorausſetzten, er thue es um ſie zu verſpotten, und weil wirklich die neuen gelehrten Verskünſtler jene alte Kunſt tief unter ſich ſahen. Ich will die Geſetze dieſer Tabulaturen nicht wiederholen, die aus den Originalwerken von Puſchmann und Wagenſeil ſo oft ausgezogen und mitgetheilt ſind [423]), und nur im Vorbeigehen darauf aufmerkſam machen, daß man ſelbſt innerhalb dieſer Formalitäten den ſteigenden Verfall beobachten muß. Puſchmann legt ausdrücklich die Nürnberger Tabulatur als Muſter zu Grunde, in welcher die Hauptgeſetze von den ſpäter entſtandenen ſogenannten Schärfſtrafen geſchieden ſind. Jene urſprünglichen, vornehmeren Regeln bezogen ſich doch noch vielfach auf Reinheit der Sprache und klebten nicht ganz an dem Aeußerlichſten; mit der Zeit aber fand man, ſcheint es, ſelbſt das zu beſchwerlich, auf dieſe „falſchen Meinungen" und die Grammatik des lutheriſchen Bibeltextes zu achten; man fing an, dieſe allgemeineren Geſetze zu vernachläſſigen und behielt nur die Schärfſtrafen, die urſprünglich zur Erſchwerung angenommen waren, „wenn man zum vierten male um eine Gabe gleichen ſollte, daß man fleißige Singer im Vergleichen von einander bringen konnte," und die ſich natürlich auf noch größere Kleinigkeiten bezogen, über denen dann ſpäter dieſe Scharfſinger die alten Hauptregeln ganz vergaßen, um deſto leichter aus guten kurzen Texten lange und weitläufige Lieder dichten zu können. Um bei der ſtets mehr verfallenden Kunſt und entarteten Regel die Urſprünglichkeit beider ins Gedächtniß zurückzurufen, ſchrieb dann der Breslauer Schuſter Adam Puſchmann (aus Görlitz 1532—1600) ſeinen gründlichen Bericht des deutſchen Meiſtergeſanges (1571), und wünſchte, daß man der Kunſt einerlei Tabulatur zu Grunde legte, wie die Alten einerlei Proſodie. Hier erklärt er auch ausdrücklich, daß dieſe Gedichte in der alten deutſchen Singkunſt von adligen Leuten auch eine deutſche Poeterei genannt würden, wie denn der mehrere Theil der Regeln derſelben auch mit den Regeln der Proſodie übereintreffe.

423) Von Büſching in der ſchon citirten Sammlung für altd. Lit. und Kunſt; von Häßlein in Bragur 3. und in den verſchiedenen Literargeſchichten.

Und ſein Verſuch, die deutſche Proſodie im Zuſammenhang darzuſtellen, fiel nicht weit von der Periode, wo Weckherlin aufſtand und das Signal zu der Aufnahme der alten lyriſchen Formen gab; und dies war in den Zeiten, wo man in den ſtricteſten Gegenſatz gegen die mittelaltrige Poeſie verfiel, wo man, wie damals in dem Stoffe, ſo jetzt mit der Form alles zu haben glaubte, und wo man nach dem Beiſpiele der Franzoſen anfing, alle Dichtungsgattungen, Epen, Satiren, Epiſteln und Dramen um die Wette zu machen nach gegebenen Regeln. Dieſen ſchroffen Uebergang zu dieſer Poeſiemacherei bezeichnet der Geſang unſerer Handwerker zuerſt, und zwar mit jener Erfolgloſigkeit und jenem carricaturartigen Anſtellen, womit jede neue Richtung in ihren Anfängen begleitet zu ſein pflegt: ſo hatten Handwerker, Weber, Schuſter und Sporer die erſten ketzeriſchen Secten in Deutſchland zu Berthold's Zeit gegründet und in eben der ſchlichten, oft ſchiefen und verkehrten Weiſe das erſte kleine Signal zu dem gegeben, was in der Reformation vollendet ward, wie dieſe Meiſterſänger zu dem, was das 18. Jahrhundert erſt geſtalten ſollte; und dies werden wir bei dem ehrbaren Vertreter der geſammten Meiſterkunſt, bei Hans Sachs, deutlicher ſehen, als aus den regelrechten Poeſien der obſcuren Maſſe, die man in einem engeren Sinne unter dem Namen des Meiſtergeſanges begreift.

VII.

Aufnahme der volksthümlichen Dichtung.

1. Volksgeſang.

Alles Einzelne, was wir in dem letzten Abſchnitte betrachteten, führte uns allmählig aus den oberen Regionen der Hof- und Ritterwelt herab unter Handwerker und Leute der niederen Klaſſen des Volks. Wir ſahen aber dabei meiſt nur den Verfall der alten Kunſt: jetzt wollen wir das Aufkommen der neuen verfolgen, indem wir uns mehr unter dieſe untern Stände ſelbſt miſchen, die wir bisher nur aus der Ferne ſahen, und umgekehrt die höhere Geſell-

ſchaft aus den Augen verlieren, die uns bisher noch feſthielt. Wie wir uns früher von der Dichtung des Volks und der Mönche nach und nach zu der der Ritterſchaft, unter der erſten Erſchütterung der privilegirt-geiſtlichen Bildung und unter den erſten großen Schritten zur Aufdeckung der Erdräume erhoben, ſo kehren wir jetzt von der höfiſchen Poeſie unter dem Umſturz des Hierarchiſchen und unter der gleichmäßigen äußeren Aufklärung und Entdeckung der neuen Welt und der inneren Aufhüllung und Wiederentdeckung der alten Welt, zu der bürgerlichen und volksmäßigen Dichtung zurück. Es ward ſchon oben geſagt, die Zeiten vor der ritterlichen Kunſt tragen alle Zeichen mit dieſen Zeiten nach derſelben gemeinſchaftlich. Wie damals die Völkerwanderung und die Kämpfe mit dem alten Rom das innere Deutſchland auf Jahrhunderte erſchöpft hatten, ſo war es in dieſen Jahrhunderten vor der Reformation der Fall mit den Zügen nach Italien und den Kämpfen mit dem neuen Rom. Es geſchah daher innerhalb des Reiches nichts, wie wir ſahen, was des epiſchen Geſanges werth geweſen wäre; das Große der alten Thaten in den italieniſchen Kämpfen hatte für Deutſchland kein factiſches Intereſſe, ſo wenig wie die Thaten der ausgewanderten Stämme in der Völkerwanderung, und wo ſich die Poeſie doch noch etwa an einen Friedrich I. wagte, kam es auch gar zu elend heraus. Nur an den Grenzen blieben damals wie jetzt die Thaten zu Hauſe; ſonderbar genug zeigt die Wirklichkeit und das darauf gegründete hiſtoriſche Lied daſſelbe Burgund mit demſelben Oſten im Kampfe, wie in den Nibelungen, und derſelbe Norden von Deutſchland liefert verwandte hiſtoriſche Lieder zu denen der Schweiz, wie wir damals meinten, daß nordiſche Sagen ſich zu denen des Südens in dem Volksepos zuſammengefunden hätten. Dieſes alte Volksepos ſtellte gleichſam den Untergang der Heldenzeit und das Aufleben der Ritterwelt dar: und dieſe ſchweizeriſchen und dithmarſiſchen Kämpfe und Lieder mit den Zeiträumen und den Dichtungen, die dazwiſchen und die kurz davor und dahinter liegen, bezeichnen in Deutſchland ebenſo den Untergang der Ritterwelt und das Emporkommen der untern Stände. Was wir damals aus der Völkerwanderung für Deuſchland Wohlthätiges werden ſahen, war die Einführung des Chriſtenthums; wir ſahen, daß es bei dem langen friedlichen und erſchöpften Zuſtande des Innern von Deutſchland hier ſo tief im Volke Wurzel ſchlagen konnte, daß man ſo

frühe und vielfach bei uns die Vulgarſprache zu Predigten, Kirchenliedern, Gebeten und Ueberſetzungen oder Umarbeitungen der heiligen Schriften gebrauchte, wie nicht leicht ſonſtwo. Wurde alſo damals durch die Berührungen mit den Römern das Heidenthum ausgerottet, ſo ward jetzt das entſtellte papiſtiſche Chriſtenthum durch die Berührungen mit dem neuen Rom erſchüttert und geſtürzt, und das Eine geſchah auf eine ſo volksthümliche Weiſe wie das Andere. Damals ſympathiſirten die Geiſtlichen vielfach mit dem Volke, und jetzt die Bürger vielfach mit den neuen Geiſtlichen, die wieder in weltliche Gemeinſchaft mit ihnen traten, wie vor der Einführung des Cölibats. Wie alſo zu Otto's Zeiten die handwerkskundigen Mönche in ihren Klöſtern die Bibel reimten, dem Volkslied opponirten, die Zeitlage kritiſirten, und die hiſtoriſchen Lieder pflegten, ſo geſchah es auch jetzt, daß umgekehrt die ſchriftkundigen Handwerker, in klöſterliche Abgeſchloſſenheit zurückgezogen, ebenſo die Bibel paraphraſirten, ebenſo das Gaſſenlied verfolgten, ebenſo die öffentlichen Zuſtände geißelten, ebenſo hiſtoriſche Lieder, Sagen und Romanzen verfertigten; und ſo ahnen wir denn einen noch tiefern Grund, warum man den Urſprung des Meiſtergeſanges gerade in die Ottoniſche Zeit legte und eine Verbindung mit dem Religiöſen darin ſuchte. Das univerſale Chriſtenthum verdrängte damals die verſchiedenen heidniſchen Dienſte in Deutſchland, jetzt aber drängte das beſondere Bedürfniß der kräftigeren und geſünderen Stämme und Klaſſen die allgemeine, die katholiſche Kirche hinweg. Das Univerſalreich Karl's des Großen, mit dieſer univerſalen Kirche Hand in Hand, und geſtützt auf die compacten Maſſen der kräftigſten deutſchen Nationen und in glorreichem Anſehen gegen die heidniſche Welt im Oſten und Süden, konnte im Religiöſen und Politiſchen ſeines Sieges auch über ſo tüchtige Stämme wie die Sachſen ſicher ſein; das Univerſalreich Karl's V. aber, mit der katholiſchen Kirche vielfach zerfallen, mit der proteſtantiſchen im Kampfe, geſtützt blos auf die heterogenen Theile der ungeheuren Beſitzungen, die ungefähr all das auf dem romaniſch-deutſchen Continente umfaßten, was Karl's des Großen Reich nicht umfaßt hatte, dazu in vielfach zweifelhaftem Kampf mit den Türken, dieſes Reich ward von eben den Gegenden aus im Religiöſen und Politiſchen, was das innere Deutſchland angeht, umgeworfen, welche einſt den Kampf gegen Karl den Großen er-

folglos verſucht. An dem Hofe der Maximilian und Albrecht von Baiern ſuchte man damals die Ritterwelt und ihre Bildung wieder ſo zu beleben, wie an Karl's des Großen Hofe die alte Welt, und die ſpielend ſteife, poetiſch-proſaiſche Art, wie dies geſchieht, ſieht ſich ſehr einander ähnlich; dabei kultivirt man beidemale nebenbei dort das Antike, hier das Altdeutſche. Die Pflege von beiden in beiden Zeiten erinnert vielfach aneinander: die Blüthe der lateiniſchen Poeſie, die Bekanntſchaft mit Terenz, die Myſterien der Roswitha, Alles dies läßt auf ganz ähnliche Zeiten unter Otto ſchließen, wie um die Reformationszeit; und die Art wie die Helden der Zeit, die Schlick, Sigmund und Max in Poeſien eingehen, erinnert uns an das, was nur in anderer Weiſe auch damals geſchah. Was die Poeſie angeht, ſo wollten beide Elemente getrennt weder früher noch ſpäter Glück machen, doch gelang es dem Volksthümlichen, dem Altdeutſchen, beſſer in der Blüthezeit der Ritterkunſt, in der neueſten Blüthezeit unſerer Poeſie aber dem Antiken: in beiden Glanzperioden unſerer Dichtung ſchaffte ſich der eigentliche dichtende Stand ſeinen eigenen Weg, und dies geſchah ſelbſtſtändiger in der neueren Zeit, wo die beſſeren Dichter faſt ſämmtlich keinem fremden Stande, keiner fremden Beſchäftigung mehr angehörten.

Was aber unter dieſen verſchiedenen Aehnlichkeiten beider Perioden hier beſonders hervorgehoben werden ſollte, iſt die Verbreitung der dichteriſchen Ausübung im Volke. Wir haben aus den ſpärlichen Notizen der alten Geſchichte früher zu finden geglaubt, daß in Deutſchland während der Zeit des älteren Volksgeſanges keine Sängerklaſſe, wie die nordiſchen Scalden, exiſtirte, auch jetzt finden wir deren keine; wir hatten nicht einmal die wandernden Sänger häufig finden können, und ſahen, welchen elenden Ausgang dieſe Wanderſchaft auch jetzt unter den wenigen Männern des Volks nahm, die ſich derſelben widmeten. Aus der Kloſterſchule gingen die erſten Verſuche einer Dichtung, die ſich von dem Volksgeſange trennen wollte; in die Singſchule gingen die letzten Anſtrengungen, die Dichtung dem Volksgeſang entgegen zu ſetzen, zurück; zweimal, wo ſie das Licht der Oeffentlichkeit unnatürlich zu ſcheuen begann, zog ſich die Poeſie in Abgeſchiedenheit ab. Alles, was die Dichtung wie ein Geſchäft betrieb, wandte ſich in ſeiner Weiſe vom Leben zurück: der Spruchſprecher hielt ſich beſcheiden in ſeinen Pri-

vatgeſellſchaften; der gekrönte Kunſtpoet dichtete lateiniſch für die Gelehrten. Unter dem Volke aber gab es keine autoriſirten Sänger; die Bänkelſängerei mußte in Deutſchland in den älteren und mittleren Zeiten in nicht viel beſſerer Geltung geweſen ſein als heute: ſie hatte mit dem Geſchäfte des Dichtens ſchwerlich je zu thun. Dies liegt zum Theil wieder im Charakter unſerer Geſchichte. Sie bot ſich faſt nur zu zweierlei Arten des Gelegenheitsgeſanges dar, als welchen man jede Volkspoeſie überhaupt bezeichnen kann: entweder die öffentlichen Begebenheiten waren ſo groß, und meiſt ſo innerer Natur, daß ſie ſich faſt jeder Auffaſſung im Liede entzogen und meiſt der didactiſchen Poeſie anheimfielen, oder ſie waren ſo klein, daß ſich gleich Jeder daran verſuchte. In England war das z. B. ganz anders. Der alte Nationalhaß zwiſchen Waliſen, Engländern und Schotten hielt dort die alten Verhältniſſe und mit dieſen auch die Verhältniſſe der Sänger lang aufrecht; die Bürgerkriege, die Stamm= und Familienfehden, die ritterlichen Charaktere der Geſchichte eigneten ſich zum leichten Uebergang in Romanzen und Balladen, und wer ſie auch ſang, ein Bänkelſänger, ein Wirthshausminſtrel, ein Perſevant oder ein königlicher Dienſtmann, das Volk nahm ſeinen Antheil daran und behielt ſie lieb, weil die beſungenen Thaten ſeiner Geſchichte angehörten. Allein was unſer Suchenwirt ſang von ſeinen meiſt thatenloſen Rittern, von ſeinen Helden, deren Thaten wenigſtens meiſt nichts mit dem Vaterlande zu thun haben, das konnte Niemanden intereſſiren; und welches Charakters unſere übrigen hiſtoriſchen Lieder werden mußten, da unſere Geſchichte ſtets proſaiſcher in Zuſtänden, ſtets ärmer an factiſch=Erhebendem in Handlungen ward, haben wir oben geſehen. Dem ſiegreichen Geſange der Schweizer und Huſſiten gegenüber, wer ſollte die deutſche Schmach beſingen? Aber in England, wo ſichs die Barden der unterdrückten Waliſen nicht nehmen ließen, ihre alten Thaten fortzuſingen und ihre Landsleute ſowohl mit dieſen aufzureizen, als wie mit dem überhebenden Preis deſſen, was etwa einmal in der Gegenwart geſchah, in England waren dadurch auch die Minſtrels geſpornt, ihre Aufmerkſamkeit auf die Geſchichte zu ſchärfen, und von den Angelſachſen her hatten ſie wohl nie lange ausgeſetzt, ihre Fertigkeit zu üben, dieſer Geſchichte eine poetiſche Seite abzugewinnen, was wir in Deutſchland ſo gut wie niemals verſuchten. So lange daher die engliſche Geſchichte ihren älteren Charakter

behielt, dauerten die Minſtrels in altem Anſehen fort, während bei uns die Hofdichter ganz verächtlich, aber von den gefeierten gelehrten Dichtern erſetzt wurden; ſie zogen ſich in Gilden zuſammen, während ſie es bei uns nicht einmal ſo weit wie die Hofpfeifer bringen konnten. Sobald ſich dagegen dieſer Charakter der engliſchen Geſchichte änderte, die Bürgerkriege aufhörten und die Reiche dauernd vereinigt wurden, ſanken die Minſtrels ſchnell zu Bettlern und Vagabunden herunter, ſtatt daß ſie ſich bei uns ehrbar in die Schulen der Handwerker zurückziehen konnten, während umgekehrt in England die Handwerkerminſtrels, die ſich unter Eduard IV. zeigten, ſogleich unorganiſirt, ungeſetzlich, ohne Ordnung und Halt erſcheinen.

Die Art von Volksgeſang alſo, die Balladen und Romanzen, die ſich an hiſtoriſche Perſonen oder Begebenheiten anlehnen, und die in der engliſchen Volkspoeſie das Mark oder den Kern bilden, kam in Deutſchland ſo wenig zu einer großen Höhe wie in der Zeit des Minnegeſangs das politiſche Lied, wenn wir die franzöſiſche Dichtung vergleichen. Man war bei uns, werden wir unten ſehen, viel zu ausſchließlich auf den allgemeinen Zuſtand der Geſellſchaft gerichtet, und auf die moraliſche Reformation des Volks, als daß man dem Thatſächlichen, den Handlungen viele Achtſamkeit hätte ſchenken können, wären ſie auch bedeutender geweſen, als ſie waren. Die Gegenſtände der größern Oeffentlichkeit waren von ſolcher Natur, daß ſie ſogleich in der poetiſchen Behandlung zur Satire wurden: ſie waren zu groß für den Umfang eines Liedes, ſie waren mehr Verhältniſſe als Begebenheiten, und entzogen ſich daher der Erzählung. Seit dem Bauernkriege, wo es ſo mannichfache innere Händel gab, und ſo manches hiſtoriſche Factum in Reime gebracht ward, hatte ſchon die Buchdruckerkunſt ſo vielen Boden gewonnen, das Singen war ſchon ſo ſehr von dem Leſen verdrängt, daß man jetzt mehr an hiſtoriſche Gedichte als Lieder gewöhnt ward, mehr an breite Polemik und an Pasquille als an kurze ſkeptiſche Geſänge, mehr an bedachtſame Beleuchtung der Thatſachen, als an den erſten Sturm des leidenſchaftlichen Ausbruchs des Partheigefühls. In den engeren Verhältniſſen der einzelnen Stämme und Städte gab es allerdings hier und da eine Begebenheit, die ſich für eine Romanze eignete, allein dergleichen entſtand und verſcholl, ohne in Deutſchland allgemein zu werden. Für den Heißſporn Percy intereſ-

ſirte ſich in England wohl jeder; aber wenn der Hamburger ſein Lied vom Stürzebecher, und der Nürnberger vom Schittenſamen, der Dithmarſe vom Wieben Peter, der Ulmer vom Hammen von Reyſtett, der Münchner von Agnes Bernauerin († 1435) und der Breisgauer von Hans Steutlinger oder dem Lindenſchmidt ſang, was mochte ſich einer um den andern viel kümmern? So war es auch gerade mit den Geſängen, die aus den alten Sagen und Romanen ins Volks- oder Meiſterlied übergingen. Man wollte dieſe Dinge wohl noch leſen; im Volksbuch, auch im gereimten Schwank, hübſch knapp beiſammen, ließ man ſie ſich gefallen; aber die alten Sachen von Arthur zu ſingen, konnte doch auch für die damalige Stimmung des deutſchen Volks gar nicht paſſen; wir überließen ihn bis auf ſchwache Verſuche an ſeine Heimat, wo ſeine Geſchichten noch lange in Romanzen fortlebten, ſo wie wir unſere alte Volksſage ſelbſt den däniſchen Heldenliedern anheimgaben oder im Süden in meiſterſängerlichen Auszügen ausſterben ließen. Nur was ſich, wie die Sagen vom Albertus Magnus, oder die von Tanhäußer und dem treuen Eckart, dem Hange nach Wundern, Legenden und Allegorien empfahl, oder was ſich wie die Geſänge vom Möringer und Heinrich dem Löwen und dem Bremberger den neuen Liebesempfindungen näherte, das gedieh ſchon eher, und ward, wie man theilweiſe nachweiſen kann, im 15. und 16. Jahrhundert vielfach geſungen. Im Meiſtergeſang dauerten die heterogenſten Dinge, die Trimunitas, des edlen Ritter Morgener's Wallfahrt ins St. Thomasland u. dergl. fort, im Volke ſang man nur das Einfache, das zum Gemüthe ſprach. An ſolchen Lieblingsſtücken tilgte man auch alle Züge, die ſie der Gegenwart fremd machten, und was man dieſer Art aus der Zeitgeſchichte ins Lied brachte, daran litt man nicht einmal die Namen, und man tilgte ſie an liebgewonnenen Traditionen. Es iſt kein Zweifel, daß nicht die unzähligen Liebesromanzen, an denen wir in Deutſchland ſo ungemein reich ſind, auf Einem dieſer beiden Gründe ruhen, auf Zeitbegebenheiten oder auf alten Sagen, gerade wie wir es in dem neuen Romane des Aeneas Sylvius und in den verpflanzten alten gefunden haben. Von den Dithmarſen behauptet es ſchon Neocorus, wie ihre Tanzlieder auf Schlachten, wunderliche Geſchichten, Abentheuer, Schwänke, Buhlſchaften und Laſter gewiſſer Perſonen ge-

dichtet ſind [424]); von den Tirolern iſt es gewiß, daß, wie ſehr auch das alte luſtige und poetiſche Leben in Lied, Schauſpiel und Tanz zu veralten anfängt, doch auch jetzt noch „merkwürdige Vorfälle, komiſche Auftritte und Schwänke von einer Geſellſchaft munterer Burſche geſammelt, in Reime zuſammengeſtoppelt, und dann bei einer feiertäglichen Zuſammenkunft im Wirthshauſe, bei abendlichen Haingarten, Rockengeſellſchaften und andern Gelegenheiten unvermuthet abgeſungen werden, und daß dabei oft eine ganze Gemeinde, beſonders das ſchöne Geſchlecht jämmerlich hergenommen, ihre körperlichen Mängel und Gebrechen durchgezogen und geheime Liebesverſtändniſſe verrathen werden" [425]). So findet man in einer Handſchrift mit Volksliedern des 16. Jahrhunderts neben einer ſolchen Liebesromanze am Rand die Perſonen genannt, auf die ſich der Inhalt bezieht [426]), den man ohne dies eben ſo wohl für Erdichtung hätte nehmen mögen; ſo ſind andere Stoffe in vielfachen Behandlungen, wie auch ſonſt die politiſch-hiſtoriſchen Lieder, vorhanden. Auf der andern Seite ſind eine Menge ſolcher Stücke Ueberbleibſel alter Sagen; bekannte Erkennungsgeſchichten verlorener Kinder und Rettungen Gefährdeter begegnen uns in einer ganz neuen Weiſe lyriſch aufgefaßt, und dem Geſange heimgefallen, da man ſie ſonſt nur zu leſen gewohnt war; aber die Namen und alles Alterthümliche iſt verbannt und mit dem herzlichſten Ausdruck ſang man die Geſchichten von Pyramus und Thisbe, und von Hero und Leander in der ächteſten Volksform, als ob man theilnehmend die Unfälle von Zeitgenoſſen beſänge. Wie wir im Roman geſehen haben, daß man das Neue, das Namenloſe, das Allegoriſche oder das Alte, welches ſich dem neuen Geſchmacke mehr näherte, bevorzugte, ſo iſts mit dem Liede; die Heldenromane ziehen ſich gegen die Liebesromane eben ſo zurück, wie die heroiſche Ballade vor dem Liebeslied. Im Roman entfernte man mehr und mehr das Harte und

424) Neocorus ed. Dahlmann I. S. 176. Er fügt dort bei: Unnd iß tho vorwundern, dat ſo ein Volk ſo in Scholen nicht ertagen, ſo vele ſchone leffliche Melodien jedem Geſange nach Erforderinge der Wortt und Geſchichte geven konnen, up dat ein Jdeß ſine rechte Artt und ehme gebörende Wiſe, etwederſt mit ernſter Graviteteſcheit edder frowdiger Luſticheit hebbe.

425) Sammler für Tirol II., 1. S. 58.

426) Cod. Pal. N. 343. fol. 100.

Wilde gegen Ende des 15. Jahrhunderts und ſo muß es mit den Romanzen geweſen ſein. Die ſchrofferen und erſchütternden, blutigen und ſchauerlichen Rachegeſchichten, die ſchauderhaften Szenen der Wildheit, Räuberei und Mordluſt, die unter dem wüſten und wandernden Volke und auf ſeiner Bühne, dem Wirthshauſe, ſpielen, löſen ſich in den Zeiten des elenden 15. und etwa ganz im Anfang des 16. Jahrhunderts mehr ins rührende auf; ſchon in den Texten, aber ganz entſchieden in der Muſik; ſpäter aber und noch im 17. Jahrhundert kehrten die Romanzen in jenem Geſchmack häufiger mit den verwilderten Zeiten wieder. Wie im Romane die Vermiſchung der Stände ſo vielfach hervorſchien, ſo auch hier die ungleichen Liebſchaften: wie manchen Fehltritt eines armen betrogenen Mädchens mit einem glänzenden Rittersmann oder Grafenſohn, wie manche Geſchichte von des Markgrafs Töchterlein oder der Frau Markgräfin freundlichem Kuſſe, den ſie dem Zimmergeſellen gab, ſang man bald warnend, bald ſchreckend, bald rührend und nachſichtsvoll verzeihend.

Denn wir haben auch hier eine Zeit, wo ſich Kriegsſtand und idylliſcher Friede mit einander berühren und wo neben der großen äußern Thätigkeit der Nation zugleich eine tiefe innere Verſenkung ſichtbar iſt und zwar in den untern Klaſſen der Nation. Auch in ihrer zweiten Periode verſchmähte unſere Lyrik, wie in der Zeit des Minnegeſangs, und obgleich ſie in einer ganz anderen Sphäre jetzt gepflegt wird, die zu enge Berührung mit dem äußeren Leben. Es war doch eine ganz eigene Zeit, in der jetzt unſere Literatur einen neuen Aufflug nehmen ſollte. Welche ungeheure Bewegungen gingen damals in der Welt vor, die wir in Deutſchland vorübergehen ließen, ohne lebhaften äußeren Antheil daran zu nehmen, nicht ohne den weſentlichſten inneren Nutzen davon zu ziehen. So hatten wir den Kreuzzügen mehr als ruhige Betrachter zugeſehen: aber wenn ich recht bemerkte, ſo gaben ſie jenen Walther und Freidank den erſten Anſtoß zu jenen practiſchen Lehrgedichten voll Lebenskenntniß, welche ſeitdem ſich in immer weiterem Umfange fortbildend der Mittelpunkt der nationalen Dichtung und ein Hauptmittel zur moraliſchen Reform des Volkes wurden. Nicht anders hatte damals unter der Gefährdung des heiligen Grabes die Oppoſition gegen die Kirche und den Pabſt begonnen, als ſie jetzt unter der Türkengefahr wieder aufgenommen ward. Sorglos ſah man

den Fortſchritten der Türken zu, ſorglos ließ man ungeheure Maſſen von Ländern als Bollwerk gegen ſie im Südoſten in Ein Reich zuſammenfallen, ſorglos ließ man es hingehen, daß mit dieſem Reiche ſich faſt alle europäiſchen Lande am mittelländiſchen Meere und andere dazu vereinten, während im heiligen römiſchen Reiche Alles bis ins Unzählige zertheilt und zwieſpaltig war. Wie zuletzt der große Autokrat nach dem Vorgang anderer Monarchen und nachdem ihm in Spanien, Italien und den Niederlanden ſein Unternehmen gelungen war, auch mit Deutſchlands Vereinigung und Unterwerfung ſein Werk zu krönen dachte, war es nicht die Einigkeit und Macht der Fürſten oder die Waffen der Reichsſtädte, die ſeine Plane vereitelten, ſondern die neuen Begriffe von Regierung und Regierten, die durch die Reformation in Fürſt und Volk aufgekommen waren und die öffentliche Meinung. Man verſchmerzte den Fall des griechiſchen Reichs, und arbeitete unterdeſſen mit Eifer und Wärme, das klaſſiſche Alterthum zu erneuen, die lateiniſche Sprache, die alte Philoſophie, Literatur und Humanität der Sitte in ihrer anfänglichen Reinheit ins Leben zu rufen. Amerika ward entdeckt, Alles wandte ſeine Thätigkeit nach Weſten, was damals rüſtig war: indeſſen bildeten wir die Buchdruckerkunſt aus und ſicherten uns die geiſtigen Schätze der alten Welt, ohne zu viele Gierde nach dem Golde der neuen; und da Alles in materieller Betriebſamkeit unruhig und thätig war in den Ausſichten, welche die Entdeckung dieſer neuen Erdräume für Erwerb und Gewinn eröffnete, ſorgten wir in frommer Angſt um den Untergang der alten Erdhälfte ſelbſt. Der geſtörte Handel im Oſten und der aufblühende im Weſten traf Deutſchland weder mit zu plötzlichem Verluſte noch mit zu plötzlichem Vortheil: Nürnberg, Augsburg und andere mittlere Städte waren getheilt zwiſchen Nord und Süd, zwiſchen Oſt und Weſt; die Quelle, die ſich hier verſtopfte, öffnete ſich dort, und Nürnberg hatte ſeinen Reichthum, wie Roſenplüt rühmt, im 15. Jahrhundert aus Völkern von ſiebenerlei Sprachen, von Ungarn, Slaven, Türken, Arabern, Franzoſen, Engländern und Niederdeutſchen. Und dieſe Bürger, deren Palläſte die Wohnungen der ſchottiſchen Könige übertrafen, dieſe Communen, von denen es eine große Zahl an Größe, Pracht und Reichthum mit den weltberühmten italiſchen Städten aufnahm, in welcher beſcheidenen Dunkelheit blieben ſie nicht! Wie edel wandte Nürnberg ſeine Ein-

künſte auf Hospitäler und Armenhäuſer, wie großmüthig gebrauchten ſich die Fugger ihrer Reichthümer, und die Peutinger und Pirkheimer ihres Anſehens! Wie unendlich verpflichtet ſind wir dieſen Städtern für das Gedeihen der Reformation; denn ihr geſunder Verſtand, ſo überladen er kurz zuvor mit ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten und dürren Dogmen war, griff mit um ſo größerer Sympathie nach den neuen Lehren Luther's und nach der neu gebotenen Schrift, und ſelbſt die Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit, mit der die Kirchenverbeſſerung zum Theile bei ihnen eingeführt ward, ſchadete der Gründlichkeit der Einführung im Ganzen ſelten. Dieſer tüchtige Schlag von Menſchen! Sie ließen ſich vom Prieſter und vom Versmacher in Predigt und Gedicht ihrer Habſucht und ihres Geizes aufs ungemäßigſte anklagen, und die Sittenprediger eiferten zelotiſch gegen das Ueberheben der unteren Klaſſen und geben uns einen Zuſtand der Geſellſchaft an, wie in Sodom und Gomorrha; und doch rühmt Machiavelli in derſelben Zeit, daß dieſe Republiken reich waren als Communen, im Privatleben aber ihre Bürger arm lebten, unbekümmert um das, was ſie entbehrten und nur beſorgt für das, was ihnen Noth that; Luxus und Modeſucht warfen ſie ſich unter einander ſelbſt vor, und der Italiener ſagt, ſie ſeien zufrieden geweſen mit reichlichem Brod und Fleiſch und ihrem Ofen im Winter, und jeder lebte nach ſeinem Stande, vergnügt mit den Producten ſeines Landes und mit weit geringern Bedürfniſſen als ſeine Italiener. Wer hätte es zu derſelben Zeit, wo das Fauſtrecht auf dem höchſten Gipfel war, gemuthmaßt, daß der ſchwäbiſche Bund in eben den Gegenden, wo ſich auch mit der erſte neue Aufſchwung zur literariſchen Thätigkeit zeigte, einen Zuſtand des Friedens wirkſam zurückführen würde, ſo daß Herzog Eberhard von Würtemberg die Sicherheit ſeines Landes rühmen konnte mit Ausdrücken, die alte Chroniſten von den goldenen Zeiten der gerechteſten Regenten brauchten, und daß dreißig Jahre nachher die ganze Nation an der Herſtellung des reinen Chriſtenthums arbeiten und Hutten den Sickingen mit Erfolg in die Bücher einführen würde! Den Kaiſer Maximilian rieb die Ungeduld auf um Hülfe in Italien, während ſich ſeine Reichstage mit den Kleider-, Trink- und Hofnarren abgaben und die Sittencenſur betrieben.

Dieſe Innerlichkeit der ganzen Bildung Deutſchlands in dieſen Zeiten beſtätigt die Geſchichte der Dichtung vollkommen, obgleich

auch hier Alles zuſammentraf, ſie zu ſtören. Die ungemeſſenſte Wißbegierde zerſtreute die Poeten auf tauſend Dinge: dennoch blieb der ſittliche und geſellige Zuſtand Deutſchlands das einzige Ziel aller Dichtung. Die ungeheure Flut von obſcuren Erbauungsbüchern und gelehrten theologiſchen Schriften, die nur mechaniſche Mittel zur Erweckung von Andacht und Religioſität darboten, dämmte das Narrenſchiff und der Reinecke Fuchs, die Predigten Geiler's und Luther's auf Einmal. Antike Poeſien bildeten Poeten in antiker Weiſe; mit Leichtigkeit führten ſie den römiſchen Griffel, aber für die deutſche Sache; deutſch die antiken Gedichte ſclaviſch nachzuahmen, fiel nicht leicht Jemandem damals ein. Die alte Ritterpoeſie und Ritterſitte ward von einem Kaiſer ſelbſt noch einmal empfohlen und cultivirt, allein man verſchmähte jetzt, was nicht die einfältigſte Natur athmete, in der Dichtung, und was nicht Menſchlichkeit und gleiche Geltung begünſtigte, im Verkehr. Man ſuchte moraliſche und intellectuelle Belehrung in den Schriften der Inder und Juden, der Griechen und Römer, der Franzoſen und Italiener, aber Alles ward anf die Gegenwart und das Volk bezogen, und man ſchien wenig Begriff davon zu haben, Weisheit zu verpflanzen, die nicht zugleich allgemeine Früchte verſprach. Wir haben geſehen, wie ſchnell die erneuerte gnomiſche Poeſie von den Meiſterſängern Preis gegeben ward gegen die Bibel, die gegen die Pfaffen und Tyrannen des Tags eine willkommene Waffe war. Mit einer wahren Virtuoſität griff man tactmäßig nach Allem, was das Intereſſe, die Gefühle, den Geſchmack der Gegenwart förderte und unterſtützte und ließ das Feindliche liegen, das Volk gab die beſte geſundeſte Natur kund in der Art, wie es zn aſſimiliren und zu conſumiren verſtand in allerhand Nahrung, die man ihm darbot. Das ſittliche Bedürfniß war in dem Mittelſtande und den untern Klaſſen ungemein groß, dahin bezog man Alles, und dahin auch die Poeſie.

Es war nun aber in der Nation eine dunkle Erinnerung davon geblieben, daß man einſt zur Sittigung des Menſchen die Frauenliebe, das Minnelied und den Roman genutzt habe, wie man jetzt nur die Religioſität und das geiſtliche Lied und die moraliſche Satire dazu brauchte. Zur Zeit der Reformation ſelbſt und auch ſchon viel früher im 15. Jahrhundert wollte man von jener Art, die Sittlichkeit zu fördern, allerdings nichts mehr hören, und man

zog gegen die Liebeslieder, die freilich gar zu oft ſchmutzige Buhllieder waren, zu Felde und ſetzte ſie mit ihren Melodien in fromme Geſänge zu geiſtlichem Gebrauche um. Allein trotz dieſer damals gefährlichen Anfechtung, die das erotiſche Volkslied auszuſtehen hatte, erhielt es ſich dennoch überhaupt; und trotz der großen Gemeinheit und Obſcönität, in die man es gern herabriß, hielt es ſich ſelbſt in einer gewiſſen Reinheit, und dies war beſonders um die Zeiten der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts der Fall. Das volksthümliche Liebeslied ſtrebte die Reinheit des alten ritterlichen Minneliedes feſtzuhalten; ein ſo eigenthümliches, originales, und wir haben es oben geſagt, aus der Volkspoeſie gewordenes Element, wie unſere alte Lyrik, ſollte auch jetzt nicht für die Volksmoral verloren gehen. Den Uebergang des alten Volksliedes zum Minneliede konnten wir nicht ſo genau angeben, der vom Minneliede zum Volksliede in dieſer Zeit iſt viel nachweislicher. Die Lieder des Wolkenſteiner's, die Sammlung der Hätzlerin und Anderes aus dem 15. Jahrhundert zeigen bald, wie das Minnelied noch im alten Stile in dieſen Zeiten dauerte, bald wie es ſich in das Volkslied überſchleift. Die einſchleichenden Beſonderheiten der Volksmanier in alle Gattungen der alterthümlichen Poeſie haben wir bisher zu genau beobachtet, als daß es weiterer Nachweiſungen in Betreff des erotiſchen Liedes dieſer Zeit bedürfte, das den alten Minneton noch zu halten ſuchte. Daß aber das volksmäßige Liebeslied des 15. und anfangenden 16. Jahrhunderts noch eine Menge Spuren des Minneliedes an ſich trägt, kann Niemandem entgehen. Was zuerſt das Local angeht, ſo hält das Volkslied in Deutſchland ganz denſelben Strich, wie das Minnelied. Die ganze Länge des Rheins, die Schweiz, Schwaben und Franken, Baiern, Tirol und Oeſtreich haben das Eine und das Andere ſo gut wie ausſchließend gepflegt. Ins Niederdeutſche ſind unzählige Volkslieder überſetzt, ſehr wenige originell geſchaffen worden; im Harze ſollen die Spinnerliedchen zu Hauſe ſein; von oberſächſiſchen iſt mir gar nichts bekannt. Innerhalb des angegebenen Locals hält das Volkslied ſogar ganz die verſchiedenen Charaktere des Minneliedes. In Oeſtreich, Tirol, Steiermark, Oberbaiern und der Schweiz hatten wir das Minnelied zuerſt aus dem Allgemeineren heraustreten und beſondere Farben annehmen ſehen, ſo ſind auch noch heute die verſchiedenen Volkslieder dieſer Gegenden leicht an Muſik, Sprache und Inhalt unterſcheidbar und

ſind auch in eigenthümliche nationale Sammlungen übergegangen. Wir haben damals das Idylliſche, das Bäuriſche, das Komiſche in die Minnelieder dieſer Gegenden eingehen ſehen, und dieſen Charakter tragen auch die Volkslieder derſelben. Es waren Frühlings- Hirten-Tanzlieder, die dort vorherrſchten, und ſo erzählt noch Sartori in ſeiner neueſten Reiſe durch Oeſtreich (1807), daß die Kärnthner noch mit Feſten und Liedern den Frühling und Weihnachten und mit Aufführungen den Streit des Sommers und Winters (eine uralte deutſche Sitte) begehen; ſo dauerte in Vorarlberg das Gregoriſingen bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts; ſo ſind die Lieder des Kuhländchens Hirtenlieder und der Kuhreihen in der Schweiz im Grunde das einzig Originale ihrer ganzen Volksmuſik, ſo iſt das Volkslied in Tirol noch immer zugleich Tanzlied. Die rheiniſchen und ſchwäbiſchen Lieder dagegen wird man dem Texte und der Muſik nach weder von der Beſonderheit dieſer ſüdlicheren Lieder, noch unter ſich ſo leicht unterſcheidbar finden, ſie tragen einen allgemeineren Charakter, wie das ächtere Minnelied auch. Das ächtere Minnelied fanden wir um ein Jahrhundert etwa älter, wir muthmaßten namentlich eine erſte Anregung der geſammten Ritterpoeſie aus den Gegenden des Niederrheins. So iſts mit dem Volksliede auch. Die Limburger Chronik zeigt uns darauf hin, daß der Volksgeſang den erſten Aufſchwung in dieſen Gegenden nahm, und die bergiſchen Lieder werden auch ebenſo für das Vorzüglichſte im deutſchen Volkslied erkannt, wie die vom Niederdeutſchen gefärbten alten Ritterepen in der Ritterpoeſie. Die oberrheiniſchen werden ſich an Werth und Alter anſchließen; in der Pfalz und Schwaben ward beſonders das Jägerlied ſpäter gehegt; die Volkslieder der vorhin bezeichneten ſüdlichſten Gegenden aber ſind ohne Zweifel die jüngſten von allen, weil ſie ſich am lebendigſten immer erneuen. — Was ferner die innere Structur angeht, ſo zieht ſich das Grundgeſetz der Dreiheit, das Grimm in dem Strophenbau der Minnelieder entdeckt hat, im Volksliede in die Muſik zurück, wo es im Geſätz weniger erſcheinen ſollte. Auch im Inhalte berührt ſich Alles. Wie uns die Tage- und Wächterlieder, die Freude an der Natur, an Sommer- und Herbſtzeit, die ſich im Minnelied ausſprach, die Quelle andeutete, aus der es floß, ſo leiten uns die ähnlichen Sommergeſänge, die ähnlichen Tanzlieder, die vielleicht aus ſehr alten Zeiten überliefert fortdauerten und ſtets „von neuem

geſungen" wurden, wieder auf das Volkslied zurück. Wir haben die erzählenden Volksgeſänge, die Romanzen, ſchon angeführt, die ſo manchen uralten Stoff in neuer Art wiederbrachten. Der Rückgang von den gekünſtelten Weiſen der Minneſänger zu den einfacheren Tönen des Volksliedes wäre ganz im Ausführlichen nachweisbar, wie wir ſpurweiſe den umgekehrten Gang bei dem Aufkommen des Minneliedes gewahrten. Vereinzelt läuft die Reimſpielerei und Verskünſtelei auch im ächteſten Volkston noch mitunter. Noch iſt die liebe Sommerzeit, der Mai, die Vögel, der Wald, der Anger, die Blumen und der Thau ein Lieblingsthema auch dieſer Lyrik; noch ſcheut man ſich der Geliebten Namen zu nennen und bezeichnet ihn höchſtens mit dem Anfangsbuchſtaben; noch benennt man ſie mit dem vornehmen Schmeichelnamen einer Kaiſerin; noch klagt man über verlorenen Dienſt und über die Klaffer, wie einſt über die falſchen Merker.

Nur freilich konnten dieſe alten Reminiscenzen nicht lange in die Augen fallen in der Dichtung einer Zeit, die unter ganz neuen Verhältniſſen von einer ganz verſchiedenen Klaſſe von Menſchen ausging. Es war ja nicht eine einzige Klaſſe mit einer einzigen Thätigkeit und Beſchäftigung, die durch eben dieſe ganz einerlei Geiſtesrichtung annahm, wie in der Ritterzeit, ſondern Menſchen aus allen Ständen, von allen Farben, von jedem denkbaren Gewerbe gaben ſich der Liederdichtung hin. Wie ſich der Laie damals zu Predigt und geiſtlichem Amte anfing fähig zu halten, ſo war auch jeder noch viel mehr zu einem Liede berufen; und wer jung und frei war, ohnehin. Wie die Reformationslehre plötzlich in tauſend Gemüthern zugleich zündete, ſo hatte nach dem Limburger Chroniſten ſchon im 14. Jahrhundert die Einführung der Harmonie die Volksmuſik in Deutſchland mit auffallender Raſchheit unter Allen zugleich verändert, und war nach dem erſten Eifer die neue Verbeſſerung vielleicht etwas eingeſchlafen, ſo erwachte ſie jetzt von neuem im 15. und 16. Jahrhundert. Die Edlen des 13. Jahrhunderts waren gewöhnt, ihre Blicke in den dunkeln Fernen der Romanſagen, Abentheuer mehr leſend als ausführend, umſchweifen zu laſſen, ihr ſinniger Hang aber feſſelte ſie an die Heimat, die Geſellſchaft, die Frau ihres Herzens: dies Gedankenleben gab auch ihrem Liede jenen eintönigen Klang. Aber die Abentheurer dieſer Zeit, welch ein anderer Schlag Menſchen war das! Zum Theil

feſſelte ſie nicht einmal eine Heimat, wie ſollte ſie ein einziger Gegenſtand der Liebe, oder gar eine im Stillen angebetete Herrin ihre Gedanken gefeſſelt haben. Wie beſchwerte den edlen Rittersmann Pflicht und Gewiſſen, der ſeine Sache auf Ehre und Ruhm, auf ſtete Treue und Zucht, auf ſein Weib und ſeinen Fürſten geſtellt hatte — wie leicht aber wards den tauſend Freigeiſtern dieſer Zeit, ſich durch die Welt zu ſchlagen, die ihre Sache von Anfang auf Nichts geſtellt hatten. Ein armer Bettler, der nichts zu verlieren, nur zu gewinnen hat; ein flotter Reiter, der den Tag genießen will, da er nicht weiß, ob ihn morgen der kühle Raſen nicht deckt; ein armer „Schwartenhals,“ der für eine böſe Nacht in der Wirthsſcheune ſich morgens an der Taſche eines reichen Kaufmannsſohns auf der Heerſtraße erholt; ein wilder Landsknecht, der die Welt durchfährt und der, fürchtet er auch ſonſt nichts, doch gegen die Kugeln der Feinde keine Wehr hat; ein Handwerksburſche, der heute liegt und morgen wandert, heute liebt und morgen eine andere; ein Jäger, der kindlich im Glücke und blutig in der Leidenſchaft ſein kann; ein armes Mönchlein, das ſich einmal ſo viel Licenz nimmt, ein Buhllied zu ſingen; ein fahrender Schüler, der über den Teufel Gewalt hat und der damals der Glücksritter iſt, wie einſt der abentheuernde Ritter, und heute ſein Abendbrod bei der Bauerfrau und morgen ſein Heil bei der Königin ſucht, wie andere Lieder mußten die ſingen, als die Rittersleute! wie andere Liebeslieder, ſchon darum, weil ſie auch andre Lieder zu ſingen hatten! Alles war bei ihnen Leben, Alles Lebendigkeit und Sinnlichkeit. Sie waren ſelbſt in aller Fremde herumgefahren, in die Heimat zog ſie höchſtens ein faßlicher Gegenſtand der Neigung zurück, der in der Ferne die Leidenſchaft nährte und ſpannte; ſtets riß ſie die Welt und die Wirklichkeit hin, und Wirklichkeit mußte haben, was auch in der Ferne ihre träumende Einbildungskraft beſchäftigen ſollte. Sie konnten ihr Seelenleben nicht in Muße und Einſamkeit pflegen, ſondern ſie trugen ihre Empfindungen mit in den Strudel einer mannichfach und gewaltig bewegten Welt. Erwerbſucht, Krieg und Wißbegierde erregten damals eine ungemeine Wanderluſt, die fahrige Unruhe einer Revolutionszeit riß ſelbſt die größten Männer in die raſtloſeſte Unſtetigkeit, Verhältniſſe und Schickſale trieben die Humaniſten und die Reformer von Ort zu Ort, und die heftigſte Leidenſchaft gährte in den kräftigen phyſiſchen und moraliſchen Na-

turen dieſer Zeit. Was nun mitten in dieſer Erregung in der literariſchen Welt entſtehen konnte, mußte die grelle Farbe der Wirklichkeit tragen, ſo wie was aus dem Traumleben der Ritter hervorging, ſogleich einen ideellen Anſtrich hatte. Wir werden nun weiterhin ſogleich ſehen, daß wirklich im ſchärfſten Gegenſatze zu der Ritterpoeſie die Dichtung dieſer Zeit, ſo wie ſie umfaſſender wird, ſtatt der oft übertriebenen Idealität der früheren Dichtung vielmehr eine übertriebene Wahrheit bis zur Carricatur an ſich trägt, und daß ſie an Mangel des Ideellen ſo leidet, wie die Ritterpoeſie an Mangel des Wahren und Wirklichen. Nur wer in jener Ritterzeit ausnahmsweiſe neben der phantaſtiſchen Welt den Blick auf die wirkliche Welt gerichtet hatte, wie Walther, den ſahen wir bedeutſam auf Freidank und von da weiter bis auf dieſe Zeit in der Dichtung fortwirken; und ſo hat auch in dieſer Zeit der Reformation nur das eine bedeutende Wirkſamkeit für die Zukunft behalten, was außer der platten Wirklichkeit, um die ſich alle größeren und auch die meiſten kleineren Gedichte dieſer Zeit im geringern Maaße drehen, ein Ideelleres im Auge behielt. Und dies iſt eben das Volkslied und die kleine Erzählung in Fabel oder Schwank, die ganz den Volkston an ſich trägt. Vom Stricker bis auf die Zeitgenoſſen Gellerts, vom erſten Minneſänger bis auf Göthe iſt in dem erzählenden moraliſchen Gedichte und in der Lyrik Deutſchlands ein einziger ununterbrochener Zuſammenhang; und dieſe Periode iſt die Durchgangs- und Umgeſtaltungszeit, die das Aeltere für den neueren Geſchmack erſt brauchbar vor- oder zubereiten mußte. Unſere größten Dichter verſchmähten nicht, die Volksromanze und das Volkslied zu benutzen, ſich davon anregen zu laſſen, auf ſeine Eigenthümlichkeit und ſein Weſen zurückzugehen, und es iſt intereſſant im Fortgang zu beobachten, bis zu welchem Grade der Reinheit die verſchiedenen Lyriker der neueren Zeit auf das Volkslied zurückgingen. Der größte von Allen erkannte am meiſten die große wahrhaft poetiſche Anlage, welche die reinſten Volkslieder und die erotiſchen vor Andern, bei manchem Unbeholfenen und Kindiſchen an ſich tragen. Man darf es wohl ſagen, die Volkslieder der beſten Zeit, die ſich der meiſterſängeriſchen Form ganz entzogen, behandeln vielleicht niemals einen unpoetiſchen Gegenſtand; und die Uebereinſtimmung zwiſchen Form und Inhalt, die Miſchung von individueller Wahrheit und ideeller Allgemeinheit iſt meiſt ſo glücklich, daß man

ſich wohl erklärt, warum man immer, mit Verſtand und Unverſtand, ſo großen Werth darauf gelegt hat.

Gewiß trug zu dieſen Eigenſchaften des Volksliedes ſein Entſtehen in den bezeichneten Klaſſen nicht wenig bei. Was mit aller Anſtrengung der Mönche, der Ritter, der anſäßigen Handwerker und Gelehrten die Dichtung nicht im Kloſter, nicht in der Frauengeſellſchaft, nicht in der Stube erlangen konnte, das fiel ihr in der Ungebundenheit unter allen Klaſſen des niederen Volkes von ſelbſt zu. Die Freiheit, die Zwangloſigkeit, ja ſelbſt die völlig anarchiſche Zügelloſigkeit ſchlug ihr im erſten Augenblick dieſer großen Revolution zur Zierde an; was ihr die Heiligkeit des einen Standes und die Sinnigkeit und der Adel des anderen und der Ernſt des dritten nicht geben konnten, das gab ihr der Leichtſinn, die Sinnlichkeit, die Derbheit und der unverwüſtliche Humor der untern Stände. Das glänzende an äußerer Pracht reiche, an innerem Werthe aber arme Leben der Ritter hatten dieſe mit Anſtrengung in ein poetiſches Licht zu rücken verſucht; das wirkliche poetiſche, an Mannichfaltigkeit und Bewegung ſo reiche Leben dieſer unteren Klaſſen aber konnte nicht leicht überſchätzt werden, bei der oben berührten Eigenheit dieſer Zeit, nach der ſich die beſcheidenen Menſchen in der Wirklichkeit mehr herabſetzten, ſtatt ſich hinaufzuſchrauben. In dem erzählenden Gedichte eines Roſenplüt oder Hans Sachs geht uns dieſes mannichfaltige Leben in allem Reichthum auf, und je objectiver ſich der Dichter dabei hält, je mehr er einmal aus Gefallen an der Sache ſeinen moraliſchen Ernſt und Eifer zurückhält und ſeiner Laune Lauf läßt, deſto vortrefflicher iſt die Wirkung: in dem lyriſchen Gedichte aber liegt dieſes bewegte und poetiſche Leben, auch wo es ſich noch ſo ſehr auf bloße Empfindung bezieht, ganz deutlich zu Grunde, ohne jedoch darin zu erſcheinen. Der Rittersmann dagegen hatte in ſeine epiſche Erzählung ſeine lyriſchen Ergießungen eingemiſcht und in ſeinem lyriſchen Gedichte eigentlich ſtets von ſeinem Zuſtande und ſeiner Empfindung mehr erzählt, als ihn aus einzelnen Momenten in dem ſtoßweiſen Gange des ächt lyriſchen Gedichtes verſinnlicht. Seine Lyrik war von einem gewiſſen epiſchen Elemente beherrſcht, wie das Epos überhaupt der alten Dichtung Mittelpunkt iſt; Leidenſchaft und Gefühl ward nur zart und leiſe und wie aus der Ferne berührt. Aber in dieſen Zeiten des Umſturzes der epiſchen Poeſie, die von jetzt

an nur in der Ausartung des Romans fortlebte und ſich nie mehr recht erholte, jetzt wo man von dem Epiſchen zum Lyriſchen, von der Vergangenheit zur Gegenwart, von dem Romantiſchen zum Plaſtiſchen überſprang und die großen Gegenſätze des Epos, Lied, Drama und Satire zu bilden anfing, jetzt begünſtigte das Leben, die Stimmung der Nation, die verwandten Gattungen der Poeſie, die man pflegte, die größte ſinnliche Lebendigkeit und Bewegung in dem Liede, ſo wie ſeine Originalität. In ſeiner Lyrik iſt jedes Volk original, wenigſtens hat jedes Volk neben ſeiner erborgten Lyrik auch eine originale; gerade damals aber behauptete Deutſchland in allen Zweigen eine ſcharfe Eigenthümlichkeit, und dies konnte nur wohlthätig auf das Lied einwirken, zu dem man damals ſelbſt aus ſeiner älteren Geſtaltung in der Minnezeit weder viel Form noch Inhalt entlehnte, ſondern höchſtens im erotiſchen Liede die Reinheit und Zartheit der Empfindung bewahrte, ohne auch darin übrigens der Selbſtſtändigkeit zu vergeben. Die Art aber, wie ſich dieſe Empfindung jetzt ausſpricht, iſt rein entgegengeſetzt; formell iſt dieſe Dichtung ganz verändert. Dort war ſie mit objectiver Ruhe dargelegt und mit Beſchaulichkeit beobachtet, der Dichter ſprach von ſeiner Empfindung, hier ſpricht ſie aus dem Dichter; ſie iſt von ihrem Gegenſtande ganz erfüllt, heftig oder tief davon bewegt: in dieſer Heftigkeit ſpannt ſie ſich an und ab, dauert nur auf Augenblicke, ſpringt von Extrem zu Extrem, und ſo wirkt auch auf den Leſer das Lied ſelbſt: es regt ihm die entſprechende Empfindung ruckweiſe an mit Einer Wendung, Einem Anſtoß und bringt auf dieſe Weiſe Rührung oder Erſchütterung hervor. Dies iſt das ächteſte Merkmal jeder lyriſchen Poeſie, und ſei es, daß unſer Volkslied dieſe Eigenſchaft nur in ferner Anlage oder vielleicht eher in einem übertriebenen Grade beſitzt, ſo gibt ſie ihm auch ſo einen wirklichen und dauernden Werth. Das Volkslied und beſonders das Liebeslied eröffnet damals unſere geſammte neuere Dichtkunſt; wie bei jeder Reform und Revolution der erſte Ausbruch rein und edel zu ſein pflegt, ehe die Leidenſchaften und der Eifer des Aenderns verwirren, ſo war es hier. Bei den erſten Anfängen einer neuen Richtung trifft der Inſtinct und Tact gewöhnlich mit weit mehr Sicherheit, wenn auch meiſt noch mit Unbeholfenheit, das Aechte, als die Kunſt und Ueberlegung in der Zeit vorgerückterer Bildung. So hat es Leibnitz anerkannt, daß Witz und Scharfſinn nirgends

wirkſamer waren, als in den Spielen, die gewiß erfunden waren, ehe man mathematiſche Syſteme hatte, und mag man auch ſagen, was man will, die Unmittelbarkeit und Wahrheit der Volksmelodie iſt von wenigen theoretiſchen Meiſtern, die entfernter von der Zeit der Volksmuſik lebten, erreicht worden, ſo wie der lyriſche Geiſt des Liedes ſelten in die Texte der neueren Dichter einging; obgleich damit nun nicht die neuere Dichtung und Muſik gegen das Volkslied oder die Newton und Kepler gegen die Erfinder der Spiele zurückgeſetzt ſein ſollen. Daher haben den unſere kühneren Dichter und Kritiker den „kecken Wurf" des Volksliedes erſtrebt und vertheidigt, was wohl freilich manchen Unberufenen misleitete und die Ueberlegenden, wie Voß, beleidigte, der mit ſeinen Liedern mehr an dem ſchleſiſchen Geſchmack haftete. Mit jenem kecken Wurfe iſt nun eben das bezeichnet, was wir oben als das Eigenthümliche jeder ächten Lyrik, jeder muſikaliſchen Poeſie angaben, was man als das Charakteriſtiſche an der Romanze und an jedem Volkslied aller Nationen angeſehen hat. Alles iſt voll Lücken und Sprüngen, Alles knapp und wie zum Nachhelfen und zum Ausfüllen auffordernd, eine Reihe von Eindrücken für die Einbildungskraft, die der Nachhülfe des Verſtandes nicht bedürfen, der ſchönſte innere Zuſammenhang ohne genaue logiſche Verknüpfung. Das beſte, was der vortrefflichſte muſikaliſche Text leiſten kann, leiſtet das Volkslied — man möchte ſagen, vollkommner als es je ein künſtlich gefertigter gethan hat. Es bedarf nur des Anſtoßes der Empfindung in den Worten, die Texte laſſen der Muſik den ganzen breiten Raum, den ſie nothwendig braucht. Daß dieſe Lieder das Anſpruchvolle des Minneliedes, ſeine Färbung, ſeine Kunſtfülle, ſein Beſtreben, die Muſik gleichſam ſchon im Reim und Vers zu geben, recht wie abſichtlich verleugnen, auf Gedanken, Witz, Inhalt, Schilderei ſo gar keinen, aber allen möglichen Werth auf den inneren Ton und Accent der Empfindung legen, das feſſelt ſchon den Leſer, das reißt den Hörer der Muſik ſo hin, die in vielen dieſer Lieder in einer ganz wunderbaren und künſtleriſch ſehr ſelten erreichten Harmonie mit dem Texte ſteht. Dies kann ja auch nur ihre vielhundertjährige Dauer und Fortpflanzung erklären, und hoffentlich wird dieſe einfältige unſchuldvolle Muſik auch durch alle Verderbniſſe des Operngeſchmacks hindurch in dem Volke fortdauernde Liebe behalten, wie es denn characteriſtiſch genug ſcheint, daß ſich nach dem Uebermaaße der

Künſtelei unſere neueren Opern gern wieder mit entlehnten Volksmelodien ſchmücken. Die Begleitung der Muſik, die niemals bei dieſen Liedern fehlen darf, erklärt alſo jenes Lückenhafte und Springende in ihrem Texte, und ſehen wir von der Muſik ab, ſo erklärt es die ſinnliche Anſchaulichkeit der Behandlung. Wir ſtehen unter einem Geſchlechte von Naturſöhnen, von Wanderern, Jägern und Kriegsleuten, die nichts mit dem Buch, nichts mit dem Gedanken zu thun hatten, die, was ſie beſangen, nicht gehört und geleſen, ſondern geſehen hatten, die mit unverdorbenen ſcharfen Sinnen die Geheimniſſe der Natur und der Menſchen ſicher durchdringen oder errathen. Je mehr die Sinnigkeit und Beſchaulichkeit der Minneſänger und nachher die Speculation und der Myſticismus der frommen Dichter die Sinnlichkeit in der ganzen Nation unnatürlich zurückgedrängt hatte, deſto ſtürmiſcher machte ſie ſich nun Luft. Der alten Volkspoeſie und des alten Volkslebens Bilder und Sprichwörter und der Reichthum an anſchaulichen Benennungen, bezeichnenden Ausdrücken, Anſpielungen auf Volksſage und Volksglauben, Alles was ſeit Urzeiten dem Volke eigenthümlich und lieb und werth war, darf nun wieder freier in die Poeſie treten; Alles das iſt im Volke lebendig und bedarf nichts weiter als der Andeutung. Alles wird voll Lebendigkeit: die Bäume ſprechen und warnen; die Blumen ſind perſönlich und wandern ſogar. Die Anſchaulichkeit der Bilder verführt bis zur Keckheit und man tauſcht Raum und Zeit, man legt einen Ort zwiſchen Weihnachten und Pfingſten, man ſchweigt einen Arm lang ſtille. Die Eigenheiten der urſprünglichſten Poeſie, Refrains, alliterirende Anfänge, wiederholte oder ähnlich klingende Verſe, aſſonirende oder reimende Worte in Verbindung, ein ewiges Entlehnen von Wendungen, Bildern, Verſen und ganzen Strophen, Alles kehrt im Volksliede wieder, zugleich mit der Einfachheit der Töne; jene elidirende, apoſtrophirende Manier herrſcht in der Erzählung, in den Gedanken, im Bild, in der Sprache. Es iſt hier alles Geſicht, was in dem Minnelied mehr Erinnerung iſt, alles Gegenwart und Nähe, was dort Ferne und Vergangenheit. Wir leben mit, wir gewahren Alles, was braucht man uns erſt Alles zu ſagen? Wir ſehen erſchütternde Erfolge, wozu bedarfs der langen Erzählung der nothwendig vorausgegangenen Handlungen? Wir empfinden ſchon unter der Erzählung, wozu ſollte der Sänger ſeine eigenen Empfindungen erſt herzählen? Der vor-

ſichtige logiſche Gang des Minneliedes ſtieß unſere größten Dichter bekanntlich ſo ſehr ab, aber in dieſen Liedern, wo ſie auch arm und leer ſind, entſchädigt oft Ein Wort, Ein Bild für alles Entbehrte: der ſichere Entwurf, der der Muſik das Colorit überläßt, wirkt hier weit beſſer, als die glänzendſte Farbengebung der Minneſänger bei unſicherer Zeichnung. Der Dichter beherrſcht hier ſeine Empfindung und ſpringt kühn mit ihr um: das Gefühl der Liebe war auch in den Menſchen jetzt nicht mehr ſo herrſchend; Alles fällt hier von ſelbſt zu, was der Minneſänger mühſelig ſuchte und künſtelte. Die Minnelieder konnten in unſerer neueren Zeit daher nur überſetzt und umgeſetzt werden, aber das Volkslied bezeugte ſeine Kraft und ſeine Natur, indem es ſchon im 16. Jahrhundert ſogar die lateiniſche Sprache überwand und in den Studentenliedern lange fortdauerte, indem es ſich neben der ſchleſiſchen Kunſtlyrik behauptete, das Kirchenlied belebte, zu der letzten Revolution in unſerer Dichtungsgeſchichte unendlich viel beitrug, zur Bearbeitung, Nachahmung, Sammlung begeiſterte, kurz, zur freieren oder engeren Fortpflanzung, für die es uranfänglich geſchaffen war. Auch dies bedingte ſeine ſkizzenhafte Geſtalt, und bringt ſie wieder hervor. Das Lied ging von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr; aber das Ohr iſt, wie man will, ein übler und ein guter Leiter der traditionellen Poeſie. Von der Muſik will das Ohr nicht beleidigt ſein; ſie ſetzt ſich daher ſchon ſicherer und unangefochtener fort; der gleichgültigere Text leidet unmerkliche, ſelten vortheilhafte Veränderung. Daher rühren ſo vielfache Bearbeitungen, oft ſo unſinnige Variationen von Einerlei Text zu Einerlei Melodie; ſeltner iſt die das Local charakteriſirende Veränderung in Text und Muſik zugleich, wie in dem Liede: Es waren zwei Königskinder [427]), wo ſie aber eine erſtaunliche Selbſtſtändigkeit verräth.

Dieſelbe Sicherheit wie in der formellen Behandlung verräth das erotiſche Volkslied in unmittelbarer Kenntniß der ſchlichten Natur des Menſchen. Wie anders lebte hier der Liebende in der Natur, als dort. Die Naturfreude im Minneliede ſteht wie ein

427) In der Sammlung von Volksliedern von Baumſtark, Heft 1. Es iſt merkwürdig, wie die bekannteſten deutſchen Volkslieder in allen germaniſchen Stämmen verbreitet waren. Darüber iſt jetzt am fruchtbarſten: Hoffmanns und Richters ſchleſiſche Volkslieder. 1842. ff

todter Schmuck neben der Freude an den Frauen; die beſchreibende Manier bringt entweder dieſe minder lebendige Stimmung oder dieſe vielleicht jene hervor. Aber hier verſenkt ſich ein gedankenvolles Mädchen bis in die lebende Unterredung mit der Haſelſtaude (es wollt ein Mädchen brechen gehn), hier blüht treue Liebe im Vergißmeinnicht und die Blumenſprache beruht überhaupt nicht auf Convention, ſondern auf alter ächter Ueberlieferung im Volke; es gibt auch keine Kräuter mehr mit gefabelten Kräften, ſondern lieber gleich ein gefabeltes Kraut Schabab, in dem die Verſchmähung wächſt. Der geliebte Gegenſtand ſelbſt auch kältet in Reif und Schauer, und thaut bei günſtigem Wetter wieder auf. Die Seligkeit der Liebe könnte ſich hier gar nicht mehr ſo reflectirend mit der Sommerfreude vergleichen, ſondern ſie vergißt über den Einen alle Menſchen, über der Einen alle Welt, und abgeſtoßen von den Menſchen ſucht ſie die Natur, die das Glück des Menſchen nie ſtört, immer erhöht. Sie brauchen es nicht zu ſagen, dieſe Dichter, daß die ſchöne Natur ſie beglückt, aber man begreifts und ſiehts; ſo brauchen ſie auch nicht, wie noch alle meiſterſängerlichen Liebeslieder eines Muscatblüt u. A. thun, die Schönheit der Geliebten nach ihrer Länge und Breite, Röthe und Weiße, Glätte und Zärte zu beſchreiben, ſondern, wenn der Dichter das rothe Mündchen vermißt oder beſitzt, und wenn ihm die ſchneeweiße Hand gereicht oder geweigert wird, ſo ermißt man leicht aus ſeiner Freude oder ſeinem Leide, wie werth und wie ſchön ihm beides iſt. Die Frauen ſind auch hier ſpärlich mit ihrer Gunſt, und die Liebenden quälen ſich im langen Dienſte, allein ſie klagen weit weniger als ſie hoffen, und reden weit minder, als ſie handeln. Geheimniß und Zweifel iſt auch hier mit der Liebe gepaart, aber die Leidenſchaft ſelbſt iſt immer das Herrſchende und das Beiwerk darf nie ſo laut werden. Auch hier gewinnt nicht immer der Liebende, was er ſucht, es iſt aber nicht die Grille der Dame, die ihm wehrt, ſondern er muß fort, er hat auch andre Pflichten, als die ihm die Liebe auflegt, Krieg und Wandrung zwingt ihn weg und Angſt und Eiferſucht miſcht ſich in den Schmerz der Trennung. Er möchte ſo gern ſein fröhliches Leben fortführen in leichtem Muthe, ſo will es die Zeit nicht fügen; es muß geſchieden ſein, der Mann ſoll die Fremde bauen; ſie ſegnen ſich mit Gott von ganzer Seele, und befehlen ſich einander ihren treuen Herzen; Er wünſcht vielleicht gutmüthig

dem einen böſen Tag, der das Scheiden und Meiden erdacht und trabt auf aſchgrauem Roß über die Haide; und ſie hätte lieber Vater und Mutter fahren laſſen, um den Herzliebſten zu behalten, und vergrämt ſich fortan durch die ſchwer langweilige Trennungszeit in trauernder Pein und läſtigen Gedanken; und ſo ſehr ſie ſich, wie das namentlich die Männer thun, die ſo gern ihre Liebe recht wichtig machen, den Abſchied erſchweren und ſelbſt mit Erinnerung an den Tod ſo ſchauerlich machen (auf dieſer Welt hab ich kein Freud; es ritten drei Reiter u. A.), und ſo ſehr ſie heimliches Leiden im jungen Herzen üben, ſo hoffen ſie doch, wie es menſchlich iſt, auf die Zeit, die Roſen bringt, tröſten ſich damit, daß lange Zeit nicht ewig iſt und verwundern ſich über die Fröhlichkeit, die ihr Leid unterbricht. Ob wohl etwas Wehmüthigeres, Rührenderes und tiefer Empfundenes in der Welt exiſtirt, als dieſe Scheidelieder und ihre Melodien? Wir haben leider den Geſchmack und den Sinn durch die zu häufige Wiederholung und den gemeinen Vortrag an vielen verloren, aber ich glaube nicht, daß an Wahrheit und Natur dieſe Dinge in ihrer Art übertroffen werden. So original und einzig das Göthiſche Lied gegen jedes Fremde ſteht, ſo dies erotiſche Volkslied; rein erhielt ſich unſere ächte Volksmuſik von dem Einfluß der Oper, rein der Text dieſer Lieder von jeder läppiſchen Sentimentalität und jedem poetiſchen Effecte. Man vergleiche die Liebeslieder der Engländer, man höre dergleichen von einem Engländer nur leſen oder ſingen, Alles iſt Action und Schauſpiel, was bei uns ſimple Natur iſt, Alles tragiſch, wo uns das Traurige genügt, Alles pathetiſch, was bei uns ſinnig und tief, anſpruchvoll, was hier naiv und unſchuldig iſt. Unſere ſchauerlichſten Romanzen verſöhnen, wenn nicht mit den Worten, ſo doch mit der Melodie. Die engliſchen ſind vielleicht reicher an Handlung, an großen Verhältniſſen, an ſtarker Leidenſchaft, aber an rein menſchlicher Natur und an innerem künſtleriſchen Beruf übertreffen die deutſchen Dichter. Es iſt das Verhältniß der engliſchen Nation zu der unſeren, des Shakſpeare zu Göthe; das Thatſächliche, Große, Reizende in Handlungen und Motiven, das Anregende für das äußere Leben haben jene voraus; für die Dichtung iſt dies nicht überall der größte Vortheil, die nicht unmittelbar unſere Kräfte für die äußere Thätigkeit wecken, ſondern zuerſt uns innerlich weihen, und erſt dadurch für edle und große Handlungen begeiſtern ſoll.

Die ſchmuckloſe Wahrheit dieſer Lieder litt nicht, daß ſich irgend etwas Chimäriſches in ihnen anſetzte, wie in der Ritterpoeſie ſo oft. Die Liebenden ſind hier nicht zu kriegeriſchem Auszug, zu geſteigerter Tapferkeit durch ihre Liebe geſtimmt, denn die Liebe macht keine Helden, ſondern ſie lähmt vielmehr die Kraft auch des Samſon und des Alkiden. Die Liebenden ſind auch hier nicht alle Einer Art, nicht alle Tugendhelden, nicht alle ſo treu, daß der Gewanderte nach ſieben Jahren ſeine Liebſte treu wiederfindet und ſelbſt im Glauben an ſeine Treuloſigkeit noch wohlwollend gegen ihn. (Es ſah eine Linde ins tiefe Thal.) Ein Andrer meints auch nicht ſo redlich; die leichten Reitersjungen brechen ſo gern einen Anlaß vom Zaun und laſſen ihr Mädchen fahren. Dergleichen Leute, die noch einige Beziehung mit dem Ritterweſen haben, wie Reiter und Studenten, ſind auch wohl am häufigſten die Dichter dieſer Lieder, und ihre Verhältniſſe ſprechen ſich oft darin aus: daher wird auch jede Unnatur, jeder alte Werber und jeder grobe Bauer und jeder pedantiſche Schreiber, der ſich einmal an das Liebeswerk wagt, ſo arg verſpottet. Und dieſe fahrenden Leute ändern ſich dann mit Wetter und Wind, und das machte auch die Weiber damals ſo unſtät, daß wo nun ein Betrogener ſeine Genoſſen die Finger aufheben hieß, man viel Finger und wenige Treue ſah. Iſt nun dergleichen die Urſache der Trennung, ſo bricht ſich wohl ein armer Getäuſchter einmal das Herz, aber ein anderer tröſtet ſich bald und dichtet dem ſchnippiſchen Ding, das ihn hat gehen laſſen, eine lange Naſe und einen durſtigen Gaumen an; ein Andrer klagt in Einem Athem, daß Seufzer ſeine Tage verzehren, flucht das hölliſche Feuer hinein und wünſcht der Treuloſen zuletzt doch gutmüthig ein freundliches Lachen und Alles was ihr Herz begehrt; und ein dritter wünſcht der Verabſchiedenden ſein Ade zur guten Nacht und ſein Trauern hat mit ſeiner Liebe ein Ende. So neckt ſich hier die Liebe zwiſchen dem Trauern und die Sehnſuchtslieder ſind von den ſchelmiſchſten unterbrochen, und die reinſten von den ſchlüpfrigſten. Und dieſe letztern ſind in ihrer Art in der That vortrefflich, unvergleichlich in dem Scharfſinn, mit denen ſie aus allem Geſchaffenen Gleichniſſe herholen für Dinge, die man nicht unverhüllt ſagt, man weiß nicht, ob originaler in ihrer Grobheit oder in ihrer Feinheit, in der Derbheit, in der ſie ſich manchmal bloßſtellen, oder in der dreiſten Naivetät, mit der ſie Unſchuld heucheln. Die Lyrik dieſer

Zeit iſt eine männliche Kunſt; man darf daher ſelbſt dieſe und ähnliche Seiten derſelben nicht verſchweigen, wenn ſie ihr auch nicht zur Ehre angerechnet werden ſollen, und Docen hat ganz recht geſagt, man ſolle dergleichen auch in Sammlungen nicht unterdrücken und die Volkslieder nicht wie die Jeſuiten ihre Autoren in Ausgaben ab omni obscoenitate purgatis beſorgen: nur dergleichen abſichtlich ſuchen, ſei unmoraliſch. Die Lieder dieſer Zeit drehen ſich daher auch nicht allein um die Liebe; auch das Mägdlein im hölzernen Reifrock findet jetzt Anbeter, die es zur Auserwählten erküren; Mars und Bacchus fangen an neben Frau Venus die Welt zu regieren, und St. Urban findet ſeine Verehrer, die ihn um Abwehr von Niederlagen und Schutz vor ſeiner Plage (Podagra) anrufen. Auch in dem Weinliede herrſcht der ungemeine Reichthum an Metaphern und ſcharfſinnigen Bildern, mit denen man den Wein bald als lieben Buhlen umfaßt, bald ihn als Redetheil declinirt, bald ſich arm-bürgerlich über ſein vornehmes Ritterthum und altadliches Geblüte beſchwert, bald ihn als wackern Geſellen zum Willkomm oder Abſchied grüßt, bald als den Feind der Weiſen oder den Freund der Bekümmerten oder den Ablaß der Sündigen darſtellt. Der Arme, der vom Zufall lebt, hat ſeinen Bund mit ihm noch enger als der Reiche; er traut auf das Glück der Erde, achtet freien Muth höher als Gut und Habe, Raum auf und Halt nichts iſt ſeine Begierde, kein Geld ſoll bei ihm vor Alter ſchimmeln, und hätt' er das Kaiſerthum und der Zoll am Rhein und Venedig wäre ſein, das würde er Alles verſchlemmen. Gleich gilt dem Sorgloſen das römiſche Reich, es ſterb' gleich heut oder morgen. In einer Welt voll Erwerbſucht und Brodſorgen gewinnt ſo leicht die fröhliche Verſchwendung, in einer Welt voll ängſtliches unſicheres Reichthums die Dürftigkeit der fahrenden Leute, die voll fröhliches Reichthums iſt, der leichte Erwerb von Dieben, Bettlern und Bänkelſängern etwas Poetiſches. Leichter Sinn bei dem wenigen Beſitze, leichter Troſt bei dem Nichtbeſitze, beim Weine ein luſtiges Verſetzen aus der jammervollen Umgebung in eine glückliche Ideenwelt, ein Lügenmährchen, das ſich die Phantaſie vorgaukelt, das ward in vortrefflichen Liedern beſungen, ſammt dem Glücke der Armuth die nicht Steuer und Zehnten gibt, nicht Diebe und Räuber ſcheut, nicht vom Betrügen und Borgen zu leiden hat. Von dem Gedichte vom fahrenden Schüler von Johann von

Nürnberg [428]) an (14. Jahrh.) bis zu dem von den Handwerkern des Roſenplüt [429]) und den Liedern dieſer Art aus dem 16. Jahrh. [430]) iſt der Uebergang von dem epiſchen zu dem lyriſchen Vortrage intereſſant zu beobachten. Auch in der Geſchichte des Weinliedes ſind die hiſtoriſchen Veränderungen ſehr deutlich, wie in der des Weintrinkens; man geht von dem nüchternen Schlaftrunk des Rittersmanns bis in das abendliche Zechgelag der Schlemmer über. Wer ſich des Weinſchwelgs und ſeiner epiſchen Manier erinnert, und dann die Weingrüße und Weinſegen des Hans Roſenplüt [431]) daneben hält, wo in die Anrede des einſamen Trinkers ſchon weit mehr Lebendigkeit und volksmäßige Luſtigkeit eingeht, und wer dann aus Fiſchart's Gargantua das Kapitel von der trunkenen Litanei hinzuthut, wo eine Menge der vortrefflichſten Volkstrinklieder aufgenommen oder wenigſtens angegeben ſind, der überſieht die innere und äußere Veränderung auf einmal und hat ganz denſelben Fortgang vor ſich, wie bei dem obenerwähnten Lotterliede oder wie man es nennen will. In dieſer „Geſangzeche" ſind zwiſchen die Geſpräche und Trinkwitze der Zechenden halbe oder ganze Lieder gemiſcht, wie deren auch in andern Kapiteln des Gargantua ſchon vorkommen, die das beſte Schatzkäſtlein für dieſen Zweig des Volksgeſanges abgeben; es iſt eine Stufenfolge in dem Uebermuth des Weins, der darin mit der Illumination der Schlemmer wächſt, in der Ausgelaſſenheit und Tollheit, in dem Unſinn der ſich unter ſinnvolle Worte, in dem Sinn, der ſich in unſinnige Wendungen kleidet, in dem Groben und Schweiniſchen, mit dem das Ganze endet. Man darf im Allgemeinen annehmen, daß in dem Maaße, wie in den Zotenliedern die Gemeinheit und Plumpheit und wie in dem Trinkliede hier die Rohheit ſteigt, das Alter der Lieder im Allgemeinen ſinkt. Ich leugne nicht, daß nicht manches darunter zufällig alt ſein könnte (wie denn manches Volksmäßige dieſer Art, was unter den Minneſängern ſtehen geblieben

428) In Grimm's Altd. Wäldern II.

429) In Leipz. Coder, den ich oben anführte, S. 149.

430) Eines aus Fiſchart von Grimm a. a. O. mitgetheilt; andere in Docen's Miscellaneen und ſonſt.

431) Im Leipz. Coder von S. 278 an. Einige ſind im 16. Jahrhundert in Rebhenßlin's Segen o. O. u. J., und auch im deutſch. Muſeum 1780. II. gedruckt.

iſt, ſchon ganz den Charakter der Lieder dieſer Zeiten trägt), doch war es dann, wie das Volkslied überhaupt, lange verborgen, und ward nur erſt in dieſen günſtigen Zeiten hervorgeſucht, in denen übrigens dieſe Lieder ihrer ganzen Natur nach faſt ohne Ausnahme entſtanden ſein mögen. Bei weitem die Mehrzahl der Lieder, denen man ihr beſtimmtes Alter im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts anweiſen kann, ſind in ihrem Inhalte keuſcher und reiner, und wo ſie obſcön ſind, ſind ſie es mit jenem naiven Anſtande, man möchte ſagen, mit der Unſchuld, mit denen die Völker einer urzeitlichen Bildung dergleichen anſehen. Die größere Rohheit zog in das Volkslied erſt in den Zeiten der Leidenſchaft, der Verwilderung, des Fanatismus, der Anarchie im 16. Jahrhundert ein und dauerte bis zu deren Ende im 17ten; ſo iſts gerade mit der Heftigkeit in dem hiſtoriſchen Liede. Die Vorſicht hier gleicht der Züchtigkeit dort, und beides ſchwindet ungefähr gleichzeitig. Nicht daß die rohe Obſcönität nicht im 15. Jahrhundert da geweſen ſei, allein ſie war mehr in andern Gattungen heimiſch, als in dem Liede, das in dieſer Zeit meiſt zwiſchen dem Charakter des Ritter- und des Volksliedes ſchwankte und gerade in dem Uebergang und dem Verſöhnen beider Elemente bedeutend ward; im Faſtnachtſpiele ſind Roſenplüt und Hans Folz ſo ſchmutzig, wie (der erſtere wenigſtens) in anderen Gattungen fein, denn zur Faſtnachtzeit war dieſe Licenz einmal geſtattet und ſelbſt ein ſo züchtiger zarter Menſch wie der Teichner fand das gut, daß der Menſch einmal im Jahre den Narren anlegte. Später änderte ſich dies, das Faſtnachtſpiel zog ſich mehr aus dem Leben zurück in die Kunſt und ward minder gemein, während das Volkslied immer mehr in das Volk herabſtieg, ſo daß bei Jacob Ayrer in dem züchtigeren Luſtſpiele die eingeſtreuten Lieder im Volkston oft das Schmutzigſte enthalten. Man kann genau ſehen, wie ſtufenmäßig das Bewußtſein von den bäuriſchen Sitten und ihr Tadel in der Nation von Roſenplüt's bis zu Brant's, Murner's, Dedekind's und Fiſchart's Zeiten wächſt in demſelben Verhältniſſe, wie ſie in der Wirklichkeit wachſen; wie die Derbheit in der Poeſie in eben dem Maaße ſich in mehrere Gattungen ausbreitet, wie die Pflege derſelben in mehrere und tiefere Klaſſen des Volks herabſteigt, wie ihr Werth überhaupt ſinkt, in dem Grade, wie ſie ſich aus dem freieren Gelegenheitsgedichte in das engere zieht, wie alſo das allgemeine Kirchenlied ſich anfängt auf Dogmen und

beſtimmte Feſte, das allgemeine Feſtlied gerade auf dieſes Feſt zu beziehen, wie das hiſtoriſche Lied zum Panegyricus herabſinkt und die Lieder der allgemeineren Stände, der Jäger, Bettler, Krieger, von denen der beſonderen Handwerker, und unter dieſen die Wanderlieder von den Zunft- und Ehrenliedern anfangen verdrängt zu werden, kurz, wie das Ideellere ſtets mehr dem platten Wirklichen weichen muß.

In den Zeiten jenes bezeichneten Ueberganges, wo das Volkslied noch von dem Adel unſerer alten Lyrik etwas bewahrt hat, ſteht daſſelbe in einer ganz poetiſchen Welt, gleich entfernt von dem Zwang und der Unnatur des Minnelieds, wie von der gemeinen Natur und Wahrheit der Satiren und der Narrenſchwänke, im Gegenſatze alſo gegen Beides, gegen die Don Quixote der früheren und die Sancho Panſa der damaligen Zeit. Das Liebeslied des Volkes macht einen wirklich rein idylliſchen Eindruck gegen die idylliſchen Carricaturen, die wir bald betrachten werden; einzelne kleine Parodien der Legenden von Herodes und Peter, des Mönch- und Kloſterlebens, der Schöpfungsgeſchichten und all der hoch heiligen Verkehrtheiten ſind im Volkslied weit werthvoller, als die kunſtloſen großen Satiren gegen Clerus und Stände; ſo wie der Volksſchwank immer beſſer wird, je weiter er ſich von der Zeit und Wirklichkeit entfernt, wie in den Legenden des Hans Sachs. So wie die Poeſie aber mit dem Leben ganz zuſammenfällt, dies fanden wir ſchon mehrmals, ſo entdeckt man nichts Großes in ihr, und wenn das Leben noch ſo poetiſch iſt. Unſere kirchlichen und weltlichen Feſte im Mittelalter waren gewiß alles poetiſchen Lebens, aller gehobenen Freude voll: wer ſoll die Zeit nicht darum beneiden, da man bei uns Alles der Art recht gefliſſentlich unterdrückt? Wie anders wirkte damals auf das geſellige Leben dieſe öffentliche laute Luſt, die barocken geiſtlichen Feſte, die tollen Bacchanale, Prozeſſionen, Maskeraden und Schönbartläufe, die Armbruſtſchießen, die Faſtnachtſpiele, die Narren- und Geckenorden, die ländlichen Tänze, die Wettrennen, die Umgänge der Handwerker, die Frühlingsfeier, die Kinderfeſte, die Weihnachtsfreuden und die Polterabende und Klopfnächte, als jetzt unſere Theevergnügen, unſere Kartentiſche, unſere belletriſtiſchen Geſpräche, unſere Kannegießereien am nüchternen Weintiſch, und höchſtens unſere Bühne! Man muß alles Mark verloren haben, wenn man dieſe unſere Freuden jenen alten mit

ihren Inconvenienzen vorziehen will. Die Kirche geſtattete damals zu Zeiten eine Perſiflirung des Myſteriöſen und Heiligen, die ſittſamen, ehrenveſten Bürger jede Ausgelaſſenheit bei Faſtnacht, Städteſtatute an gewiſſen Tagen das ſonſt verbotene Glücksſpiel, denn es war ja klüger, der menſchlichen Thorheit zweimal im Jahr einen fröhlichen Ausbruch zu geſtatten, als wie unſere Geſetze thun, jede Leidenſchaft unterdrücken zu wollen. Die Alten hatten in ihren Vergnügungen kein objectives Maaß, ſie waren im Genuß der Freude nicht geizig, ſie trauten auf das Maaß ihrer Natur ſelbſt. Was ſie erlangen konnten mit ihren äußeren Mitteln, was ſie aushalten konnten mit ihren phyſiſchen Kräften, das wußten ſie auch zu verantworten vor ihrem moraliſchen Gewiſſen. Aber heute dürfen wir ja ohne gnädigſte Erlaubniß nicht eine Nachtmuſik mehr auf der Straße bringen, und nur hinter der Maske eine erträgliche Rolle zu ſpielen, haben wir — Dank ſei es den aufgeklärten Zeiten verlernt. Und es war ein ſo vortreffliches Mittel dieſes Rollenſpielen, um lärmende Freude zu ſchaffen, wie man noch heute ſehen kann, wenn nur einmal zwei Perſonen die Rollen der Pulcinelle in einer Geſellſchaft zu ſpielen verſtehen; es war ein Hauptmittel unter denen, „die unſere Vorfahren ſo geſund, ſo hungrig, ſo aufgelegt zur Freude machte,“ wie der alte Möſer ſagte, der ſo einzig darin war, daß er bei dem vortrefflichſten Charakter dem Menſchen ſein Toben und ſeine Thorheit gönnte, der Jugend ihre Untugend, dem Luxus ſeinen Lauf ſo lang es gehen und ſtehen konnte, der Leidenſchaft ihre Gährung und dem Feſte ſeine Luſt, und der es an hundert Beiſpielen predigte: gebe man politiſch und moraliſch das Unausweichliche unverholen zu und richte man ſeine Bekämpfungen im poſitiven und im Sittengeſetz nicht gegen dieſes Unvermeidliche, ſondern gegen die Ausartung. Wo man im 15. und 16. Jahrhundert ſich auf fürſtlichen Hochzeiten, auf bürgerlichen Feſten oder auf Kirchweihen umſieht, welch eine ungetrübte „Freude und Heiligkeit,“ wie es die Frankenbergiſche Chronik nennt, blickt nicht überall hervor! Aber ſo herzlich man dies Leben und Weben ſelbſt poetiſch finden kann, ſo wenig wird einer erwarten, daß die Reimzettel, mit denen die Schönbartläufer behängt waren, oder die Reimpredigten, welche der Knaben-Biſchoff am Gregoriusfeſte hielt, oder die Deviſen und epigrammatiſchen oder ſatiriſchen Gedichte bei fürſtlichen Hochzeiten, oder die Sprüche der Spruchſprecher, oder

die Niclas=, Ruprechts=, Martins= und heiligen Dreikönigslieder der Kinder, oder die Prozeſſionsgeſänge und Bohnenlieder poetiſchen Werth hätten. Das Gelegenheitslied wird leicht zum Vortrefflichſten; nur muß die Gelegenheit keine Gewohnheit ſein, oder die Gewohnheit müßte freien Spielraum in den Gegenſtänden laſſen. So waren die Tanzlieder der Dithmarſen, wie die der Kärnthner und Schwaben, Volkslieder von mannichfacher Art und Inhalt, und die Tiroler Schnodahaggen haben allerhand verſchiedene Themen; und doch ſieht man an dem ſpäteren Gebrauche der Schleiferliedchen oder einzelner dazu benutzter Strophen aus anderen Volksliedern, daß auch dieſe Tanzpoeſien aus ihrer urſprünglichen Neuheit und Mannichfaltigkeit arm und ſtationär wurden. Was bei Poeſien dieſer Art, die ſich an beſtimmten feſtſtehenden Feierlichkeiten, Volksgebräuchen, Lebensſitten und Standesgewohnheiten mündlich fortpflanzten, ohne von Revolutionen geſtört zu werden, noch das Schätzenswerthe und Intereſſante iſt, iſt das hohe Alter, auf welches dergleichen möglicherweiſe zurückleitet. Mährchen, Räthſel, die Spiellieder und Ringelreihen der Kinder, ihre Abzählverſe, ihre Thierreime und Feſtlieder, die Gebete, die Wiegen= und Reiterliedchen, die Vater, Mutter oder Amme ſingen oder ſagen, gehören hierher; wie vieles mag darunter uralte Ueberlieferung ſein, wie vieles ſpricht noch aufs friſcheſte das reinſte Volks= und Naturleben, die Beobachtung der Dinge aus den ſchärfſten Sinnen aus! Wie manches hat aber auch die lückenhafte Tradition bis zum Unſinn entſtellt, ſo daß man uns nun mit Unrecht zumuthen würde, das Alles in der ſchriftlichen Tradition zu bewundern, was, wo es auch unverſtändig oder das Allergenügſamſte und Geringfügigſte iſt, in der lebendigen Anwendung, in dem Munde des bedachtloſen Kindes, in dem ſorglichen Geſang der gedankenvollen Mutter das Allerreizendſte ſein kann. Was nur für das Leben ſelbſt geſchaffen iſt, muß man nicht davon abtrennen wollen, denn es liegt ſogleich wie ein Leichnam ſtarr da. Wie arm iſt ein muthwilliges Spinnerliedchen oder ein Tiroler Gaßllied, voll Beziehungen in der lebendigen Umgebung für die es gemacht iſt, für uns, wenn wir ihm ſeine Heimath nehmen, die wir dieſe Beziehungen nicht verſtehen. Man kann es bedauern, daß heute Niemand mehr einen Leberreim zu machen verſteht, aber man würde es einem ſchlecht danken, wenn einer gute Leberreime in Bücher ſammeln wollte; ſo wie es über-

haupt mit Allem der Fall iſt, was mit dem Improviſo eine Aehnlichkeit hat. So iſt die Jäger- die Hirten-, die Räuberſprache voll poetiſcher Elemente; voll poetiſcher Elemente daher z. B. die Waidſprüche und Jägerſchreie [432]), die aus Urzeiten her Ausrufe, Bezeichnungen und eine ſinnliche Wortfülle, die auf der ſicherſten Naturbeobachtung ruht, erhalten haben. Sollte es aber Jemanden möglich ſein, dieſe Waidſprüche mit poetiſchem Genuß zu leſen, wenn er nicht ein außerhalb gelegenes Vergnügen damit verwechſeln will, wenn er nicht ein Jäger von Profeſſion iſt? Wenn ich ein Jäger von Profeſſion wäre, ſo würde ich nicht bedauern, daß dieſe Waidſprüche nicht gedruckt wären, ſondern daß es aus dem Leben abgekommen iſt, daß die Jäger zu einander nach ungekünſtelter poetiſcher Art „zur Aufmunterung, Aufregung, Fortſetzung und Beendigung, vor, bei, in und nach der Jagd reimweiſe geſprochen," ſo daß daran ein geſchickter und gelernter Jäger zu erkennen war, indem man in dieſen Sprüchen die Fundamente des Waidwerks einlernte und gelegentlich in Jägercompagnieen oder bei Jagenszeiten der alte Jägermeiſter die jungen Waidgeſellen darin vornahm und examinirte [433]). „Die Fragen und Antworten der wandernden Handwerksgeſellen haben damit eine unläugbare Grundähnlichkeit. An weiſer, kluger, verſtändiger Rede und Gegenrede erkennt ein Gaſt den anderen, ſieht, daß er ſeines Gleichen und ihm zu trauen ſei; ſelbſt die Räuberbanden haben ſich eine eigene Sprache voll poetiſcher Namen nicht geſchaffen, ſondern ebenfalls ſeit undenklichen Zeiten zu erhalten gewußt. Wie die alten Jöten, Zwerge und Helden Rede wechſeln und ſich ſichere Zeichen abfragen, ſo haben ſich auch die Wandergeſellen und Waidmänner die ganze fröhliche und poetiſche Seite ihrer Lebensart in beſtimmten, belehrenden und ergötzlichen, zuweilen ſpottenden Formeln aufgeſtellt, deren ernſthafter Tiefſinn durch Gemüthlichkeit und Erinnerung irdiſcher Freuden erheitert wird" [434]). Auch in dieſen Zunftgewohnheiten und den Grüßen der Geſellen, in dem ganzen Treiben dieſes Reſtes unſerer alten fahrenden Leute, wird ſich Niemand wehren, ein ſchönes poetiſches Colorit anzuer-

432) Grimm's Altd. Wälder III. und die dort angegebenen Quellen. Einige in Jacob Ayrer's Stücken.

433) Döbel's Jägerpractik 3. S. 478.

434) Grimm's Altd. Wälder 3. S. 102.

kennen, ſo wie in den Handwerksgrüßen[435]) ſelbſt gleichfalls die Spuren ſehr alter Volkspoeſie zu finden. Allein ſo groß und weit die Ausſicht auf den freien, vergnügten, ja meinethalb auch witzigen Verkehr dieſer Volksklaſſen durch einen Blick auf die unmittelbarſten Abdrücke ihres Verkehrs geöffnet wird, ſo ſcheint mir die Belehrung, die da zu holen iſt, weit unmittelbarer ſelbſt aus den ganz kleinen Reſten, die davon im Leben geblieben ſind, zu gewinnen, und in jedem Falle die Aufſchlüſſe, die man daher für eine Geſchichte des poetiſchen Lebens entnehmen kann, ſelbſt für die nächſt angrenzende Gattung von ſelbſtſtändigeren, an keine ſtationären Standesverhältniſſe geknüpften Poeſien unbedeutend. Man kann aus den Jagd- und Handwerksliedern auf das freie Naturleben der Einen, auf die eckigeren und ſteiferen Verhältniſſe der anderen zurückſchließen, aus den Waid- und Zunftſprüchen aber nicht auf jene Lieder. Es gibt Jägerromanzen und Liebeslieder, aber nicht viele, die älter ſein mögen und die nur ſo allgemein, als es gerade wohlthätig iſt, von den Einflüſſen dieſes Standes berührt, und in nichts weſentlich verſchieden ſind von allen übrigen oben charakteriſirten Volksliedern. Ganz anders iſt ſchon eine zweite Gattung, die ſich ſchon manchmal im Inhalt auf das Geſchäft und den Stand unmittelbar bezieht, in der Form und Muſik aber den Aufenthalt des Standes, Wald, Berg und Echo, und ſeine Inſtrumentalmuſik verräth, und ſogleich eine ſtrengere Aehnlichkeit mit den Jagdſchreien erhält, die voll natürlicher, nachahmender Schallworte ſind. Dieſe ſind ſchon nicht mehr aus den Zeiten, die wir eigentlich hier beſonders betrachten. Das ſpäte 16. und das 17. Jahrhundert (das auch überhaupt das Jagdweſen zu neuen Ehren bei uns brachte) fing an, ſich an allem Naturlaut, an allem Onomatopoetiſchen zu ergötzen. Die Trommel- und Trompetenſtücke der Soldaten, viele lateiniſche Lieder beſonders, die Trinklieder, die das Gurgeln und Plodern der Weinſchlücke nachahmen, das äußerſt lebendige Schmiedelied[436]) (Wenn jetzt die Schmiede zuſammengeloffen), die Refrains der Weberlieder u. A. ſind dieſer Art und ſie ſind in redender Muſik oder Rhythmus gewöhnlich ſo vortreff-

---

435) In Grimm's Altd. Wäldern 1., im Wunderhorn 2, 70; in Bragur 3, 216 ſind deren gedruckt.

436) Wunderhorn 2, 74.

lich, wie an Inhalt unbedeutend. Muſter ſind in dieſer Hinſicht die Jägerlieder. „Sie ſind nach den Accorden des Waldhorns modulirt und verlieren unendlich viel, wenn ihnen dieſe natürliche Begleitung, und die lebendige Nachahmung des Waldhorns durch eine ſonore Stimme genommen wird. Wie wenig erkennt man auf dem Papier die Wirkung des frohen Jägerlieds fahret hin, fahret hin, Grillen geht mir aus dem Sinn, das auf dem Horn ſo prächtig ſchallt? oder ſollte man es doch aus dem bloßen raſchen und wiederhallenden Silbenmaaße hören? Der Creticus drückt allemal den Anſtoß des Waldhorns und ſeinen ſchönen Abfall in die Terz aus und der zweite Creticus hallt dem erſten nach. So iſt in dem Liede Es ritt ein Jäger wohlgemut der Amphibrachys in den Worten Im Mayen, am Reihen, in anderen die nachahmenden Schallworte des Waldhorns, in anderen die fliegenden und treibenden Silbenmaaße voll lebendiger Wirkung“ [437]). Die Jäger-, die Studenten- und Handwerkslieder liegen uns der Zeit nach näher; ſie ſind auch, dünkt mir, noch mehr unter uns lebendig geblieben. Ich halte ſie im Allgemeinen für nicht viel älter, als die Zeiten, wo das Jäger- und Handwerkerleben auch in den dramatiſchen Dichtungen erſcheint, und wo die verſchiedenen proſaiſchen und poetiſchen Handwerksbücher ihren erſten Urſprung haben. Auch unter den Handwerksliedern ſind die allgemeinſten, die Wanderlieder, weit die beſten. Von den Ruhm-, Ehr- und Preisliedern hat man mit Recht bemerkt, daß ſie ſehr nach dem Leiſten ſchmecken, und im Ganzen auf Einen Schlag gemacht ſind. „Jede Zunft hat ihr eigenes Ruhm- und Preislied. Man findet der Weißgerber Ruhmlied, der Rothgerber Preislied, das Loblied aller Schmiede, der Barbiere und Bader, der Hafner Loblied, der Bäcker Ehrenlied, der Metzger, Weber, Küffner, Wagner und Schneider Ruhmlied, ja ſogar die Bauern haben ein ſolches Ehrenlied ihres Standes. — Jedes dieſer Lieder fängt mit einer Art von Aufruf an, geht dann in das Lob, die Geſchäfte und die widerfahrenen Ehren des Standes über und ſchließt mit einem allgemeinen Segen, für die Zunft oder den Stand, worin die Wohlfahrt in dieſem Leben, Geſundheit alle Stund, jedem die ſchönſte Frau auf der Welt, die tauſend Gulden hat, und wenn

437) Gräter in Bragur 3. S. 252 sqq.

er das Leben ſatt iſt, das Himmelreich im Sternenzelt angewünſcht wird'' [238]). Innerhalb ihrer Sphäre mag man dann darin ſo manchen ruhmredigen Witz von dem königlichen Erfinder des Brauerhandwerks, von dem göttlichen des Weins und des Küfergewerks, von Gott Vater dem erſten Schneider oder Kürſchner, von Elias Wagenfahrt nach dem Himmel ſchön und erbaulich finden, und ebenſo manches in den Spott- und Hohnliedern, in denen im Gegenſatz zu dieſen Preisgeſängen die Kniffe und Pfiffe der einzelnen Gewerbe und die natürlichen Schwächen einzelner Handwerkerklaſſen perſiflirt werden, wobei denn die armen Schneider immer am übelſten weg kommen. In Volksliederſammlungen, mit denen man unſern verwöhnten Geſchmack wieder der ſimplen Natur gewinnen wollte, hätte man dergleichen platte und ungelenke Dinge niemals aufnehmen ſollen, wenn man ſeinen Vortheil recht verſtanden hätte.

Daß überhaupt über den Werth des Volksliedes die Stimmen ſo getheilt, die Partheiungen ſo heftig gleich bei ſeiner erſten Wiederbelebung im vorigen Jahrhundert waren, beruht zum Theil allerdings auf der Natur der Menſchen, von denen der Theil, den man jetzt den gebildeten nennt, an allem Schlechten und Rechten keinen Gefallen, oder höchſtens ein vorübergehendes Intereſſe haben kann, da die Mode wohl auch einmal wie im Verkehr zur humanen, ſo in Muſik oder Lectüre zur literariſchen oder äſthetiſchen Herablaſſung führt. Zum Theile aber beruht es auch auf der Art der Einführung. Wir haben es damit gemacht, wie wir mit allem Guten im vorigen Jahrhundert thaten; der Heißhunger trieb uns ſogleich vom Guten zum Vielen, und nun ſollten wir zum Theil und wollten zum Theil das Schlechteſte mit dem Beſten verdauen. Herder, an dem ſein Sinn für Nationalität und Eigenthümlichkeit der Völker eine ſeiner größten Eigenſchaften iſt, hatte mit ſeiner vorſichtigen kleinen Auswahl ein vortreffliches Beiſpiel gegeben. Was mußte den Mann aber verführen, gleich bei dem erſten Auftreten mit Bitterkeit auf die Vernachläſſigung dieſer alten Schätze unter den Deutſchen zu ſchmähen, unter Widerſprüchen mit ſich ſelbſt ſogar den Mangel an dergleichen vorauszuſetzen, auf Verbildung zu ſticheln, mit der es damals doch ſo gar arg nicht war, und mit den Engländern und ihrem Umgang uns ſchamroth machen

---

438) Ebend. S. 219 sqq.

zu wollen, da man doch wohl wußte, wie der gefeierte Percy ſelbſt vor ſeinem civiliſirten Zeitalter mit ſeiner Sammlung Angſt hatte, wie er ſie zurichtete, was er alles Unvolksmäßige dazu aufnahm! Nun kam jeder und ahmte dieſen Ton nach; man wollte den Vorwurf abſchütteln, von Gräter bis Erlach wollte jeder, ob er's ablehnte oder anſprach, ein deutſcher Percy werden; die Sammler nahmen alle die biſſige Stimmung an, obgleich das Volkslied gleich Anfangs eine ungemeine Wirkung hatte; und um doch namentlich den Zweifel an der Exiſtenz ſolcher Schätze zu vernichten, ſo druckte man nun Alles, deſſen man habhaft werden konnte, das Neue, Locale, Zufällige mit dem ganz Alten und allgemein Verbreiteten, das Abſurdeſte mit dem Schönſten, das Unverſtändliche mit dem Moderniſirten, das Aechte mit dem Eingeſchwärzten. Nicolai hatte mit ſeinem kleinen feinen Almanach die Abſicht, die Volksliederwuth lächerlich zu machen, das merkte man damals gar nicht; und manche, die nachher im bitteren Ernſte ſammelten, machten ſich und ihre Sammlung bei den Kundigen lächerlich gegen ihre Abſicht, fanden aber bei den Toleranten zum Theil ganz ſonderbar günſtige Anfnahme; wer wie Docen in den Miscellanen kritiſch und chronologiſch verfuhr, der mußte die Gemeinheit der deutſchen Kritik erfahren und ſein weiterer Sammelplan blieb liegen. Wenn ja das Volkslied noch ſo vortrefflich war, die bloße Gattung machte doch nicht gleich jedes Einzelne vorzüglich; gerade dieſe Gattung läßt vielmehr von vorn herein ſchließen, daß das meiſte Einzelne werthlos ſein müſſe. Wenn man daher ſammeln wollte, ſo hätte man mit Geſchmack auswählen, oder wollte man vollſtändiger ſein, hiſtoriſch und chronologiſch ſondern müſſen, wie ſich z. B. Görres in der Mehrzahl ſeiner Volkslieder an Eine Quelle und Eine Zeit hielt, ſo daß ich eben ſeine Sammlung noch als die empfehlenswertheſte nennen möchte.[439]) Man hat den Unſinn ausgeſprochen, es gäbe keine Geſchichte des Volksliedes: es gibt von nichts eine

439) Eine geſchmackvollſte neuere Auswahl und Beurtheilung iſt: Verſuch einer geſchichtlichen Charakteriſtik der Volkslieder germaniſcher Nationen, von Talvj. Leipzig 1840. Von Seite charakteriſtiſcher Auswahl und kritiſcher Behandlung empfiehlt ſich vor Allem: Uhland, deutſche Volkslieder. 1844. Eine Originalquelle deutſcher Volkslieder iſt ſoeben zugänglicher geworden durch den Abdruck des Ambroſer Liederbuchs vom Jahre 1582 in den Publicationen des lit. Vereins in Stuttgart.

vollkommenere, als gerade von dem deutſchen Volksliede, wenn einer nur des ganzen ungeheuren, aber freilich ſehr zerſtreuten Materials mächtig wäre. Aus dem ganzen 16. und 17. Jahrhundert, beſonders aber aus der letzten Hälfte des 16ten gibt es eine ungeheure Anzahl von Liederbüchern mit Muſikbegleitung, in denen man die Fortgänge des Liedes und ſeine Einwirkung auf das Kunſtlied der Gelehrten, ſo wie die Rückwirkung dieſes auf jenes ganz genau verfolgen kann. Was die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts brachte, iſt ſchon von dem der erſten ganz verſchieden. Wer ſelbſt nur das, was aus dieſer ſpäteren Hälfte im Wunderhorn oder bei Erlach u. A. wieder neu abgedruckt iſt mit den Liebesliedern in der Görresſchen Sammlung vergleicht, der wird ohne große Mühe den Unterſchied finden [440]), obwohl ich gern geſtehe, daß etwas Beleſenheit und Tact dazu gehört. Der feinere Duft, die feinere Bewegung geht immer mehr verloren; das Schmutzige und Bäuriſche ſteigt; das Regelloſe der Form wird wieder regelrechter. Man will das Alte übertreffen uud macht es ſtets ſchlechter; man will die Sprünge vermeiden, man wird logiſcher, verſtändlicher, unlyriſcher, nüchterner und endlich proſaiſch; man ſieht es den allbekannten Wendungen an, daß ſie nicht mehr lebendig in der Seele liegen, ſondern daß ſie nachgeahmt ſind und geborgt. Dieſe Lieder verhalten ſich zu dem wenigen Schönen des anfangenden 16. Jahrhunderts wie das Kirchenlied ihrer Zeit zu den wenigen friſchen des Luther und der zunächſt von ihm Angeregten. Es ſind nun profeſſionirte Dichter und Componiſten, die ſich der Volksmanier bemächtigten; es wird alles demonſtrirend und lehrhaft, ſogar das Weinlied; Alles an-

---

440) Docen in den Misc. 1, 248. „Indeſſen bin ich weit entfernt, den Leſer zu der Vorausſetzung zu veranlaſſen, als ob alle jene Lieder aus dem 16. Jahrhundert oder auch nur die meiſten derſelben von einem bemerkbaren Werthe ſein müßten, und immer der Anſicht entſprächen, die wir aus den beſſeren Reliquien jener Zeit uns zu abſtrahiren veranlaßt werden; im Gegentheil, ſobald man die gedruckten Lieder genauer unterſucht, wird man eine nur zu große Folge ungenießbarer Reimereien darunter antreffen; das Singen und Dichten war damals gar zu gemein oder auch oft zu zunftmäßig; die Menſchen waren ja immer an Sinn, Bildung und Fähigkeit verſchieden; ſchon die ſchwäbiſchen Dichter ſetzten ſich wechſelſeitig hie und da auf eine ſehr gemeine Art herab, und daß es ſpäterhin auf Geiſt und Beruf nicht ſogar ankam, beweiſen die Schulen der Meiſterſänger.“

ſpruchvoll und prunkend, was ſonſt ſchelmiſch und leichtfertig war; für die Sprache der Empfindung ſucht man vergebens jene überraſchenden Bezeichnungen, an denen das ältere Lied ſo reich iſt, vergebens die ſchlagenden Bilder für reine Seelenzuſtände. Wie der Nithartiſche Geſchmack zu dem Minnelied, ſo nimmt ſich der Geſchmack dieſer Zeit gegen den vorhergehenden aus; Rauf- und Prügelſtücke, Bauern- und Schornſteinfegerzoten haben wir aus dieſen Zeiten. Es geht alles immer mehr in die Stube zurück und will zuweilen aus der Stube die Natur noch treffender ſchildern, als es vorher in der Natur ſelbſt geſchehen war; kurz Alles, was nachher die ſchleſiſchen Dichter charakteriſirt, iſt hier ſchon vollſtändig und etwas derb vorbereitet. Sogar das Fremde ging hier mit zuerſt wieder ein; zuerſt verpflanzte man italieniſche Canzonen, Villanellen und Motette und überſetzte ſie ins Deutſche; und dichtete deutſche Lieder nach ihrer Art. Die Liederſammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts waren um der Muſik willen gemacht; daher wurden ſchon damals unter alte Melodien ſtatt der Texte, die man nachher ungereimt fand, neue untergelegt. Auch wir müſſen unſere Volkslieder muſikaliſch ſammeln; die Textſammlungen ſind und bleiben ewig ein halbes Werk. In der Muſik war die Revolution, die die Volkslieder machten, unmittelbarer, als in der Dichtung, wo ſie über zwei Jahrhunderte nachher erſt erfolgte. In gemein laiiſcher Art componirten damals tauſend theoretiſche Künſtler[441]), und über die Iſaac, Thomas Stolzer und Stephan Mahu und ihre vierſtimmigen Volkslieder geräth ſelbſt Forkel in eine Art von Begeiſterung, was gewiß viel ſagen will. Gerade noch am Ausgang der Volksmuſik trat dann Händel auf, und obwohl ich hier als Laie urtheile, getraute ich mir's wohl zu verfechten, daß man der Compoſition des großen Genius anſieht, er ſtehe der Volksmuſik noch ſo nahe, wie Shakespeare der engliſchen Volkspoeſie.

---

441) Hoffmann führt deren in der Vorrede zu ſeinen „deutſchen Geſellſchaftsliedern des 16. — 17. Jahrh. 1844." eine Reihe an, und er benutzt eine Anzahl der zum Theil ſehr ſeltenen Liederbücher in der Auswahl der Lieder ſelbſt, die überdies eine empfehlenswerthe Sammlung bildet.

2. Schwänke und Volksbücher.

Wir wollen uns jetzt den Sprung von der ideellen Poeſie der Ritter zu der carricaturartigen dieſer Zeiten, zwiſchen welche beide wir das erotiſche Volkslied in die Mitte ſchoben, näher erklären; wir wollen alſo noch greller den Uebergang von Unnatur zu Natur, von methaphyſiſcher und myſtiſcher Speculation zum geraden Verſtande angeben, und dies wieder, indem wir von dem Stande des Adels durch den der Gelehrten in den des gemeinen Volkes herabgehen. Wir haben dazu eine Reihe von Dichtungen zur Hand, die uns in Leben und Kunſt zugleich dieſe Veränderungen angeben, und dieſen wollen wir ganz einfach nachgehen; ſie führen uns ihrer Entſtehungszeit und ihrem Charakter nach ſtufenmäßig und nicht ſprungweiſe von jenem einen Extrem einer höheren Dichtung zu dieſem anderen der allerniedrigſten.

Wir haben früher gefunden, daß in Zeiten, wo die unteren Klaſſen noch in Dürftigkeit und Abhängigkeit ſchmachteten, ſie doch ſchon im Beſitz einer Dichtung waren, welche einen natürlichen Gegenſatz gegen die heroiſche Poeſie des Ritterthums bildete. Wir hatten das Thierepos als eine Gattung bezeichnet, in der gleichſam die Zuſtände der dienenden Menſchenklaſſe, die unter ihrem menſchlichen Werthe gehalten wurde, geſchildert und die thieriſche Natur des Menſchen ſeiner göttlichen oder heroiſchen entgegengehalten ward [442]). Mit der Zeit, als die unteren Klaſſen anfingen, ſich dieſer Gegenſätze bewußt zu werden, bildete man, ſahen wir, zuerſt unter den Geiſtlichen, dann unter den Laien, dieſe Thierpoeſie ſtets mehr zu Satiren gegen die höheren Stände aus. Dies haben wir ſo weit verfolgt, bis im 13. Jahrhundert zuerſt die untere Geiſtlichkeit in den neuen Mönchsorden und dann die Zünfte in den Städten anfingen, einen wirklichen Kampf gegen Geiſtlichkeit und Ariſtokratie zu beginnen; nun traten zugleich Poeſien ins Leben, welche an einzelnen Individuen aus den niederen Ständen dieſen Kampf verſinnlichten. Das allgemeine Merkmal der Verſchiedenheit dieſer Zeiten, wo die ganze Volksmaſſe in der Geſchichte thätig wird und

442) *Πρὸς δὲ τὴν θηριότητα μάλιστα ἂν ἁρμόττοι λέγειν τὴν ὑπὲρ ἡμᾶς ἀρετήν, ἡρωικήν τινα καὶ θεῖαν.* Arist.

handelnd erſcheint, hatten wir bereits beim Renner Gelegenheit zu erkennen: ſtatt des Einen gemeinſchaftlichen Standes der Ritter regen ſich jetzt Hunderte in verſchiedener Richtung; der mehr friedliche frühere Zuſtand ſchlug in eine ungemeine Rührigkeit und verworrene Beſtrebſamkeit um; die Pflege des Beſitzes ward verdrängt von dem Jagen nach Erwerb und Habgier, und die unruhige Vielgeſchäftigkeit des Volkes und der Armen, die empor wollten und Alles an ihr Emporkommen ſetzten, ward nun der Mittelpunkt des ganzen Verkehrs. In dieſer Thätigkeit lernte das Volk ſeine Kräfte kennen, ſeine derbe Natur achten, ſeinen geſunden Verſtand ſchätzen und je tapferer die Krieger ſich anſtellten, je feiner und vornehmer der Adel ſich gebährdete, je dünkelhafter die Gelehrten mit ihrer verſchrobenen Weisheit erſchienen, deſto mehr lernte man im Volk auf Einfalt und rohe Natürlichkeit pochen, und je mehr die oberen Stände in der Dauer des Kampfes in Nachtheil geriethen, deſto komiſchere Wirkung machte der Erfolg bei ſcheinbar geringeren Kräften. Der Gewalt und Macht gegenüber, die noch immer in der Hand der höheren Klaſſen war, hielt man die einzige Waffe der Liſt und des Betrugs für erlaubt, und aus dieſer Anſicht den Triumph, den dieſe feierten, für um ſo ergötzlicher; der Feinheit des höheren Zirkels gegenüber machte man ſich aus der groben Ungeſchlachtheit des Volksverkehrs einen rechten Stolz; der geiſtigen Kultur der Theologie und Gelehrten gegenüber bildete man die natürliche Schlauheit, den geſunden Menſchenverſtand und den Mutterwitz deſto gründlicher aus und verſteckte ihn verſchmitzt hinter Einfalt und Naivetät, hinter dem Schein von Dummheit oder Thorheit. Wenn wir dieſe Geſichtspunkte feſthalten, ſo werden wir auch ohne Commentar verſtehen, wie die folgenden Poeſien im Volke entſtehen und ſich langehin eines großen Beifalls erfreuen, und wie im Leben ſelbſt die Erſcheinungen mit dieſen Dichtungen ſo zuſammenfallen konnten, daß einige der Helden dieſer Dichtungen wirkliche hiſtoriſche Perſonen ſind.

Der Pfaffe Amis von Stricker, jenes Gedicht, das wir ſchon oben im Vorbeigehen nannten und deſſen nähere Erwähnung wir bis hierher verſparten, iſt, wie der Dichter ſagt, der erſte Mann geweſen, der die ſchönen ritterlich-höfiſchen Zeiten unterbrach, wo Freude vor Sorge, Ehre vor Schande, Milde vor Argheit, Treue vor Untreue, Frommheit vor Bosheit, Wahrheit vor Lüge ging,

und welcher zuerſt mit gutem Glücke Lügen und Trügen anfing [443]). In Oeſtreich alſo, wo die erſten Spuren der volksthümlichen Dichtung ſich unter die ritterlichen miſchten, wie wir in anderen Gattungen ſchon ſahen, entſtand auch dieſe Erzählung; der Held aber iſt ein engliſcher Pfaffe. Er war ein weiſer freigebiger Mann und mußte um ſeiner Tugenden willen den Neid und Druck ſeines Oberen erfahren. Sein Biſchoff nahm einen Theil ſeines überflüſſigen Gutes in Anſpruch, und weil Amis ihm das weigert, ſo droht er ihm, ſeine Pfründe zu nehmen, geht aber darauf ein, dem Pfaffen nachzuſehen, wenn er eine Prüfung beſtehe. Nun legt er ihm jene Fragen vor, über die auch Eulenſpiegel disputirt, wie viel des Meeres ſei, wie viel Tage ſeit Adam verfloſſen ſeien, wo der Mittelpunkt der Erde ſei u. ſ. w. er gibt ihm auch jene Aufgabe, einen Eſel leſen zu lehren, die der Pfaffe auch ſo löſt, wie Eulenſpiegel, in den überhaupt die ganze erſte Hälfte des Amis ſogar mit vielen Einzelheiten eingegangen iſt. Die Geſchicklichkeit, mit der ſich der Liſtige in dieſer Lage half, verſchaffte ihm noch viel weiteren Ruhm und viel mehr Gäſte, die ihm am Ende ſeinen Hausſtand zerrütten, und ſo wie die Lalenburger aus allzugroßer Weisheit in Narrheit übergehen, ſo unſer Amis von allzugroßer Freigebigkeit und Tugend in Habſucht und in Bosheit. Er hat nun ſeine Klugheit kennen gelernt, nun will er auch Vortheil davon ziehen, da er von ſeiner Tugend Nachtheil geerndtet hatte. Er wird nun aus einem anſäſſigen ruhigen Manne ein fahrender, bald ein Reliquienkrämer, bald ein Maler (lauter Stücke die im Eulenſpiegel ſind), bald ein Heiliger, bald ein Kaufmann, und er übt in der ganzen Welt, von England bis Conſtantinopel ſeine betrügeriſchen und ſchalkhaften Streiche an Mächtigen und Niedrigen, am Aberglauben und an der Frömmigkeit, an der Einfalt und Ueberklugheit aus. Man muß zwiſchen Freude und Schadenfreude noch nicht recht zu ſcheiden wiſſen, wenn man dieſe Streiche alle luſtig finden ſoll; allein wir ſehen das auch in der älteren Thierſage, daß auch ein grauſamer Spaß für ein roheres Volk immer Spaß bleibt und es iſt von

443) In Benecke's Beiträgen 2. S. 500. V. 39.
Nu saget uns der Strickære, wer der erste man wære,
der liegen und triegen ane vienc, unt wie sin wille vor sich gienc,
daz er niht widersatzes vant.

Reiſenden an unkultivirten Völkern bemerkt worden, wie ſie ſich über einen Betrug namentlich an Fremden kindiſch erfreuen. Am Ende ſeines Lebens geht übrigens Amis reuig in ein Kloſter, diente fleißig Gott und verdiente ſich damit das ewige Leben.

In Oeſtreich, wo dieſe Erzählung gedichtet iſt, zeigt ſich denn zunächſt auch die luſtige leichte Stimmung, die wir lange im Gedicht beobachtet haben, im Leben. Selbſt jener ernſthafte Rudolph I., der zuerſt die Hofſänger von ſich entfernt hatte, iſt einer der erſten deutſchen Fürſten, in deſſen Umgebung man einen eigentlichen Hofnarren findet. Seitdem hörte dieſes Amt wohl nicht mehr auf; wir finden Narren bei Albrecht und bei Leopold, der Blume der Ritterſchaft. Beſonders iſt aber Otto der Fröhliche († 1339) eben ſeiner luſtigen Geſellſchaft wegen berühmt, und der freudigen Faſtnächte, Veilchenfeſte und Weinleſen, die man um ihn feierte; und aus eben dieſem vergnügten Verkehre gingen auch die nächſten Dichtungen hervor, die ſich an den Pfaffen Amis anſchließen, und die ſich ſchon um die Geſchichte eigentlicher Hofnarren drehen. So gut wie die Hofnarren perſönlich der Exiſtenz der Hofpoeten gefährlich wurden, ſo gut helfen die Poeſien, in die man ihre Schalksſtreiche bei der erſten Neuheit brachte, die Ritterdichtung weiter zu untergraben. Auch hier alſo treffen wir wieder auf jene Grenzlande, auf Oeſtreich und die Niederlande, wo wir Alles, was die Ritterpoeſie untergrub, beſonders heimiſch finden. Das Thierepos war in den Niederlanden aufgegangen; die Narrenpoeſie in Oeſtreich; Till Eulenſpiegel iſt wieder in Niederdeutſchland zu Hauſe und hat dort noch ſeine weiteſte Verbreitung; die Kunſt aller Carricatur überhaupt hat in dem germaniſchen Norden ihren eigentlichen Sitz. Die Luſt des öffentlichen Lebens iſt auch in beiden Gegenden von je anerkannt: in ſeinen vernünftigen Gedanken von der Narrheit ſagt es Morgenſtern, alſo ein Competenter, daß es den Oeſtreichern kein ſo großer Ernſt iſt, Franzoſen und Türken zuſammenzuhauen, als alle Tage Faſtnacht zu halten, und von den Brabantern und Holländern führt Erasmus von Rotterdam, alſo ein Landsmann, an, daß ſie ſich ſelbſt im Sprichwort Narren nennen, am geneigteſten unter allen Völkern zum fröhlichen Verkehr ſeien und unter Allen allein je älter je thörichter würden. Unter jenem Otto dem Freudigen alſo lebte Neidhard Fuchs, deſſen „wunderbarliche Gedichte und Hiſtorien“ in einem Drucke von 1566 exiſtiren, der von

Brentano's Handſchrift nach der Probe im Wunderhorn zu urtheilen [444]) etwas abweicht. Seine eulenſpiegeliſche Einfalt bringt den meißniſchen Ritter an Otto's Hof, wo ihn ein Bauer Engelmayer am Veilchenfeſte (das im Augarten als Maifeſt fortdauerte) foppt, wofür er nun mit Schmähliedern und Schalkſtreichen als Hofſänger und Narr ſeine Rache die Bauern fühlen läßt. Wie in den Eulenſpiegel die Streiche des Amis, in den Fauſt viele ältere Zaubereien eingingen, ſo wurden auf dieſen Neidhard die Lieder des älteren Nithart, die allerdings ſehr auffallend dazu einluden, übertragen, beide von den ſpätern Zuſammenſetzern vermiſcht und für Eine Perſon genommen, und Nithart's Fürſt Friedrich mit Neidhard's Otto zuſammengerückt; ganze Lieder des ältern erkennen ſich nun in dem ſehr loſe verbundenen erzählenden, aber durchaus ſtrophiſchen, liedermäßigen, ſpäteren Gedichte wieder. Das ganz unerörterte Verhältniß Beider auseinanderzuſetzen würde nur hier zu lange aufhalten. Die Schwänke des Pfaffen von Kalenberg ſind von von der Hagen zugänglich gemacht worden [445]), und übrigens in mehreren alten Drucken erhalten, müſſen auch in Variationen exiſtirt haben, da ſich Fugger im Ehrenſpiegel des Hauſes Oeſtreich auf Einen Schwank deſſelben bezieht, der in unſeren Gedichten nicht geleſen wird. Dem ganzen Stile nach iſt das Gedicht noch im vierzehnten Jahrhundert entſtanden. Wie vieles aber ſich unter das Hiſtoriſche hineingetragenes einmiſchte iſt ſchwer auszumachen. Gleich die einleitende Geſchichte erinnert an eine ähnliche Anecdote von Naſureddin's Gurkengeſchenk an Tamerlan. Ein Student nämlich bringt dem Herzog Otto einen großen Fiſch zum Geſchenke, der Thürhüter aber läßt ihn nur unter der Bedingung ein, daß er mit ihm das, was er zum Gegengeſchenk erhalte, theilen wolle; der Student erbittet ſich alſo eine Tracht Prügel zur Belohnung, die denn auch der Thürhüter theilen muß; jener aber verdient ſich die Pfarrei vom Kalenberg mit ſeinem Scherze. Hier nun treibt er mit den Bauern ſeine Schnurren; er betrügt die Gemeinde, da ſie ihn zu überliſten meint, er prellt ſeine Tagelöhner, die ihn prellen wollen, er profanirt in derber Rohheit ſeinen Altar, er weiß ſeinen kanichten

444) I., 103.

445) Im Narrenbuch, wo man auch den Anhang über das Literariſche vergleiche.

Wein an Mann zu bringen, er disputirt ſiegreich mit einem benachbarten Pfarrherrn, er iſt ganz ein cyniſcher Volksprediger, der hier anſäſſiger Prediger geworden iſt. Vexirte er ſo ſeine Untergebenen und ſeines Gleichen, ſo vexirt er auch ſeine Obern, und hier wird aufs ärgſte das Geiſtliche und die Geiſtlichen herabgewürdigt. Wie er erhitzt von einem wunderthuenden Weine die hölzernen Apoſtelbilder in den Ofen ſchiebt und damit einheizt, läßt ſich noch erzählen, aber wie er ſeinen halbblinden Biſchof durch ein ſäuberliches Mädchen doppelt ſehend macht, und wie er deſſen Befehle, all ſeinen Kirchweihen beizuwohnen, nachkommt, das muß man an Ort und Stelle nachleſen laſſen. Nachher kommt er ganz an Otto's Hofe neben dem Neidhart, der auch erwähnt wird [446]), als förmlicher Hofnarr vor, vexirt die Bauern, die dahin kommen und erinnert an das Faſtnachtſpiel von des Hoflebens kurzem Begriff bei Ayrer, wo der Narr der Bühne als Hofmann mit Bauern ähnliche Späße treibt. Nicht allein aber die Bauern und Knechte, ſondern auch ſeinen Fürſten ſelbſt äfft und foppt der Kalenberger ſo unflätig, wie nur Markolph immer den Salomon.

Von dem Gedichte vom Kalenberger angeregt reimte ein Achilles Jaſon Widmann die Geſchichte des Peter Leu von Hall [447]), den er ſelbſt den anderen Kalenberger nennt, zu Ergötzung und Freude ſchwerer Gemüther. Die älteſte Ausgabe dieſes Gedichtes iſt von 1560, der Held ſoll aber 1496 geſtorben ſein. Dort ſahen wir es einen Studenten ſchnell zum Pfaffen bringen, hier haben wir einen, der es allmählig vom Blockträger zum Rothgerber, und dann zum Büchſenmeiſter im Zuge gegen die Armagnaken (1444), im 30. Jahr noch zum Schüler und endlich auch zum Prieſter bringt; wir ſteigen alſo tiefer in die Volksklaſſe herab. Der Er-

---

446) Narrenbuch S. 307.
Der fürst lachte mit ganzer kraft und von seinem ganzen herzen.
Er trieb mit ihm freud und scherzen, darum hielt er die zween mann,
den Nithart und den Kapellan.

447) Ebend. S. 357 heißt es in der Vorrede:
denn dieweil ich höre, dass vor zeit der Kalenberger, ein pfaff ohn mass
sei nicht gestellet in vergass, sein leben im druck ausgangen,
darob niemand empfangen beschwerde, doch ergetzlichkeit,
verhoff, mit mir's auch solchen bescheid soll haben . . . u. s. w.

zähler iſt erſt aus dem 16. Jahrhundert, er ahmt einiges dem ältern Kalenberger nach, wie die Antrittspredigt in Fichberg, Inhalt und Manier aber iſt ganz ſelbſtſtändig. Die letztere erinnert namentlich in der Erzählung von Peter's Schulgang an eine ähnliche berühmte von dem Spruchſprecher Wilhelm Weber, wie denn auch die Vorträge dieſer Spruchſprecher und Pritſchenmeiſter vielfach den Ton dieſer Schwänke tragen, wie ſie ſelbſt auch die Luſtigmacher agiren. Wie alſo Peter Leu im Dorfe Rinden in großer Armuth, wochenlang ohne einen warmen Biſſen, lebte, nahm ihn der Pfarrherr von Weſtein zum Helfer, hielt ihn aber auch auf magere Koſt. Peter aber wußte ſich Rath zu ſchaffen, betrog den Pfarrer bald um dies bald um jenes, und was er bei ſeinen Streichen gefährliches einbrockte, das mußten denn auch oft die armen Bauern ausfreſſen. Erſt wie er ſich mit der Köchin gehörig verſtändigt hatte, ſchmelzte ſie ihm die Rüben etwas beſſer. Seine erſten Streiche floſſen überall aus Noth; ſeine Dürftigkeit zwang ihn dazu. Nun ſteigt er etwas höher. Er perſiflirt den Aberglauben, wie andere dieſer Figuren den Aberwitz der Zeit, er beſpottete das Heilige, wie andere die gedunſene Weisheit. Er weiß ſich als einen Heiligen geltend zu machen; er benutzt die Dreidonnerstagnächte, wo ſich Mägde und Knechte in dem Kunkelhauſe verſammeln und viel Aberglauben von Berchthold und dem wüthenden Heere vorbringen, um dann als Geſpenſt zu erſcheinen, und mit dieſem und andern Schwänken weiß er ſich neben dem Spaſſe auch ein Stück Geld zu machen. Unwiſſenheit und Schlauheit gaben ihm die Unverſchämtheit, mit den knappen Predigten ſeinen Bauern ein Auge zuzudrücken, und da er ſich endlich Brod geſchafft hatte, auch ſich Linnen und Betten zu ſchaffen; denn da ſich einmal ein Nebel mit Schwefelgeruch auf Berg und Thal gelegt hatte, ſo verſichert er ſeiner Gemeinde, dies rühre von einem Loche her, das die Hölle bekommen, und dies müſſe verſtopft werden; nun bringen ſie ihm Leinwand und Tuch, weil auch er einer der Verordneten war, dergleichen zu empfangen. Seine Scherze ſind bis auf wenige nicht ſo wehethuend, ſondern ärmer und unſchuldiger, als die des Amis und des Kalenbergers.

Der tiefere Sinn, den dieſe Erzählungen verbergen können, lag gar nicht im Bewußtſein der Dichter oder Leſer jener Zeiten. Sie ſollen nur unterhalten; es ſind verbundene Schwänke, wie

deren unzählige einzeln exiſtirten. In ähnlichen älteren Gedichten aber, die ſich in dieſen Zeiten erneuten und begierig geſucht wurden, rückt man dieſer verborgenen Bedeutung ſchon etwas näher. Wir haben ja dem Gedicht von Salomon und Markolph ſo oft begegnet; es ward um 1450 von Gregor von Hayden zu Ehren des Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg umgedichtet, nachher aus dem Latein in deutſche Proſa überſetzt (1487 und nachher mehrfach gedruckt), ſpäter abweichend von dieſer Proſa, in ein Volksbuch gebracht und Hans Sachs und Folz machten Komödien daraus. In dem alten deutſchen Gedichte, das ſich an die Reden und Widerreden angereiht hat, ſpielt Morolf die Rolle des Gumpelmanns und er drängt ſich gleichſam wider Willen des idealen Königs in das höfiſche Leben ein; noch iſt dort das Hauptſymptom ſeiner Unhöfiſchkeit, daß er den Frauen übel ſpricht. Die alte Zeit blickte noch unwillig auf das Verkehren der weiſen Sprüche Salomo's, Gregor hebt dagegen ausdrücklich ſchon das Vermögen des Mutterwitzes in einem ſimplen Bauer gegen die Weisheit eines Salomo hervor [448]) und die Moral iſt gezogen, daß einfache Wahrheit bei dem jetzigen Weltlaufe nichts mehr verfange, da nur der Klaffer und ſeine Liſt bei den Fürſten beliebt ſei, daß ſich die Wahrheit alſo ins Gewand der Thorheit kleiden müſſe. Die Armuth, die Noth gibt auch den Markolph ſowohl die Fröhlichkeit und den dreiſten Humor, gibt ihm die Schamloſigkeit, und gibt ihm Erfahrenheit und Schlauheit, „der Humor verkehrt bei ihm den Sinn" der Befehle ſeines Herrn und dies iſt Alles was auch die Witze des Eulenſpiegel charakteriſirt. Er perſiflirt daher jeden metaphoriſchen Ausdruck, wie er jeden ſublimen Ausſpruch der Weisheit parodirt. Wenn man in dem Buche der Weisheit in die ernſte Lehre der Inder verſetzt wird, ſo hat man im Markolph zugleich die Gegenſeite dazu: nicht allein die ſchön friedliche und ſanfte Weiſe einer Urzeit führte man damals der Nation vor, die für alles dergleichen und darum auch für die Bibel ſo ungemein viel Sympathie zeigte, ſondern auch die derb natürliche und

448) Docen Altd. Muſ. II. 270.
Zwei Ding ſind auf erd, die paide die ſind achtbar,
wer des recht wel nemen war, der aines iſt die weisheit,
das ander iſt die liſtigkeit. Von den han ich fürgenommen
einer materien nachzukomen u. ſ. w.

rohe Seite derſelben. Daß dieſer Markolph, der erſte Hofnarr, mit deſſen Namen auch dies Amt bezeichnet ward für die Rolle der luſtigen Perſon auf dem Theater nicht benutzt ward, hat Docen gewundert; es iſt aber faſt kein Zweifel, daß dem Jacob Ayrer die Figur deſſelben bei ſeinem Jahn vorgeſchwebt [449]).

Die Aehnlichkeit dieſes Markolph mit dem erneuten Aeſop dieſer Zeiten iſt ſchon früher aufgefallen. Noch im 18. Jahrh. nannte man den Bertoldo in deutſchen Ueberſetzungen den italieniſchen Aeſop. Fiſchart ſchon ſagte, im Markolphiſchen Aeſop könne ſich auch ein Salomo verbergen; dies iſt ein Lobſpruch auf die Aeſopiſchen Fabeln, die mit Aeſop's fabelhaftem Leben, mit Fabeln des Rimicius, Avienus und Petrus Alfonſi und verſchiedenen Facetien des Poggio aus dem Lateiniſchen von dem verdienten Dr. Steinhoevel zum Lobe des Herzogs Sigmund von Oeſtreich überſetzt wurden [450]). Sie ſind in Proſa, ausdrücklich um die vielen zugelegten Worte der frühern Reimfabeln zu ſparen; ſie nehmen ſich tüchtig aus, obgleich die Schreibart weit unter der Proſa des Pauli u. A. bleibt, ſind eines der beliebteſten Bücher jener Zeit geworden und wurden ſpäter mit Stücken aus Seb. Brant vermehrt herausgegeben. Dies Buch empfahl ſich aber auch von zwiefacher Seite. Der Ueberſetzer legte wohl allen Werth auf die moraliſche Lehre: der Leſer ſoll wie die Biene nicht die Farbe der Blume, ſondern den Honig, nicht die

---

449) In ſeinem Servius Tullius führt ſich der Spaßmacher, der hier Jodel, ſonſt gewöhnlich Jahn heißt, ſo ein (opus Theatricum f. 53r.):

Nun hab ich warlich je betracht, daß ſo ein herrlicher Mann ich bin,
hab ſtoltzen muth und krauſen ſinn, ein lieblich holdſelige redt,
die mir von unden wohl außgeht, mein Augen gleiſſen wie Rubin,
zumahl wenn ich gar blindvoll bin, mein Naſen ſicht wie ein Wetzſtein,
iſt nicht zu groß und nicht zu klein, wenn ich ſie umb ein tröpfflein bitt
ein Hand voll verſagt ſie mir nit, mein Maul ein guten Sparkrug geit,
denn es iſt je fein zimblich weit, daß man vil köndt ſparen drein,
mein Zeen die darinnen ſein, die geben gar gut lauten Zweck,
die freſſen allen Treck hinweck, daß man nit vil dran wetzen darff,
ja es macht ſie ſeindt vorhin ſcharff; mein ſtimm laut ſo lieblich und ſüß,
als komm mir ein Hund unter die Füß, mein Kopf mir zwiſchen den Ohren ſteht,
mein Vater einmal ein Kälblein het, das hat gleich Ohren eben wie ich . . .

und in dieſem Tone geht es fort.

450) Hir hebt ſich an das Buch und Leben des Fabeldichters Eſopi aus kriechiſcher Zungen in latein gemacht u. ſ. w. s. l. et a.

Erzählung ſondern die Moral ſuchen zur Speiſe und Nahrung des Gemüths; denn wer die Fabeln der Erzählungen wegen leſe, der bringe nicht mehr davon, als der Hahn, dem nach jener Fabel ein Gerſtenkorn lieber war als ein Edelſtein. Vielfach aber mochte den damaligen Leſer auch beſonders das einleitende Leben des Aeſop intereſſiren, auf das ich hier auch allein weitere Rückſicht nehmen will. Aeſop war ein einfältiger Sclave. Der Meier dem er diente ſandte einſt ſeinem Herrn Erſtlingsfeigen, welche deſſen Diener aufaßen und nachher den guten Aeſop der That beſchuldigten. Dem ehrlichen einfältigen mangelte die Gabe, ſich mit der Rede zu verantworten, er ließ aber ſich und allen Dienern laues Waſſer eingeben, und ſo brachen die Andern ihre Schuld heraus. Für eine Wohlthat, die er hernach einem Prieſter der Iſis erweiſt, begabt ihn denn die Göttin mit Weisheit und Schärfe der Zunge; umgekehrt alſo wie in den Lalenbürgern die Weisheit zur Thorheit wird, wird hier die Einfalt erleuchtet, der „ſchalkhaftige Knecht fängt an klärlich zu reden,“ und die Dinge zu erkennen, und aus dem ungeſtalten Körper ſpricht eine ſchöne Seele. Es fügt ſich ſpäter, daß Aeſop an einen Epheſier Kaufmann verhandelt wird, dem er ſelbſt anrieth ihn zum Zuchtmeiſter und Faſtnachtbutzen ſeiner Kinder zu kaufen. Wie ſein neuer Herr mit ihm und ſeinen andern Sclaven nach Epheſus aufbricht, wählt ſich Aeſop einen mächtigen Brodkorb zu ſeiner Tracht und hat klüglich bedacht, daß ſeine Bürde unterwegs immer leichter gegeſſen wird. In Samos kauft ihn dann wieder ein Philoſoph Namens Xanthus, ſeiner natürlich ſchönen Reden wegen. Dieſem gegenüber erſcheint dann Aeſop wie Markolph neben Salomon; er bezahlt ihn mit treffenden Reden; er ſpottet ſeiner Philoſophie, indem er ihm Fragen über Naturgegenſtände vorlegt, die ihm jener nicht beantworten kann, und die er ihm dann mit beſtechenden Bildern und Gleichniſſen löſt. Dann folgt eine Reihe von Eulenſpiegeleien, von wortgetreuer Befolgung der Befehle des Xanthus; wie ein Hofnarr bringt er ſeinem Herrn Ungelegenheiten mit Gäſten, mit ſeiner Hausfrau, mit ſeinen Schülern, und weiß ſeine thörichten Handlungen zu entſchuldigen mit verblüffenden ſophiſtiſchen Ausreden und Antworten. Er veranlaßt, daß Xanthus Weib aus dem Hauſe geht, er veranlaßt aber auch daß ſie wieder kommt; gegen Sophiſtik ſelbſt gerichtet gebraucht er ſie doch ſelbſt wie Eulenſpiegel. Wie Salomo an Markolph, ſucht auch Xanthus

etwas an Aeſop, allein dieſer macht ihm alle Anſchläge zu nichte; er ſpielt ſeiner Frau die ärgſten und zotigſten Streiche, dafür hilft er ihm ein andermal aus Verlegenheiten, in die ſich der Philoſoph in trunkenem Muthe geſtürzt. Xanthus weiß gewiſſe öffentliche Zeichen nicht zu deuten, aber Aeſop; die gemeine Weisheit ſiegt alſo auch hier. Ganz wie die alten Philoſophen, wie ein Periander, erſcheint er als Ordner des Staats und Erhalter der Freiheit; Crö- ſus wird erſt von einer Unternehmung auf Samos wegen Aeſop's Weisheit gewarnt, ſpäter durch Aeſop ſelbſt davon abgehalten. Hier ſiegt ſeine Weisheit über politiſche Gefährdung; in Babylon ſeine ſchlichte Lehre über moraliſche Bosheit, in Aegypten ſein einfältiger Witz über die Räthſelweisheit der hohen Meiſter; nur in Delphi „dem Haupt der Geiſtlichkeit," deren Schwächen er aufdeckt, deren Preiß er erſchüttert, geht er am Ende unter Nachſtellungen unter; nach ſeinem Tode aber wird ihm ein Tempel erbaut. Es iſt hier in dieſem Romane ſo viel ächtes Verhältniß zu der guten alten Zeit der joniſchen Philoſophie, wie in dem Roman des Chariton zu dem Herodot. Alles, Handlung und Rede iſt voll Sinn und Bedeutung. Wie auffallend tritt hier wieder die enge Beziehung zwiſchen Fabel und Volksſprichwort ein! So unabhängig von einander erſcheinen im Markolph und Aeſop die Vertreter von beiden perſonificirt und ſehen ſich ſo ähnlich! und ſie ſtehen mit ihrer allgemein gültigen ſimplen Weisheit gegen Dogma, Gelehrſamkeit, Sophiſtik und Religionsſatzung; und ſo ſind es Sprichwörter, mit denen Sancho Panſa ſeinem Herrn die ſublimen Gedanken ſtört und ihn faſt zur Verzweiflung bringt. Man ſieht auch wie ein fernes Verhältniß zwiſchen unſern komiſchen Volks- und Hofnarren und den alten cyniſchen Philoſophen iſt; man erinnert ſich des Diogenes, des komiſchen Gehäuſes des ſatiriſchen Sokrates und ſeiner inneren Schönheit, wovon Rabelais und Fiſchart ſo gefällig Gebrauch machen, um die Weisheit im komiſchen Gewande zu entſchuldigen; man erinnert ſich daß Zeno den Sokrates einen attiſchen Harlekin und daß Cradelius umgekehrt einen pommerſchen Hofnarren einen natürlichen Weiſen nannte, womit man immer einen alten Philo- ſophen bezeichnet. Man erkannte in den beliebten Anekdoten von dieſen eben jene Allgemeingültigkeit der Moral, die man auch in der Fabel fand. Man kannte dieſe Anekdoten; man hatte den Dio- genes Laertius (1490), und den Burläus (vielleicht in Verſen und)

in Proſa überſetzt[451]) und gedruckt; des Albrecht Eyb's Spiegel der Sitten (Augsb. 1511) und ſo manches Andere an Beiſpielen reiche Werk fuhr fort, dieſe Anekdoten auszubreiten. Den angeblichen Brief des Hippokrates an Damagetus über den lachenden Demokrit hatte man überſetzt[452]) und es war auch für dieſe Zeit ſo viel Stoff in dieſem Briefe zu denken. Denn das widerſinnige und widerſprechende Treiben der Menſchen regte ja auch den Seb. Brant an, und dies war es eben was den Demokrit zu ſeinem Gelächter bewog, daß er die Menſchen heute verfolgen ſah was ſie morgen ſchmähten, nach Gewinn haſchen mit gleichzeitigem Verluſte, daß ſie heute die Seefahrt ſchelten und morgen zu Schiff gehen, das Alter zu erreichen ſtreben und das erreichte ſchimpfen, mit Leid ein Kind begraben und bald andere zeugen, daß Alle unzufrieden mit dem was ſie haben in das widerwärtige Leben rennen und Ruhe nicht mögen, und daß ſie ſelbſt trunken des Nüchternen lachen.

An Cynismus freilich nimmt es unſere Volksweisheit damals mit den alten Philoſophen auf; an innerem Gehalt aber iſt unſer Eulenſpiegel[453]) ſelbſt gegen dieſen Aeſop gar zu ärmlich. Und doch iſt dieſer Nationalnarr ein Liebling des Volks geworden, wie nicht leicht was anderes. Ob er nun eine hiſtoriſche Perſon war oder nicht, ſein Grab in Möllen wird ſo hoch gehalten, wie das irgend eines Nationalhelden; das Volksbuch in verſchiednen reineren oder ſchmutzigern, katholiſchen und proteſtantiſchen Ausgaben, iſt verbreiteter wie irgend eines; die einzelnen Anekdoten leben traditionell fort, wie nur noch etwa die Streiche der Schildbürger. Sollte es unſer Nationalgeſchmack ſein? allein das Buch iſt ja wie es im Niederdeutſchen erſchien, ſo nicht nur in oberdeutſche Reime und Verſe, ſondern auch zweimal ins Lateiniſche (von Periander und

451) Die Leben der natürlichen Meiſter, Bamb. 1481., ſollen vielleicht in Verſen ſein; in Proſa erſchienen ſie 1490 in Augsburg bei Anton Sorg, wahrſcheinlich von dieſem ſelbſt überſetzt.

452) Von dem Leben und Gelächter Democriti, kurzweilig und faſt nützlich zu leſen. o. O. und J. — Gräße II, 2. p. 966 bemerkt, daß in die Reihe dieſer Werke auch das liber vagatorum gehört, das mir unbekannt geblieben iſt.

453) Die vollſtändigſte Ausgabe iſt die alte Strasb. 1519. 4., bekannt aber waren die Schwänke des Eulenſpiegel viel früher. Nach Gräße iſt die älteſte Ausgabe: Von Ulmszieghel Leuen, Antwerpen. (1495.) s. a. 4.

Nemius), ins Franzöſiſche (1559), ins Holländiſche, Engliſche, Polniſche und wahrſcheinlich auch ins Italieniſche überſetzt [454]); iſt ſo oft nachgeahmt, gereinigt, verbeſſert worden. Was hat man nicht darüber geurtheilt! Haben nicht die Fiſchart und ähnliche ihre Galle an den armen Murner ausgelaſſen, weil dieſer den Eulenſpiegel verbreitet oder überſetzt haben ſollte! ſie werfen ihn mit dem Katziporus und dem Rollwagenbüchlein und Aehnlichem zuſammen [455]), und ſchimpfen heillos darüber, und haben es am Ende nicht viel feiner gemacht. Aber dies war im Komiſchen der Haß der gelehrten Schreiber gegen die volksmäßigen, wie früher im ernſten Roman. Und lachen wir nicht einmal herzlich über die oft gar zu kleinen Witze, ſchmähen aber nachher dennoch? Die Urſache iſt keine andere, als die wir ſo oft fanden, wo wir auf einen unverſöhnlichen Streit der Urtheile trafen: man hätte dieſe Dinge niemals drucken ſollen. Ein ſchlechter Spaß in loco iſt bekanntlich immer der beſte; aber wenn man ihm eine Dauer giebt, ſo bleibt er ein ſchlechter. Der Eulenſpiegel iſt der perſonificirte Schwank, das komiſche Beiſpiel unſerer Alten; alles Lächerliche aber muß momentan ſein, weil es mit Ueberraſchung verbunden iſt; wer will ſich aber in einem Buche hintereinander immer in Einerlei Weiſe überraſchen laſſen, da ſelbſt in der Unterhaltung einerlei Schnurren ſchnell ermüden. Daher iſt jede komiſche Erzählung ohne die Unterbrechung durch ernſte Theile, daher jedes heroiſchkomiſche Gedicht ein Unding; und ich habe holbergiſche Stücke gut darſtellen ſehen, in deren erſten drei Acten das Publicum ſo lachte, daß es in den zwei letzten phyſiſch unvermögend war, weiter zu lachen, ſo daß es nachher dieſe beiden Acte für viel ſchlechter erklärte, als die erſten. Im Eulenſpiegel werden wir nicht durch dies Uebermaaß des Gefallens, aber durch etwas ähnliches noch leichter geſättigt. Es iſt

---

454) S. Flögel's Geſchichte der Hofnarren S. 465 sqq.

455) In der Vorrede zum Gargantua: Verwirfft man doch wegen etlicher unbeſcheidner Wort nit jedes Buch, kan doch das ohrenzart Frauenzimmer wol etliche Zoten in Bocatii Centonovel, deß Jacob Winters Wintermeyen, der beyden Stattſchreiber zu Bürkheim und Maursmünſter Wickram und Jacob Freyen frey Rollengeſpräch und Gartenzech, auch deß M. Linders Katziborygeſtech und deß Straparole Hiſtorien vertragen, daß ich jetzt ander Eulenſpiegliſchen und Wegkurtzeriſchen Art Buchern geſchweige. Sie ſeind dennoch weit nit, wie deß Pogii purcitiarum opus.

ein Einerlei darin, das uns, je anſpruchsloſer die einzelnen Späße ſind, natürlich nicht behagt. Der Eulenſpiegel hat zweierlei Hauptſeiten. Er iſt figürlich der Letzte unſerer fahrenden Leute. Er iſt daher Alles aus dieſem Fache zugleich: Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienſtmann, Maler, Reliquienhändler, Scholaſticus und er arbeitet in jedem Handwerke. Mit dieſer letzten Seite gehört er uns Deutſchen ganz an. Wenn er nun aber hier jenen Kern ſeiner Späſſe ewig wiederholt, „ſtets nach den Worten und nicht nach dem Sinn die Befehle ſeiner Meiſter befolgt, Alles thut was man ihn heißt und es Niemanden recht macht,“ (woran man ausdrücklich den Eulenſpiegel erkennt), ſo muß man das Alles nur von einander getrennt und lebendig hören, man muß Schneidergeſellen einander den Spaß erzählen hören, wie er die Aermel an den Rock wirft, und Schuſter wie er die Schuh ſchneidet groß und klein wie ſie der Hirt zum Thore hinaustreibt u. ſ. w., und man wird ſogleich begreifen, daß dies immer belachenswerthe Späſſe bleiben können. Und ſo iſts mit der andern Seite ſeiner Schwänke, mit denen er der ganzen Welt zugleich angehört, denn dieſe ſind Allgemeingut. Im Pfaffen Amis ſahen wir ſchon die weſentlichſten Stücke vorkommen, die auf Eulenſpiegel übertragen wurden; von des Kalenberger's Streichen führt er einige mit Variationen aus; wie er auf einem Karren das fremde Gebiet auf das ihm verbotene Territorium führt, wird von Pape Theun, von Gonella und andern Hofnarren erzählt; wie er die für unehelich Geborne unſichtbaren Gemälde malt, hat Cervantes in eine Comödie gebracht; die Beſchenkung der blinden Bettler ſieht man auf San Carlino in Neapel aufführen. So findet darin jeder leicht etwas für ſeinen Geſchmack, Alles für Alle möchte weniger paſſen. Eulenſpiegel iſt der geborne Silbenſtecher; man weiß welcher beliebte Spaß dies namentlich in einem gewiſſen Alter iſt; man weiß daß wir mit Erzählungen und mit Karrikaturen dieſer Art von den Krähwinklern Aug und Ohr noch gerne beſchäftigen; zu lange anhalten muß es nicht. Indem er ſo die Aufträge, beſonders auch die Sprichwörter beim Worte nimmt, ſieht man ſeine Beziehung zu den andern aufgeführten Charakteren aus dem Leben und der Literatur; er parodirt aber gleichſam das Sprichwort; dennoch iſt die Wahrheit zu reden, wie er der Wirthin in Rugenſtädten ſagt, ſein Gewerb; dies Gewerb berechtigt ihn zu ſeiner Grobheit, giebt ihm die Dreiſtigkeit im

Handeln und Disputiren, die von keiner Perplexion weiß, und läßt ihn den graden Verſtand zu jener karrikaturartigen Anwendung gebrauchen, und es iſt ſehr gut, daß er dabei manchmal ſelbſt wieder in Metaphern und Sophiſtereien übergleitet und dem entſprechend auch hier und da für ſeinen pünktlichen Gehorſam mit gleicher Münze bezahlt wird.

Es iſt ein lachluſtiges Jahrhundert, in dem dieſe Dinge entſtehen und ſo eifrig verſchlungen werden, dies wollen wir nicht vergeſſen, um über ihre große Aufnahme nicht in Erſtaunen zu gerathen; wer heiter geſtimmt iſt, iſt leicht zum Lachen gebracht. Wir werden gleich hernach ſehen, an welche Dinge das Volk damals in ſeinen Faſtnachtſpielen gewöhnt war; Alles was in dieſe Gattung ſchlägt, war ſo grotesk in ſeiner Phantaſie belebt, wie wir das heute von uns nicht ſagen dürfen. Es war damals die goldne Zeit der Hofnarren; die Gonella, Brusquet, Triboulet lebten damals, in Deutſchland Kunz von der Roſen und Claus Narr. Bekanntlich ſind auch die Geſchichten dieſes letztern geſammelt worden [456]). Ob zwar auch ſie noch durchaus in die Reihe der Beiſpiele gehören, die zur Belehrung gebraucht werden, ſo daß ſie auch mit gereimter Moral verſehen ſind, ſo übergehe ich ſie doch, weil ſie weniger mehr auf Handlungen als auf witzige Reden ſich beziehen und den Charakter der Anecdoten annehmen, wie nachher die Taubmanniana noch beſtimmter. Mit dieſen beiden Männern hört auch die Periode der luſtigen Räthe auf, wo ihre Narrheit eine künſtleriſch ausgebildete war; man nahm nun Blödſinnige, Verrückte, aberwitzige Gelehrte zum Gegenſtand der Beluſtigung und davon bietet bekanntlich der brandenburgiſche Hof eine ganze Chronik [457]). Alle Späſſe der Zeit wurden damals mit großer Begierde geſammelt und man kann deutlich ſehen, wie der erzählende Schwank ſelbſt mehr gekürzt, in Proſa geſetzt, mehr zur Anecdote, zum Witz ward. Gegen die in jenen Zeiten gedruckten Geſten, gegen die Schwänke die in einer Dresdner Handſchrift von Nicolaus im Grunde 1490 geſchrieben ſind, gegen die lehrhaften Fabeln, Beiſpiele und Hiſtorien die Brant

456) 627 Hiſtorien von Claus Narren ꝛc. 1572. Durch Zinkgref und Weidner iſt manches von ſeinen Späſſen aufgenommen worden; Meißner hat im D. Muſ. 1779 einige gute Witze von ihm mitgetheilt und ſie mit eignen ſchlechten begleitet.

457) Flögel's Geſchichte der Hofnarren S. 218 sqq.

ſammelte, gegen ſo vieles Andere dieſer Art ſtehen dieſe Anecdotenſammlungen in einem eigenen Gegenſatze, der es anſchaulich macht, wie Alles was damals gefallen ſollte am klügſten das komiſche Gewand anzog. Wenn ich irgend ein Werk dieſer Art erwähnen ſollte, ſo wäre es Pauli's Schimpf und Ernſt[458]). Er war ein Barfüßermönch und Leſemeiſter in Thann der auch Auszüge aus Geiler's Predigten[459]) zu keinem andern Zweck machte, als um die beluſtigende und derbe Quinteſſenz daraus zuſammenzuſtellen, wofür er dann von Geiler's Schweſterſohn Peter Wickgram hart mitgenommen wurde. Im Jahre 1518 ſchrieb er denn jene Sammlung von Schnurren, die nachher von ihm ſelbſt, und noch bei ſeinen Lebzeiten[460]) und ſpäter auch von Andern ſtets vermehrt ward und zuletzt zu einem dicken Werke anſchwoll. Wenn doch dieſer Mann die Eulenſpiegeleien hätte ſammeln und beſchreiben mögen, ſo wie er manche Witze des Claus Narr aufnahm. Wie fein wußte der zu wählen, welche vortreffliche, höchſt naive, kräftige, reiche Proſa ſchrieb er nicht! Wie ſteht man unter ſeinen Erzählungen nicht mitten in jener Welt, unter lauter Leben und Bewegung! wie localiſirt er nicht Alles was er Aelteres aufnimmt! wie iſt alles voll gegenwärtiger, lebendiger Laune! Wie viel eindringlicher iſt dieſe ironiſche, manchmal ſcharfe Moral gegen die tiefſinnige und myſtiſche oder gravitätiſche in andern Sammlungen von Beiſpielen. Das Lob der Wahrheit die ſich hinter Narrheit verbirgt, die Freude an der natürlichen Einſicht der Einfältigen, und an dem Takte der Naturkinder und dem Treiben der niederen Stände ſieht überall hervor; Mönche, Nonnen, Edelleute, Aerzte, Gelehrte werden aufs heftigſte und ſtärkſte mitgenommen. Die Bareteinsleute, die von nutzloſer Gelehrſamkeit ſtrotzenden Narren, (denn „Kunſt und Narrheit ſtat wohl bei einander, aber Weisheyt und Narrheyt ſtat nit

458) Schimph und Ernſt durch alle Welthändel. 1556. In dieſer Ausgabe iſt in Nr. 203 geſagt, daß Pauli das Buch 1518 ſchrieb.

459) Die Bröſamlein Dr. Kaiſerpergs uffgeleſen von Pater Johann Paulin Barfüßerordens. 1519.

460) In der Vorrede der angeführten Ausgabe heißt es: Lieber Leſer, wie wir vormals verheißen das Buch zu meren, iſt jetzund beſchehen, das ſuch zu hinderſt im Buch, da findeſt du ſie beyeinander. Hüt dich aber vor den geſtimpelten und verſimpelten Buchlinen, ſo auch under dieſem nammen außgend und faſt wol vermeyſtert ſeind, du findeſt aber nit allwege, was der Tittel verheißt.

wohl bei einander'') dann die Richter und Rechtsgelehrten, die Zungenkrämer, Alle geißelt der practiſchſte Spott, und es iſt der Erzählung gar kein Nachtheil, daß die Haupt-Quelle dieſer Sammlung außer manchem Mündlichen, außer Petrark, Felix Hemmerlein u. a. beſonders Faſtenpredigten ſind und daß ſie ſelbſt wieder für dergleichen beſtimmt iſt. Wir drehen uns häufig unter ſolchen Schalksnarren, die ihrem Mutterwitze ihr Emporkommen danken herum; ſo erwähnt er einen Cöllner Abentheurer und ſeine Schalksſtreiche, von dem viel zu ſchreiben wäre[461]); ſo kannte er ſelbſt einen Bauer, Hans Werner, der faſt die ganze Bibel auswendig konnte und mit Prieſtern disputirte, ja im Winter, wenn er ſeinen Acker beſtellt hatte, ganz eigentlich aufs Disputiren auszog. So kam er an den Hof von Würtemberg; wie gutmüthig und cordial gehts da zu! die Weiſen kennen ihn da wohl. Er darf dem Herzog ſeine Fragen vorlegen: Wie groß Gott ſei? und da ers nicht weiß, ſagt ers ihm: wie der Prophet ſagt, der Himmel iſt mein Seſſel, das Erdreich mein Schemel. Und wie viel Tuch er zum Rock brauche? Nicht mehr als ein Menſch, den er ſprach: was ihr einen armen Menſchen thut, das thut ihr mir. Eine ſo feine Almoſenbitte verdiente doch auch den Rock, den er von dem Herzog erhielt. Man ſieht alſo, wie der Geiſt Eulenſpiegel's über dem Geſchlechte ruht und wie man die verrückte und verkehrte Welt im Leben hatte. Man weiß ja wie vor dem Ausbruche der Bauernaufſtände die Landleute ihren Witz mit ihrer Armuth nährten. Im Amt Schorndorf hatten ſie ſich einen Staat gebildet, einen Hauptmann geſetzt, unterhielten ſich von den Gütern, die ſich auf dem Hungerberg und in Nirgendheim beſaßen, und nannten ſich den armen Kein-Rath. In der Poeſie, im Reich der Wirklichkeit, im Volk der Thiere, im Himmel ſelbſt nahm Alles dieſe Wendung. Man kennt ja Agrippa's Lob des Eſels und die Fabel, die Luther erzählt, wie der Eſel im Reich der Thiere König wird; auch hier ein Emporkömmling alſo. Und im Himmel erſcheint ſchon ſeit jenen Zeiten, wo die Günſtlingin Maria den Hof tyranniſirte, der Teufel mit ſeinem geſunden Menſchenverſtand, der ihn gegen die Ungerechtigkeiten empörte die ihm widerfuhren, ganz als der Hof-

461) Nr. 322. Einen Linle von Schweinfurt nennt Eyring als ein bekanntes Beiſpiel ſolcher „weiſer närriſcher" Leute.

narr, der aber ſtets wie der Vexirte erſcheint, bis zu dem Bruder Rauſch[462]) hin, wo es noch einem ſcheußlichen Pfaffen gelingen kann ihn in Bande zu legen; von da an erſcheint er ſtets mächtiger, läßt ſich vom Hofnarren zum Volksnarren herab, er vexirt und läßt ſich vexiren wie jeder Luſtigmacher, er wandelt unter den Menſchen, und bei Pauli begegnen wir ihm mit allerhand fahrenden Leuten in Gemeinſchaft und unſer Eulenſpiegel kennt ihn von weitem und beide gehen da verträglich nebeneinander her wie ihres Gleichen. Er gewinnt immer mehr an Perſönlichkeit, wie alles damals plaſtiſch wird; er gouvernirt bald in den moraliſchen Predigten der Musculus u. A. als Haſen-Jagd-Fluch-Ehe-Spielteufel in den verſchiedenſten Provinzen die Welt, er erſcheint in Fauſt vollends als der irdiſche Gott, der nun auch wieder zu ſeinem Rechte kommt.

Das Volksbuch von Fauſt[463]) ſteht mit dieſen genannten Erſcheinungen in Verbindung und im Gegenſatz. Es entſtand erſt als die Zeit nach der Reformation von der momentanen Aufklärung wieder in Obſcurantismus zurückſank und ſteht als ein Symbol neben dieſer Erſcheinung da. Seine Grundlage iſt volksmäßig, ſeine erſte Aufzeichnung iſt gelehrt, beruft ſich auf Autographie und allerhand verdächtige Quellen, und aus dieſer iſt erſt das Volksbuch geworden, das ſeinen Urſprung auch deutlich genug verräth. Auf einen Johann Fauſt, der in der Wirklichkeit als Zauberer bekannt war, übertrug man um ſo lieber in der Sage die vielen Zauberſchwänke, je dunkler er war und je willkommner vielleicht die Erinnerung an den Erfinder der Buchdruckerkunſt war; Viele andere Alchymiſten der Zeit, in der ſich nach Erasmus die Deutſchen vorzugsweiſe im Lobe ihrer magiſchen Weisheit gefielen, hätten die Verewigung eher verdient, ſo wie vielleicht viele andere Volksnarren als Till, falls ihm etwas Perſönliches unterliegt; auf ihnen blieb die Sage zufällig haften, wie auf dem Vespucci die Benennung von Amerika. Was den Fauſt in die Reihe jener beſpro-

462) Ich beſitze durch die Güte der Herausgeber Wolff und Endlicher eines der wenigen Exemplare, die ſie im Druck erneuten nach dem alten Druck Straßb. 1515. Aelter iſt eine niederdeutſche Ausgabe aus dem 15. Jahrhundert die S. XLVIII. bezeichnet wird.

463) Das vollſtändigſte Material über die Fauſtſage hat ſoeben J. Scheible in dem 2ten Theil ſeines Kloſters Stuttg. 1846. zuſammengetragen.

chenen Schnurren ſetzt, ſind die komiſchen Zauberſpäſſe, die das Volk vor Allem beluſtigten. Seit der Einführung der Geſchichten von Virgilius hatte der Geſchmack an Zaubereien nicht mehr aufgehört. Im Malagis und Spiet ſahen wir gleichſam die Zauberer und Hofnarren oder Zwerge mit einander vereinigt; jetzt ſind ſie getrennt. Eulenſpiegel übt zauberähnliche Streiche, ohne die Magie zu verſtehen bis auf ein weniges; Fauſt macht den Hofnarren, nimmt alle Rollen an, kurz er treibt Eulenſpiegeleien ohne ſie aus ſich zu ſchöpfen, ſondern auf Aufforderung, mit Zauberkunſt, um Anderen gefällig zu ſein. Wie auf Eulenſpiegel die weltbekannten Schwänke, ſo ſind auf Fauſt alte und neue Kunſtſtücke gehäuft; und Görres hat es ſchon nachgewieſen, wie Geſchichten von Albertus Magnus, von dem Abt Erlolf von Fulda, von Simon Magus und Johann Teutonius, von Scotus, dem Böhmen Zytho und Robert von der Normandie auf ihn übertragen ſind und in ſpätern Ausgaben des Widmanniſchen Fauſt ſind eine Menge analoge Stücke angeführt. Auf der andern Seite bildet die Sage zu den komiſchen Figuren einen Gegenſatz, und hier liegt ihre Tiefe. Nach Herzensluſt und Begierde zu leben, der Natur und Leidenſchaft Lauf laſſen, ſich der Welt zu gebrauchen, das hieſige Leben zu würdigen, und damit eine erhöhte Einſicht zu verbinden; mit andern Worten die Unſchuld und Freiheit der Natur mit Vernunft und Aufklärung zu paaren und ſo das Werk der eigentlichen ächten menſchlichen Ausbildung zu vollenden, dieſer Gedanke liegt dunkel in der Sage, konnte aber damals weder im Leben, wo ſo viele allzufrühe Freigeiſter ihre ſonderbaren Rollen ſpielten, noch in der Kunſt ausgebildet werden, wo der Held nothwendig tragiſch untergehen mußte. Die Rückkehr zur reinen Natur, ja zu einer noch tieferen Stufe, von den Auswüchſen der einſeitig cultivirten Welt der höhern Stände verzieh man den unflätigen, rohen Bauern; das ſodomitiſche Leben aber und die Verwerfung der Schrift und das Feſthalten der Kirchenväter und den zu großen Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen, alles was den Papismus bezeichnet, verdammte der reformiſtiſche Sinn der Zeit ohne Gnade in die Hölle. Aber in den folgenden Zeiten, die jenes große Ziel im Auge behielten, pflanzte ſich der Grundgedanke der Sage volksmäßig fort, wie nicht leicht eine andere Idee, wie nur die ähnliche der Alexanderſage im Mitelalter, die in blühenden poetiſchen Zeiten eben ſo

oft unglücklich verſucht ward wie die Fauſtiſche, bis der Berufene den rechten Punkt ergriff.

In einem ähnlichen Verhältniſſe meinte ich oben ſchon den Fortunat zu der alten Glücksritterei zu ſehen; vielleicht verſpottet dieſe oder auch den Hang der Zeit nach Reiſen und fabelhaften Reiſebeſchreibungen der Finkenritter[464]), auf den die gelehrten Komiker eben ſo übel zu ſprechen ſind, wie auf den Eulenſpiegel. Der Kern auch dieſes Volksbuches iſt unter uns in den Münchhauſiſchen Lügen lebendig geblieben, und es muß doch in dergleichen verkehrten Welten ein ungemeiner Reiz liegen, da ſie die alte Welt wie die neue kannte und liebte. Wie auf den Schwänken der Eulenſpiegel, auf den Zaubererzählungen der Fauſt, ſo baute ſich der Finkenritter auf den Lügenmährchen und den Poeſieen des Unſinns auf, die wir ſeit den gnomiſchen Dichtern bei Suchenwirt, Beheim, Hans Sachs, kurz zu jeder Zeit wieder finden. Der Ritter erzählt geographiſche, hiſtoriſche Unmöglichkeiten, Anachronismen und jederlei Gattung von Vernunftwidrigkeit. Er kommt förmlich ins Schlaraffenland, das bekanntlich von Hans Sachs ſo gut behandelt iſt; und in die verkehrte Welt, wo die ſteinernen Birnbäume ſtehen, der Bach brennt, die Bauern mit Stroh löſchen, die Hunde von den Haſen gefangen, die Wölfe von den Schafen gehängt werden. Aber Verdienſt iſt gar nicht in dem Buche, wie überhaupt in keinem Volksbuche. Es muß ſich Sinn unter ſcheinbaren Unſinn, Unſinn unter ſcheinbaren Sinn bergen, wenn dergleichen angenehm ſein ſoll; und wenigſtens muß ſich der einfache Spaß nicht ſo häufen, wie hier wo etwa der Abentheurer einmal einem hübſchen ſchwarzen feinen grauen jungen blöden alten ſchönen hurtigen Mann begegnet, der an der Krücke tanzt, einen Bart mit Schindeln gedeckt hat, eine Badſtube auf der Naſe, eine Wartze am Zahn, der an einem Ohre hinkte und an einem Ellenbogen ſtammelte u. ſ. w.

Und zuletzt gehört in dieſe Reihe noch das Lalenbuch

464) Die Hiſtorie und Legende von dem trefflichen und weiterfahrenen Ritter Herrn Polycarpen von Kirlariſſa, genanndt der Finkenritter, wie er 250 Jahr zuvor ehe er geboren ward, viel Land durchwandert und ſeltzame Ding geſehen und zuletzt von ſeiner Mutter für todt liegen gefunden, auffgehoben und erſt von newem gebohren worden. o. O. u. J.

(1597)[465]). Der Orient und der Occident, das Alterthum und die neue Zeit haben ihre Sivri=Hiſſar und Cascum, ihr Abdera und Schilda und wie jede größere Stadt gewöhnlich ihren Volksnarren hat, ſo hat ſie auch irgend einen Nachbarort, der die Zielſcheibe ihrer Witze iſt. In Süddeutſchland ſpotten mehr Stämme auf Stämme; im Norden ſind es mehr Städte, obwohl in der Reformationszeit auch in Schwaben und Baiern einzelne Orte als ſolche Stichblätter des Witzes genannt wurden, die ſo viel ich weiß jetzt nicht mehr dafür gelten. Auch dieſe Scherze alſo leben in unſern Krähwinkeleien in neueren Bearbeitungen, im Bild und in der Anecdote, wie das Pfahlbürgerthum ſelbſt, ewig fort. Dies Fortleben iſt in jedem Falle wichtiger, als das Buch. Man hat es in ſeiner Art vollendet genannt wie den Cervantes! was hat man nicht Alles bei uns ſchon urtheilen dürfen! Das Büchlein verräth, wie ſeine Ueberarbeitung, der Grillenvertreiber[466]), eine gelehrte Hand, eben wie auch der Fauſt. Eine gewiſſe humoriſtiſche Sprachgewandtheit hat das ganze Jahrhundert voraus; dies Werkchen verſpricht im Anfang etwas Tieferes, hält aber nicht Wort. Die Lalenbürger ſtammen von einem der ſieben weiſen Meiſter; der Ruf ihrer Weisheit machte ehedem, daß man ſie in alle Welt an Höfe und Regierungen berief. Darüber litt zuletzt ihr eignes Gemeinweſen, das den Weibern überlaſſen blieb, Noth. Die Männer werden ſämmtlich heimbeſchieden und finden als Frucht ihrer Weisheit die Zerrüttung ihres eignen Hauſes. Contrariorum contraria sequentia. Sie legen ſich auf die Thorheit. Es ſollte nun gezeigt werden, wie ſich die Weisheit allmählig abſchliff zur Thorheit, allein mit dem erſten Verſuche ſind die Schildbürger auch gleich perfecte Narren, die nun jene hundert Streiche ausüben, die auch hier nur geſammelt ſind, die ſchon in Bebel's Facetien, in

465) Ich kenne nur die Ausgabe von 1614. Wunderſeltzame Abentheverliche unerhörte und bißher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten der Lalen zu Lalenburg in Misnopotamia hinder Utopia gelegen. Durch M. Aleph Beth Gimmel ꝛc. ꝛc.

466) Grillenvertreiber, d. h. newere wunderbarliche Hiſtorien, ſeltzame abentheuerliche Geſchichten u. ſ. w. durch Conradum Agyrtam von Bellemont. Fr. 1605. Ich halte mich dabei nicht auf; eine Vergleichung des Inhalts mit dem Lalenbuch und Analyſe der Fortſetzungen gibt v. d. Hagen im Narrenbuch.

Frey's Gartengeſellſchaft, im Rollwagen, bei Seiler u. A. einzeln erzählt und bekannt waren. Sie legen Hand an gemeine Werke, greifen Alles aufs närriſchſte an, und gewinnen nichts dabei, als daß jedesmal eins auf allgemeine Koſten getrunken und ein Loch ins öffentliche Gut gefreſſen wird. Unter ihnen iſt ihr Schultheiß wieder eine Figur, der den Zuſammenhang mit den Eulenſpiegeln an die Hand gibt, auf den auch darin Bezug genommen wird, ſo wie auch eine Predigt im Lalenbuch an den Peter Leu erinnert. Es ſcheint manchmal als ob die Behandlung geſchickte Steigerungen anbringe, z. B. in den erſten Streichen den Uebergang von dem Vergeſſen der Erfahrung auf falſche Anwendung der Erfahrung angeben, als ob ſie veranſchaulichen wolle, wie ſich Art und Natur forterbt, Gewohnheit aber zur andern Natur wird, allein man legt das mehr hinein, als daß es darin läge.

Alle dieſe Werkchen, die wir nun angeführt haben, haben eine viel zu eindringende Wirkung auf die Nation gehabt und fahren fort ſie zu haben, als daß man, ſo roh, ſo unbeholfen, ſo dürftig ſie ausſehen, nicht eine tiefere Bedeutung wirklich dahinter ſuchen dürfte. Sie in den Dichtungen oder Erzählungen als ſolchen, als Kunſtwerken zu ſuchen, das würde den Geſchmack des Lalenburger Schultheißen verrathen. Allein wie es auch in andern Dingen, wie es bei dem alten nationalen Epos der Fall war, wir müſſen die Geſchichte zu Hülfe nehmen, wir müſſen dieſe Werke, die ſich durch zwei, drei Jahrhunderte hinſchlingen und die ich deßwegen hier weit zurück und weit vorgreifend zuſammenſtellen mußte, dieſe Werke müſſen wir in einem weiten Verhältniß zu der Vergangenheit betrachten, und ihre nationale Grundlage im Leben ſelbſt zu Hülfe nehmen, um uns ihre Entſtehung und ihre Wirkſamkeit zu erklären.

Die Uebertreibung des ceremoniellen Geſetzes und der Sitte, die auf Uebereinkunft ruht, in der ritterlichen Geſellſchaft und an den Höfen des Mittelalters rief im natürlichen Gegenſatze, wie denn jedes Uebermaaß auf das Gegentheil überſpringt, an eben dieſen Höfen jene eigenthümliche Erſcheinung der Hofnarren hervor, die beſonders ſeit den Zeiten, wo die Unterhaltung mit Geſang verfiel, ſehr ſchnelle Fortſchritte machen mußte, weil die ſteife Langweiligkeit des höfiſchen Verkehrs nothwendig ein Element forderte,

das an die urſprüngliche Gleichheit der Menſchen erinnerte und einen Contraſt zu den herrſchenden Sitten bildete, der nicht anders als von unverwüſtlichem Lachſtoffe begleitet ſein konnte. Auf einer andern Seite hatte man ſich, wie hier im Verkehre, ſo auch im Religiöſen in eine höchſt unnatürliche Höhe verſtiegen. Man verlangte vom Volke Frömmigkeit und Glauben und machte ihm Ceremonien vor, man ſollte es lehren und predigte ihm lateiniſch allerhand durch die gelehrte Convenienz ausgeklügelte Dogmen vor. Auch hiergegen ſtanden im 13. Jahrhundert die Bettelmönche und Faſtenprediger auf und ſpielten die nämliche Rolle der geiſtlichen Narren, in denen die ſcholaſtiſche Weisheit plötzlich auf die Verläugnung und Verſpottung alles Verſtandeswerks in der Religion überſprang. Wir haben ja oben geſehen, daß die Myſtiker predigten, man müſſe ſich vor der Welt zum Thoren machen; und Erasmus in ſeinem Geſpräche von den reichen Bettlern oder Franziskanern läßt den Wirth dort die Tracht dieſer Mönche bis auf die Eſelsohren und Schellen mit der der Narren vergleichen, und ſie antworten auch hierauf noch ganz in dieſem Sinn, ſie ſeien auch die Narren der Welt. Gegen die Unnatur und Convenienz alſo gehen wirklich dieſe grotesken Figuren in Literatur und Leben aus; ſie ſpotten aller Grübeleien der Gelehrten und treten jeden Anſtand mit Füßen; ſie gehen auf die große Revolution aus, des Menſchen Naturtrieb und urſprüngliche Rohheit wieder zu Ehren zu bringen, weil auch wirklich aus einer rohen Materie leichter etwas zu machen war als aus einer verdorbenen und überfeinerten; man that dieſe Rückſchritte mit jenem karrikaturmäßigen Anſtellen, mit dem man jede neue Richtung gleich im Extreme ergreift, man ſuchte ſich dann nur der Narrheit bewußt zu machen, weil es ein oft wiederholter Lehrſatz der Zeit war, der das eben ausgedrückte auch ausdrückt, daß der ſich als Narr erkenne ſchnell zum Weiſen gemacht ſei. Wirklich alſo haben dieſe ſonderbaren natürlichen Weiſen ein Verhältniß zu den alten Philoſophen, was die Zeit dunkel ſehr wohl ahnte. Allein in Griechenland mußte ſich dies nothwendig ganz anders geſtalten; und die Intenſivität des alten Lebens iſt auch hier der Grund jeder Unterſcheidung. Der geſellige Verkehr, der Staat, die Gelehrſamkeit, die Philoſophie, die Religion, das Alles waren im Alterthume gar nicht ſo unabhängige Dinge, wie bei uns, ſondern Eines griff in das Andere ein, und ſo wurden

die Diogenes und Ariſtipp, dieſe großen Volks- und Hofnarren der Griechen Gründer oder Beförderer von Lebensphiloſophien und practiſchen Richtungen, die in Glaube, Staat, Umgang und Weisheit zugleich aufs ungemeſſenſte eingreifen. Aber bei uns fiel das Alles auseinander, und das 16. Jahrhundert unterſchied gelehrte Hofnarren und närriſche Gelehrte, natürlich-Blödſinnige, fantaſtiſche Religionsſchwärmer, Freigeiſter und Staatsmänner des Bauernſtandes, Pritſchenmeiſter und Spruchſprecher, die ſich der politiſchen Kritik annahmen. Ein einziger Gegenſatz bedingte auch dieſen großen Unterſchied. Die Ungleichheit und Rangmäßigkeit im Mittelalter machte, daß man zur Beluſtigung den Mann der untern Claſſe den Herrn ſpielen ließ, wenn man ſich beluſtigen wollte, die Gleichheit der Geltung im Alterthum aber brachte zu Wege, daß ſich dort der Beluſtiger zum Paraſiten machte. Wenn ſich die Paraſiten hier und da eine Freiheit erlaubten, ſo war das wie eine ſeltne Rache für die Art wie ihnen mitgeſpielt ward; und ſo ſind es umgekehrt die Prügel, die die Hofnarren bisweilen trotz ihres Privilegiums für ihre Unverſchämtheit erhielten. Man fand es bei den Griechen aufzeichnenswerth, was für maaßloſe Schmeicheleien die Paraſiten ſagten, wer würde bei uns ſo etwas auffallend finden, um es aufzuzeichnen, oder wer würde im Stande ſein es aufzuzeichnen! Gegen die tauſend Anecdoten der Freimüthigkeit, die wir aus dem Alterthum haben, müßten wir blos die Witze unſerer Narren aufbieten und würden ſelbſt damit ſchwerlich ausreichen. Nur in den Zeiten, wo Rom unſerer Bildung nahe kam, erhielt der Scurra eine Bedeutung, wie unſre Hofnarren. Die Ungleichheit, der Despotismus rief überall dieſe Gegenſeite hervor; deßhalb ſind die Hofnarren und Volksnarren in ihrer Blüthe in der Zeit des aufkommenden Abſolutismus in Europa; deßhalb ſind ſie im Oriente zu Hauſe. Wir haben oben gemeint, Fabel und Thiermährchen ſeien im Orient und Occident ein Ausdruck des gedrückten und wie das Thier dienenden Volkes. Die Narrenſchwänke ſind es eben ſo; man ſollte meinen, die thieriſchen Abzeichen des Narren, die Eſelsohren, der Hahnenkamm, der Fuchsſchwanz, die Schelle [467])

---

467) Auch Flögel, deſſen Werke ich nicht überall bei einzelnen Gelegenheiten citire, dem ich mich aber in dieſen Abſchnitten vielfach verbunden erkläre, vermuthete dies ſchon von einer andern Seite her. Was die Schelle

müßte eine Beziehung darauf haben. Im Orient blieb die Fabel wie der Hofnarr gleichſam auf der Lehre hängen, wie das Volk ſelbſt nicht aus der Sclaverei wegkam, ſo ſehr es ſie fühlte; in den orientaliſchen Hofnarren iſt der Witz und Scharfſinn das Große, worin ſie den occidentaliſchen, wenn ich recht ſehe, weit voraus ſind; in den unſrigen, bei Shakſpeare in der Poeſie, oder bei unſerm Kunz von der Roſen im Leben iſt die Handlung das Erhebende. Das Ringen der untern Claſſen nach Freiheit iſt in der Stellung dieſer Narren, wie in den Geſchichten, die wir betrachtet haben, ſehr eigenthümlich ausgedrückt. Es iſt ein ſtetes Reiben, eine ſtete Wechſelwirkung. Es ſcheint ſo natürlich zu ſein, daß die Natur herrſche und doch hat auch die Convenienz ihre natürlichen Rechte; es ſcheint ſo natürlich, daß das Volk herrſche und doch hat es ſo große Misſtände. Man ſieht nun dieſem Wahrheitseifer, dieſer Derbheit, dieſem Cynismus der Narren an den Höfen nach und ſelbſt in dieſen Büchern, die wir beſprochen; man ergötzt ſich daran und doch mag man ſie wieder nicht, ſo bald man ſich perſönlich verletzt fühlt; und wie die Polizei immer die Gaukler zugleich verfolgt und tolerirt hat, wie man die Schauſpieler auszeichnet und doch notirt, ſo iſt's auch hier. Man privilegirt dieſe Narren, und prügelt ſie; man will ſie nicht in der Theorie und freut ſich ihrer in der Praxis, oder man vertheidigt ſie in der Theorie bis man in der Wirklichkeit ſelbſt einmal von ihren Witzen oder Streichen gelitten hat. Dies ruft denn überall Animoſität hervor und man kann dem Eulenſpiegel ſelbſt ſeine boshaften Streiche nicht übel nehmen, er nimmt auch die ihm geſpielten nicht übel, aber rächt ſich. Alles iſt Reciprocität; Ein Narr, ſagt daher das Sprichwort, macht zehn; es iſt des Narren Lieblingswitz, die Klugen ſelbſt zu Narren zu ſtempeln. Man lauſt den Narren ſtets mit

---

angeht, ſo muß es eine häufige Beluſtigung der Ritterzeit geweſen ſein, Thieren Schellen an die Schwänze zu binden und ſich an ihren Gebährden zu erfreuen. Im Thomaſin wird ſo die Unſtete mit einem Wolfe verglichen, dem man eine Schelle an den Schwanz gebunden. Der „ſchellec Haſe" im Eingang des Parzival iſt nichts anders als ein ſolcher Haſe mit einer Schelle, obwohl ich nicht läugnen will, daß zu Wolfram's Zeit jenes Beiwort ſchon in dem abgeleiteten Begriffe (ſcheu, aufgeſchreckt, auch närriſch, kopfſcheu), in dem es noch heute provinziell üblich iſt, könnte gebraucht und verſtanden worden ſein.

ſeinen eignen Kolben, man entgegnet ſeinen Witz mit Schlägen, wo der eigne nicht ausreicht; und weil doch ein Narr mehr fragen kann als zehn Weiſe beantworten, ſo hilft ſich der Weiſe oft vor ſeinen Fallſtricken mit Gegenfragen. Sie vexiren und laſſen ſich vexiren; ſie reden die Wahrheit und ſophiſtiſiren dabei; ſie betrügen und laſſen ſich betrügen, und wo im Leben auch dieſe Reciprocität iſt, wie unter Strozzi und Brusquet[468]), da iſt das Narrenweſen am ergötzlichſten, ſo derb, grob und unwohlthuend auch die Streiche ſind, die ſie ſich ſpielen; wo dieſe Reciprocität wegfällt, iſt das ganze Verhältniß aufgelöſt; deshalb verträgt ſich Eulenſpiegel nicht mit Kindern, da Kinder und Narren die Wahrheit in ganz anderer Weiſe ſagen. Wer nicht das Studentenleben tolerirt, wird dieſe unflätigen, thörichten, oft platten Späſſe, Prellereien und Vexationen der Narren auch nicht toleriren, denn von dieſem Leben gilt das Gleiche. Man erträgt's und findet es natürlich, ſelbſt betroffen mag man nicht von der Unart werden. Wenn ſie an der Einfalt und Philiſterei, an Füchſen und Pennalen ihren Muthwillen üben, ſchwankt man zwiſchen Lachen und Aerger. Die Reciprocität unter ihnen ſelbſt, ihre Verſpottungen und Streiche die ſie ſich ſelbſt ſpielen, verweiſt ihnen Niemand und ſie ſelbſt ſich auch nicht. Die Freude an Obſcönitaten, an Gemeinheiten, an Unflätigkeiten iſt hier auch die beſte Würze; gewöhnlich tragen die natürlicheren, die allgemeiner menſchlich empfindenden Burſchen dieſen derben Gegenſatz des Cynismus gegen die äußerlich glatten Corps öffentlicher zur Schau, obwohl alle die Narrenkappe und Schärpe tragen. Dieſe Vergleichung iſt gar keine äußerliche, es iſt eigentlich gar keine Vergleichung, ſondern die Sache ſelbſt. Das öffentliche Leben in Deutſchland zur Reformationszeit iſt das wahre Studentenalter der Nation, das Heraustreten aus ſich ſelbſt, die Aufklärung in Religionsſachen, die erſte Bekanntſchaft mit dem öffentlichen Leben und der Wiſſenſchaft, theilt jedes Individuum in ſeinen Studentenjahren mit der Nation in der Reformationszeit. Es iſt die Kehrſeite der Tölpeljahre, die ihre ſinnige und ihre ſinnliche Seite haben, der wir hier begegnen. Es kann nichts liebenswürdigeres geben, als den gläubigen frommen Jüngling, ſo lang ihn Vater und Mutter

---

468) Flögel's Geſchichte der Hofnarren S. 350 sqq.

noch in einiger Beſchränkung halten und regeln und nichts Ungeſchickteres und Komiſcheres, wenn er nun plötzlich ſich ſelbſt überlaſſen in alle Zügelloſigkeit fällt. Die Inconvenienz iſt die Seele des Studenten- und Narrenlebens. Wir haben jetzt den reinen Gegenſatz zu der Ritterzeit erlebt; betrachten wir geſchichtlich die Poeſien dieſer Zeit gegen die der Ritterzeit, ſo ſtehen wir wirklich in einer verkehrten Welt; wie Sancha Panſo zu Don Quixote, ſo ſind die Eulenſpiegel die Gegenſtücke zu Parzival, ja ſie ſind wie aus dieſem hervorgegangen. Trug er nicht gleich im Anfange die Narrenjacke und befolgte er nicht ebenſo wörtlich die Aufträge ſeiner Mutter, wie Eulenſpiegel immerhin? Wie tief wirkt doch die unmittelbare Natur in den Menſchen, daß ſo getrennte Beziehungen ſo ſcharf in einem genialen Gedichte können angezeigt ſein, noch ehe ſie im Leben vermittelt ſind. Die ritterlichen Abentheurer ſind nun Landſtreicher geworden, die Lieblingshelden der Nation aus höfiſchen Edeln zu groben Bauern. Natur ſoll die Unnatur erſetzen, das Thieriſche das Heroiſche, die Carricatur das Ideal, die tollſte Laune den übernatürlichen Ernſt, Wahrheit die Sophiſtik, Rohheit den Anſtand, Einfalt die Weisheit, Zügelloſigkeit die Convenienz, Vogelfreiheit das Recht, Kriegsſtand den Ruheſtand, Unterthan den Herrn, der Bauer den Fürſten, der Grobian den höfiſchen Rittersmann. Kein Stand, kein Rang, keine Obrigkeit und keine Polizei wird reſpectirt von dieſen eigentlichen Repräſentanten der Revolution und Anarchie; ſie ſpotten der Alltäglichkeit, der Gewohnheit, des ſtationären Sprichworts, der Philiſterei, der Phantaſterei, des Aberglaubens und Aberwitzes, des Dünkels und der Macht, ſie wiſſen ſich vor ihrem Gewiſſen ſicher und gehen am Teufel vorbei und lachen des Rechts und Geſetzes. Sie ſind aller Welt Feind und kaum Freund mit ſich ſelber. Umzuſtürzen iſt ihre eigentliche Thätigkeit, aufzubauen haben ſie keinen Gedanken. Sie wollen alles ſimplificiren, welches das große Ziel jeder Umwälzung iſt. Sie ſchneiden Alles ab, bis auf die bloße Natur, die der Menſch mit dem Thier theilt. Haben die verfeinerten ritterlichen Helden die körperlichen Bedürfniſſe gar nicht gehabt, ſo haben dieſe faſt keine anderen als dieſe. Aber ſie ſorgen nicht einmal für den morgenden Tag, von Armuth zu Reichthum, von Reichthum zur Armuth, das iſt ihr Leben, und wie der Sperling auf dem Dache ſind ſie um Nahrung und Kleid unbekümmert. Reichthum und Jugend macht

Erasmus in ſeinem Lobe der Narrheit [469]), das ſo viele Aufſchlüſſe über dieſe Erſcheinungen für den Denkenden enthält, zu den Eltern der Narrheit; Sorgloſigkeit und Jugend hätte er beſſer geſagt. Wirklich verjüngte dieſe ganze eigenthümliche ſatiriſche Kraft, dieſer Muthwille und dieſe Inſolenz die deutſche Nation, wirklich hatte die Narrheit alle jene Säfte, Quellen und Kräuter, mit denen ſie dem Volke die verlorene Freiheit des Geiſtes wiedergab, ſie aus dem Schlafe des Alters, der Contemplation, der Abgeſchiedenheit weckte; ſie tilgte die Altklugheit der greiſenhaften Jugend, die eine ſtete Frucht der conventionellen Geſellſchaft iſt, ſie tilgte Scholaſtik und Papismus, ſie drängte ſelbſt die pathetiſchen Poeſien der Handwerker aus dem Leben, ſie ſetzte an die Stelle der 20 — 30jährigen Weisheitslehrer wie Thomaſin und Wirnt die lebensfrohen Greiſe, welche der Thorheit Panegyriken hielten, und jene jugendlichen Humaniſten, welchen der ciceroniſche Stil und die immenſeſte Beleſenheit in den Alten nicht das deutſche Herz verdarb, nicht den Sinn am Leben tödtete, und welchen die rüſtige Feder das Schwert nicht aus den Händen warf. Wie ſchade, daß das Alles ins Extrem überſchlagen mußte! Es war eine Zeit, wo ſich der männliche Theil der Nation wieder aufraffte, wo die Thätigkeit der Männer und ihre ernſte Beſchäftigung in großen Dingen eben jene ausſchließlich männlichen Erholungen, Wein und laute Luſtbarkeit, hervorriefen. So wie ſich aber wirklich die Dinge geſtalteten, muß man mit Erasmus ironiſch preiſen, was das junge Deutſchland, die Narren dieſes Jahrhunderts, ohne Schranken wieder predigen. Der Gebrauch des Lebens ward wieder an die Stelle der myſtiſchen Ascetik geſetzt, die Thorheit ſchaffte die Klugheit, die Verleugnung der Scham und Scheu, die dazu nothwendig war. Der Weiſe flieht zu den Büchern und lernt dort nichtsſagende Wortbedeutungen, der Narr ſtürzt ſich in Wagniß und Gefahr und ſammelt ſich mit Erfahrungen Klugheit. An die Stelle der alten Apathie traten die Leidenſchaften wieder, die das Kennzeichen nicht der Weiſen, ſondern der Thoren ſind. Aber eben dieſe Leidenſchaften ſind wie Zuchtmeiſter für die, die nach der Weisheit ſtreben, mahnen zum Guten und ſpornen zu Uebung der Tugend. Denn wer dem Menſchen ſeine

469) Es ward auch um 1530 von Seb. Frank in's Deutſche überſetzt. „Das theuer und künſtlich Büchlein Morie Encomium u. ſ. w. o. O. u. J.

Leidenſchaft nimmt, läßt ein ſtarres Bild zurück, und wer würde, ſagt Erasmus, ſolch einen Menſchen nicht wie ein Geſpenſt fliehen und meiden, der ſtumpf wäre gegen alle Triebe der Natur, der nicht mehr als ein Stein von Leidenſchaft, von Liebe, von Mitleid bewegt würde, der Alles weiß, nie irrt, ſtets überlegt, Alles mit der Schnur mißt, nichts überſieht, nur mit ſich ſelbſt zufrieden iſt. Welche Stadt würde ein ſolches Geſchöpf, einen ſolchen abſolut Weiſen zum Magiſtrate, welches Heer ihn zum Feldherrn, welches Weib zum Gatten wählen? Wer vielmehr nicht jeden erſten beſten Narren aus der Hefe des Volkes vorziehen, der ſelbſt ein Narr, Narren gehorchen oder befehlen könne, der ſeines Gleichen angenehm, gegen die Gattin lieb, bei Freunden heiter, ein guter Zechgenoſſe, ein munterer Geſelle iſt, und der nichts Menſchliches ſich fremd hält. So lebte jenes goldne Zeitalter in Einfalt nach dem Zuge und Triebe der Natur und bedurfte nicht der Lehre. Wozu war ihm die Grammatik nöthig, da alle Eine Zunge redeten und nichts wollten als einander verſtehen? Wozu die Dialectik, wo kein Streit widerſprechender Meinungen war? Wozu die Rhetorik, da keiner dem Andern Verdrießlichkeiten machte? Wozu die Rechtsgelehrſamkeit, da es keine üblen Sitten gab? Die Menſchen waren zu fromm, als daß ſie mit gottloſer Wißbegierde die Geheimniſſe der Natur, die Entfernung, Bewegung, die Einflüſſe der Geſtirne, die verborgenen Gründe der Dinge erforſcht hätten, da ſie es für Sünde hielten, wenn der Menſch über ſeine Befähigung Einſicht ſuchte. So ſind denn weit am glücklichſten, die ſich fern halten von jeder Kunſt und Wiſſenſchaft, und allein die Natur zum Führer nehmen, die nirgends in ſich mangelhaft iſt, wir müßten denn die Schranken der Menſchheit überſchreiten wollen. Die Natur haßt die Schminke und Alles gedeiht beſſer, was nicht durch Künſtelei entſtellt iſt. Was gäbe es glücklicheres als die Bienen, was ähnliches ihrem Bau, und ihrem Staate? Aber das Pferd gab ſich ſchon der menſchlichen Gemeinſchaft und damit dem menſchlichen Elende hin. Die alſo ſind unter den Menſchen am weiteſten fern vom Glücke, die nach Weisheit jagen, die, da ſie als Menſchen geboren ſind, doppelt thöricht ihren Stand vergeſſen, nach dem Leben der Götter ſtreben, und wie die Giganten mit dem Sturmzeug der Wiſſenſchaft und Lehre der Natur den Krieg ankündigen; und ſo ſind die am glücklichſten, die ſich am meiſten dem thieriſchen

Inſtincte nähern und nichts Uebermenſchliches ſuchen. Gibt es daher eine glücklichere Menſchenklaſſe als eben die man Narren, Hofnarren, Luſtigmacher nennt? Sie haben keine Todesfurcht, ſie haben kein Gewiſſen; ſie fürchten keine Geſpenſter, ſie haben nicht Furcht noch Hoffnung; ſie werden von keinen Sorgen gequält, ſie haben keine Scham, keine Scheu, keinen Ehrgeiz, keinen Neid, keine Liebe. Je mehr ſie ſich der thieriſchen Dummheit nähern, um ſo weniger ſind ſie der Sünde anrechnungsfähig, wie die Theologen bezeugen. Während der närriſche Weiſe ſich Tag und Nacht peinigt, ſo freuen ſie ſich beſtändig, ſpielen, ſingen, lachen, und machen auch Andere lachen, ſingen und ſpielen, und heitern den traurigen Ernſt des Lebens auf. Dieſen allein verzeiht man Alles, was ſie ſagen und thun. Niemand will ihnen ſchaden, die Thiere ſelbſt hält ein natürlicher Inſtinct davon ab. Fürſten ſuchen ihre Geſellſchaft lieber, als die der närriſchen Weiſen; lieber als von dieſen ihre verdrießliche Gelehrſamkeit hören ſie die Wahrheit aus dem Munde der Einfalt. Und was wäre herrlicher, als die Wahrheit? Die, obzwar ſie auch des Weins und der Kinder Eigenthum heißt, doch hauptſächlich der Narrheit iſt. Denn was der Narr auf dem Herzen hat, das zeigt er auf ſeinem Geſicht, und in ſeinen Worten; aber die Weiſen reden mit doppelter Zunge. Die verhaßte und verſtoßene Wahrheit hat allein bei den Narren eine Zuflucht gefunden [470]).

3. Schauſpiel.

Dies alſo war die allgemeine Phyſiognomie der Zeiten, in denen eine literariſche Revolution in Deutſchland vorging, die wohl nie ein anderes Volk entſchiedener durchlebt hat. Wir mußten dabei bis ins 13. Jahrhundert zurück und bis ins 17te vorſchreiten, wozwiſchen eben die Zeiten liegen, in welchen eben dieſe Umwälzung Statt hatte, und welche eine ganz eigenthümliche Farbe gegen die früheren ſowohl, wie gegen die ſpäteren Jahrhunderte tragen; jetzt müſſen wir wieder zu einem etwas ſtrengeren chronologiſchen Gange zurückkehren.

Das Epos haben wir in dem Abſchnitte über die Proſaromane bis in ſeine letzten Züge verfolgt, es hatte kaum je wieder

470) Erasmi Encomium moriae, passim.

in ſeiner reinen Geſtalt ſeitdem einen Aufſchwung und nur in ſeiner Ausartung, dem Roman, konnte es ſich wieder einen relativen Werth erwerben. Die Lyrik ſahen wir einen großen Wendepunkt erleben, und ſich wohlthätig zwiſchen dem Neuen und Alten theilen im Volksliede, das ſich der neuen Muſik anſchloß; im Meiſtergeſang ſtarb der alte Choralgeſang aus, erhielt aber nachher im Kirchenliede einen neuen Halt. Wir gehen jetzt auf das Drama über, das, wie es überhaupt zu dem Epos den vollkommenſten Gegenſatz macht, ſich eben in dieſen Zeiten zuerſt anfing auszubilden, wo die Epopöe unterging, und alſo auch in der Geſchichte dieſen Gegenſatz ſogleich bezeichnet.

Die Entſtehung des Schauſpiels in Deutſchland böte einem Literarhiſtoriker die ſchönſte Gelegenheit dar, eine große Summe von Gelehrſamkeit und Kenntniß geſchichtlicher Analogie auszulegen. Das Drama läßt ſich leichter als andere dichteriſche Gattungen in ſeiner Entwickelung aus Leben und Literatur verfolgen, da es meiſt erſt in helleren Zeiten auftaucht und ſich nicht ſo ſehr wie das Epos in die Urgeſchichte mit ſeinen Anfängen verliert, man müßte denn dieſe bis zu der Geſchichte der Gaukler, Tänzer und Mimen zurückführen wollen, die man allerdings im Zuſammenhange verfolgen könnte bis ins tiefe Alterthum, die aber der Literatur weniger, als der Tanz- und Muſikgeſchichte angehören. Das Drama hat daher auch weit häufiger die Geſchichtſchreiber angezogen als die Epopöe, und mit Benutzung der Vorarbeiten über die Bühnengeſchichte anderer Völker ließe ſich eine gleich in ihren Anfängen ſehr breite Theatergeſchichte herausarbeiten. Wir ſuchen aber überall ein Verhältniß zwiſchen Verfahren und Stoff zu halten; und wenn wir bei der Geſchichte unſeres Nationalepos, das ſeines Gleichen nur in Griechenland hat, oder bei der Ritterepopöe und Anderem, was wir aus der ganzen Welt entlehnten, die Blicke auch über die ganze Welt und alle Zeiten ſchweifen ließen, und wenn wir dies Verfahren bald mit ähnlichen Zeiten und Producten noch einmal werden wiederkehren laſſen, ſo liegt dies in der Sache ſelbſt, ſo gut wie das abſichtliche Vermeiden deſſelben in dieſen Zeiten, wo ſich Deutſchland ganz in ſich ſelbſt verſchloß und ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigte. In dieſem Zeitraum der Abgeſchiedenheit der deutſchen Literatur bildeten ſich die Erſtlinge des deutſchen Dramas und dies geſchah unter ähnlichen Verhältniſſen und in ähnlicher

Weiſe wie überall ſonſt, ſo daß man in großer Ausführlichkeit die Aehnlichkeiten der altgriechiſchen und der neuchriſtlichen Myſterien und Poſſenſpiele zuſammenſtellen könnte. Von ſeinem erſten Erſcheinen an wird das Drama ſo der Mittelpunkt der neueren Dichtungsgeſchichte, wie die Epopöe der der älteren war; beide ſind die Pole aller Poeſie überhaupt und nur von ihnen fand es Ariſtoteles der Mühe werth, in ſeiner Poetik zu handeln.

Das Epos ruht auf dem Grunde der Vergangenheit, das Drama auf dem der Gegenwart. Jenes ſahen wir ſich in Zeiten ausbilden, wo die ganze Nation, zwar vergnüglich in ihrer Gegenwart befangen, doch allen Stoff ihrer Unterhaltung aus Ferne und Alterthum holte und in Form der Erzählung den lebendigeren Sinn des leichtgläubigen Ohres zu befriedigen ſuchte. Aber dieſer Stoff war ausgegangen oder man war ihn müde geworden, man kehrte nun zu ſich ſelbſt zurück. Man betrachtete ſich ſelbſt, den Staat und die Kirche; man lernte ſtets genauer unterſcheiden, und trennte die großen Stände von den kleinen, und ſchied jeden einzelnen wieder in ſich; man forſchte nach dem Aeußeren und Inneren, nach Tracht und nach Betragen, nach dem Kleide und nach der Sitte; der Sinn des Auges fing allein an thätig zu werden; das Subject war dazu immer zugleich das Object; und es iſt recht bezeichnend, daß vom Sachſenſpiegel bis zum Spiegel der Tugend und der menſchlichen Erlöſung, ja bis zum Eulenſpiegel nun eine große Reihe von Büchern ſtets unter dem Titel eines Spiegels erſchienen. Alles in der Literatur tritt nun ſo ſehr in Bezug auf ein ſchauluſtiges Volk, wie vorher auf eine hörluſtige Geſellſchaft. Die Malerei begann ihre erſte einfache Periode, als die Muſik die ihrige ausartend vollendete und die Anfänge ihrer zweiten kunſtmäßigeren Periode erlebte. Mit der plaſtiſchen Kunſt aber hat das Schauſpiel weſentliche Verwandtſchaft; Beides beruht auf der Ausbildung des Geſichtsſinnes; Beides finden wir daher immer in einem geſchichtlichen Verhältniſſe. Der Orient, ſo weit er keine plaſtiſche Kunſt kennt, kennt auch kein Drama; in Italien und England theilte ſich Beides ſo, daß Eines überwiegend das Andere mehr ausſchloß; in unſerer neueren Zeit entſtanden die Anfänge von Beiden gleichzeitig, und gleichzeitig Wiedergeburt und Ausbildung im 18. und 19. Jahrhundert; in unſerer Ritterzeit war Beides ganz im Hintergrunde. Erſt nach dieſer Zeit, entwöhnt von dem

bloßen Verweilen in dem Anblicke des ſchönen Geſchlechtes zur Zeit des Minneflors, zerſtreute ſich und bildete ſich das Auge immer mehr. Etwa ſeitdem Ulrich von Lichtenſtein ſeine minnigliche Maskerade beſungen hatte, hörten wir von neuaufkommendem Geſchmacke an Wappenmalereien. Es gab den hiſtoriſchen Liedern zum Theile jene plaſtiſchere Lebendigkeit, daß ſie ſtatt ihrer Helden die Wappenthiere allegoriſch beſangen. Ein Sinn für das Plaſtiſche ging nun allmählig mit dem materiellen Wohlſtande wie in unſern Tagen Hand in Hand in der ganzen Nation auf. Die Freude an den in der Minnezeit verſchmähten Poſſen der Gaukler kehrte wieder, die Hofſänger wurden von den Hofnarren verdrängt, die Zaubereien gingen in die Romane ein und Virgil und Fauſt wurden Volkslieblinge. Seit dem 14. Jahrhundert fing man an, die Bücherränder mit Figuren zu bemalen, und im 15. ward nicht leicht ein Buch abgeſchrieben, ohne daß zugleich mit Bildern für das Auge geſorgt ſein mußte. Im 15. Jahrhundert war in Wien faſt jedes Haus bemalt. Die Bilder, hatte Thomaſin geſagt, ſind für den Bauer, der die Schrift nicht verſteht; je mehr ſich nun die Literatur in den Kreis der Bauern herabzog, je mehr ward das Bild Hauptſache in den Büchern [471]). Aus dem innerſten Bedürfniſſe der Nation heraus ward daher die in dieſem Jahrhundert ſchnell fortſchreitende Formſchneidekunſt gefördert. Die xylographiſchen Werke, die Vorläufer der erſten Drucke, werfen ſich, wie nachher auch dieſe, zuerſt auf die myſtiſchen und frommen Werke [472]), an denen das 15. Jahrhundert ſo großes Wohlgefallen fand, auf die Apocalypſe, die Mariengeſchichten, auf Legenden, auf Wahrſagebücher, Kalender und Todtentänze. In dieſen Werken machen die Bilder den Kern aus. In der ars moriendi, in den Armenbibeln ſind die Holzſchnitte die Hauptſache; das speculum humanae salvationis ſchrumpfte dieſen Figuren zu gefallen zuſammen in kürzere Erklärungen; das defensorium inviolatae perpetuaeque virginitatis gibt zu ſeinen Holz-

471) Im Narrenſchiff heißt es:

Wer yeman der die geſchrifft veracht,
oder villicht die nit künd leſen,
der ſicht im molen wol ſyn weſen,
und fyndet darin wer er iſt,
wem er gleich ſy, was im gebriſt.

472) J. Heller, Geſchichte der Holzſchneidekunſt. Beilage II.

ſchnitten nichts als kurze Sprüche in lateiniſchen oder deutſchen Verſen; Steinhöwel's Ueberſetzung der berühmten Frauen des Boccaz ward ausgezogen oder eigentlich blos die Holzſchnitte daraus genommen, zuſammengeſetzt und mit oft ganz kurzen Erklärungen verſehen. Kein Werk der Belehrung oder der Erzählung konnte mehr ohne Bilder erſcheinen. Die Schrift bezog ſich häufig auf die beigemalten oder gedruckten Figuren. In dem Gedichte von der Keuſchheit [473]) von Rothe, dem Verfaſſer der thüringiſchen Chronik und einer Bearbeitung des poetiſchen Lebens der heiligen Eliſabeth [474]), iſt Alles auf Abbildungen bezogen, Alles von Allegorien und Sinnbildern wimmelnd, und das Bild der Keuſchheit iſt mit einer Reihe von bedeutungsvollen Wappenſchildern umgeben, die dann moraliſch erklärt werden. Wir haben im Schachzabelbuch geſehen, wie gerne man nun alles Didactiſche an etwas Faßliches anlehnt, alles Ueberſinnliche verſinnlicht. Dieſe Richtung brachte die Allegorien hervor; alle ethiſchen und dianontiſchen Tugenden wurden jetzt perſonificirt, alle Leidenſchaften und Laſter. Noch hatte ſich Thomaſin, ſo ſchwer es ihm ankam, mit reinen Definitionen ſeiner Tugenden und Laſter begnügt, Hugo von Trimberg flatterte unſicher zwiſchen Erklärung und Sinnbild, jetzt tritt Alles nur noch im Bilde oder in Perſon auf. Das ſo im Bild Belebte war nicht lebendig genug; es ſollte auch reden, und man hängt den gemalten Figuren daher beſchriebene Zettel aus dem Munde.

Es war ganz natürlich, daß auch alle Feſtlichkeiten mit der Zeit dieſen lebhafteren ſinnlich bewegteren Charakter annehmen mußten. In den Ritterepen hörten wir vielfach von Mahlen und allerhand ſtummer Pracht in Burgen, Gemächern, Gärten und Geräthen. Bald aber wurden Prozeſſionen, Aufführungen, Gaukeleien und dergleichen die Gegenſtände, auf welche ſich der Luxus warf; phantaſtiſche Allegorien waren nicht allein in der Literatur, ſondern auch im Leben im Schwung. Je mehr man dieſe feſtlichen Aufführungen nun ausbildete, der todten Schau ein Pantomimiſches Spiel, der ſtummen Pantomime Geſang zufügte und den Geſang in Rede und Dialog überleitete, deſto näher kam man auch von dieſer Seite der Ausbildung des eigentlichen Schauſpiels. Die

473) Auszüglich in Adelung's Magazin 2, 3, 108.
474) In Mencken's scrippt.

Aufführungen bei dem Eſelsfeſte in Rouen [475]), die Prozeſſionen der rückkehrenden Kreuzfahrer, die man ſo oft als die erſten Anfänge der Myſterien bezeichnet hat, die Jahreszeitfeſte, der Streit des Sommers und Winters, der Aufzug der heiligen drei Könige an Weihnachten, der Todtentanz und die Kreuzigungsgeſchichten, in allem konnten Elemente zum Schauſpiel liegen, ſo wie wir unten ſehen werden, daß der Markt und das Gericht natürliche Vorbilder dramatiſcher Szenerie wurden. Wie leicht ein Jahreszeitfeſt in ein Spiel übergehen kann, ſcheint der Schwank von Neidhard und dem Veilchen zu zeigen. Wenn der Todtentanz wirklich in Paris im 15. Jahrhundert in den Kirchen aufgeführt wurde, ſo war es wohl bloße Pantomime, das Bild trat in Bewegung über; allein wie vielfach er ſich der dramatiſchen Geſtaltung näherte, läßt ſich wohl nachweiſen. Es exiſtirt bei uns ein Geſpräch zwiſchen dem Tod und einem Bauern [476]), dem frühzeitig ein ſchönes Weib ge-

475) Du Cange s. v. festum Asin.

476) Cod. Pal. 76. Es iſt ſchon 1477 gedruckt. S. Jäck und Heller's Beiträge 2. S. 128. Das Werkchen iſt eigentlich der Idee des Todtentanzes entgegengeſetzt, wo der Tod ſtets als ein unbeſchränkter Gewalthaber aufgeführt wird. Auch hier rühmt er ſich ſeiner Gewalt, als ob ſie ihm eigenthümlich wäre, da ſie ihm doch nur von Gott zum Lehen gegeben ſei, in deſſen Hand allein Tod und Leben und die Seele des Menſchen ſtehe. Der Tod erſcheint hier als das böſe Princip, gegen das der Bauer mit Glück die Würde des Menſchen vertheidigt. Vortreffliche Stellen über die Vergänglichkeit und den Wechſel der Dinge fließen mitunter, die an die alten Philoſophen erinnern, und der humaniſtiſche Sinn gegen die Weltverächter leuchtet an einer Stelle durch, wo das weltliche und eheliche Leben in Schutz genommen wird gegen das geiſtliche, da ein Mann, der ein biederes Weib hat, wonneſam, luſtſam, weltſam und weltgütig ſei, da er emſig nach Nahrung ſtelle, und gerne Ehre mit Ehre, Treue mit Treue, Gut mit Gut vergelte. Zur Probe des ganz originalen Stils ſtehe folgende Stelle hier: f. 56. Do ſte ich armer ackermann allein, verſchwunden iſt mein liechter ſtern an dem himmel, zu raſt iſt gegangen meines hailes ſunne, uff get ſi nymer mere, nicht me gat uff mein lüchtender morgenſterne, gelegen iſt ſyn ſchine, kain laidvertrib hon ich me, di vinſter nacht iſt allenthalben vor minen ougen, ich wene nicht, daz ſi mir rechte fröwde nymer mere muge widerbringen, wenn miner fröden achtbar banner iſt mir laider undergangen; zetter, waffen uß hertzen grunde ſy geſchrüwen über daz jare, über den verworffenen tag und über die laidige ſtunde, dar inne min ſtetter hartter demantt iſt zerbrochen, darinne min rechter fürender laidſtapp unbarmhertzeclichen mir uß den henden wart gerucket, darinne iſt zu mines hailes vernuwendem Jungbrunnen mir der weg verhowen.

ſtorben iſt, das an die Gemeinplätze der Todtentänze vielfach erinnert und übrigens durch einen ganz eigenthümlichen ſentimentalen Ton merkwürdig iſt, der an die Ueberſetzung der Alba von Adam Werner von Themar erinnert [477]), ſo daß es vielleicht aus deſſen Feder könnte gefloſſen ſein. Den Hekaſtus des Hans Sachs ferner, oder den Every man, der in England unter Heinrich VIII. gedruckt ward, oder vielmehr die gemeinſchaftliche Quelle beider, worin unter dem Jedermann das menſchliche Geſchlecht dargeſtellt wird, über deſſen Sünden erbittert, Gott den Tod beruft, ihn vor ſeinen Richterſtuhl zu citiren, könnte man als eine dramatiſche Geſtaltung des Todtentanzes betrachten, obwohl hier natürlich ſchon andere Dinge mitgewirkt haben, die geregeltere Form zu ſchaffen. In die Kirche gingen frühzeitig Ceremonien und Vorträge in mimiſche Aufführungen und ſinnliche Begehungen über, und es iſt nichts gewiſſer, als daß die erſten Schauſpielhäuſer Kirchen und Klöſter waren, die erſten Schauſpieler Geiſtliche, und die erſten Gegenſtände des Dramas der neueren Zeit fromme und chriſtliche. In Rom wird noch heute die Paſſionsgeſchichte auf Oſtern mit vertheilten Rollen geſungen: Eine Stimme lieſt ſingend die Evangelienerzählung, eine zweite ſingt Alles, was Chriſtus ſpricht, eine dritte was überhaupt ſonſt geredet wird, und der Chor, was Mehrere oder die Maſſen zu ſagen haben. Von ſolchen einfachen Anfängen der Recitation und des Wechſelgeſanges aus mag man in der Kirche frühzeitig angefangen haben, den Vortrag beſonders der Leidensgeſchichte mit Action zu begleiten, und von da aus auch andere Feſte mit Aufführungen zu ſchmücken, deren Beſtimmung anfangs durchaus heilig, deren Leitung den Geiſtlichen überlaſſen blieb, bis mit der Zeit die weiteren Schritte zur Ausbildung ſolcher Spiele Laienhülfe nöthig machten, und die Laien profane Zuthaten zu dem gottesdienſtlichen Stoffe hinzubrachten; im 15. Jahrhundert waren auch in England ſchon die Aufführungen der Mirakelſpiele ganz in den Händen der Handwerker. Im 13. Jahrhunderte richten ſich wiederholte und ſcharfe Verbote der Kirchenverſammlungen, Päbſte und Biſchöfe gegen dieſe Spiele in den Kirchen überhaupt, oder gegen die Theilnahme der Geiſtlichen daran, oder gegen den Misbrauch derſelben. Man glaubt in der Reihe und Art dieſer Verbote

477) Cod. Pal. 298.

zu bemerken, wie im Laufe der Zeit die Oberen dem wachſenden Geſchmacke an dieſen Aufführungen nachgeben mußten. Im 14. Jahrhundert, wo wir wiſſen, daß in Frankreich und den Niederlanden ſchon öffentlich geſpielt wurde, wo wir die Nachricht finden, daß 1322 Predigermönche in Eiſenach ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen aufführten, treten auch die Quellen geiſtlicher Schauſpiele in Deutſchland hervor, und ſie weiſen uns vorzugsweiſe nach den Gegenden von Schleſien und Böhmen, wohin Karl IV. zuerſt auch die plaſtiſche Kunſt der Italiener verpflanzte. Im 15. Jahrhundert war alsdann die Darſtellung der Myſterien ſchon ganz unangefochten. Ob ſie bei uns ſo verbreitet waren, wie in Frankreich, darf man zweifeln. Wenn man aus der Erzählung, wie Eulenſpiegel eine Oſterfeier dieſer Art ſtört, ſchließen ſoll, ſo wären die Myſterien vielleicht bei uns tiefer ins Volk herabgegangen, und Dörfer hätten ſich ſchon damals daran verſucht, wie in Oberbaiern noch bis heute ein abgelegener Ort (Oberammergau) dieſe Paſſionsſpiele ganz in der uralten Begehungsart aufführt. Gewiß iſt, daß die Aufführungen bald Sache der Städte, des Volkes, armer Handwerker, der Schüler und Studenten ward. Ausgebildet aber ward dieſe Gattung in Frankreich und in England unſtreitig mit weit größerem Eifer. In London erſcheinen die Aufführungen der Mirakelſpiele ſchon im 12. Jahrhundert ſtehend, das heißt jährlich an gewiſſen Feſttagen, beſonders auf Corpus Domini, wiederkehrend; im 13. Jahrhundert werden ſie ſchon in ganz England herumgetragen. Bei den Franzoſen war, was bei uns beſcheidene Sehluſt war, bis zur Schauwuth gegangen. Dort drängte ſich alles Glänzende zuſammen an den Hof, der in Deutſchland keine feſte Stätte hatte; ungemeine Pracht der Decoration und Mechanik ward auf die Myſterien und Mirakel verwendet, und eigene Theater dafür gegründet, woran man in Deutſchland für dieſe Gattung niemals dachte. Es iſt mit unſerem Schauſpiel wie mit unſeren Univerſitäten. Wir fingen klein und unbedeutend und an verſchiedenen Orten zugleich an. Ehe daraus etwas Großes werden konnte, mußte ſich in der Nation gleichmäßig ein ungeheurer Stock von Bildung geſammelt haben; geſchah das, dann war aber auch nothwendig die langſam gereifte Frucht um ſo trefflicher; dann war ein allgemeiner Verfall ſo wenig ſchnell zu fürchten, wie vorher eine allgemeine Blüthe nicht ſchnell zu hoffen war. Es iſt viel beſſer,

daß wir in Deutſchland nichts von prächtigen Myſterien, aber auch nichts von den Ausartungen zu erzählen haben, denen in Paris die Myſterien, Moralitäten und Poſſenſpiele unter den Privilegien der Paſſionsbrüder, der Bazoche und der enfans sans souci ausgeſetzt waren. Das Myſterium ward bei uns nicht ein Erwerbszweig der weltlichen Kunſt, die es in Frankreich ganz von den kirchlichen Feſttagen trennte und zu Hoffeierlichkeiten und ganz weltlichen Begehungen anwandte. Es iſt auch hier in dem aufkommenden Schauſpiel wie vorher in dem untergehenden Epos der gute Takt der Nation ſichtbar, der dieſen unnatürlichen und verſchrobenen Gattungen nie eine größere Geltung erkünſteln wollte, als ſie von Natur haben konnten.

Wenn nach dem Bisherigen zur Entſtehung und Ausbildung des Schauſpiels in neuerer Zeit die Ausbildung der plaſtiſchen Kunſt, die öffentlichen und kirchlichen Feſte, Feierlichkeiten und Geſänge mitgewirkt haben, ſo kommt ein Drittes hinzu: der natürliche Uebergang aus epiſchen oder lyriſchen Formen zum Dialog, den wir ſchon in jenen Allegorien vorbereitet fanden, und die directe Ueberwirkung der ſchon vollendeten dramatiſchen Form aus dem Alterthume. Wenn wir dieſe verſchiedenen Momente gleichmäßig feſthalten, ſo werden wir in unſeren älteſten Spielen faſt kein Element finden, das wir uns nicht hinlänglich herleiten könnten. Was den letztern Punkt zuerſt betrifft, ſo kann man, freilich nicht in Deutſchland und an blos deutſchen Quellen oder Zeugniſſen, das Schauſpiel der chriſtlichen Zeit im Allgemeinen, in vereinzelten Verſuchen und embryoniſchen Geſtaltungen bis in den Anfang unſerer Zeitrechnung ſo zurückverfolgen, daß faſt jedes Jahrhundert ſeinen Vertreter aufzuweiſen hat [478]), und ſo knüpfte ſich dieſe Form von

478) Jubinal in der Vorrede zu ſeinen Mystères inédits, 1837. gibt eine ſolche Reihe an, die wir hier mittheilen wollen, ohne ſie jedoch zu verbürgen, da uns mehreres daraus unbekannt iſt. Im 2. Jahrhundert ein Drama des Tragikers Ezechiel, das zugleich eine Art Chronik iſt, und der leidende Chriſtus von Joh. Chryſoſtomus. Im 3. der Querulus, eine Art Miſanthrop wie in der Aulularia, und der ludus septem sapientium von Auſonius. Im 5. kirchliche Darſtellungen der Anbetung der Magier, der Hochzeit zu Cana u. a. Im 6—9. der Ocipus, eine allegoriſche Comödie; das Urtheil des Vulcan; Fragmente einer Tragödie, Clytämneſtra; ein Dialog inter Terentium et delusorem u. a. Im 10. Rhoswitha. Im 11. das Myſterium der klugen und thörichten Jungfrauen bei Ray-

ſelbſt an das Römiſche noch an. Unter dieſen älteren, lateiniſchen Rudimenten ſind die Moralitäten unſerer Rhoswitha (980) das bedeutendſte; ſie ſind von Terenz angeregt, obgleich ſie dies in ihrer Form keineswegs verrathen; ſie erſcheinen vielmehr rein als dialogiſirte Erzählungen. Wir würden ſie hier nicht erwähnen, da ſie lateiniſch ſind und als die vereinzelte Uebung einer Nonne des 10. Jahrhunderts wenig in Betracht in einer Literarhiſtorie kommen können, allein dieſe Stücke wurden bekanntlich in den erſten Zeiten der Wiedererweckung der alten Literatur, die zugleich unſer Schauſpiel erſt in Aufnahme brachten, durch den berühmten Celtes hervorgeſucht und publicirt und eines derſelben, der Abraham, auch von Adam Werner von Themar ins Deutſche überſetzt [479]), der in den erſten Jahren des 16. Jahrhunderts an dem pfälziſchen Hof die Rolle eines Niclas van Wyle ſpielte, in Proſa horaziſche Satiren, virgiliſche Eclogen, den Hiero von Xenophon und anderes ins Deutſche übertrug. Dazu kommt, daß ihre Art der Behandlung der Legende den folgenden Zeiten ſo natürlich war, wie ihr ſelbſt. Den dialogiſirten Theophilus [480]), der ſchon oben erwähnt ward, würde Jeder bei einiger blos äußeren Zurichtung ſo gut in der Reihe der Erſtlinge des Schauſpiels ſehen, wie die Stücke der Rhoswitha. Es iſt ganz derſelbe dialogiſch-epiſche Gang mit knapper Angabe einiger Zwiſchenhandlungen. Ja dieſer ganze Ton und dieſe ganze Bearbeitungsweiſe herrſcht noch viel ſpäter in Schernbeck's Spiel von Frau Jutten [481]) (1480). Die Teufel ſpielen hier ganz dieſelbe ſchlechte Rolle wie im Theophilus; ſo viel Anlaß in dieſer Sage von der Päbſtin Johanna zum Scherze war, ſo iſt doch Alles ganz

---

nouard poesies des Troub. II, 139.; eines von der Geburt; vier lateiniſche von Monmerqué herausgegeben über die Magier, den Kindermord, die Auferſtehung und Erſcheinung in Emaus. Im 12. Sechs lat. Myſterien bei Monmerqué; der ludus paschalis vom Antichriſt bei Pez thes. II, 3. Drei vulgarfranzöſiſche, worunter ein Fragment einer Auferſtehung, von Jubinal 1834 herausgegeben. Im 13. le jeu du Pélerin und de Robin et de Merion, ed. Monmerqué 1822 beide laienhaft, das Mirakel von Theophilus von Rutebeuf u. a. Im 14. 40 Mirakel in Mſ. 7208. der kön. Bibl. in Paris u. ſ. f.

479) Cod. Pal. N. 298.

480) In Bruns altplattd. Gedichten.

481) Gedruckt in Gottſched's nöthigem Vorrath zur Geſch. der deutſchen dramat. Dichtk. 2. S. 84.

ernſthaft gehalten. Die Fürbitte der Maria für Frau Jutta, die widerſtrebende Einwilligung Chriſti ſind ſogar einzelne Reminiscenzen an den Theophilus, und die Structur des Ganzen iſt durchaus gleich, durchaus noch ebenſo aller dramatiſchen Oeconomie entfremdet. So haben wir auch in den Niederlanden und in Frankreich einzelne rohe Stücke, die den Uebergang aus erzählender Form in dialogiſche Myſterien, die ihre Herkunft aus den contes devots ſehr deutlich verrathen. Der Lantsloot, den Hoffmann [482]) mitgetheilt hat, iſt recitirende Erzählung oder epiſches Drama; in dem von Jubinal herausgegebenen Myſterium von der Auferſtehung wird in fortlaufenden Reimpaaren das Recitirte, die Handlungen der Recitirenden und der Apparat zur Aufführung gleichmäßig fortgeführt [483]).

Wir wollen die wenigen Myſterien und gottesdienſtlichen Stücke, die uns aus den Zeiten vor der Reformation im Druck oder ſonſt bekannt geworden ſind, kurz erwähnen, und von ihrer rohen Beſchaffenheit einen ungefähren Begriff zu geben ſuchen. Das älteſte darunter, indem wir nur von fern aus dem Lateiniſchen heraustreten, iſt das Leiden Chriſti [484]) in einer Tegernſeer (Münchner) Handſchrift des 13. Jahrhunderts, ein knappes, für den Geſang beſtimmtes Stück, in dem nur wenige Strophen, weltlicheren Inhalts, grade nur das, was die Weiber, ein Kaufmann, der Schächer, Longinus, Pilatus, nichts aber, was Chriſtus zu ſagen hat, deutſch ſind. So haben wir ein viel ſpäteres Stück aus einer Handſchrift von ca. 1380 [485]) vor uns, ein ganz rohes Paſſionsſpiel, kaum Dialog zu nennen, worin die deutſche Rede bei allen profaneren Nebenperſonen in einen ſcherzhaften Ton überſtreift. Dies Stück iſt ganz wie eine Reihe von Gemälden mit kurzen dialogiſchen Un-

482) horae belg. V.

483) Im Geſpräche erhält ein Soldat die Weiſung Chriſti Seite zu durchſtechen, dann geht es fort:

Il prist la lance, cil feri
al quer, dunt sanc et ewe en issi;
si li est as mainz avalé,
dunt il ud face muillée
et quant à ces oils le mist,
dunt vit à neire, e puis si dit,

worauf der Dialog wieder anhebt.

484) Hoffmann's Fundgruben II. 245.

485) Cod. St. Gall. N. 919. Mittheilung von Herrn Pfeiffer.

terſchriften, und Mone hat ganz richtig aufmerkſam gemacht, wie alle jene Evangelienſtücke, welche die ganze Reihe der Handlungen ohne innere Einheit darſtellten, den Zeichnungen des Mittelalters analog ſeien, auf welchen der Verlauf einer Geſchichte in getheilten Gruppen vorgeführt wird. Auch jene Paſſion ſchwankt noch zwiſchen Geſang und Rede, zwiſchen Latein und Deutſch; obgleich einige Szenen blos deutſches Geſpräch enthalten, ſo ſcheint es doch anderwärts, als ob das Ganze im lateiniſchen Texte geſungen, und zu deſſen Verſtändniß alsdann das Deutſche blos nachgeſprochen worden ſei [486]). Auch ein ludus de nocte Paschae iſt halblatein, der Anhang zu dem Spiel von Marien Klage [487]), dem einzigen einigermaßen erträglichen Reſte, den wir aus dieſer ganzen Gattung überhaupt beſitzen. Hoffmann verſuchte daſſelbe in die Sprache des 13. Jahrhunderts zurückzuſetzen, es wird aber dem 14. Jahrhunderte angehören, wie alle die nächſtanzuführenden Stücke, die wir von dieſem Schlage beſitzen. Das Ganze iſt ſehr einfach, ganz eigentlich das, was der Titel ſagt, Marien's und Johannes' Klagen am Kreuz, beweglich und mit einer größeren Wärme ausgedrückt, dem Geſange beſtimmt und günſtig, ſo daß es vielleicht von Intereſſe wäre, wenn ſich ein Enträthſeler der Noten fände. Ein Spiel von St. Dorothea [488]), das uns in einer Handſchrift des 14. Jahrhunderts erhalten iſt, iſt vielleicht eins und daſſelbe mit einem Stücke über dieſen Gegenſtand, von dem wir wiſſen, daß es 1412 in Bauzen aufgeführt ward. Es iſt ſchon geſprochen, aber ganz kurz, holzſchnittartig, die Reden auch hier ſo, als ſollten ſie nur Erklärungen zu Bildern abgeben. Gottesdienſtlicher als dies iſt ein Spiel von Mariä Himmelfahrt [489]), in einer Handſchrift von 1391, das mit dem Abſchied der Apoſtel von Maria beginnt, und mit der Zerſtörung Jeruſalems endet: es iſt mit Predigten der Apoſtel, mit

---

486) Z. B. Tunc Jhesus respiciens mulierem cantat: Nemo te condempnavit? respondet mulier: nemo. Dicat iterum Jhesus: nec ego te condempno. Tunc dicat Jhesus:

vrouwe ist ieman hie, der dich versteine?
genade, lieber herre, nein.
vrouwe, ouch ich dich nit versteine u. f.

487) Hoffmann's Fundgruben II.

488) Ebenda.

489) In Mone, altd. Schauſpiele, 1840.

Bekehrungen, mit lateiniſchen Hymnen, die die Jünger, mit deutſchen, welche die Heiden ſingen, durchflochten. Eben ſo roh iſt die Zurichtung eines Stückes aus derſelben Quelle von der Auferſtehung Chriſti [490]), das aber darin wieder eine neue Seite bietet, daß es durchgängig weltlicher, muthwilliger, komiſcher gehalten iſt; Zwiſchenſpiele ſind eingeſchaltet von ganz derber und burlesker Haltung, im Stile des Morolf. Eben dieſer Ton bricht auch in einem andern Oſterſpiele [491]) von Beſuchung des Grabes und von der Auferſtehung durch, ſogar in den Stellen, die Chriſtus als Gärtner zu den Frauen zu ſagen hat.

Im 15. Jahrhundert erhalten wir einzelne Myſterien von etwas complicirterer und mehr ausgebildeter Art von ſehr erweitertem Stoffe und Perſonale, und zugleich einige Winke, wie es bei der Aufführung dieſer Werke herging. Ein Paſſionsſpiel, das 1498 in Frankfurt gegeben ward, hat 265 Perſonen, und iſt wahrſcheinlich ſo ausgeführt worden, wie es eine Pergamentrolle des St. Bartholomäiſtifts in Frankfurt vorſchreibt [492]). Wir wollen uns an ein anderes Stück halten, das in ſich ſelbſt die Art und Weiſe der Darſtellung vorſchreibt, und das uns zugleich aus dem andern Grunde merkwürdig iſt, weil es uns zeigen kann, in wie ganz enger Verwandtſchaft die Myſterien mit den Evangelien und Figuren des Spiegels menſchlicher Erlöſung ſtehen, von dem wir oben geſprochen haben. Es iſt bekannt, daß in Italien die Myſterien je nach ihrem neu= oder altteſtamentlichen Stoffe mit jenen beiden Namen der Evangelien und Figuren ſogar bezeichnet wurden. Ich habe nun ein ſolches Stück vor mir [493]), das 1514 von einem Wolfram Stück geſchrieben, ohne Zweifel aber etwas älter iſt. Man würde nicht glauben, daß dies weitläufige Werk zur Aufführung beſtimmt geweſen ſei, wenn man nicht wüßte, daß dergleichen Stücke an mehreren Tagen hintereinander actenweiſe aufgeführt wurden,

490) Ebenda.

491) Bei Hoffmann l. c. Stellen in Wackernagel's Leſebuch.

492) S. Fichard's Frankf. Archiv, III.

493) Cod. Pal. 402. Hier hebet an das Regiſter oder Ordnung von den geſchichten der Marter und Leyden Iheſu Criſti u. ſ. w. — Auch in einem älteren dogmatiſchen Geſpräche (bei Mone l. c.), wie es der Herausgeber nennt, erſcheinen ſchon jene Parallelen, die Prophezeihungen des alten Teſtaments mit den Beweiſen aus den Thatſachen des neuern.

woher auch die Benennung der Acten in dem ſpaniſchen Schauſpiel (jornadas) rührt, daß noch ſpäter z. B. der Saul von Mathias Holzwart (1571) 50 Acte füllte und hundert redende und fünfhundert ſtumme Perſonen beſchäftigte, oder die tragico-comoedia apostolica des Johann Brummer (1593) 246 ſpielende Perſonen brauchte. Dies letztere Stück iſt noch in ganz ähnlicher Weiſe nach Ordnung der Capitel der Apoſtelgeſchichte dialogiſirt, und der Verfaſſer hat nach der Zueignung zu dieſem Stücke auch die Geſchichte Jeſu eben ſo dramatiſirt, wie wir ſie etwa hier in dem älteren Myſterium vor uns haben, nur daß dieſes durch die Figuren aus dem alten Teſtamente unterbrochen iſt. Daß auch dieſes Stück wirklich aufgeführt ward, ſieht man aus dem Eingang. Es wird vorgeſchrieben, daß die Perſonen des Spiels, deren eine unzählbare Maſſe ſind, herrlich und ehrlich auf das Gerüſte geführt und jeder in ſeinen Seſſel geſetzt werde, dann hebt männiglich an zu ſingen veni sancte spiritus, und dann ſingen zwei Engel den Vers emitte spiritum. Der Dirigent des Spiels ermahnt dann das Volk in einem Prologe zur Stille. Ohne irgend eine Abtheilung in Scenen geht nun die Geſchichte Chriſti mit Johannes dem Täufer an, in unzähligen ſchnell wechſelnden kurzen Dialogen, welche geſprochen werden, unter gelegentlichem willkührlich gewählten Chorgeſang des jüdiſchen Volks wird man durch das ganze Evangelium, alle Wunder, Geſchichten und Predigten durchgeſchleppt, und der Rabbi und der Kaiſer Tiberius und Gott Vater ſitzen alle nebeneinander und treten nur vor, wenn gerade die Reihe an ſie kommt. Dieſe dialogiſche Darſtellung der neuteſtamentlichen Geſchichten unterbricht nun aber von Zeit zu Zeit, gerade wie in dem Spiegel der Behaltniß, ein Intermezzo aus dem alten Teſtamente, eine Perſiguration, und dieſe ſteht in einem oft ganz leiſen Bezuge auf die Stelle, wo das Evangelium abgebrochen ward. So wird die Geſchichte der Suſanne vor dem Vorfall zwiſchen Chriſtus und der Ehebrecherin, die von David und Goliath vor dem Einzug Jeſu in Jeruſalem eingeſchaltet, die letzte, weil das Volk mit eben dem jauchzenden Zurufe den Herrn empfing, wie einſt den Sieger David; ſo der Verkauf Joſephs bei Gelegenheit von dem Verrath des Judas u. ſ. w. Zu dieſen Zwiſchenſpielen nun wurden meiſt ſolche leichtere Themata aus dem alten Teſtamente gewählt, die in ſich eine ſchlichte Einheit der Handlung und einen dramatiſchen Charakter ſchon trugen, die daher viel

näher zu einer klaſſiſchen Form leiteten, wie nachher bekanntlich das Aufgreifen der Novellenſtoffe für das Drama der Vollendung des neueren Schauſpiels weit ſchneller zuführte, als vorher die Hiſtorien, oder die epiſchen Dramen, welche letztere aus dieſen Myſterien ihre freiere und gedehntere Form entnahmen. Bekanntlich wurden die Suſanne, Haman, Eſther, Samſon, nachher die Lieblingsſtoffe der Bühnenſtücke aller Länder, und es blieb von dieſen Myſterien her Sitte, daß man innerhalb der Bühne ein eingeſchaltetes Schauſpiel, wie im Hamlet, wie bei Jacob Ayrer, liebte, daß man dazu oft den Stoff aus dieſen einfachen Bibelgeſchichten, wie noch Göthe im Jahrmarkt von Plundersweiler nahm, daß man wenigſtens immer im Gegenſatze eine ganz ſimple Structur dazu wählte, wozu natürlich die Kürze ſchon zwang. Altteſtamentliche Geſchichten ferner blieben hauptſächlich die anfänglichen Gegenſtände auch der regelmäßigeren tragiſchen Stücke (ſelbſt in der Geſchichte der erneuten Aufnahme des Schauſpiels im 18. Jahrhundert in Deutſchland) und in Frankreich gaben eben dieſe Stoffe den Durchgang an zu eigentlich weltlichen Myſterien.

Was ſich in Deutſchland aus dem Myſterium bildete, was ſich in dieſer Gattung oder, wenn man will, was ſich in größerer Aehnlichkeit mit den Moralitäten der Engländer und Franzoſen gegen Ende des 16. Jahrhunderts bei uns erneute, iſt gegen das Fremde ſo wenig der Rede werth, wie unſere Allegorien. Wie Arioſt auf der Höhe der künſtleriſchen Ritterepopöe, wie Cervantes auf der Spitze der proſaiſchen Ritterromane, wie Lope de Vega als Meiſter der eleganteren Volkscomödie, wie Holberg als Hauptvertreter des dramatiſirten bäueriſchen Schwanks oder Characterluſtſpiels und Shakespeare als Koryphäe der geſammten volksmäßigeren dramatiſchen Kunſt der neuen Zeit erſcheint, ſo ſteht als Vollender des Mirakels und Myſteriums, der Allegorie und der Moralität Calderon in ſeinen zwiſchen Tiefe und Grundloſigkeit, zwiſchen Erhabenheit und Plattheit, zwiſchen myſtiſchem Scharfſinn und Unklarheit, zwiſchen Werth und Unwerth ſchwankenden Autos ſacramentales. Wir können in keiner Gattung, die ſich innerhalb dieſer Uebergangszeiten von der Ritterpoeſie zu unſerer neueſten hervorthat, mit dem Auslande wetteifern; wir haben nur faſt überall die erſten roheren Anfänge, wir laſſen ſie liegen, wir nehmen ſie, das Fremde nachahmend, mistrauiſch und furchtſam wieder auf, wir werfen

dies endlich wieder in einem gewiſſen Grade ab und erreichen mit Benutzung Alles deſſen, was uns die ganze Welt als warnendes oder ermunterndes Beiſpiel hinterließ, das Vorzüglichſte, aber am ſpäteſten. So haben wir Myſterien vor faſt allen anderen Nationen aufzuweiſen, und ſollten wir nicht als ſolche bibliſche Stücke die Klopſtockiſchen, als die letzte Moralität Leſſing's Nathan betrachten dürfen, der hoffentlich ein unvergeßliches Denkmal unſerer Literatur bleiben wird, wenn er auch nicht als ſtreng poetiſches Kunſtwerk gelten ſoll. So haben wir auch Faſtnachtsſpiele in ſchriftlicher Ueberlieferung früher als andere Nationen; die Ausbildung des Komiſchen freilich ſind wir uns noch ſchuldig geblieben. Wie weit bei uns die grelle Miſchung des Burlesken und Heiligen in den Myſterien ging, läßt ſich nicht beſtimmt ſagen; wir bemerken aus der angeführten Reihe von Stücken, daß diejenigen, die mit komiſchen Szenen wechſeln oder ganze burleske Zwiſchenſpiele einſchalten, die Minderzahl ſind; erſt im 16. Jahrhundert nach der Ausbildung des dramatiſchen Schwankes und der ganzen grobianiſchen Literatur des Volkes ſcheint die Einmiſchung des Komiſchen häufiger geworden zu ſein. Die oben berührten zwei oder drei Stücke von launiger Färbung, und eine gwiſſe Gewandtheit der ſchnurrigen Darſtellung in dem angeführten Oſterſpiele beweiſen uns übrigens, daß uns dieſe gemiſchte Gattung auch ſchon im 14. Jahrhundert nicht fremd war. Die Entſtehung iſt auch zu natürlich. Die Geiſtlichen und Mönche hatten von jeher Joculatoren und Luſtigmacher in Klöſter und Kirche zugelaſſen, ſie brauchten ſie vielfach für ihre Prozeſſionen, ſie ließen ihre komiſchen Darſtellungen in der Kirche zu; Handſchriften von lateiniſchen Myſterien in Deutſchland berichten ausdrücklich von den fahrenden Leuten, die aus der dramatiſchen und muſikaliſchen Kunſt ein Gewerbe machten. Es bildeten ſich im Gegenſatze ernſte und luſtige Darſtellungen nebeneinander, denn jedes Feſt theilt ſich gerne in heilige und heitere Theile in unmittelbarer Succeſſion ab, wie es die Natur verlangt, wie wir es noch an allen unſern doppelten Feiertagen im Kleinen, und an der katholiſchen Oſterfeier im Großen ſehen. Markt und Meſſe mit all ihren natürlichen und gekünſtelten Unterhaltungen neben der Kirche gab zu der ernſten Feier das komiſche Zwiſchenſpiel ſchon in der Wirklichkeit. Das erwähnte Oſterſpiel bildet dies ab: es wechſeln ernſte Sing- und Spruchſtellen von dem Begräbniß und der Auferſtehung

Chriſti mit Marktſzenen zwiſchen einem Kaufmann und ſeinem Diener, ſeinem Weibe und einigen Käuferinnen; ganz in dem derben Geſchmacke des Poſſenſpiels ſind die Perſonen gehalten, häßliche Figuren, ein keifendes Weib, eine Prügelſzene zwiſchen Mann und Weib u. dgl. [494]). Tief aber hat in Deutſchland ſchwerlich die Verbindung von Myſterium und Poſſenſpiel gegriffen. Wir nahmen Alles ernſt und gewiſſenhaft, was unſere fränkiſchen Nachbarn leicht und locker nahmen. Wie die franzöſiſchen Legenden an Frivolität und übler Licenz vor den deutſchen vorſtehen, und viel ärger in das Gottloſe und den obſcönen Schwank überſpringen, ſo ſind auch die franzöſiſchen Myſterien eben ſo ſelten vom Komiſchen entblößt, als die unſern ſcheint es ſelten damit verbunden ſind. Die Feſte ſelbſt trugen bei uns weniger den burlesken Charakter; wir wiſſen wenigſtens nichts von Narren- und Eſelsfeſten der Art, wie ſie in Frankreich gefeiert wurden, und es iſt kaum eine Spur unter uns von den ausſchweifenden Localfeiertagen, wie ſie ſich dort ſo oft finden. Wir ſchoben ſelbſt die Faſtnachtsſpäße und die ſtehenden komiſchen Figuren im Luſtſpiele nach Cöln und nach Wien, in eben die Grenzländer, welche die erſten Narren aufſtellten und den letzten Narrenorden feſthielten, welche das Groteske und Burleske in unſerer Literatur faſt im ausſchließlichen Beſitze haben, nach jenem ganz eigenen Streben mit dem wir jedes Scharfe und Eigenſinnige auch in den Verfaſſungsformen des Staates, in den religiöſen Sekten und in Allem immer an die Grenze oder gar über die Grenze rückten. Welch eine ernſthafte Wendung gaben nicht lateiniſche und deutſche Prieſter bei uns der Faſtenpredigt! Wie voll Unſchuld ſind unſre Weihnachtfeſte! wo es Prozeſſionen bei uns gab, ſind ſie ſehr oft von Kindern aufgeführt! Und obgleich manche Eiferer heftig gegen die Faſtnachtswuth in Deutſchland ſchrieben, wie harmlos ſieht doch wieder ein Agricola auf dieſe Fröhlichkeiten an St. Burchard und St. Martin, auf Pfingſten und Oſtern hin, und meint, es gebühre dem Moſt um St. Burchard oder der Gans um St. Martin ſo gut eine fröhliche Ehre, wie den Heiligen eine

494) Dabei wird der Ritterton parodirt:

fraue liebe fraue mein,
dass ir immer selig müsst sein,
vergib mir, dass ich dich habe geslagen
gar hartlich an deinen kragen u. s. w.

ernſte Verehrung! In Straßburg konnten Geiler's Predigten der luſtigen Kirchweihfeier innerhalb der Kirche ein Ende machen! Wie bald ermäßigte Luther's tolerante Oppoſition gegen die Faſtenmaskeraden ihren Misbrauch! Wie ſchnell gelang es Oſiander, das bischen Uebermuth bei dem Nürnberger Schönbartlaufen ganz zu dämpfen! Unſere ganze Natur liebt die barocke Miſchung von Scherz und Ernſt wenig. Wir haben auch den Geſchmack der Südländer, den Eindruck des Trauerſpiels mit der Farce zu unterbrechen oder am Schluß zu vertreiben, nicht getheilt; wir trennten auch ſehr frühe das Faſtnachtſpiel ſelbſtſtändig ab.

Der groteske Geſchmack dieſes ariſtophaniſchen Zeitalters erklärt mehr als irgend etwas ſonſt die Entſtehung der dramatiſchen Form, auch ohne Vorbild des Antiken, aus dem Leben ſelbſt. Es iſt nichts ſo ſehr ſeiner Natur nach ſubjectiv, als das Lächerliche. Wir ſind dabei ſtets mit unſerer Perſönlichkeit thätig, und es gab Philoſophen, die den Grund alles Lächerlichen nur in dem Stolze fanden, den wir bei Vergleichung unſerer Vorzüge mit fremder Häßlichkeit oder fremder Thorheit und dergleichen empfinden. Nichts iſt auch ſeiner Natur nach ſo gegenwärtig, wie das Komiſche. Ueberlieferte Späße ſind nur in Erneuung und Verjüngung ſchön; Dauer und Wiederholung vernichtet jeden Scherz; die Erinnerung ſchwächt ihn. Wir lachen ferner nur über das, was wir kennen, was uns lebendig umgibt; das Luſtſpiel kann ſich unter Ungebildeten nicht mit fremden Sitten beſchäftigen; es iſt daher das natürliche Product einer Zeit, die ganz auf ſich ſelbſt gerichtet iſt, und die ihre Laſter als Thorheiten zu belachen geneigter iſt, denn als Todſünden zu verfluchen. Das aufkommende Poſſenſpiel mußte daher auch nothwendig die lateiniſche Sprache aus dem Schauſpiel verdrängen, denn der loſe Scherz, der darin herrſchte, war nicht für die Gelehrten von römiſcher Gravität berechnet, ſondern für die Maſſe. Nichts iſt ferner in ſeinen erſten Anfängen ſo plaſtiſch wie das Komiſche. Körperliche Gebrechen und Auswüchſe, Häßlichkeiten, die nicht von Schmerz begleitet ſind, ſind die erſten Gegenſtände, die uns die Natur ſelbſt zum Lachen darbietet, ihre Nachahmung, die übertriebene Nachäffung von Gebärden und Geſichtern, die Carricatur, das Groteske iſt der erſte Verſuch, das Komiſche in die Kunſt überzuführen. Daher iſt der Teufel, der Satyr der neuen Zeit, welchen die plaſtiſche Stimmung der Zeit bald in der

Wirklichkeit und auf Erden wandelnd dachte, die urſprünglichſte Geſtalt der neueren Carricatur und die komiſche Figur der himmliſchen Bühne von uralter Zeit bis auf Göthe. Bei allen Schwänken und Poſſenſpielen dieſer Zeit dürfen wir darum nie vergeſſen, die äußerſte Entſtellung und Verzerrung in den dargeſtellten Figuren hinzuzudenken, um den Effect, den dieſe oft witz- und geiſtloſen Dinge machten, etwas errathen zu können. Es iſt endlich nichts ſo dialogiſch, ſo dramatiſch von Natur, wie das Komiſche. Wer Spaß macht, muß Spaß ertragen; wer zum Narren hält, muß ſich wieder zum Narren halten laſſen; und ganz recht ſagt Falſtaff, er ſei nicht allein ſelbſt witzig, ſondern auch die Urſache, daß es andere Leute werden. Das Komiſche hat daher die Geſprächsform ſeit ewigen Zeiten geliebt, die feine Ironie des Plato wie die ſo verſchiedene Satire des Lucian und des Horaz; und ſogar die lateiniſchen Gedichte vom Wolf und Fuchs häufen allen Witz auf die Unterredung.

Das Komiſche, das im Contraſte ſein ganzes Weſen hat, bildete ſich ſchon innerhalb der erſten Ritterepen und innerhalb der feierlichen Myſterien im Gegenſatz gegen dieſe ſelbſt. Sobald es ſich dialogiſch und dramatiſch geſtaltet ſelbſtſtändig abſchied, erſcheint es in einem gleichmäßigen Gegenſatze gegen das Epos und das Trauerſpiel. Das Epos ruht auf Tradition, das Luſtſpiel auf der Gegenwart; jenes wird durch jene ſeine Quelle ideal, dieſes durch die ſeinige materiell; im Epos kam Alles darauf an, daß der Dichter ſeinen idealen Stoffen Wahrheit gab, im Luſtſpiele iſt wie in der Satire die Hauptſache, daß ein idealer Hintergrund gewonnen wird. Es ſteht aus Leben und Wirklichkeit auf, es hält dieſe in ſeinen Anfängen vergröbernd feſt, es freut ſich in dieſem an und für ſich rein unpoetiſchen Elemente, mit dem die Phantaſie, des Dichters wirkende Kraft, kaum etwas zu thun haben kann; und wirklich haben auch ſonſt ganz unpoetiſche Nationen ſich in dieſem Gebiete nicht ohne Glück verſucht. Ernſte Menſchen haben daher das eigentliche Poſſenſpiel von jeher gern ganz verdammt, und es kann allerdings nur einen moraliſchen Werth, und auch dieſen nur haben, wo es in Zeiten trifft, in denen es einer übertriebenen Sublimität in Religion und Literatur ein Gegengewicht halten, und aus Verirrungen in der Welt der Träume in die Wirklichkeit herabreißen will. In ſolch einer Zeit ſtehen wir jetzt, und wir erkennen, daß

ſich das Poſſenſpiel mit ſeinen närriſchen Figuren ganz natürlich auf dem Grunde jener Volksnarren und Schwänke aufbaute und ebenſo den Myſterien gegenüberſteht, wie die Faſtenpredigten dem gelehrten Sermon der Lateiner. Nachdem es im Bunde mit Satire, Pasquill, Parodie und Schwank die Poeſie und die Sprache alles Reizes und aller idealen Würde entkleidet hatte, nachdem es bis ins Tiefſte in alle Zuſtände der gemeinſten Wirklichkeit ſich herabgelaſſen hatte, fühlte man nachher erſchreckt die Vulgarität der Literatur und des Lebens, und ſprang in der Mitte des 16. Jahrhunderts wieder auf die Elemente der altritterlichen Zeit zurück und geſtaltete aus ihren Stoffen das Trauerſpiel, deſſen Eigenheit es iſt, daß es uns in einer unpoetiſchen Gegenwart die großen Bilder der Vergangenheit vorführt; denn ſo wenig das Luſtſpiel einen Gegenſtand der Vergangenheit, ſo wenig trägt das Trauerſpiel einen Stoff der Gegenwart. Auch hier alſo müſſen wir geſchichtlich dieſe derben Poſſen neben ihren Gegenſätzen ſehen, um ſie nur erträglich zu finden; als poetiſche Erzeugniſſe tragen ſie nicht dies Gegenſätzliche in ſich, wie ſie ſollten. Es gehörte durchaus nordiſche Sitte dazu, das rein Bäuriſche und Unſchickliche auf die Länge in irgend einem Zweige zu ertragen. Die Italiener haben wohl auch in jenen derben Zeiten Bauernſtücke in Bauernſprache, ſie haben die Tancia des jungen Michel Angelo Buonarotti gehabt, allein man würde jetzt dazu keine Schauſpieler mehr finden. In Deutſchland aber haben wir Holbergiſche Schauſpiele mit der rechten Entfernung von aller theatraliſchen Manier aufführen ſehen, und in Weimar mochte man dem Begriff eines Hans Sachſiſchen Faſtnachtsſpiels auf der Bühne nahe gekommen ſein. Das ſüdliche Luſtſpiel wagte ſich ſpäter nicht mehr tiefer als zum Bedienten; in der Idylle ſprang man zu jenen empfindſamen Schäfern einer anderen Welt über, während uns der Maler Müller noch ſpät im wahren Bauernkreiſe hielt und dieſen Gegenſatz gaben wir ſchon ganz frühe bei dem groben idylliſchen Liede der öſtreichiſchen und ſchweizeriſchen Dichter an. Die Komödie hängt wie das Thiergedicht mit den unterſten Ständen ihrer Natur nach zuſammen und hält ſich mehr oder minder in dieſer Sphäre, je nach der bürgerlichen Freiheit der Völker. Sie ward in Italien und überhaupt im Süden ſo künſtleriſch, ſo flach, und hing ſich ſo an Knoten und Intrigue, wie auch die Thiererzählung dort in gar keinen Vergleich mit dem nordiſchen Reinhart Fuchs kommt;

ihr innerer Werth in Athen ſank mit dem feineren Geſchmack, wie der der römiſchen, als der Plautiniſche Witz dem Horaz zu plump ward. In Frankreich und Spanien richtete man das Luſtſpiel für das feinere Publikum zu, wie es gehen wollte, Deutſchland verſchmähte es lieber überhaupt viel zu pflegen, ſo lange ihm nicht der Boden gegeben war, auf dem es gedeihliche Früchte verſprechen konnte. Bei den gährenden Freiheitsideen um die Reformationszeit war der Boden ſo ungünſtig nicht; allein im 15. Jahrhundert hatten unſere Faſtnachtsſpiele noch gar ſo viel mit den Anfängen zu kämpfen; ſpäter löſten ſie ſich gleichſam in Dialoge und Pasquille auf, da ſie alles Beſtreben nach einem Kunſtwerth gegen das nach practiſcher momentaner Wirkſamkeit aufgaben. Eine gründlichere Anlage aber iſt in den rohen Stücken des Roſenplüt und Hans Sachs nicht einen Augenblick zu verkennen, ſo wie dieſe ganze Zeit im Keime alles verſpricht, was die neueſte Zeit theilweiſe gehalten hat.

Die Stücke des Roſenplüt[495]) zeigen unſere Bühne allerdings noch im 15. Jahrhundert in roheren Anfängen, als die Sotheiten und Börden die niederländiſche im 14. Es ſind Poſſen, oft nicht ohne ihre gute und ernſte innnere Bedeutſamkeit, wie wir ſchon oben bei Gelegenheit des Spiels vom Türken ſehen konnten, die aber zur Faſtnacht entſtanden ſind, der Quelle unſeres neueren Luſtſpiels, wie es die Bachusfeſte und phalliſchen Geſänge für das des Alterthums waren. Vielleicht verräth auch dies einen geheimen Zuſammenhang des Luſtſpiels mit dem Thierepos, dieſer älteren Geſtaltung des Komiſchen mit jener jüngeren. Warum ſoll es nicht erlaubt ſein, bei Gelegenheit dieſer Poſſen einen Einfall zu wagen, der vielleicht manchem närriſch vorkommen wird? Das Hofnarrenweſen haben ſchon andere als eine Vorſtellung der urſprünglichen Menſchengleichheit angeſehen; die Licenz, die man ſich zu Faſtnacht erlaubte, ſtellte dieſe Freiheit gewiß noch mehr vor; man hat daher die Saturnalien der Römer ſo oft verglichen, die denſelben Zweck hatten. Wie wenn der geheime Sinn der Faſten dahin gegangen wäre, auch die Thiere, die einzigen Sclaven der chriſtlichen Welt (die auch das Judenthum mit ganz eigner Pietät in ſeinen Geſetzen bedacht hatte) und daher eben nur die Thiere, welche dem Men-

495) Cod. Dresd. 19. Cod. Monac. N. 714. Einzelnes iſt in Gottſched's nöthigem Vorrath und in Tieck's deutſchem Theater gedruckt.

ſchen Dienſte thun und nicht die Fiſche z. B., in dieſe allgemeine Freiheit einzuſchließen und ihr Leben in dieſer Zeit zu verſchonen, wo der Menſch zwiſchen Feier und Ausgelaſſenheit wechſelte, zwiſchen Erhabenheit und Erniedrigung, wo er von ſeinem Rechte etwas nachzulaſſen ſich aufgefordert fühlen mußte, da an dieſen Tagen Chriſtus ſelbſt, als er am göttlichſten war, ſich zum Menſchen, zum Opferthiere, zum Geſpötte der Menge dahin gab! Dem aber ſei wie ihm wolle, kurz die Mummereien an dieſem Feſte führten natürlich mit der Zeit auf regelmäßigere ſpaßige Aufführungen. Freiwillig wie die erſten Komödienſpieler des Alterthums, ſammelten ſich wenige Leute (eigentliche Meiſterſänger gaben ſich erſt ſpäter, in Augsburg ſeit 1540, dazu her) zogen in das Haus eines Bekannten, eines freigebigen Reichen, und ſpielten ihm etwas vor, das ſeine freigebige Laune ſo zu ſteigern geeignet ſein mußte, daß den Spielern, wie im Alterthum ein Faß Wein oder ein Bock zum Opferſchmauſe, eine gaſtliche Bewirthung zu Theil ward. Die Bühne wird gleich gemacht geweſen ſein; es ging dabei wohl her, wie bei den Darſtellungen des Sevillaner Goldſchmieds Lope de Rueda, von denen Cervantes erzählt: die Spieler führten ihre ganze Garderobe in einem Sack mit, ein Paar Schäferkleider und Bärte, ſie ſtellten vier Bänke ins Quadrat und legten ein Paar Bretter darauf; und das war Alles. Mit ſolchen Anfängen, durch Geſellen, Nachtwächter, Muſikanten erneute ſich unſere Bühne im 18. Jahrhundert, mit Intermezzen und ſogar mit Myſterien um Faſtnacht. Die Zoten und Unflätigkeiten, an denen man ſich hier ergötzte, die man ſich hier erlauben durfte [496]), da man „zu Faſtnacht fröhlicher ſein dürfe als zu Karfreitag,“ und für die nur am Ende jedesmal um Entſchuldigung gebeten wird, falls man es zu arg gemacht, falls man zu grob geſponnen habe, reichen wohl an alles, was ſonſt in der deutſchen Literatur Aehnliches exiſtirt und vergleichen ſich faſt den älteſten italieniſchen Farcen, worin das über alle

496) Im alten Hahnentanz:

Ob yemant darynn zu grob het geſprochen,
das reymt ſich nit in der andern vaſtwochen,
und laſst das euch wol gevallen
und habt es keim vor übel unter uns allen;
wann wen wir yetzund nit frölich finden,
den wolt wir zu Tumpach in pan laſſen verkünden.

Begriffe geht. In einem ausdrücklichen Stücke wird das Recht der Faſten und der Faſtnacht gegen einander abgewogen: es ſoll das Kopfhängen der erſten und das Toben der andern gegenſeitig nicht übergreifen, jedem ſolle ſeine Ehre bleiben. Die Ehre der Faſtnacht iſt die Inconvenienz, das Verſpotten alles Schicklichen iſt die Seele der Faſtnachtspoſſen. Formell iſt oft noch kaum das Schauſpiel zu erkennen, Roſenplüt ſelbſt nennt auch noch z. B. ein vexirendes Ausſchreiben zu einem großen Turnier- und Hochzeitsfeſte des Königs von England, oder eine kurze Zote von nur Einer Seite Länge, oder eine Reihe gegenſeitiger Klagen der verſchiedenen Stände Faſtnachtsſpiele. An Intriguen iſt bei den meiſten der Roſenplütſchen Stücke nicht zu denken, ſie ſind bloße Dialoge, wie das von den ſieben Meiſtern; blos eine Reihe von Anträgen an Jungfrauen, oder von Rathſchlägen, wie in dem Jüngling, der ſich verheirathen will, und dann wird man an die Priameln erinnert, deren Roſenplüt ſehr ſchöne gemacht hat; es iſt etwa eine Jahrmarktsſzene [497]); Käufer fragen die feilhaltenden Weiber mit verſteckten Unfeinheiten nach dem Preiſe ihrer Linſen, Feigen und anderer Früchte; bearbeitete Schwänke mit einem Knoten, wie etwa jene Prüfungsſtücke aus den alten britiſchen Romanen von Artur's Krone, Luneten's Mantel u. dergl. ſind bei ihm ſelten; Kupplergeſchichten und Eheſcandale und bäuriſche Hochzeiten gelten dann hier und bei Hans Folz, Hans Sachs und Ayrer ſo gut als Lieblingsſtücke, wie im Schwank. Vieles trägt alle Zeichen der unmittelbarſten Nachahmung der Wirklichkeit: wie wenn Bauern einen Wetttanz um einen Hahn halten und in Rauferei gerathen, wenn Charlatanerien und Apothekerſzenen der Gegenſtand ſind. Hier und da beſteht der Witz weſentlich in Verſpottung des Ritterſtandes, in Parodie des zarten Minnedienſtes, in Perſiflage des geiſtigen und aſcetiſchen Lebens. Keine Form iſt aber in dem Schauſpiel der erſten Zeiten häufiger, als die Prozeßform. Roſenplüt wendet ſie häufig an: einigemal, um in die Ehegeheimniſſe [498]) grundtief einzuweihen; und die dreiſt-unſchuldige Miene, mit der dieſe Dinge behandelt werden, konnte ſogar den ehrbaren Gottſched bewegen, ein Stück dieſer Art drucken zu laſſen. Aber auch außer

497) Cod. Dresd. p. 345.

498) So in dem Stück, das Gottſched 2. S. 62 abdrucken ließ; in dem Bauer mit dem Fleiſchgaden Cod. Lips. p. 338.

dieſen Faſtnachtſpielen, auch im Schauſpiel überhaupt, auch in anderen Werken ward dieſe Form des Prozeſſes damals allgemein beliebt und blieb es noch lange Zeit. Man weiß, welch ein ungemein geſchätztes Buch der Belial war. Wir erinnern uns, daß die Allegorien meiſt ſolche Klag- und Prozeßſtücke waren, wie die Mohrin oder der Pfennig, und daß ſie zum Theile der Schauſpielform außerordentlich nahe kamen. Die große Comödie des Dante kann man aus dieſem Geſichtspunkte betrachten. Der Prozeß des Sommers und Winters, die Klage des Knechtes Rupert gegen die Kinder [499]), alſo jene altfeſtlichen Aufführungen, die wir als die früheſten dramatiſchen Actionen anſehen können, gehören hierher. Komiſche Rechtsfälle waren ſo vielfach, erinnerten wir ſchon oben, die Stoffe der Schwänke; die alte Comödie des Ariſtophanes dreht ſich mehrmals um einen Prozeß; der Wartburgkrieg, der Theophilus, der Salomon und Markolf, die man zum Theile mit Recht, aber nur nicht mit den rechten Gründen, als Rudimente des Schauſpiels angeſehen hat, alle ſind ſolche Prozeſſe; die Lieblingsſtücke aus der Bibel, Suſanne, Haman, Hiob, aus der römiſchen Geſchichte, Lucretia und Virigina nicht anders; die Todtentänze, das jüngſte Gericht, Alles geht darauf hinaus; das erſte Stück des Hans Sachs, der Venusberg iſt ein ſolcher Handel, mehr noch eine Allegorie als ein Spiel, die ſo beliebten Urtheile des Paris, die Wettſtreite der Götter gleichfalls; die engliſchen und franzöſiſchen Moralitäten ſind häufig nichts als Prozeſſe, gammer gortons needle eben ſo. Der Prozeß wider der Königin Podagra Tyrannei bei Jakob Ayrer könnte als Vertreter von allem dieſem Einzelnen angeſehen werden, ſo ſehr wird da das gerichtliche Verfahren in beſter Form beobachtet. Dieſe Erſcheinung zu erklären iſt aus vielen Geſichtspunkten möglich. Der Prozeß, wie der Markt und Handel, jener durch ſeine Feierlichkeit noch mehr, ſind die natürlichſten Vorbilder des Schauſpiels im Leben ſelbſt. In den Zeiten, wo ſich das Drama ausbildete, war gerade der Juriſtenſtand im ſchönſten Aufkommen; das Geſchrei nach Gerechtigkeit und Auflöſung der Gewalthaberei und Anarchie war allgemein; gerade in den Städten, wo das Schauſpiel zuerſt gepflegt ward, war ihr Einfluß und Anſehen am früheſten bedeutend, ſie miſchten ſich in Alles und auch in die

499) Flögel's Geſch. der kom. Lit. IV. S. 9.

Literatur, und wir dürfen ſie vielleicht zu dieſem Zweige in einem Verhältniſſe ſehen, wie die Aerzte zu den närriſchen natürlichen Philoſophen und ihrem Gegenſatze, den Aſtrologen, und den Poeſien, die Beide repräſentirten. In Paris waren die Clercs de Bazoche lauter Juriſten und dieſe ſtanden im Gegenſatze zu der Paſſionsbrüderſchaft, dem Poſſenſpiele vor. Was aber wichtiger iſt, die ganze Zeit mühte ſich mit dem Gedanken über die Schuld der Ureltern, über die große Prozeßſache Adam's und Eva's, über das unerbittliche jüngſte Gericht ab; das Schauſpiel lehnte ſich mit ſeinen Anfängen gerade an das Feſt, an dem Chriſtus ſein großes Gegengewicht gegen die Klage des Erzfeindes in die Schale gelegt hatte. Der Prozeß von Adam und Eva iſt daher einer der gemeinſten Stoffe der Myſterien oder Moralitäten. Die parodirenden Faſtnachtsſpiele parodirten auch die Form. Es war gerade recht und ſtimmt mit den ganzen Richtungen det Zeit überein, daß man im Leben und in der Schrift die Menſchen an Urtheile über Thaten und Unthaten, über Recht und Unrecht, Tugend und Laſter nach den Entſcheidungsgründen der menſchlichen Vernunft gewöhnte und von der blinden Furcht vor Gewalt in der Wirklichkeit und von Willkühr in dem letzten Spruche der Gottheit über das Heil der Seele erlöſte. Bald werden wir bei Gelegenheit des Narrenſchiffs ſehen, wie es durchdrang, die menſchlichen Fehler nicht mehr nach den dogmatiſchen Sätzen der Bibel allein zu verdammen, ſondern nach der Natur und den Verhältniſſen der Menſchen ſelbſt zu beurtheilen.

Die Initien unſeres Schauſpiels liegen faſt allein in Nürnberg. Roſenplüt, Hans Folz, Hans Sachs, Probſt, Ayrer bilden den Kern der Dramatiker des 15. und 16. Jahrhunderts. Der Barbier Hans Folz dichtete Schwänke und Faſtnachtsſpiele neben oder gleich nach Roſenplüt; ſchon 1447 gibt es Erzählungen von ihm. Er ſoll bei ſeiner Badeſtube eine Druckerei angelegt und darin ſeine eignen Werke gedruckt haben. Es iſt mir zu wenig von ihm bekannt, und was mir bekannt iſt, iſt zu wenig von dem allgemeinen Anſtriche dieſer Dichtungen, von ihrer großen Rohheit und Ungenießbarkeit, verſchieden, als daß ich mich bei ihm aufhalten könnte. Was auch andere über ihn geſchrieben haben, iſt nicht zur Benutzung und kaum zur Nachweiſung tauglich [500]). Von Hans Sachs

500) In Meuſels hiſtor. lit. bibl. Mag. IV. S. 118 sqq.

handeln wir ſpäter. Seine Spiele ſind im Anfang noch von der loſeren Natur der Roſenplütiſchen; dann adoptirte er die klaſſiſche Form und iſt in ſo fern epochemachend. Dazu haben ihm die terenziſchen Stücke und ſpäter noch näher die scenica progymnasmata des Reuchlin, die er 1531 überſetzte [501]), den Anlaß gegeben. Erſt ſeit der Ueberſetzung des Terenz treffen wir in Deutſchland ordentlich in Acte und Szenen abgetheilte Stücke.

Die Einführung des antiken Luſtſpiels ward in Deutſchland mit größrer Innigkeit betrieben, als irgendwo ſonſt. Die Stücke der Rhoswitha, die durch Celtes (1501) bekannt wurden, mußten natürlich die Humaniſten zur Lectüre des Terenz nicht nur, ſondern auch zur Nachahmung auffordern. Celtes ſelbſt war darin nicht glücklich. Das angeführte Stück des Reuchlin aber [502]), das ſchon früher, 1497, in Heidelberg in dem Hauſe des berühmten Johann Kämmerer von Dalberg war aufgeführt worden, und 1498 im Drucke erſchien, iſt ganz vortrefflich für die Vermittlung des Alten und Neuen, denn es behandelt in der klaſſiſchen Form und Regelmäßigkeit einen durchaus deutſchen Stoff. Auch ſpäter haben Locher, Hegendorf u. A. verſucht, in lateiniſchen Stücken das Deutſche und Antike ſich die Hand reichen zu laſſen, allein mit weit geringerem Glücke. Schon vor Reuchlin dagegen hatte man angefangen, auf Schulen und Univerſitäten lateiniſche Komödien aufführen zu laſſen, um die Schüler im Converſationslatein zu üben, und in demſelben Jahre 1497 wurden in Augsburg dergleichen ausdrücklich in dieſem Zwecke gedruckt und von der Jugend dargeſtellt [503]). Auf allen Schulen intereſſirten ſich ſeitdem die Humaniſten, ſelbſt Melanchthon, für dieſe Sitte, und man ließ ſogar deutſche Stücke im 16. Jahrhundert ſchon zu. Da die Schulen in Norddeutſchland ſich ſchneller und weiter verbreiteten und ſolider wurzelten als im Süden, wie es bis auf den heutigen Tag geblieben iſt, ſo ward dies eine Hauptſache, warum das Schauſpiel gleich im 16. Jahrhundert, obgleich ſeine Entſtehung und erſte literariſche Begründung in Nürnberg ſo ausſchließlich lag, im Norden von Deutſchland weit allge-

501) Ein Comedi mit 10 Perſ. zu recidiren Doctor Reuchlins im Latein gemacht, der Henno.

502) Abgedruckt bei Gottſched im zweiten Band.

503) J. G. Boioarii Comoediae utilissime omnem latini sermonis elegantiam continentes.

meiner wurde. Wir haben ſchon oben gehört, daß die letzten myſtiſchen Religionswerke in Niederdeutſchland noch einmal ſo bevorzugend gepflegt wurden; auch die Myſterien gehörten darunter, und ſo treffen wir in Eiſenach und Bautzen auf die erſten Darſtellungen in Deutſchland. Aber auch die Gegenſätze gegen dieſe Heiligkeiten, die Eulenſpiegel und Reineke Fuchs, gingen von Niederdeutſchland aus, und die Poſſenſpiele ſchloſſen ſich natürlich an. Auf vielen norddeutſchen Schulen hören wir daher frühe von ſzeniſchen Vorſtellungen, wie denn die Schulactus bekanntlich ihren großen Antheil an der Ausbildung des Schauſpiels haben; in Zwickau gab man ſchon im 15. Jahrhundert die terenziſchen Stücke mit deutſchen Einleitungen und Einſchaltungen, die dem des Lateins Unkundigen das Verſtändniß ein wenig öffnen ſollten [504]); man richtete den lateiniſchen Terenz, wie z. B. Johann Agricola that, mit mehr Sorgfalt als Anderes zum leichten Schulgebrauche zu; in Magdeburg war nächſt Nürnberg wohl ein Hauptſitz für die erſten regelmäßigen Darſtellungen; in Zwickau ſtellte Paul Rebhuhn, einer der erſten kunſtmäßigeren Bearbeiter deutſcher Spiele, ſeine Stücke, die er zum Nutzen der Jugend geſchrieben, mit Bürgern vor [505]); in Hildesheim, in Lüneburg finden wir im 16. Jahrhundert fürſtliche Perſonen mit dramatiſcher Dichtung beſchäftigt; in hochdeutſche Stücke fand in einzelnen Perſonen der platte Dialect Eingang, wie denn die Volksmundarten in dem italieniſchen Luſtſpiel bekanntlich eine Hauptbeluſtigung ausmachen; in Leipzig entdeckte Gottſched zu ſeiner Freude um 1520 die erſten Spuren dramatiſcher Dichtung; und kurz wir werden es ſpäter genauer ſehen können, wie ſich das Schauſpiel nach Norden hauptſächlich hinzog. Hier alſo haben wir zu den vielen Gegenſätzen, welche die Literatur dieſer Zeiten zu der frühern bildet, auch den hauptſächlichen, daß ſich nun im großen Zuge die Maſſe der Producte nach dem Norden hinzieht, wie ſie bisher faſt blos im Süden war. Allmählig werden wir namentlich in den Grenzlanden faſt im Kreiſe herumgedreht und werden nach und nach Schleſien, Sachſen, Preußen und den ganzen Nordoſten mit der Schweiz eben ſo vor der neuen Concentration der Literatur in Deutſchlands Mitte betrachten müſſen, wie wir zunächſt nach

504) Gottſched's nöthiger Vorrath I. S. 33.
505) Ebend. S. 66.

jener Concentration im 13. Jahrhundert das Nordweſtende und Oeſtreich ins Auge faßten.

Hans Nydhardt hat 1486 die erſte Ueberſetzung eines Stückes von Terenz, des Eunuchs, in Ulm drucken laſſen [506]). Sie iſt ganz in der harten, aber kernigen Weiſe des Niclas Wyle übertragen. Sein Beiſpiel munterte 1499 einen Anderen zur vollſtändigen Ueberſetzung des Terenz auf [507]), obgleich einige dem Nydhardt die Ueberſetzung der heidniſchen Stücke übelgenommen hatten. Der entſchiedne Geſchmack aber an Luſtſpielen, der mit dem Heimiſchen ſo verwandte Geiſt der römiſchen Comödie machte, daß dieſe erſten Ueberſetzer ſo gut wie ein ſpäterer Clemens Stephan von Buchaw, der den Eunuch und die Andria 1554 in Reimen vertirte und den noch ſpäteren Reimüberſetzern Episcopus (1568) und Bapſt (1596) vorging, eine ſcharfe Oppoſition gegen die überchriſtlichen und hypermoraliſchen Eiferer gegen dieſe Heiden und ihre derben Späße bildeten. Albrecht von Eyb gab ſein Anſehn hinzu und überſetzte 1511 die Menächmen und die Bacchides des Plautus [508]), zugleich mit der Philogenia des Ugolino von Parma, die nachher auch in Schimpf und Ernſt überging. 1539 konnte ſchon ein neuer Ueberſetzer des Terenz, Valentin Boltz [509]), gegen die ungelehrten und verwöhnten Theologen erklären, daß er aus der weltfreudigen, ſchimpflichen, fleiſchlichen Materie der Heiden das Evangelium habe verſtehen lernen und doch nicht ihren Glauben und Leichtfertigkeit angenommen; Gott habe uns die ſchöne Kunſt durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, der verachte Gott ſelbſt. Dieſer traf aber auch ſchon in die Zeiten, wo Lucian ſchon lange (ſeit Niclas von Wyle und mehreres 1516 durch Dietrich von Pleningen) bekannt, von Hutten ſo ſelbſtſtändig benutzt, von Hans Sachs gebraucht war, wo dieſer ſchon Gott weiß woher, ſogar den Plutus von Ariſtophanes (1531) behandelt hatte, wo Hamm, Muſchler und

---

506) S. bei Gottſched I. S. 37.

507) Terentius der hochgelert und aller bruchlichſt Poet von Latien zu Tütſch transferiret ꝛc. Straſb. 1499.

508) Zwo Comödien des ſynreichen poeten Plauti, nämlich in Menechmo und Bachide. Nachvolgen die Comödien Ugolini, Philogenia genannt. Geteutſcht durch den wirdigen und hochgelerten Herrn Albrecht von Eyb, Doctor 1537. Es gibt aber ältere Ausgaben von 1511, die ich nicht ſah.

509) P. Terentii Aphri ſechs verteutſchte Comedien ꝛc. Tübingen 1544.

Greff (1535) einzelne Stücke des Terenz und Plautus weiter verbreitet, wo Boner ſeinen Fleiß auf ſo viele Autoren verwandt hatte, vieles einzelne von Plutarch und von Cicero verbreitet ward, wo Männer wie Murner, Pirkheimer, Spalatin und Schwarzenberg zum Ueberſetzen griffen, wo Cicero ſeinen großen Einfluß auf die Männer geübt hatte, die von der barbariſchen Schulphiloſophie rückkehrten, wo Hans Sachs in ſeiner Weiſe den Geiſt der Alten unter das Volk breitete. So war durch das ganze 16. Jahrhundert die Thätigkeit für dieſe alten Komiker rege. Nicht allein aus dem Alterthum unſere Bühne zu bereichern, ſondern auch aus der Fremde war gleich anfänglich unſer Beſtreben, ſo daß alſo wie im Liede, ſo vielleicht noch früher in dieſem Zweige, das Entlehnen von außen her, die Rückkehr von der originalen Dichtung zu der fremden ſich ſo frühe vorbereitete. Bei Jacob Ayrer werden wir ſchon das vielfache Anlehnen an das fremde Theater finden; die Philogenia nannte ich ſchon vorhin; ſogar aus Spanien haben wir ſchon 1520 ein Stück überſetzt. Es iſt die Celeſtina des Rodrigo Cota und ſeiner Fortſetzer [510]), die 1501 in Sevilla gedruckt ward und bei dem damaligen Zuſammenhang Deutſchlands und Spaniens und bei der Berühmtheit, die das Werk erlangte, leicht zu uns überwandern konnte.

4. Satiren, Narrenſchiff und Reinecke Fuchs.

Es iſt Zeit, daß wir uns nach Betrachtung der Veränderungen in Epopöe und Lyrik auch wieder nach unſerer Didaktik umſehen. Wir haben dieſen Zweig gleich bei dem erſten Wegwenden unſerer Literatur von der Ritterpoeſie ſo bedeutend gefunden und von ſo fruchtbarer Einwirkung auf die moraliſche Natur der Nation, daß wir von ſelbſt errathen, er werde in einer Zeit, die ſich ſo lebhaft mit ihrer Sittenreinigung beſchäftigte, neue Früchte getragen haben. Wir hatten bemerkt, daß ſich die Lehrpoeſie nach den kleineren Stücken des Freidank und Stricker bis zu dem Umfang des Renners ſammelte; dann ging ſie wieder in Beiſpiele und Fabeln auseinander

510) Ain hipſche Tragedia von zwaien liebhabenden menſchen, ainem Ritter Calixtus und ainer edlen junkfrawen Melibia genannt 2c. Augſp. 1520. Dieze (Ueberſetzung des Velasquez S. 389) hat nicht gewußt, daß dies Stück ins Deutſche überſetzt iſt.

und brachte eine ungeheure Maſſe von moraliſchen Anecdoten und Erzählungen aus dem ganzen Gebiete der alten Geſchichte und Cultur zu den länger bekannten der Bibel zuſammen. Durch die ewige Wiederholung dieſer Muſterbeiſpiele des Handelns und der Geſinnung in Verſen und in Proſa erhielt die Nation einen ſolchen Schatz von Weisheit, von geſundem Sinn, von ächter Lebenspraxis, von tüchtiger Nahrung für Herz und Geiſt noch zu dem, was davon aus Predigt und Chriſtenthum ſchon lange im Volke lebte, daß die Wirkungen, die dies in der Reformationszeit haben mußte, ſehr ſchwer zu überſchlagen ſind. Es iſt nicht oft, es iſt nur in ſolchen totalen Revolutionen der Fall, daß die Kräfte, daß namentlich auch die intellectuellen Kräfte jedes Einzelnen in Anſpruch genommen werden. In der Reformation ſollte aber Jeder dem eigenen Urtheil in einer Sache folgen, in der es ſich oft um den Leib, immer um die Seele handelt, er ſollte ſich darin nach eignem Wiſſen und Gewiſſen entſcheiden. Wie gut war es da, daß eine wirkliche Virtuoſität in Lebensklugheit, eine wirkliche moraliſche Intelligenz durch die Nation ging, ſo daß man wohl ſieht, nur in Deutſchland war ſo viel Sitte bei ſo viel phyſiſcher Geſundheit und Kraft, daß eine Regeneration, wie die in der Reformationszeit möglich ward. Daß in der That dieſe Sicherheit der Geſinnung im ganzen Volke lag, zeigt die Aufnahme unſerer Lehrgedichte und zeigen dieſe Lehrgedichte ſelbſt. Es ſollte doch ſchwer ſein, in ſo vielen großen und kleinen didactiſchen Poeſien oder Lehrſätzen, außer den natürlichen Befangenheiten der Zeiten, eigentliche Verkehrtheiten und Verſchrobenheiten zu finden. Selbſt jener myſtiſchen Zeit des 14. Jahrhunderts hielt man ſogleich das richtige Gegengewicht; und ihre Wiederkehr im 15. rief nur die deſto gründlichere Reaction hervor. In dieſem Kampfe ſelbſt ſehen wir z. B. ein moraliſches Lehrgedicht von Vintler liegen, das wir hier nachzuholen haben. Es kann zugleich zeigen, wie geringe Köpfe damals in dieſem Fache, aber auch mit welcher guten Natur ſie ſchrieben.

Das Buch der Tugend von Hans Vintler zeigt mehrfach einen Uebergang von der mehr religiöſen und theoretiſchen zu der practiſchen moraliſchen Lehre, von der Schilderung von Laſter und Tugend an Beiſpielen aus der Vergangenheit zu der Darſtellung der Gegenwart und ihrer Gebrechen. Es iſt ſchon 1411 geſchrieben und ich hätte es bereits unter mehreren Titeln erwähnen

können. Im Anfange erinnert es ganz an die Beiſpielſammlungen, an das Schachzabelbuch und dgl. Es iſt auf dem Grunde der flores virtutum erwachſen, der Verfaſſer „klaubt" aber aus aller Welt Büchern, da er ſelbſt, wie er ſagt, „hüpſcher vindeler" iſt, alle möglichen Lehren und Beiſpiele zuſammen [511]), aus den Geſchichten von Alexander und Rom, den Geſten, der Bibel, den Heiligen und Kirchenvätern, den Klaſſikern, dem Buche der Natur u. ſ. w. und flicht dies alles kunſt- und anſpruchslos zuſammen. Faſt wie im Schachzabelbuch iſt der Dichter in der erſten Hälfte ſeines Buches übertrieben beſcheiden, ruft jeden Augenblick den Himmel in jenem gezwungenen Tone der Erhabenheit und feierlichen Andacht an, daß ihn der Wind des heiligen Geiſtes anwehen und ihm in ſeinem Werke helfen möge. Alles hält ſich in Allgemeinheit; er geht eine Reihe von Laſtern, Tugenden und Leidenſchaften durch, gibt Definitionen und Lehren mit Belegſtellen aus den verſchiedenſten Autoritäten, wo dann der Vortrag Aehnlichkeit mit dem Laiendoctrinal hat; es folgt dann gewöhnlich eine Figur oder Vergleichung dieſer Tugenden oder Laſter mit den Gegenſtänden und Erzählungen einer gefabelten Zoologie, und dann einige Beiſpiele und Anecdoten, die der Mehrzahl nach aus der römiſchen Geſchichte und dem Leben der Altväter entnommen, alſo ſehr verſchiedenartig unter ſich ſind. Die ganze Behandlung mahnt mehr an die myſtiſchen Figurenbücher, mit denen das Buch auch gleichzeitig entſtanden iſt; die im Anfang ganz entſchiedene Entfernung von allem Bezuge der Lehren oder der Exempel auf die Lage der Zeit macht zuerſt geneigt, das Buch geradehin unter die obenbeſprochenen Beiſpielſammlungen zu ſtellen, die davon ebenſo entfernt ſind. Allein allmählig legt der Verfaſſer ſeine Rückhaltung ab; faſt furchtſam ſpricht er hier und da von Schmeichlern und Bauern

---

511) Ausg. von 1485. a. 3.

Ich han durchſucht flores virtutum
das do ein welſches Buch iſt,
das han ich gemacht zu diſer friſt,
das es teutſche zung vernympt —
auch han ich daz darzu gemacht,
vil mange ler und abenteur,
die zu tugent gebent ſteur,
die han ich pracht all zu eynander u. ſ. w.

mit einem Blick auf die Zeitgenoſſen, und von der Unfreigebigkeit der Fürſten, zieht ſich aber ſogleich zurück, und will ſeinen Athem ſparen, wo er nichts beſſern kann [512]). Weiterhin aber geht er allmählig in einen ganz anderen Ton über, läßt die Beiſpiele der Vergangenheit faſt ganz fallen und die Sprüche ſeltner werden, wendet ſich ganz auf ſeine lebendige Umgebung und Zeit und geißelt ihre Fehler mit völliger Verleugnung der früheren Scheu. Hier erinnert er eben ſo ſehr wie vorher an den Geſchmack der Myſtiker, an den der Satiriker, an Brant und in einigen Stellen, wo er ſeine Lehren auf Sprichwörter und die dazu gehörigen Holzſchnitte bezieht, an Murner [513]); und da das Buch 1485 gedruckt und wohl damals erſt mehr bekannt ward (obgleich es nie zu großer Wirkſamkeit gekommen zu ſein ſcheint), ſo verſparte ich ſeine Erwähnung bis hieher. Der Hauptgegenſtand ſeiner moraliſchen Kritik in dieſen letzten Theilen iſt die Hoffahrt der Hauptſtände und der Frauen und der herrſchende Aberglaube. Die Geiſtlichen und ihren Prunk greift er vorſichtiger an; gegen den Adel aber ſpricht er den allgemeinen Grimm der damaligen untern Stände aus. Statt dem Schirm, den er Armen und Reichen gewähren ſolle, ſagt er, ſieht man den Adel die Armen ſcheren, das machen ſie zu ihrer eigenen Schande zu ihrem Amte, ſo daß man ſie halten ſollte wie die Hunde, damit ſie zur Beſinnung kämen. Er belegt dieſe Edelleute, die ihre Ehre um Gut dahingeben, mit einem derben Schimpfnamen, findet ihrer drei einen Bauern werth und meint, ſie wüßten viel beſſer, wie der Miſt den Acker düngt, als was Adel ſei. Wie die Fledermaus ſchöben ſie ſich davon, wo es gelte, das Land zu vertheidigen oder Steuer zu zahlen. Adel erbt nicht von Vater und

512) Ebend. f. 6.

So iſt aber yetz mancher herr,
der do nit will haben wird noch er,
daz belaib alſo bei ſeinem alten ſit,
wan ich mag es doch gewenden nit,
und ich mich denn vaſt darumb ſwend,
und verleuß die weil all mein zend,
wer legt mir denn ab den ſchaden mein,
davon ſo will ich mit gemach ſein.

513) Ebd. y, 5. 6. Wucherer blaſen ſich den Staub ins Auge; und dann:

„wer ſich gern miſchet unter die kley,
den freſſen die ſeu mit dem prey.“

Ahn, denn was nützet einem die Geſundheit ſeines Vaters, wenn er ſelber ſiech iſt? Aber ſo viele meinen nun, ihre Ehre von ihrem Gelde zu haben; wer tugendlich lebt, iſt der Leute Spott, wer am beſten fluchen kann, den hat man für einen guten Geſellen, und wer übermüthig ſich gebärden und Bosheit treiben kann, den ſchreibt man in der Fürſten Rath. Wer ſich anderen zum Gelächter Preis gibt mit allerhand Narrenwerk, der trägt unter den anderen Narren und Eſelsohren die Ehre; wer wie ein Unſinniger ſchreit, das ſoll jetzt höfiſch ſein, und damit ſie ſich untereinander zu Narren machen können, ohne daß ſich ein anderer einmiſche, haben etliche Junker eine neue Sprache unter ſich erfunden, die man rothwälſch nennt. Wohl haben aber die Alten recht geſagt: wenn der Abt die Würfel führt, ſo ſpielen die Mönche. Thäten unſere Herren recht, ſo würde man ihnen folgen; aber ſo gilt jetzt alles für recht, was ſie thun, und trüge einer eine Sauhaut, man würde es um die Wette nachahmen. So ſind wir denn wie die Affen, und wollte Mancher, der nach Wunderbarem übers Meer fährt, zu mir kommen, ich wollte ihm Wunder übergenug zeigen an Aermelwerk, an Zotten und Kappen. Denn die Thoren im Lande tragen allerhand Narrenplunder und die Frauen tragen zweiellenlange Schleppen im Koth und an der Mütze ſechsellenlange Lappen; ſie wollen Alles tragen und thun, was die Männer thun und tragen, und alles noch ärger und mehr, und doch iſts der alten Weiſen Spruch, daß, wo der Biſchof den Kreiſel ſchlägt, und wo der Ritter Bücher ſchreibt, und wo der Mönch den Harniſch trägt, und die Jungfrau zu Roß den Schützen ſpielt, und wo Nonnen und Beginen nach Hofe fahren, die Männer ſpinnen, die Kinder Bären ſpießen, da Alles verkehrt und nicht in Ordnung ſei. Als ein guter Geſelle will ich ſtrafen, was die Frauen verunehrt, denn die Frommen ſind es werth, daß man ſie warne; aber es ſind ſo viele arme Edelfrauen, die gleich der Fürſtin in Perlen und Spangen gehen wollen, und haben nicht ſo viel in der Küche, um einen Hahn damit groß zu ziehen; und haben doch die Alten geſagt, wenn die Mücke ein Hühnerei legen wolle, ſo ſeis ihr Tod; und iſt es doch auf meinen Eid wahr, daß kein Gewand ſchöner kleide als die Demuth. — Beſonders lehrreich iſt Vintler dann über den mannichfachen Unglauben oder Aberglauben der Zeit. Teufelbannen, Schatzgraben, Wahrſagen aus Vogelſchrei, aus Träumen, aus der Feuerflamme,

den Linien der Hand und aus Loosbüchern, der Glaube an die Frau Bertha mit der langen Naſe, an Unglückstage, an die Begegnung von Glücks- oder Unglücksthieren, Abgötterei mit falſchen Götzen, dem Teufel, mit Sonne, Mond und Sternen, Verzauberungen und Sympathien, Schirm- und Zauberformeln, Verwahrungsgebräuche vor Unglück und Glaube an glückliche Vorzeichen, Viehſegen, Geomantie, Todtenbeſchwörungen, Wunderkuren, Verzückungen, All das führt er mit mannichfaltigem Detail an, daß dieſe Stelle als eine klaſſiſche für dies Thema gelten kann. Der Dichter, eine gar gute Seele, verräth an dieſer Stelle ſo viel frommen Aerger, als ſonſt frommen Glauben an Legenden und Heiligengeſchichten. Sollte ein altes Weib, das ſich der Zauberei rühmt, Gott gebieten können, ſo wäre er nicht für einen Gott zu halten, ſagt er. Mancher heilige Mann, weiß er, hat große Arbeit darum gehabt, bis ihn Gott einmal der Eröffnung irgend eines Geheimniſſes würdigte, wie ſollte er ſich zum Knechte eines alten Weibes machen!

Dieſes Werk nun kömmt noch in ſeiner Form mehr auf den Renner hinaus; wir wollen dicht daneben das Narrenſchiff (1494) des Dr. Sebaſt. Brant (aus Strasburg 1458—1521) betrachten [514]), um zu ſehen, wie der Charakter der Reformationszeit auch das Lehrgedicht formell ganz umgeſtaltete. Wir laſſen hier eine Reihe von anderen moraliſirenden Werken bei Seite, weil es uns weiterhin, bei dem wachſenden Umfange der Quellen immer mehr auf das Ausſcheiden des Wichtigſten ankommt. Das Narrenſchiff ſteht in der Mitte von einer Menge didactiſcher Werke, die zum Theile aus dem deutſchen Alterthume hervorgeſucht, zum Theile Ueberſetzungen und Originale ſind. Ich hebe nur dies Eine heraus, das der Form und der Materie nach in dieſer Zeit ſelbſt wurzelt, in der es entſteht. Was man in jener Zeit von moraliſirenden Werken erreichen konnte, ward im Druck verjüngt. Der Renner zwar ward im 15. Jahrhundert nur vielfach abgeſchrieben, oder, nach dem Hange der Zeit, verkürzt und in einzelnen Sprüchen ausgezogen [515]); alles aber, was ſich als kürzeres Beiſpiel empfahl,

---

514) Narrenſchiff, ed. Ad. Walther Strobel, mit Brant's Leben. 1839. Auch in J. Scheible's Kloſter. t. I.

515) So in Cod. Pal. N. 471.

fand Verbreitung im Drucke. Boner iſt bekanntlich eines der erſten Producte der Druckerkunſt, die Fabeln des Aeſop ebenſo; und ſo wurden ſchon 1520 die ſogenannten Cyrilliſchen Fabeln, die im 15. Jahrhundert mehrmals lateiniſch (speculum sapientiae) waren gedruckt worden, in Proſa überſetzt [516]). Später (1571) wurden ſie von Daniel Holzmann ebenſo durch Verſificirung verſchlechtert, wie die alten proſaiſchen Terenze um dieſelbe Zeit das ähnliche Schickſal erlitten; und ſpät im 18. Jahrhundert ſuchte ſie dann Meißner noch einmal hervor. Die einzelnen Sittenſprüche des Cato, Facetus, Freidank wurden hervorgeſucht; ja Seb. Brant ſelbſt machte ſich um deren Bekanntwerdung verdient; wenigſtens ſchreibt man ihm eine Reihe ſolcher Ausgaben oder Ueberſetzungen zu [517]), obwohl man dabei vorſichtig ſein muß, indem ſein Name ſehr bald im In= und Auslande einen ſo guten Klang erhielt, daß man ihm fälſchlich und in Buchdruckerſpeculationen Werke zuſchrieb, bei uns das geiſtloſe Buch von den loſen Füchſen dieſer Welt [518]), und in Paris die regnards transversants etc. von Bouchet [519]). So viel iſt übrigens gewiß, daß Brant ſich vielfach mit dieſen kurzen Sprüchen beſchäftigt hat, daß wir von ihm neben Roſenplüt's die ſchönſten Priameln aus dieſer Zeit haben [520]), daß ſein größeres Werk überall dies Studium verräth, da es neben den ähnlichen Werken des Murner und neben den ausdrücklichen Sammlungen der Agricola, Frank und Bebel eine Hauptquelle für das deutſche Sprichwort iſt. Auch ſelbſtſtändig haben wir ſolche catoniſche Lehrgedichte (z. B. an den Kaiſer Max eine fürſtlich=ſoldatiſche Sittenlehre [521])) aus der damaligen Zeit. Die Geſten, das Schachzabel=

516) Spiegel der wysheit, durch kurtzwylige fabeln, viel ſchöner ſittlicher und chriſtlicher lere angebende, im jar Chriſti MDXX uß dem latin vertütſcht. (Baſel).

517) De moribus et facetiis mense; transl. in teuthon. per Seb. Brant. 1490. Liber Faceti de moribus juvenum per Seb. Brant. 1499. Liber Moreti, docens mores juvenum in supplementum illorum, qui a Catone erant omissi, per Seb. Brant. 1509. Die erſte Ausgabe ſeines Freidank iſt von 1508 Straßb. Vgl. Strobel S. 74.

518) Ich habe eine Ausgabe geſehen Frankfurt, im jar 46, welche den niederländiſchen Text und Druck vor 31 Jahren entſtanden ſein läßt.

519) Flögel's Geſchichte der kom. Lit. 3. S. 136. Strobel S. 52.

520) In Strobel's neuen Beiträgen.

521) Im deutſchen Muſeum. 1779. I. S. 267.

buch, die weiſen Meiſter, der Valerius Maximus des Muglin, Vintler, das Buch der Weiſen, die Ueberſetzung des Diogenes Laertius (Augsb. 1490), Albrecht von Eybe's Spiegel der Sitten und ſeine lateiniſche margarita, die Ueberſetzung des ſchon 1471 lateiniſch gedruckten, ſpäter von Brant empfohlenen speculum humanae vitae von Steinhöwel, der in vielfacher literariſcher Thätigkeit und vielſeitigem Intereſſe ſich unter dem Stande der Aerzte neben den Juriſten Brant ſtellen darf, all dieſe Werke müſſen wir mit ihren mannichfaltigen Geſchichten und Belehrungen in der Vorſtellung halten, um zu begreifen wie Brant in ſeinem Narrenſchiffe auf ein weites Gebiet anecdotiſcher Geſchichte nur anſpielen, wie er die Bekanntſchaft damit bei ſeinen Leſern vorausſetzen darf und eine ſichtbare Abneigung vor dem Erzählen und Ausführen verrathen kann. Die Menſchen ſchwankten damals ſo vielfältig zwiſchen den verſchiedenen altritterlichen und neubürgerlichen, den rein chriſtlichen und den humaniſtiſchen Lebensanſichten, es konnten daher ſo verſchiedne Werke, wie die Fabeln des Boner und das Buch der Weiſen gleiche Aufnahme finden. Brant ſelbſt konnte noch Heiligengeſchichten und lateiniſche Gedichte zum Lobe der Maria machen, eine Ausgabe des hortulus animae mit Wimpheling beſorgen und ihn nachher (1507) ſogar überſetzen; er konnte ſich für eine Ausgabe der Werke des Felix Hämmerlein und zugleich für Regeln der Tiſchzucht intereſſiren. Es iſt daher gar kein Wunder, daß z. B. ein Buch wie der Ritter vom Thurn [522]) gleichzeitig mit dem Narrenſchiff entſtehen und noch ein Publicum finden konnte, ein Buch, das aus einem franzöſiſchen Originale des 14. Jahrhunderts von dem Ritter Marquart von Stein (1493) überſetzt ward, das überall ſeine Entſtehung im 14. Jahrhundert und im Adelſtande verräth, das noch einmal die alte Sittenmoral, die Convenienz, die Sitte beim Aufſtehen, bei der Morgenandacht und dergleichen predigt, das neben den frivolen Schwänken, welche dieſe Zeit liebt, noch einmal die wunderlichen und thörichſten Legenden, den einfältigſten Geiſterſpuk und Viſionen bringt, das eine förmliche Frauenſchule enthält und dieſer Zeit bietet, welche die alte Achtung der

522) Der Ritter vom Turn, von den Exemplen der gotsforcht und erbarkeit. Baſel 1493. Später in das Buch der Liebe aufgenommen unter dem Titel: Spiegel der Tugend.

Weiber faſt mit dem Gegentheile vertauſcht hat, ſich wenigſtens darin gefällt, das Weib als den Hauptrepräſentanten der Hoffart, des Grundfehlers dieſer rohen Jahrhunderte, darzuſtellen und zu ſchmähen. — Wenn in den bezeichneten Werken ſchon ein Aufſchluß über Brant's Manier und über manches Auffällige ſeiner Anſichten liegt, ſo führen andre Werke wieder von andern Seiten näher zu ihm. Das Verderben der einzelnen politiſchen oder moraliſchen Stände zu ſchildern, war ſeit dem Renner und dem Schachbuch ein Lieblingsthema geworden; die Wolfsklagen ſind in jenen Zeiten ein ganz ſtehender Artikel. Allerdings hat Brant dieſe Betrachtungen erſt neu autoriſirt, und bald nach ihm zeigen die verſchiedenſten Werke, Joſeph Grünbeck's Spiegel der natürlichen himmliſchen und prophetiſchen Sehungen aller Trübſal und Angſt, die über alle Stände und Geſchlechter in der Kürze ergehen werde (1508), oder das niederdeutſche Gedicht von dem Laufe der Welt (1509), oder das Buch vom Hofleben (1497), oder Dietrich's von Pleningen Schrift über die Unzufriedenheit der Menſchen mit ihrem Stande, oder Pamphil Gengenbach's Geſpräch über die Thorheiten der verſchiedenen Alterſtufen (1519), oder die letzte Hälfte von Eybe's Sittenſpiegel (1511), wie beliebt und eindringend dieſe Betrachtungsweiſe damals war; und dies hat auch ſeinen natürlichen Grund in der ganzen Lage des Lebens, die uns das Narrenſchiff faſt ihrem ganzen Umfange nach eben ſo gründlich kennen lehrt, wie wir früher von Thomaſin und vom Renner urtheilen, da wir ſie ihren Zeiten gegenüber betrachteten.

Was Erasmus im Lobe der Narrheit ironiſch pries, das verdammt Sebaſtian Brant in ſeinem Schiff von Narragonien in gradem Eifer. Er ſieht ſich rings in einer Welt von Menſchen, die, nachdem ſie die conventionellen Vorſchriften der höfiſchen Moral umgeſtoßen und den Damm der Hemmniſſe der menſchlichen Natur durchbrochen hatten, nun mit zügelloſer Licenz dem Triebe der ungezähmteſten Natur den vollſten Lauf ließen. Es iſt eines der charakteriſtiſchſten Capitel des Narrenſchiffs das von den groben Narren. Es geht direct gegen die Claſſe von Narren und Schwänken, die wir oben heraushoben. Ein neuer Heiliger, ſagt Brant iſt aufgeſtanden, er heißt Grobian, den jetzt jeder feiern will, und ehren an allen Orten mit ſchändlichen wüſten Worten, Weiſen und Werken; man wähnt das in Scherz zu ziehen und doch iſt wenig

Glimpf dabei. Der Narr hat jetzt die Sau bei den Ohren und ſchüttelt ſie, daß ihr die Sauglocke klingt und ſie ihm den Moringer ſingt; ſie hat jetzt allein den Tanz. Man ſchont nicht Gott und Ehrbarkeit, man ſpricht von allen wüſten Dingen, und wer der ſchandbarſte iſt, dem beut man ein Glas Wein und lacht ſeiner, daß das Haus ſchüttert, und bittet ihn daß er noch eins erzähle und preiſt ſeinen Schwank und ſeine Kurzweiligkeit, und dünkt ſich keine ſchönere Freude auf Erden zu haben, denn als gute Geſellen fröhlich zu praſſen und zu ſchreien, und die kleine Zeit mit Luſt zu vertreiben. Wer ſolche Werke treiben kann, wie der Pfaffe von Kalenberg oder der Mönch Ylſan, der meint jetzt ein ganzer Mann zu ſein [523]). Um der Pfaffen Rede kümmert man ſich nicht, denn wäre es alles Sünde was ſie ſo nennen, ſo trieben ſie es nicht ſelber. Auch Geiler meint, die Schwankerzähler würden einſt ihre Schwänke der Hölle zu erzählen haben. Es iſt etwas Großes, ſich einem ſo reißenden Strome, wie gerade dieſe Richtung war, entgegen ſtellen zu wollen. Dieſe Abſicht hat Brant gehabt und Geiler in ſeinen Predigten über das Narrenſchiff eifert geradezu gegen die, welche Narrheit und Sünde mit der Natur entſchuldigen wollen; denn man ſoll, ſagt er, gegen die phyſiſche Natur nach dem Geſetze der Vernunft ankämpfen, die Vernunft ſei unſere wahre Natur. Ich ſage, es iſt etwas Großes, ſich gegen eine ſolche Rich=

---

523)

Wer yetz kan treiben ſollich werk, als treib der pfaff vom kalenbergk,
oder münch Eylſam mit ſeym bart, der meynt er tüg eyn gute fart.
Mancher der treibt ſolch weiß und wort, wann die Oreſtes ſech und hort,
der doch was aller ſynnen on, er ſprech, es hetts keyn ſynniger geton.
Suſer=ins=dorff iſt worden blyndt, das ſchafft das bawren drunken ſyndt;
Herr Ellerkuntz den vordantz hat, mit wüſt genug und ſeltten ſatt.
Eyn yeder narr will ſewwerk treiben, daß man ym laß die büchſen bleiben,
die man umbfürt mit eſelsſchmer, die eſelsbüchß würt ſeltten ler,
wie wol eyn yeder dreyn wil greiffen, und do mit ſchmyern ſein ſackpfeiffen;
die grobheit iſt yetzt kumen auß, und wont gar noch in yedem Hauß,
das man nit vil vernunft me treibt; was man yetz redet oder ſchreibt,
das iſt als auß der büchßen genomen, voraus wenn praſſer zammen kumen,
ſo hebt die ſew die metten an, die breymzeit iſt im eſelthon,
die tertz iſt von Sant Grobian, Hutmacherknecht ſingen die ſext,
von groben Fyltzen iſt der text, die wüſt rott ſitzet in der non,
Schlemmer und Demmer darzu gon, darnach ſie ſaw zur veſper klingt,
unflat und Schamperyon dann ſingt, dann würt ſie machen complet,
wenn man all voll geſungen hett.

tung zu ſtemmen und es iſt um ſo mehr, je weniger es mit dem Ueberſprung in die entgegengeſetzte Richtung geſchieht; je mehr der Vernunft gegenüber, deren Recht man verſicht, auch der Natur ihre Rechte gelaſſen werden. Es iſt wahr, der wackere Steuermann des Narrenſchiffs neigt hier und da zu den ascetiſchen Anſichten des Mönchthums; auch in lateiniſchen Gedichten und Schriften zeigte Brant mancherlei Hang zum Rechtgläubigen, Hartgläubigen und Abergläubigen. Er vertheidigt im Narrenſchiff noch den Ablaß, er liebt den Einſiedler, der an heimlicher Stätte ſein Leben Gott weiht; er eifert mit Geiler gegen die, welche derer ſpotten, die Recht thun und in Weisheit ſtill leben wollen, die ſie mit dem Spottnamen der Duckmäuſer und Karthäuſer belegen, die ſie verhöhnen als ob ſie Tag und Nacht auf den Knieen lägen und mit Beten und Faſten an Gott verzweifelten. Es iſt wahr, er nimmt es mit den weltlichen Freuden gar zu ſtrenge. Der Tanz, ſagt er, iſt die Quelle vieles Unraths, der Vorläufer der Unlauterkeit, das Ende aller Ehrbarkeit, und er weiß auf dem ganzen Erdreich keinen Spaß, der dem Ernſt ſo nahe iſt, wie das unzüchtige Kirchweihtanzen. Er wirft die Nachtaufzüge und Ständchen weit von ſich weg, er zürnt gegen die Trinker und vollen Narren, ſogar gegen das Scheibenſchießen und gegen die Jagd, und gegen das Spiel, dem ſich nun Pfaffen, Adel und Bürger, und ſogar in Männergeſellſchaft die Weiber hingeben. Allein die rigoroſere Moral liegt nur in einzelnen Stellen und wird durch die Grundanſicht des ganzen Gedichtes verwiſcht. Wir erinnern daran, zu welchen oft widerſprechenden Lebensregeln die älteren Moraliſten durch die Lehren des ſtrengen Chriſtenthums und der freiern Klugheitsregel des Menſchenverkehrs gebracht wurden. Man könnte im Brant die nämlichen Gegenſätze nachweiſen, und gegen jene ascetiſcheren Sätze aufführen, wie er lehrt Scherz verſtehen, mit den Wölfen heulen, mit den Jägern hetzen, mit den Keglern aufſetzen; wie er die Eltern warnt, ſich nicht ihren Kindern durch zu frühes Ueberlaſſen ihres Vermögens in die Hände zu geben; wie er Anſchläge und Anſichten klug zu verheimlichen anräth, und das Trau, Schau, Wem empfiehlt, da Treu und Vertrauen jetzt mißlich ſei. Allein es iſt das Eigenthümliche des Narrenſchiffs, daß dieſe alten Gegenſätze darin mehr verſchwinden und überall die Verſöhnung zwiſchen der chriſtlichen und humanen Moral den Hintergrund bildet. Brant iſt weit davon

entfernt, in der Barmherzigkeit Gottes und der Fürbitte der Maria eine Quelle der Sündenvergebung zu finden. Er iſt kein Freund von Heiligthümern und Reliquien, und eifert gegen die reichen Bettelmönche, die Stirnenſtößer und Stationirer, die auf allen Kirchweihen herumliegen und bethlehemitiſches Heu und Bileam's Eſelsgebein, und Federn von St. Michael's Flügeln und einen Zügel von St. Georg's Roß oder die Buntſchuhe St. Claren's feil bieten. Man ſoll nicht auf Gottes Gnade bauen, ſagt er, ohne an ſeine Gerechtigkeit zu denken; man ſoll nicht hoffen, daß uns Gottes Stimme mit Gewalt zu ihm ziehe, ohne daß wir uns ſelbſt darnach ſchicken; man ſoll nicht in Sünden verharren im Vertrauen auf Gottes Langmuth, nicht Gott in den Bart greifen und mit ihm ſcherzen wollen, als ob er das vertrüge. Man ſoll auch nicht mit Halbheit und mit Lauheit auszureichen meinen, nicht auf dem Wege der Tugend ſich umſehen nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens; man ſoll nicht auf Gottes Lohn ohne Arbeit hoffen, ſondern recht thun und beharren; und nicht Beſſerung aufſchieben und cras, cras, das Lied der Raben, ſingen: daſſelbige Morgen komme dann oft nimmermehr. Brant ſieht vielmehr weit gründlicher und häufiger nach der practiſchen Tugend der antiken Welt aus und betrachtet Tugend und Laſter nach der menſchlichen Weiſe der Alten. Indem er die Laſter überhaupt als Narrheiten bezeichnet, zieht er ſie in den Kreis der menſchlichen Beurtheilung herab und entnimmt ſie der willkührlichen Strafbeſtimmung des Dogma's oder eines eifrigen Gottes. Geiler ſcheidet zwiſchen der Narrheit, die eine Folge von Ungeſchicklichkeit und Gebrechen der Natur iſt, und der, die aus der Richtung der Sinne auf äußere Vergnügungen folgt; die letzte iſt die, von der Er und Brant handelt, ſie iſt Sünde und wird durch den Mangel des böſen Willens, wie durch den Trieb der Natur nicht entſchuldigt. Wie noch immer die Hoffart, das Zuviel, das Ueberheben, die Maasloſigkeit der Grundfehler dieſer Zeiten iſt und von Brant dafür erkannt wird, wie von Hugo von Trimberg, ſo ſieht doch Brant gegen Hugo dieſen Fehler ungefähr in dem Verhältniſſe wie Ariſtoteles die Unenthaltſamkeit (ἀκρασία) gegen die Unmäßigkeit (ἀκολασία); er ſieht keine Abſicht und keinen Vorſatz in der Sünde, ſondern nur Mangel an Kraft und an Selbſterkenntniß; er ſieht darin nicht eine abſolute Schlechtigkeit, die im Voraus in den Grund der Hölle verdammt ſei, wie der Renner wohl noch thut,

ſondern er ſieht darin nur eine Thorheit, mit der ſich der Menſch unter Menſchen erniedrigte. Brant zeigt das Laſter nicht, wie jene myſtiſchen Tugendſpiegel alle thun, als etwas darum Verabſcheuungswerthes, weil es von Gott beſtraft wird, ſondern als etwas der menſchlichen Vernunft widerſprechendes und daher belachenswerthes. Er will mit dem Gefühl der Menſchenwürde beſſern, und nicht mit dem der Strafwürdigkeit und der Gewiſſensangſt; und dies eben iſt die Quelle der Wirkung des Luſtſpiels und der Satire, daß wir alle menſchlichen Gebrechen verächtlich und dann belachenswerth finden, ſobald wir ſie als etwas uns ſelbſt herabwürdigendes betrachten, das unſerer Beſtimmung und Natur zuwider iſt, und das uns in widerſinnige Beſtrebungen hinreißt. Sobald wir auch das Böſe auf dieſem Wege betrachten, ſind wir auf dem Wege der Selbſterkenntniß, wir erkennen uns bald als Narren und ſind dann bald geheilt [524]), denn die Scham iſt ein weit tüchtigerer Förderer der Beſſerung als die Furcht. Die düſtere Stimmung, in welche die Schreckensmoral des zelotiſchen Chriſtenthums des Mittelalters und die Lehre des alten Teſtaments den verſchüchterten Sünder verſetzten, ſprang nothwendig von Verzweiflung zu Vergeſſen und Leichtſinn und von dieſen zu jenen über und hinderten an allem Gleichmaaß des ſittlichen Lebens, wie es noch heute in allen nichtgeſitteten und ausgearteten Nationen der Fall iſt. Dieſe Zeiten feſtigten in unſerer Nation jenen Sittenernſt und jene Zucht und Scham, die uns auch unter Aufklärung und Erleuchtung verhältnißmäßig weit minder als andern Nationen verloren ging. Wir tilgten jene ſclaviſche Furcht vor einer despotiſchen Strafgeißel, und ſahen die Sünde lieber einem Ideal menſchlicher Würde, als einem Strafcodex von Pfaffen gegenüber, ſo wie die Alten thaten, die der menſchlichen Schwächen menſchlich ſpotteten, und nur Todſünde und Frevel von den Göttern unverſöhnlich verfolgt darſtellten. So weiſt Brant in zahlloſen Beiſpielen auf die moraliſche Weisheit der Griechen zurück, leitet in ſeinen Winken, wie ſchon der Renner, auf die Beiſpiele edler Freundſchaft unter den Alten hin, die jetzt von

524) Wer recht in narrenſpiegel ſicht, wer ſich recht ſpiegelt der lert wol,
das er nit weiß ſich achten ſol, nit uff ſich halten das nit iſt,
dann nyeman iſt, dem nütz gebriſt, oder der worlich ſprechen tar,
daß er ſy weyß und nit ein narr; dann wer ſich für ein narren acht,
der iſt bald zu eym weiſen gemacht.

Selbſtſucht und Eigennutz verdrängt ſind; auf die Lehre und Erziehung der Kinder, die ſich die Väter damals, die ſich die Peleus und Philipp angelegen ſein ließen; auf die geſunde Seele im geſunden Körper; auf die Keuſchheit der Penelope und Lucretia, die ächte Weisheit des Plato, den ruhigen Gleichmuth des Sokrates und des Fabricius glückliche Armuth. Der Kern ſeiner Lehre geht daher auf *Selbſterkenntniß*[525] aus, den Mittelpunkt der antiken Moral; ſein Buch heißt daher in gewiſſen Ausgaben eben ſo wohl der Narrenſpiegel; er hält ſeiner Zeit und ſich ſelbſt wie ein ächter Freund *den* Spiegel vor, der luglos und truglos die wahre Geſtalt zeigt[526], und im ſchroffſten Gegenſatze gegen die einſtige ritterliche Zeit und jene höflichen Dichter, die Alles im Guten und Beſten aufnahmen, nimmt er Alles hart, ſtreng und ſcharf, ſieht alles Einzelne im ſchlimmen Lichte, will an allem Einzelnen beſſern und ſetzt ſich daher ſelbſt mit in ſein Narrenſchiff, er hat aber auch Vertrauen auf das Ganze, in ſo troſtloſem Zuſtande er es ſieht. Er geht wie die Reformatoren zu Felde gegen den Misbrauch der Gelehrſamkeit und gegen das moraliſche Verliegen, gegen die hohen Worte ohne begleitende Handlungen; denn viele giebt es, wie Geiler beifügt, die da predigen und ſagen, aber nichts thun; viele Lesmeiſter, wenige Lebmeiſter: Leute die Anderen viel Korns ſagen und ſelber Hunger leiden. Es gilt dieſen Männern nicht um die einſeitige Ausbildung des Gemüthes, wie der Ritterwelt, und nicht um die einſeitige Ausbildung des Verſtandes, wie den bisherigen ſcholaſtiſchen Zeiten, ſondern um die der Vernunft; es gilt ihnen nicht um zerſtreutes Wiſſen, das fruchtlos für das Herz iſt, ſondern um die Weisheit, die der Seele Ordnung iſt. Er zürnt daher gegen die eitle Kunſt der Wahrſagerei, des Vogelgeſchreies, des Charakteresagens, der Nekromantie und Aſtrologie, die den Lauf

525) Es hat kein Weiſer nye begert,
das er möcht rich ſein hie uff erd,
ſunder, das er lert kennen ſich.

526) Im Capitel von Wahrheit reden:
Warheit ert man durch alle Land; der Narren freud iſt Spott und Schand.
Ich bin offt gerennet an, weil ich diß Schiff gezymeret han,
ich ſol es doch ein wenig verben und nit mit eychen rinden gerben,
ſunder mit lynden ſafft auch ſchmyren, und etlich ding etwas gloſyren,
aber ich ließ ſie all erfryren, das ich anders dann wahrheit ſeyt.

der Planeten befragt, ob dieſer Tag zum Schacher gut ſei; und gegen die Betrugskünſte der Alchymiſterei, wie über allen Aberglauben und Quackſalberei. Er verwirft ſogar die Mathematik und alle phyſiſchen Wiſſenſchaften, unwillig über die Herabſetzung der moraliſchen, die den Menſchen zunächſt berühren; Archimedes ſei hoch erfahren in dieſen Künſten geweſen und doch konnte er nicht ſein Ende „ausecken"; dieſe Wiſſenſchaften ſeien wahr und gewiß, aber ein Thor ſei, wer es gering wäge, daß er fremde Dinge wiſſen wolle, ehe er ſich ſtelbſt kenne, und das Erdreich ausmeſſe ehe er das himmliſche ſuche. Er mag von Erdkunde nichts wiſſen, im Unmuth, daß man ſich einer blinden Reiſewuth damals hingab; ehemals reiſten Ulyß und Pythagoras, Plato und Apollonius um Weisheit, und dem wolle er auch heute nachſehen, der weite Landfahrten anträte, damit er an Weisheit zunähme. Er achtet nicht auf viele Kunſt, mit der man nur nach Hoffart und Gewinn ſtelle, wer weiſe iſt, der kann Kunſt genug, und unklug ſcheinen ihm die, die nach Paris und Bologna reiſen, als ob nicht auch in Deutſchland genug Vernunft und Weisheit wäre [527]), denn die Zeiten ſeien nicht mehr, wo man über See in Athen allein die Lehre fand. Nur zu viel ſcheinen ihm der Bücher jetzt im deutſchen Lande; von zu vielem Studiren wird man, ſagt er, ein Phantaſt. Die Drucker drucken Practiken und Weiſſagungen, und Alles was man ihnen bringt ohne Wahl, und was man von Schanden ſingt und ſaget. Sie befördern falſchen Glauben und Ketzerei, thun ſich ſelber Schaden und Schande und mancher druckt ſich aus dem Lande hinaus [528]). Das Verderb durch die einreißende Bücher- und Druckerwuth dünkt dem guten Brant ſo ungeheuer, daß er darum beſonders auf den Endchriſt zu vermuthen ſich veranlaßt findet; was würde der verſtändige Mann erſt heute ſagen? Je mehr ſich die Bücher ins Unendliche mehren, ſagt er vortrefflich, deſto minder achtet man ihrer und jeder ächten Lehre. Nie waren ſo viel Schulen nnd Gelehrte und ſo wenige Achtung der Kunſt; die Gelehrten müſſen ſich ihres Standes ſchämen [529]) und man zieht die Bauern hervor. Er bezeichnet damit die allgemeine weltliche Betriebſamkeit gegen die

527) Im Capitel vom Endchriſt.

528) Im Capitel von Ueberhebung der Hoffarth.

529) Man fyndt yetz vil iunger pfaffen, die als vil können als die Affen, und nement doch ſelſorg uff ſich, da man kaum eym vertraut ein vich,

geiſtige, das Rennen nach falſchen Gütern, nach dem Triebe der Hoffart, nicht nach der Weisheit, deren Gaumen die wahren Güter wohl ſchmecken, die nicht Eſſen und Trinken ſind, ſondern Werke die gleichförmig ſind mit der Vernunft. Ein löblich Ding iſt der Adel, und der Reichthum köſtlich, doch das Alles hinfällig, und nichts ewig und bleibend als die Güter des Geiſtes. Nach langem Leben zu trachten iſt thöricht, denn hier iſt nichts als Trauer, Kurzfreud und Vollleid; den Pfennig vor Weisheit zu achten, iſt unſinnig, und doch rennt Alles nach Geld, und wägt jeden nach ſeiner Taſche; die Narrheit zwingt jetzt Fürſten und Land, daß ſie die Weisheit verlaſſen und nur den Nutzen ſuchen; und doch ſtand es einſt beſſer im Lande, als die Regenten weiſe waren und gelehrte greiſe Räthe um ſich ſammelten. Nun aber mag Niemand von ernſten Dingen reden hören; die Sackpfeiſe iſt des Narren Spiel und Zeichen und er achtet nicht auf Harfe und Laute; ſelig aber iſt der, der ſtets die mahnende Stimme in ſich trägt und dem nachdenkenden Herzen des Weiſen nachtrachtet, und nicht wie der Narr auf die Pfeife hört, der trotz Singen und Sagen, trotz Flehen und Bitten nicht von ſeinen eilf Augen kommt und um keine Straflehre etwas gibt. Jeder dünkt ſich nun allein weiſe, und allein gut; trachtet wohl bei andern zu löſchen, da es bei ihm ſelber brennt, ſtößt ſich, ſelbſt ein Narr, an andern; ſtrebt „eigenrichtig“ immer nach etwas beſonderm und ſucht alleinklug Wege, wo keine ſind. Rath hören iſt jetzt verſchmäht, unbedacht ſtürzt ſich jeder — und das iſt aller Narren Gebrauch — nach dem Neuen und immer Neuen. Sie denken nicht weiter als von der Naſe bis zum Mund; ſie ſtürzen ſich muthwillig in Händel und Prozeſſe, vertrauen daß man das Recht biegen werde wie Wachs, und denken nicht, daß ſie zuletzt der Haſe ſind, der in der Schreiber Pfeffer kommt, die aus ihren Sächlein bald eine Sache, aus dem Quellchen einen Bach zu machen wiſſen. Denn der Schreiber iſt wie der Reiter, er nimmt heimlich wie jener öffentlich, mit der Feder, was jener mit der Lanze; der eine wagt ſeinen Leib ins Trockne und Naſſe, der andere ſeine Seele ins Dintenfaß. Hoffart und Uebermuth treibt auch jeden höher als er ſteht, mancher will nun von Adel ſein, deſſen Vater noch

---

wiſſen als vil vom kirchregyeren, als müllers eſel kan quintyeren.
Im Capitel vom Geiſtlich werden.

„Bumble bum“ mit dem Küferwerk umging; mancher will ein Doctor ſein, weil er einen rothen Rock anhat; mancher rühmt ſich ſeiner Reiſen in Norwegen und Granada, und im Pfefferland, der nie weiter vom Hauſe kam, als wo er riechen konnte, wenn ſeine Mutter einen Pfannekuchen backte. Die Handwerksknechte wollen Meiſter ſein; die Meiſter tragen ihren kleinen Gewinn in die Zeche. Es war eine Zeit wo die Bauern einfältig waren und in Gerechtigkeit glücklich, in ſtrohenen Hütten. Nun aber ſind ſie aufs Weintrinken gefallen, ſie ſtecken ſich in Schulden ſo theuer ihr Korn iſt, ſie wollen nicht mehr in Zwilch gehen, ſondern in koſtbaren, vornehmen Kleidern. Das Stadtvolk lernt jetzt Betrug vor den Bauern, die wuchernd ihre Früchte hinterhalten und Theurung ſchaffen, bis etwa das Wetter kommt und Korn und Scheuer verbrennt. Bürger und Kaufmann will jetzt Ritters Genoß ſein, der Edelmann frei, der Graf gefürſtet, der Fürſt gekrönt. Der Bauer trägt ſeidne Kleider und goldne Ketten, das Bürgerweib geht vornehmer wie die Gräfin, der Adel hat keinen Vorrang mehr. Mancher Biedermann verdirbt dabei und kommt an den Bettelſtab, oder er wirft ſich auf Betrug und Judenwerk, oder er ſpitzt ſich auf eine reiche Erbſchaft, und hofft wohl einen zu Grab zu tragen, der noch mit ſeinem eignen Gebeine Birnen abwirft. Der Geiz treibt die Menſchen durch See und Unwetter, der Neid kocht ſeine eigenen Glieder. Geld gilt vor Ehre, Ehrbarkeit und Weisheit ſind verlaſſen. Wer nach Geld ſtrebt, achtet nicht Sünde und Mord, nicht Schande und Verrath. Die Gerechtigkeit wird feil, durch Geld käme mancher ans Seil, wenn er ſich nicht durch Geld vom Seile erlöſte, denn nur die kleinen Diebe hängt man, die Bremſen kleben nicht in dem Spinngewebe. Ehedem war Armuth lieb und werth, da noch alles Gut gemein war, in der goldnen Zeit der Erde. Sie iſt eine Gabe von Gott, ſie kann nichts verlieren, und weit hin ſchwimmet wer nackt iſt. Der Arme ſingt frei durch den Wald, ihm entfällt nichts, er hat die Freiheit zu fordern; bei Armuth, bei dem dürftigen Curius und Fabricius, fand man von jeher weiſeren Rath als bei Reichen; ſie iſt das Fundament aller Dinge, der Anfang aller Stände, ſie hat alle Städte gebaut, alle Künſte erfunden, alle Ehren erzeugt. Sie iſt bei allen Völkern werth geweſen, und vor allen bei den Griechen, die mit ihr Städte und Länder bezwangen. Ariſtides, Epaminondas, Homer, Sokrates waren arm.

Alles Große floß aus Armuth, Rom kam von Hirten, ward wohl regiert von Bauern, und ward zerriſſen, als es reich ward. Auch Crôſus wäre durch Armuth nicht untergegangen, führt er an, und auch an andern Orten lehrt er die alten Sätze von dem Zielpunkte des Glückes und dem Neide der Gottheit. Der Herr ſprach: Euch ſei weh und leid ihr Reichen, ihr habt hier eure Freude in eurem Beſitze, ſelig ſind die Armen mit freiem Muthe. Richte ſich Niemand auf Reichthum, denn wie der Adler gewinnt er Federn und fliegt wie der Wind davon. Wäre Reichthum das beſte, ſo wäre Chriſtus nicht der Aermſte geweſen. Höre Hoffart, ruft der Dichter, der in dieſen Stellen allein einen höheren Schwung nimmt und ſich an Stellen der Alten oder Thomaſin's erhebt, es kommt dir die Stunde, da du aus deinem eignen Munde ſprichſt: was bringt mein hoher Muth, wenn ich hier ſitze in Trübſal und Leid? was hilft mir Geld und Reichthum, der Welt Ehr und Ruhm? es iſt alles nichts als ein Schatten geweſen und im Nu iſt es dahin. Wohl dem, der dies verachtet hat und das Ewige betrachtet. Wir ſehen nicht den Tod vor, da uns doch die Stunde geſetzt iſt, wir wiſſen nicht wann und wo und wie! wir ſterben alle und fließen hin wie Waſſer zur Erde, und darum ſind wir Thoren, daß wir uns nicht rüſten zum Tode, dem wir nicht entrinnen können. Der Weinkauf iſt ſchon getrunken, der Handel iſt nicht rückgängig zu machen. Die erſte Stunde brachte auch die letzte, und der den erſten geſchaffen hat, wußte daß auch der letzte ſterben werde. Aber die Narrheit färbt uns, daß wir nicht denken, es werde uns der Tod nicht laſſen, und nicht unſeres ſchönen Haares ſchonen und nicht unſerer grünen Kränze und Kronen. Denn der Tod ſpart keinen, nicht jung und alt, nicht Adel und Stamm, er erſchüttert mit gleichem Fuße der Könige Saal und die Hütten der Hirten, er achtet nicht Pomp und Gewalt; Thoren wir, die wir täglich fliehen, dem wir nicht entrinnen können; Thoren, die wir allzuſehr trauern um den Geſchiedenen und ihm die Ruhe misgönnen, nach welcher wir alle ſtreben, denn keiner fährt zu früh dahin, wo er ewig ſein muß, ja geſchieht manchem wohl, daß ihn Gott zeitig abruft. Der Tod nahm manchen von Trübſal und Pein, befreite manchen Gefangenen, und während das Glück ungleich Gut und Beſitz austheilt, macht der Tod alles gleich, ein unbeſtochener Richter; er iſt allein der Niemanden ſchont und Niemanden je gehorſam ward.

Thoren auch, die wir koſtbare Gräber, und Mauſoleen und Pyramiden thürmen; alle Erde iſt geſegnet von Gott, wohl liegt der, der wohl ſtarb. Der Himmel deckt manchen Todten, der ſich unter keinem Grabſtein ſtreckt; wie könnte der ein ſchöneres Grabmahl haben, dem das Geſtirn von oben leuchtet! Gott findet die Gebeine zu ſeiner Zeit, daß er ſie dem Körper wieder gebe. Wer wohl geſtorben iſt, deß Grab iſt das Höchſte.

So mäßig und beſonnen ſich Brant gegen die rohen, alle Zucht und Anſtand verletzenden Sitten der Zeit ſetzte, ohne ſelbſt allzuſehr in den rohen Ton zu verfallen, worin es ſeine Nachfolger im 16. Jahrhundert alle verſahen; ſo ruhig er dem weltlichen Treiben und Jagen das Glück der Bedürfnißloſigkeit entgegenhält, eben ſo gemäßigt, obgleich feurig nimmt er ſich der öffentlichen Dinge an, und ſteht auch da gleichſam als der letzte, der dem Revolutionseifer nicht verfiel und nicht das Kind mit dem Bade verſchüttete. Wenn ich die Säumniß und Schande in allen Landen und unter allen Ständen ſehe, ſagt er, es wäre kein Wunder, wenn ich die Augen voll Thränen hätte, daß der Chriſtenglaube ſo ſchmählich abnimmt. Er mindert ſich von Tag zu Tag, die Ketzer haben ihn halb zerriſſen und zerſtört, dann Mahomet, der unſerm Glauben Aſien und Afrika entriß und jetzt Europa bedroht und ſchon, nicht zufrieden mit dem Beſitze des Meeres, auch die Donau beſetzt hat. Wir haben den Feind an dem Thor und wollen ſchlafend ſterben, der Wolf iſt im Stalle und der Hirte ſchläft. Die vier ſchweſterlichen Patriarchenſtädte von Rom ſind dahin, bald wird es auch ans Haupt kommen. Dies iſt unſerer Thaten Schuld; keiner nimmt am andern Antheil und es wird uns gehen wie den Ochſen der Fabel. Jeder greift nur nach ſeiner Mauer, ob die kalt ſei, und kümmert ſich nicht um den Brand beim Nachbar. Die Pforten Europa's ſind offen, auf allen Seiten droht der raſtloſe Feind, nach Chriſtenblut dürſtend. O Rom, da du Könige hatteſt, warſt du lange Jahre eigen; als dich das Volk regirte, warſt du in Freiheit glücklich; als aber Bürger wider Bürger focht und des gemeinen Nutzens Niemand achtete, da zerging deine Pracht, du warſt den Kaiſern unterthan und nahmſt ſtets ab, wie der Mond ſchwindet. Wollte Gott, daß du dem Monde ganz gleich ſeiſt und auch wieder wüchſeſt. Nun aber meint ja keiner etwas zu haben, wenn er nicht dem römiſchen Reiche etwas abbricht; die Städte achten

des Kaiſers nicht mehr, jeder Fürſt bricht der Gans eine Feder aus. Seht doch, ihr Fürſten, um Gottes Willen, was zuletzt daraus werden ſoll: ſinkt das Reich, ſo bleibt ihr nicht ewig! Einhelligkeit in der Gemeinde macht alle Dinge blühen, aber durch Zwietracht wird auch das Mächtige zerſtört. Der Deutſchen Lob war einſt hoch in Ehren, und ſie haben ſich durch ihren Ruhm das Kaiſerthum erworben, jetzt aber denken ſie nur darauf, wie ſie das Reich vernichten wollen. Geſtattet nicht, ihr Herrſcher, ſolche Schande, ſondern ſtehet dem Reiche zu, ſo mag das Schiff noch aufrecht gehen: ihr habt einen König, der euch wohl führt mit Ritterſchild, der der Krone werth iſt, in deſſen Hand die heilige Erde leicht kommen, und der das Unternehmen auch beginnen wird, wenn er nur euch trauen darf. Werft ab ſolche Schmach und Spott; eines kleinen Heeres waltet Gott, und noch ſind Chriſten genug, die ganze Welt zu gewinnen, wenn nur Treue, Friede und Liebe herrſcht. Wacht auf und ſchlaft nicht, wie der Steurer beim Sturm, ſteht auf aus euren Träumen, wahrlich die Axt ſteht am Baum. Ich mahne alle Stände, nicht zu thun, wie die Schiffleute, die ſich ſtreiten, dieweil ſie in Wind und Wetter ſind. Wer Ohren hat der höre, das Schiff ſchwankt im Meer, es iſt bald Nacht um uns geworden, thut ihr die ihr durch Gott an der Spitze ſteht, was euch ziemt, daß Sonne und Mond nicht gänzlich untergehen.

Wie genau Sebaſtian Brant das Bedürfniß und den Geſchmack der Zeiten getroffen hatte, beweiſen ſo viele Humaniſten, die damals lateiniſche verwandte Schriften ſchrieben, beweiſt Trithemius, der ausdrücklich zweifelt ob etwas Zeitgemäßes und Angemeſſneres damals geſchrieben wurde, als das Narrenſchiff, beweiſen die ungeheuren Wirkungen, die das Buch gemacht hat. Wie das Werk ſelbſt nach und nach entſtanden iſt (was man aus einem Kapitel, das jetzt in der Mitte etwa ſteht, bemerken kann, wo Brant einmal äußert, er wäre nun ſchier zu Ende), ſo wurden nachher von Andern nachträgliche Kapitel geliefert, wie z. B. in dem Bettelorden, oder die Form bei neuen Gelegenheiten adoptirt, wie in dem Narrenſchiff von Buntſchuh (1514) und in dem Narrenfreſſer in Preußen (1552). Eines ſo offenbaren Nachahmers ferner, wie Murner, wer er auch ſonſt ſei, brauchte ſich Brant immer nicht zu ſchämen. Das Narrenſchiff iſt mit dem Eulenſpiegel eines der erſten Originale, das im Auslande anerkannt ward, das nicht nur zwei=

mal, von Locher[530]) und Jodocus Badius ins Lateiniſche, das auch dreimal ins Franzöſiſche, ins Plattdeutſche, Engliſche und Holländiſche überſetzt iſt, ſeiner Verbreitung nach alſo gleichfalls den Diſtrict der Reformation hält wie der Reinhart Fuchs, indem der Süden zwar die Faſtenprediger und den burlesken Geſchmack der damaligen Zeit theilte, aber nicht den Ernſt der germaniſchen Stämme und ihr neues Leben. Das Narrenſchiff ward in unzähligen Ausgaben verbreitet, verfälſcht, interpolirt, bearbeitet und ſogar commentirt. Einer der ſtärkſten Geiſter der Zeit, der berühmte Geiler von Kaiſersberg (aus Schaffhauſen 1450—1510), wählte ſich die Themata der Kapitel des Narrenſchiffs zu eben ſo vielen Predigttexten. Dies war an ſich nichts Neues und Auffallendes; denn es hatten Andre über Facetus Sprüche, es hatte Geiler ſelbſt über das Gedicht eines Bauern, wie jetzt über das eines Doctors ſchon früher gepredigt; allein der ganz weltliche Gegenſtand, die Unverholenheit der Sittencenſur, das Aufſehen, welches das Original ſelbſt machte, machten auch dieſe Predigten Geiler's auffallender als andere. Zahlloſe vortreffliche Prediger wetteiferten damals in practiſcher Tendenz, aber des Volkes Sprache laut zu vertheidigen war Geiler voran, und heftig ſprach er gegen die Lateiner, die ihr auswendig gelerntes Zeug herplapperten wie die Schulknaben, und kaum ſelbſt die Grammatik verſtehen[531]), geſchweige, daß das Volk ſie verſtehen ſollte. Wir wiſſen, daß die Predigten Geiler's vor Luther faſt die ganze Erbauungsliteratur der früheren Zeit umſtießen; welch eine Empfehlung mußten dieſe Predigten, die 1498 gehalten wurden, für das Narrenſchiff ſein. Von der kühnen Frei-

---

530) Einen der luſtigſten bibliographiſchen Irrthümer machte der Spanier Joſ. Vieja y Clavijo, der in der hist. de las islas de Canaria. Madr. 1672. von der Reiſe des heil. Brandan ſpricht, die Locher aus dem Deutſchen ins Lateiniſche überſetzt hätte, unter dem Titel: Narratio profectionis nunquam satis laudatae navis a S. Brandano vernaculo rithmo fabricata etc. So citirt er ſtatt narragonice profectionis nunquam satis laudata navis per Seb. Brant etc.

531) In der Vorrede der Straſsb. Ausg. von 1520. Ich wil geſchweigen, wan ſie von in ſelber reden ſolten, ſo iſt es das ungeordneteſt, bittereſt, ungeſchmackſt, grobeſt, barbareſt, ungeſalzeſt ding, wan du hörteſt es, das du ſchweren möchteſt, daz es weder latin noch tütſch wer und iedermann muß verſtan, das ſie die regulen der grammatica nit wiſſen, die cleine kind kennen u. ſ. w.

müthigkeit dieſer Schriften bis zu den Briefen der dunklen Männer war nur ein kleiner Schritt, und dann folgte in Einem Zuge dieſe maasloſe Heftigkeit der Kritik der öffentlichen Angelegenheiten, ſo daß das Narrenſchiff, obwohl es gegen die Zügelloſigkeit im Leben anging, die Zügelloſigkeit in der Literatur doch gleichſam eröffnet.

Daß dieſer ungemeinen Wirkſamkeit die Formloſigkeit des Buches nicht entgegenſtand, beweiſt wie groß der Ungeſchmack der Zeit war, die zwiſchen Proſa und Poeſie nicht mehr ſchied. Faſt kann man im Narrenſchiffe nichts Poetiſches entdecken, als einzelne Ausdrücke und Bilder, die Versabtheilung und den Reim. Dem fühlte ſich nachher jeder gewachſen, und Jeder reimte dann auch zunächſt im Tone des Narrenſchiffs hin [532]) über Alles was ihm vorkam. Der ſatiriſche Ton war der ganzen Generation angeboren; man kann über den Reichthum des Witzes und der ſatiriſchen Sprache in Geiler's und Pauli's Schriften nicht genug erſtaunen, und wenn je in Deutſchland die komiſche Literatur wieder unter ähnlichen politiſchen Aufregungen einen ähnlichen Schwung erhalten und eine Lücke unſerer Poeſie ausfüllen ſollte, die man thörichterweiſe aus dem ernſten Charakter der Nation für ein ewiges Vacuum erklären wollte, ſtatt daß man die Urſache in der bürgerlichen Lage des Vaterlandes geſucht hätte, die kaum des Spottes werth ſcheint, wenn, ſag ich, je dieſe Lücke ausgefüllt werden ſoll, ſo müſſen unſere jungen Poeten hier zuerſt Volkswitz lernen, falls ſich dieſer erlernen läßt, ſie müſſen hier den unermeßlichen Reichthum der Sprache und die ganze Fülle ihrer ſatiriſchen Gewalt ergründen, ſie müſſen von den Brant und Hutten lernen, wie man etwas gelernt haben muß, wie ſie das Wiſſen der Zeit und die Lage der Zeit gleichmäßig umſpannen mußten, ehe ſie ariſtophaniſche Form und klaſſiſche Versglätte über nichtswürdige Stoffe breiten, die kein vernünftiger Menſch einer Silbe für werth hält. Wie traurig iſt es, daß wir ewig in dieſem Misverhältniß der äußern Form und

532) Hutten betrachtet das Werk als eine ganz neue Erſcheinung: ſo wenig war man in den höheren Ständen mehr an deutſche Verſe gewöhnt:

Brantus ab iis paulum semotus considet oris,
qui Germana nova carmina lege facit,
barbaraque in numeros compellit verba ligatos etc.

des innern Werthes in unſerer Literatur verharren mußten! Wie dieſer Brant die Gebrechen, und Hans Sachs die Geſtalt, und Hutten die Kräfte und das Beſtreben der damaligen Zeit kannten, wäre ein Muſter für immer, wenn ſie nicht in ungenießbarer Sprache ſtammelten — und heute dagegen, wie viele Gewandtheit der Sprache und Gelenkigkeit des Wiſſens! nur wenn aus allem ein Gewinn für die Seele oder auch nur ein practiſcher Nutzen gezogen werden ſoll, dann fühlt man bis zum Schmerz, wie aller Gemeinſinn und alles, was rein menſchliche Regung iſt, in gezwungenem oder freiwilligem Schlafe liegt. Indem ſich Brant dem Bedürfniſſe der Zeit hingab, es ganz in ſich aufnahm, und nun ohne allen eigentlichen poetiſchen Beruf dies Gedicht, mehr als Lectüre, ſcheint es, und mit mühſamen Fleiße, als mit unmittelbarem Talente niederſchrieb, ward er von ſo ungewöhnlicher Bedeutung für das Leben und ſelbſt für die Geſchichte der Poeſie. So wenig geht jedes ernſte Beſtreben verloren, ſo unbewußt es ſein mag. Denn das hätte Brant gewiß nicht gehofft, daß er eine Epoche in der Literatur machen würde. Er eröffnete auf mehr als hundert Jahre hier in Strasburg einen dauernden Antheil an deutſcher Dichtung, nachdem ſchon vor ihm Wimpfeling durch die literariſchen Geſellſchaften, die er, nach dem Muſter der rheiniſchen Geſellſchaft des Celtes, in Schlettſtadt und in Strasburg gegründet hatte, einen wiſſenſchaftlichen Aufſchwung hervorgerufen hatte, der ſich über den ganzen Oberrhein verbreitete; und was mehr iſt: die didactiſche Poeſie trat durch Brant in die Satire über und dieſe dauert nun national fort bis ins 17. Jahrhundert. Dieſer Uebergang iſt durch nichts anders gemacht, dieſe neue Form durch nichts anders gewonnen, als wodurch auch das Schauſpiel geworden iſt, durch die ſtreng ſubjective Wirkung und den geraden Bezug auf die Gegenwart. Das moraliſche Gedicht wird ſogleich zur Satire, ſobald es Sitte lehrt, nach dem Bedürfniſſe der Umgebung und die Motive dazu aus dem wahren Vortheil derſelben hernimmt; denn ſogleich zeigt es alles Tadelnswerthe als widerſinnig und geräth trotz dem ernſteſten Tone, den es feſthalten mag, in ſatiriſchen Eifer. Wer im Thomaſin die Stellen vergleicht, wo er das Syſtem verläßt und geſchichtliche Gegenſtände und Zuſtände ſeiner Zeit beſpricht, wer im Renner die Predigten und allgemeinen Lamentationen mit den Abſchnitten vergleicht, wo er die Fehler der Gegenwart rügt, der

wird in einem und demſelben Werke dieſen Uebergang ſehr deutlich erkennen können. Brant giebt ſich nie der allgemeinen Lehre hin, ſondern ſteht mitten in ſeiner Nation und Zeit und weiß von keiner Lehre, als die ſich für beide aus beiden ſelbſt ergiebt. Er erhebt ſich nur Einmal an jener ausgezogenen Stelle über das Lob der Armuth, über die wirkliche Umgebung und ſchildert der troſtloſen Vielgeſchäftigkeit der Erwerbſucht gegenüber das Glück der zufriedenen Ruhe und der goldenen Zeit der Menſchheit. Dies zeigt eine natürliche Anlage zu ächter Satire, von der es Schade iſt, daß ſie nicht in andere Zeiten fiel, wo ſie ſich beſſer ausbilden konnte. Denn der ächte Satiriker ſetzt dem Zuſtande der Verworfenheit und Entartung, den er ſchildert, ſtets einen möglichen und dageweſenen Zuſtand der Natur und Einfalt entgegen, oder läßt dieſen die Folie bilden, auf die er jenen aufträgt; er läßt idylliſch auf einen Friedensſtand blicken aus dem wirren Kriegsſtande, den er darſtellt, ſo wie die Idylle ſatiriſch auf die verfeinerten Zuſtände der höhern Geſellſchaft blickt, denn beide Gattungen, hat man vortrefflich bemerkt, ſind unter ſich in der nächſten Verwandtſchaft.

Während das Narrenſchiff ſeine Rüge gegen das Verderbniß aller Stände überhaupt, mit mehr Gewicht aber gegen das Ueberheben der untern Stände richtet, ſo erſchien nun recht zu gelegener Zeit das Gegenſtück hierzu, das die Entartung der weltlichen und geiſtlichen Höfe geißelt. Der niederdeutſche Reineke Fuchs erſchien in Lübeck 1498, der einzige Rival des Narrenſchiffs, und um ſo vorzüglicher als dieſes, als er der Schlußſtein gleichſam jener am volkmäßigſten fortgebildeten größeren Dichtung der germaniſchen Stämme iſt, wie das Narrenſchiff nur der Grundſtein einer neuen Dichtungsart, die noch langhin ohne eigentliche Ausbildung bleiben ſollte. Was nämlich das formelle Verdienſt dieſes Werkes angeht, ſo müſſen wir es natürlich im Verhältniß zu ſeinen älteren Quellen betrachten und uns des Zuſammenhanges mit dem niederländiſchen Reinaert erinnern. Wir laſſen das eigentlich Literariſche, die Schickſale des Buches, die Streitigkeiten über den Verfaſſer bei Seite und verweiſen darüber auf die ſchließlichen Unterſuchungen Jacob Grimm's [533]); wir wenden uns vielmehr ſogleich, wie geſagt,

533) Reinhart Fuchs. Kap. 8. der Einl.

zu dem Verhältniſſe des Reineke zu den Reinaert ſeiner Quelle, in welchem Punkte die Literaten nicht einig ſind.

Gewiß iſt, daß die Comburger Hs. als Ganzes und der Anlage nach voranſteht und daß, verſteht ſich von ſelbſt, der Reiz eines Originals ihr allein bleibt. Das Letztere iſt unſtreitig; was die Anlage angeht, ſo dürfte man ſchon milder urtheilen, falls man den Reineke als Ganzes den beiden ungleichen Hälften des Reinaert, dieſe in nothwendiger Verbindung betrachtet, gegenüber ſtellte, weil es ſcheint, als ob der Reineke den Zwieſpalt zwiſchen dem Originalſtück und der zweiten Hälfte, etwas aufhebe und verſöhne. Man würde ſagen, daß im Reinaert die Thierſage in ihrer reinſten Auffaſſung erſcheint; daß der Dichter, vor ſeinem Stoffe überall zurücktretend, den allgemeinſten Eindruck zu machen unter allen Bearbeitern weit der fähigſte iſt; daß er dieſer Dichtung eine Form gegeben, dieſer Maſſe, die vor ihm in einem chaotiſchen Gewirre da lag, einen Geiſt einhauchte, der ſeitdem typiſch feſtſtand und von den früheſten und ſpäteſten, von den ſklaviſchſten und genialſten Nachahmern feſtgehalten und bewahrt ward. Gegen ein Verdienſt dieſer Art muß wohl jedes andere ſchwinden, ſo lange man im Allgemeinen urtheilt. Im Einzelnen ließe ſich ſtreiten, ob die Ausführung da oder dort den Vorzug verdiente. Grimm ſcheint der Reineke auch im Detail ſchwächer und geringer, als Reinaert; er wirft ihm die Abkürzung vor, wobei man den zweiten Theil nicht in Anſchlag bringen würde; im erſten iſt ſie unbedeutend; es findet ſich darin überhaupt ein Verfahren des Zuſetzens und Abwerfens, das man ſich ſchwer erklären kann. Manchmal ſcheint es, es ſei züchtiger als das Original; ſo läßt er gewiſſe Vorfälle in der Szene mit der gefangenen Katze hinweg, aber anderswo ſetzt er die Geſchichte mit der Wölfin zu, die der Reinaert nicht hat. Es ſcheint demnach beinahe, daß man genau wiſſen müßte, ob der Ueberſetzer des Reineke eben den Text vor ſich gehabt habe, den wir beſitzen, ehe man über ſeine Art des Umarbeitens und beſonders der Veränderungen im Stoffe mit Beſtimmtheit urtheilen dürfe. Daß es dem Verfaſſer des Reineke nicht darauf ankam, ſeinen Stoff zu erweitern, ſieht man überall, dies aber möchte man ihm kaum zum Vorwurf machen; daß er ſich ſo ſtreng, in jedem Fall viel ſtrenger, als es ſonſt die Sitte des Mittelalters iſt, an ſein Original hielt, daß er überhaupt, wenn er einmal den Reinaert und Willam's

Fortſetzung für Ein Werk hielt, was lange vor ihm geſchehen zu ſein ſcheint, das Weſen des Gedichts außerordentlich treu feſthielt und, da er eine ſo ungeheure Wirkſamkeit erhielt, eben dadurch die Sage vom Reinhart vor einer Verwäſſerung und Auflöſung, wie ihr in Frankreich zu Theil ward, bewahrte, dies ſcheint mir im Gegentheil für den Sinn des Mannes und für den Werth ſeines Werkes zu ſprechen. Dieſen Werth gegen den des Reinaert mit Vergleichung einzelner Stellen zu ermitteln, mit dem Beweiſe, daß Reineke an ein Dutzend Stellen ausführlicher ſei als ſein Original, daß er an anderen Orten vorzüglicher ſei, daß er eigne treffende Wendungen, beluſtigende Anſpielungen und hübſche Züge habe, dies ſcheint mir kleinlich und hilft überdieß nicht zum Ziele; an allen Verdienſten dieſer Art iſt der franzöſiſche Renart überreich und iſt darum doch gegen den Reinaert ein ſchlechtes Machwerk. Es muß vielmehr in etwas anderem liegen, daß dieſer Reineke erſt den Ruf der Thierſage oder die Geſtalt, welche ihr im Reinaert zu Theil ward, in weite Ferne getragen hat. Denn that er das, wie er denn wirklich (wie alle Welt weiß) gethan hat, ſo kann er unmöglich ganz werthlos ſein; darf unmöglich für eine bloße unbedeutende Ueberſetzung gelten, die gar kein eigenthümliches Verdienſt hätte; er kann dann unmöglich blos durch das Dunkel, das über ſeiner Entſtehung liegt, intereſſiren, ſo ſehr auch das bisher den Gelehrten die einzig intereſſante Seite ſchien; es konnte ihm auch nicht zum Nachtheil oder Vorwurf gereichen, daß er für die Geſchichte der Thierſage nichts Neues liefert, denn ein Gedicht macht ſeine Wirkung nie blos dem Stoff, ſondern hauptſächlich der Form nach. Es wäre wunderbar, wenn irgend ein literariſches Werk auf Jahrhunderte, auf Nationen, auf die größten Köpfe ſolche Wirkung üben ſollte, wenn es nicht in ſich die Urſache dazu trüge; wunderbar, wenn man in den Zeiten ſeines Entſtehens nicht den Weg auf ſeine Quelle zurückgefunden hätte, der noch durch die holländiſche Proſa leichter zu finden war, falls man dies Original für werthvoller, für würdiger der Verbreitung gehalten hätte. Der Stimme des Volks im Augenblick zu trauen, den Schrei der Maſſe über das, was ſie grade jetzt in dieſer Stunde unterhält, zerſtreut und ergötzt, für ein Orakel und für Gottes Stimme zu halten, iſt eine große Thorheit; aber was ſich in einem großen Raume, was ſich durch alle Klaſſen, noch mehr aber, was ſich im Laufe langer Zei-

ten als bewährt und ohne Widerrede als trefflich in der öffentlichen Meinung erhält, dem forſche man doch ernſtlich nach, dem trachte man im Fall des Zweifels lieber einen Werth zu ſuchen als abzuſprechen, denn die Stimme der Zeiten iſt wirklich Gottes Stimme, wenigſtens hört man in der Geſchichte, ſeit Gott aufgehört hat, zu uns in unſerer Sprache zu reden, ſeine Stimme nicht anders als durch die Zeiten. Es wäre auch gar nicht verwegen, aufs beſtimmteſte zu weiſſagen, daß, obzwar jetzt der Reinaert aufgefunden iſt, er den verlornen Rang dem Reineke nicht wieder abjagen, daß dieſer ſtets in ſeiner Stelle bleiben wird.

Der Reinaert von Willam iſt einmal in einer Sprache geſchrieben, die ſeine unmittelbare Verbreitung hemmte; war das Gedicht erſt in den Händen einer großen Nation, wie die deutſche, ſo war für die geiſtige Spediton, für den Durchgang in andere Sprachen und Länder von ſelbſt geſorgt. Der Reinaert iſt ferner, ſo vortrefflich er dem Stoffe nach iſt, der auch eben deshalb jeder weſentlichen Veränderung — ſo oft er auch behandelt, ſo manchmal er auch mishandelt ward — getrotzt hat, der Form nach dem ſtrengen Stil und der trocknen Manier angehörig. Sie ſei wahrer, naiver, ächter, als die des Reineke, es fehlt ihr aber jene Glätte und Eleganz, die ein Gedicht haben muß, wenn es ausgebreiteteren Eingang finden ſoll. Dieſer Glätte widerſtrebt die Sprache an und für ſich; keinerlei niederländiſche Poeſie hat daher überhaupt irgend einen bedeutenden Wirkungskreis gehabt. Man leſe beide Gedichte nacheinander, man anatomire ſie nicht in Stellen, man vergleiche nicht die Breite oder Enge, die Sentenzen und Worte, ſondern man laſſe jedes Ganze als Ganzes auf ſich wirken, man nehme den Eindruck, ungeſtört von einzelnen verſtändigen Beobachtungen, in das Gemüth auf und man wird fühlen, daß das Knochengerüſte und das innerſte Mark dem Reinaert gehört, daß dies das Modell ward, nach dem jeder ſpätere Künſtler arbeitete, daß aber dieſen feſten Bau der Glieder fürs Auge wohlthätig mit Fleiſch zu decken und Rundung und Weiche hervorzubringen, dem Reineke vorbehalten blieb, ob er nun ein Holländer Hinrek von Alkmar oder ein Niederſachſe Nicolaus Baumann war; man wird den Reinaert höher achten, dem ſtrengen, ernſten, kunſtſinnigen Kenner wird er vielleicht werthvoller ſcheinen, aber den Reineke wird man ſchneller liebgewinnen, und da er nichts Weſentliches opfert, ſo wird ihm auch

der Kenner ſeine Liebe nicht verſagen können. Wie wenig man mit einer zergliedernden Vergleichung zweier Gedichte, die in einem ſolchen Verhältniß der Verwandtſchaft zu einander ſtehen, das Wahre trifft, wird man bei einer ſolchen Prüfung des jeſeitigen Ganzen aufs unzweideutigſte lernen. Man zählt die Verſe, man findet das niederdeutſche Gedicht kürzer, trotz einzelner Zuſätze, die es macht, und dennoch appelliren wir an jeden Leſer von Geſchmack, ob er nicht vom Reineke den Eindruck einer größeren poetiſchen Ausführung, einer feineren, behaglicheren Breite erhält? Es iſt ein Verſchieben, ein Zuſetzen und Wegnehmen, ein Mehr oder Weniger bald hier bald da, was, indem er das Ganze unverändert läßt, die Erſcheinung ganz anders geſtaltet; es iſt ein Zuſammengreifen der verſchiedenſten Kleinigkeiten, das wohl ein reproducirender Dichter, wie Göthe, wenn er beide verglichen hätte, gefunden und in ſeinen innerſten Geſetzen ſich erklärt haben würde, was auch einem offenen Gemüthe der Wirkung nach und einem glücklichen Auge ſelbſt dem Verfahren nach nicht verborgen bleibt, aber einem dürren Kritiker, der nichts von ausübender Kunſt verſteht, ein ſtetes Räthſel bleiben muß. Hätten doch alle unſere volksmäßigen Gedichte ſolche Bearbeiter, ſolche Ueberſetzer gefunden! Die es ſo verſtanden hätten, den Grundton eines Werkes zu halten und doch leiſe zu mildern, dem Ganzen ſeine ſolide Form zu laſſen und doch ſo ſinnig verfeinern, die naive Simplicität ſo zu wahren und doch ein wenig abſichtlich manchmal ins Burleske zu ſtreifen.

Soviel möge für den Vortrag genügen. Was aber die innere Behandlung angeht, ſo ſteht dieſe in einem ähnlichen Verhältniß. Alkmar oder Baumann konnte den Ausdruck beſſern, aber hätte ihn ſchwerlich ſchaffen können; er konnte vielleicht nicht objectiv den Sinn der Fabel ſo rein faſſen, ſo trefflich er ihn ſubjectiv interpretirte. Sein Gedicht verhält ſich zu dem Reinaert, wie etwa Taſſo's Auffaſſung des Rittergeiſtes und Rittergedichts zu der Unmittelbarkeit, in welcher das Dichten und Treiben der Ritterdichter in ihren eignen Werken erſcheint. Was dort Takt iſt, wird bei ihm Einſicht, und dieſe geht allerdings ſchon in dem zweiten Theil, die Arbeit Willam's, in dem niederländiſchen Gedichte ein. Dies gab ſchon dem zweitheiligen Werke nothwendig bei den Vielen einen Vorzug vor dem urſprünglichen erſten Theile. Es wird hier leiſe die Hand geführt zum Verſtändniß des Gedichtes: in ſeine innere Bedeutung geht

man hier leichter ein. Und hier geht der Reineke noch einen Schritt weiter, als Willam; ſchon bei dieſem iſt die zweite Beichte des Fuchſes, möcht man ſagen, der Mittelpunkt des Gedichtes, im Reineke aber noch weit mehr. Ueberall iſt hier dem Helden ein größeres Bewußtſein geliehen, eine größere intellectuelle Kraft beigelegt, als der erſte Theil nöthig hatte. Der Reinaert ſchildert die Geſellſchaft, wie ſie iſt, wenn kein höheres Princip in ihr waltet, wenn kein anderes Geſetz ſie bindet, als das poſitive; er geht von einem Landfrieden aus, der verkündet iſt: der Uebereinkunft nach ſoll Friede herrſchen, aber der Wirklichkeit nach überläßt ſich jeder ſeiner Willkühr, ſo gut er vermag [534]). Es ſiegt nun die geiſtige Ueberlegenheit über die rohe Gewalt, mit der ſie ununterbrochene Kämpfe zu beſtehen hat; der zweite Theil aber zeigt beſonders in jener Beichte, *wie* dieſer Sieg errungen wird. Der Reinaert ſchildert nur den Hergang, indem er treu den gemeinen Weltlauf abbildet, der Fuchs bei Willam aber *weiß* ſchon deutlicher, *warum* dieſer Hergang nöthig iſt, der Held kennt ſeine Kräfte und übt ſie nach Grundſätzen.

Dies ſtört allerdings den einfachen Gang der epiſchen Erzählung, aber ſobald wir eine beſtimmte ſatiriſche Beziehung ſehen, ſo können wir dieſe Wendung nur loben, und nun fragen wir nur,

534) Das Thiergedicht ſchildert den Naturſtand der Menſchen im Thiere. Man kennt nun die alte Streitfrage, ob die Menſchen in dieſem Naturſtande mehr friedlicher oder kriegeriſcher Natur geweſen ſeien. Alles vereinigt ſich jetzt mehr, der feindſeligen Hobbesſchen Anſicht zu opponiren und man zeigt aus dem apathiſchen Charakter der Inder und Iberer, daß Friedfertigkeit den Urſtand der Menſchheit müſſe bezeichnet haben, der erſt ſpäter vom Kriegsſtande verdrängt ward. Dennoch gibt es Völker in der Geſchichte, die wir nicht über dieſen Kriegsſtand hinauf verfolgen können; ſo die Germanen. In der orientaliſchen Thierfabel nun ſehen wir noch auf jenen älteren Friedensſtand zurück; vielfach treffen ſich feindliche Thiere friedlich, die unpaſſendſten machen treue Bündniſſe miteinander, vieles verräth noch den Zuſtand, wo alles Gethier geduldig in Eine Arche ging; dazwiſchen ſpielt der Kriegsſtand wohl hinein, aber in den deutſchen Thiermährchen herrſcht dieſer mehr allein. Jene Gattung eignete ſich vorzüglich zum Lehrgedicht, denn von dem friedlichen Hausthiere eben lernte der Menſch; dieſe zur Erzählung, denn mit dem Kriege beginnt erſt Geſchichte, Begebenheit und Factiſches. Dieſen Gegenſatz der Thierfabel und des Mährchens zeigen unſer Reineke und der Bidpai vortrefflich; beide wurden in dieſen Zeiten erneuerter Rückkehr zu einem Naturſtande auch erneuert und der letztere von dem erſteren, wie es der Sache gemäß iſt, verdrängt.

wie jene Grundſätze gefaßt ſind, und wie ſich hier im weſentlichen Punkte der Reineke zu Willam verhält. Jene Beichte iſt bei beiden ganz verſchieden. Willam zieht vortrefflich die Grundlinien der diplomatiſchen Theorien, aber der Reineke bezieht ſie erſt direct gegen die Uebelſtände der Zeit, gegen die Schlechtigkeit derer, die von oben gutes Beiſpiel geben ſollten, vorzugsweiſe gegen die Verdorbenheit des Clerus. Und da er dieſe Richtung des Gedichtes, die urſprünglich darin gelegen war, grade zur rechten Stunde in das ſchärfſte Licht ſtellte, wo die Welt reif war, die practiſche Anwendung von dem zu machen, was hier ſchon ziemlich practiſch gelehrt, mehr aus moraliſchen und politiſchen Rückſichten geſtellt, als blos auf poetiſche Wirkung berechnet iſt, ſo begreift man wohl, daß dieſer richtige Takt dieſer zeitgerechten Erneuerung des alten Gedichtes nicht am wenigſten ihren Sieg über dieſes und ihre große Verbreitung und Wirkung verſchaffte. Der Reineke, ſeiner Ueberlegenheit und ſeiner Unentbehrlichkeit ſich bewußt, ſtützt ſeine Maximen auf die innerſte Verachtung Aller, die er aber verſchweigt, weil er Alle zu Zwecken gebrauchen will; er entſchuldigt ſeine Maximen mit der Nothwehr gegen die Großen der Welt, gegen Hof und Prälaten, die es ärger machen als die kleinen Diebe. Wenn er mit Ehe, Religion, Völkerrecht, mit Bund und Eid, mit allem Heiligen ſeinen Spott treibt, wenn Verleumdung, Heuchelei, Tücke und Argliſt, Verrath an Freunden und Feinden triumphirt, wenn Einfalt und Unſchuld gemordet und zerriſſen werden und das Unglück ausbaden, das die Klugen und Argen anrichten, ſo hält er die Habſucht und Geldgier der Oberen entgegen, Weiberregiment und Gewaltthat herrſchen dort, das misliche Beiſpiel wird dort gegeben, die Prälaten machen den Vorgang, der König raubt ſelbſt, keiner klagt's und ſagt's, denn die Großen rauben und genießen mit. Druck der Unterthanen thut nichts, wenn nur da ſind, die dem Könige viel bringen. Sieht man nun das, ſo denkt man, es muß ja wohl ſo recht ſein, da deſſen ſoviel geſchieht; will man die Hand im Spiel haben, will man mit der Welt ſchwimmen, ſo kann man ſich billig nicht ſo bewahren, wie der Einſiedler und Mönch; den Dummen wird ihre Stumpfheit und Plumpheit zum Nachtheil und zum Vorwurf, den Klugen bleibt der Gewinn, freilich die Sünde auch. Das Gewiſſen ſpielt unterweilen herein, doch geht es vorüber; man ſoll ſeines Gleichen lieben, aber wer achtet

das groß? wer ſoll mit ſolchen tölpelhaften Geſellen viel Umſtände machen? man macht ſich daraus blutwenig Gewiſſen! Ganz vortrefflich! Er beichtet fremder Leute Sünden, wie ihm ſein Beichtiger ſagt, (dieſer Zug fehlt bei Willam) wo er für die eigenen Buße thun ſoll! Ein treffenderer Zug war nicht zu erdenken. Es ſind die ſchönſten Grundriſſe zum Tagebuch eines Diplomaten. Und ſo erſcheint auch Reineke überall; das bewußte Erkennen der Schlechtigkeit der Welt, die Verachtung der niederträchtigen Maſſe, eine darauf gegründete, aus dem Lauf der Welt abſtrahirte Moral läßt ſich auch nicht anders perſonificiren. Man iſt auf eine höhere Stufe gerückt, man bewegt ſich in den oberen Sphären des gemeinen Lebens, man hat daher immer im Reineke eine Satire auf Hofleben gefunden und auch Göthe hat ihn ſo gefaßt; kein früheres Gedicht vom Fuchs, ſelbſt nicht der Reinaert konnte ſo umittelbar auf dieſen Gedanken leiten.

Das alte Lied wird hier geſungen, daß die Fehler der Menge die Schuld der Obern ſeien; und dieſe Schuld wälzt ſich am Ende ihrem ganzen Umfange nach auf die Geiſtlichkeit, deren weltlichem Ehrgeiz endlich ein Ziel geſteckt werden ſollte. Man hört nun die ehemals oft wiederholte Predigt, daß man auf die Worte und nicht auf die Werke der Geiſtlichen ſehen ſollte nicht weiter. Man achtet vielmehr auch auf ihre guten Werke nicht mehr, wie es im Reineke weiter heißt, ſondern man ſpäht nur aus nach dem Schlechten und verſchlimmert es noch dazu. Mit den Laien die Weiber zu theilen, Steuern für Kirchenbauten zu erheben und ſelbſt nichts dazu zu zahlen, ſchöne Kleider und leckere Speiſe, viele Geſchäftigkeit in weltlichen Dingen, und kurz unter allen Mönchen, Legaten, Aebten, Pröbſten und anderen Prälaten das Eine Lied: Gebt mir das Eure, laßt mir das Meine. — Dies iſt nun der herrſchende Ton in dem geiſtlichen Stand. An dem geiſtlichen Hofe iſt Alles käuflich und beſtochen; man hilft dort jedem, der was zu geben hat; man citirt und will nichts als Geld, mit Geld macht man da jede ſchlechte Sache ſiegen; mit Geld findet man Gnade und Hülfe. Der Pabſt ſelbſt iſt ein alter kranker Mann, der ſich keines Dinges annimmt, durch ſeine habſüchtige und geldgierige Umgebung muß man ſich durch Gunſt und Gaben durchſchlagen, dann kann man jeder Unterſtützung und Nachſicht ſicher ſein.

Das Gedicht vom Fuchs ward zum erſtenmal bedeutend, als der erſte Kampf zwiſchen Geiſtlichkeit und Laien begann; wo dieſer

Kampf enden ſollte, vollendete ſich auch das Gedicht, und tauchte nur noch einmal verjüngt in ähnlichen Revolutionszeiten und durch ſie veranlaßt hervor. Von welcher Bedeutung das Gedicht gerade in der Welt des Reineke, gerade dieſer Reformationszeit werden mußte, ſieht man von ſelbſt. Der große Streit des Abſolutismus gegen das Volksthum, der Machiavellismus, die Regierung der Laune und Willkühr, die tückiſche Staatskunſt, die damals ſyſtematiſch begründet ward, fand hier einen vortrefflichen Vertreter in der Poeſie. Alles fing in Deutſchland an, die Begriffe von Fürſten- und Volksrecht zu ändern, es war daher gerade zur rechten Stunde, daß man dies Gemälde von ſolchen Regierungen auffriſchte, in denen keine Theilnahme am Volke und ſeiner Wohlfahrt, ſondern nur Gewalt, Habſucht und Geiz zu finden war. Es traf ohnehin gerade in die Zeiten, wo ſich Reuchlin ſchon gegen ſchlechte Hofberather, Wimpfeling gegen die Kirche, die Reichstage in lauten Beſchwerden gegen die papiſtiſchen Misbräuche Luft zu machen anfingen, und wo die Humaniſten, von dem rohen Adel und den ungebildeten Fürſten abgewandt, die reichsſtädtiſche ariſtokratiſche Freiheit begeiſtert zu preiſen anfingen.

5. Murner.

Die ungeheuren Bewegungen der Reformation ſpiegeln ſich in der Geſchichte unſerer Poeſie zwar in einer gewiſſen Dürftigkeit, aber doch auch Vollſtändigkeit ab. Wir reihen unſere Betrachtung derſelben an die Thätigkeit von vier Männern, die uns in die vier Hauptklaſſen der Geſellſchaft mitten hineinſtellen, welche bei dieſen Bewegungen thätig und intereſſirt waren. Mit Murner treten wir unter die Geiſtlichkeit, die den alten Ordnungen anhing, mit Hutten unter den humaniſtiſch gebildeten und patriotiſchen Adel, wie wir mit Brant in den Kreis der bürgerlichen Gelehrten eingegangen waren, Hans Sachs führt uns in die Geſellſchaft des Bürger- und Gewerbſtandes, und Luther ſelbſt endlich unter die Geiſtlichkeit, die der neuen Confeſſion angehörte. Unter dieſen knüpft ſich Thomas Murner[535]) (aus Strasburg 1475—1536?) ſchon

535) Vgl. über ihn Waldau, Nachrichten von Th. Murner's Leben und Schriften. Nürnberg 1775.

als Landsmann an Seb. Brant enge an, und iſt übrigens auch ſeiner ganzen Manier in Dichtung und Satire nach ſein ſclaviſcher Nachahmer. Nur darin macht er einen weſentlichen Fortſchritt, daß ihn unter den Erſten der neue Geiſt, der jetzt mit einemmale die freiwillige Cenſur abſchüttelte, welche man ſich bisher aus Scheu und Gewohnheit aufgelegt hatte, weiter riß als ſich Brant gewagt hatte, daß er zu dem Uebergang der Satire von dem Allgemeinen zu dem Beſonderen, wohin ſie Hutten führte, das Signal gab. Er legt die ruhige Mäßigung Sebaſtian's ab, er behält ſeine Derbheit und verdunkelt den edlen und reinen Hintergrund, auf dem jener ſeine Bilder aufgetragen hatte. Der Charakter der Dichter fängt nun an, für die Dichtungen von Wichtigkeit zu werden, weil die Dichtung jetzt wieder mit dem äußeren Leben ganz zuſammenfällt. Sebaſtian Brant war ein wohlgeſinnter, ruhig und beſonnen thätiger Mann, der ſich von keiner Leidenſchaft in ſeinem practiſchen und literariſchen Wirken hinreißen ließ; Murner war ein unruhiger, ausſchweifender Mönch, unzufrieden mit ſeiner Stellung und doch nicht fähig, eine andere einzunehmen, anmaßend und dabei ein ſchwacher Kopf, ſtrebend ohne Ausdauer, unſtet bald in Italien, bald in Deutſchland, in Paris und Krakau ſich umtreibend und nirgends nur eine kleine Zeit anſäßig und ausharrend; jetzt ein Nachbeter des Brant, daß er nicht allein das Narrenſchiff in ſeinen Gedichten copirte, ſondern auch ſelbſt die Rolle des Geiler übernahm und darüber predigte, und dann wieder mit ihm überworfen; jetzt ein Widerſacher der obſcuren Theologen und der Bartholiſten, dann ſelbſt in Poeſie und Wiſſenſchaft mit den größten Thorheiten der ſcholaſtiſchen Gelehrſamkeit beſchäftigt; jetzt, wie es ſcheint, ein gutmeinender Ueberſetzer lutheriſcher Schriften, dann einer der heftigſten Gegner der Reformation und im Sold von Heinrich VIII. von England, oder der katholiſchen Partheien in der Schweiz und im Elſaß; 1526 aus Strasburg geflüchtet ward er in Lucern aufgenommen und ließ von hier aus ſeine Schmähſchriften (Ketzeralmanach 1527 u. a.) gegen die Schweizer Reformatoren ausgehen; er entflammte im Cappeler Kriege den Religionshaß, ward dann nach dem Religionsfrieden (1529) wieder verfolgt und machte nun an dem Hofe von Heidelberg Glück. In den Briefen der dunklen Männer ward er noch unter den Freunden Reuchlin's genannt und ſeine erſten poetiſchen Werke ſtellen ihn auch der Geſinnung nach

nothwendig unter dieſe; er ward daher ſeit ſeinem Auftreten gegen Luther, das nur die Scheelſucht eines unmächtigen Ehrgeizes eingegeben haben konnte, mit einer ungeheuren Wuth als Apoſtat verfolgt und zeigt uns alſo in der Dichtungsgeſchichte einen der Abtrünnigen und Schwankenden, die in der Geſchichte der Humaniſtik und Reformation ſo häufig ſind. Wenige derſelben ſind ſo arg mitgenommen worden; Niclaus Manuel hat es vielfach mit dem Dr. Murnarr zu thun; Wimpfeling behandelt ihn ganz als einen niederträchtigen Geſellen und Simon Heſſus ſcheint den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenn er in ſeiner „Urſache, warum die lutheriſchen Bücher verbrannt wurden“ von ihm ſagt, er ſei ein armer Barfüßermönch Franciscanerordens geweſen, ein Doctor der heiligen Schrift, der aber nach ſeinem Sinne noch nicht genug Würdigkeit gehabt und bei ſich gedacht, wie er lux mundi möchte werden, und dazu Doctor in beiden Rechten, denn er hätte das Inſtitut verdeutſcht und halte ſich ſelber für einen hochberühmten Juriſten, wiewohl ihm's Niemand glaubt. So habe er in Baſel Doctor in beiden Rechten werden wollen, und damit er einen herrlichen Pomp und Gepränge haben möchte, habe er die Stadtpfeifer aus Strasburg mit ſich gebracht, habe wollen mit großer Pracht hereinreiten, damit ihn ſein Franciscus nicht mehr kenne, allein ſein Anſchlag ſei fehlgegangen und er habe ohne Geſchrei und Pomp, wie einem Mönch gebührt, müſſen Doctor werden. Dies enthält in der That den Schlüſſel zu ſeinem Charakter, den eine Maſſe von Pasquillen und Schandſchriften in Murner's Tagen aufs gehäſſigſte ausmalten. Allein nicht blos die Zeitgenoſſen, auch die Spätern konnten dem armen Gänſeprediger, wie ſie ihn nannten. nicht vergeben; Fiſchart nimmt ihn gleichſam als einen Repräſentanten des alten üblen Schlags von Mönchen, „der Schälke, Murmelthiere, Murner und Brüder Murrnarren;“ und noch Moſcheroſch nennt ſeine Schriften mit mehr Witzelei als Witz ein verkümmertes, verſtümmeltes, verſchimmeltes Gemaunze. Seine Poeſien haben in der That wenig Originales, obwohl man der Schelmenzunft die Ehre angethan hat, ſie ins Lateiniſche und Holländiſche zu überſetzen; und man möchte ſagen, wo er den Brant nicht ausſchreibt und breit tritt, variirt er ſich ſelbſt. Ohne ein mehrfaches Intereſſe ſind ſie gleichwohl nicht. Man ſieht vor Allem daran, wie nun mit Gewalt der Volksgeſchmack alles bis ins tiefſte

herabriß und wie nun ſelbſt die gelehrten und adeligen Poeten ſich vergeblich hiergegen mehr ſtemmten, und wie die große Kluft zwiſchen den lateiniſchen und deutſchen Poeſien in dieſen ſtürmiſchen Zeiten verſchieden durchbrochen ward. Ernſte Strafrede und Ermahnung, ſagt Murner am Schluſſe ſeiner Gäuchmatte, helfen jetzt nicht mehr trotz Bitten und Flehen; man zwingt die Gelehrten, von allen Dingen ſchimpflich zu reden und im Scherz. Es bleibt daher nichts übrig, als Schimpf mit Ernſt zu miſchen. Viele muthen mir an, ich ſollte geiſtlich ſchreiben und auf dem Ernſte bleiben. Wahrlich, fünfzig Bücher habe ich geiſtlich geſchrieben, allein die Buchdrucker weiſen mich damit ab, und ſo bleibt Gott in der Kiſte liegen. Kein deutſch Buch ward je von mir gedichtet, ich dichtete es daneben auch für die Ernſten und Weiſen in Latein, allein die Drucker laſſen es mir liegen. Zugleich fügt er bei, was auf die verbreitete Gewöhnung an Reime ein Licht wirft: daß er in Reimen dichte, dafür könne er nicht; wenn er ſchon anders reden wolle, ſo würde ihm der Mund voll Reime und wer das ſo von Natur habe, dem werde es nicht ſauer; auch komme ja darauf nichts an, wenn man ihn nur verſtehe, ſo ſei es ebenviel, ob er in Reimen rede oder nicht. Er gibt ſich alſo der deutſchen Dichtung für's Volk hin, allein nachdem er dieſen Einen Schritt gethan hat, thut er auch einen zweiten, der ganz unnöthig war. Er redet nicht allein popular, ſondern plebejiſch, und wenn man ihm die Dichtung oder Herausgabe oder Ueberſetzung des Eulenſpiegel ohne Grund in die Schuhe ſchob, ſo hat doch dieſe Erdichtung in ſo fern einen Sinn, als er im unnöthigen Schmutz in ſeinen Verſen und in den Arabesken, die dieſe umgeben, viel zu weit in gemeinem Fluchen und Schimpfen, im Nachahmen der rothwälſchen Ausdrücke und der rohen Verkehrsart der St. Grobianiſten, im langweiligen Variiren des Einen Witzes, daß er die figürlichen Sprichwörter, die zu ſeinen Capiteln die Themata hergeben, in unfigürlichen Holzſchnitten eulenſpiegeliſch darſtellen läßt, überhaupt in jeder Art Ausübung ſeiner vulgaren Kunſt, die er, ſagte man [536]), in Freiburg im faulen Pelze erſchnappt haben müſſe. Ob man dem wackern Manne überhaupt glauben ſoll, daß er ſo viele lateiniſche und ernſte

536) In einem Geſpräche zwiſchen einem Pfarrer und einem Schultheißen von 1521.

Bücher geſchrieben? Mit ſeiner Verleugnung der Gelehrſamkeit zu Gunſten des Volksgeſchmackes iſt's eine eigne Sache; man brachte damals gelehrte hiſtoriſche und mythiſche Andeutungen ohne Anſtand ſogar in's Volkslied, und daß Murner's Poeſien davon ſo leer ſind, daß er wenig Bibel darin allegirt und nicht viel griechiſch und chaldäiſch dazu gebraucht, macht man ihm ausdrücklich zum Vorwurfe, denn nur in der Gäuchmatte dreht er ſich um einen kleinen Kreis von ſolchen Beiſpielen, die ihm, wie er ſelbſt geſteht, ſehr ſauer zu erwerben waren, und die doch von dem Brant und Hans Sachs zu hunderten aus dem Aermel geſchüttelt werden. Murner konnte, wie das Brant und Hans Sachs gethan haben, den groben Ton der Zeit angeben und nachahmend bekämpfen [537]), allein er verfiel viel zu tief darin, ſo wie er ſelbſt in ſeiner Polemik gegen ſeine Standesgenoſſen, die Geiſtlichen und Mönche, nicht ſeiner eigenen Vorſchrift nachkommt, daß der Vogel ſein eigenes Neſt nicht beſchmutzen ſoll, und wie er in übertriebener und gezwungener Nachahmung der Stelle im Narrenſchiff, wo Brant ſich ſelbſt an Bord anführt, allzuhäufig ſich ſelbſt beſchimpft, anſchuldigt und ſich luſtig über ſich ſelbſt macht, ein Zug, der etwas ganz Gemeines und Jüdiſches an ſich trägt.

Die Art und Weiſe übrigens, wie Murner in der Narren=

---

537) Das Capitel vom Dreckfinden in der Schelmenzunft gibt ſein Verfahren an.

Ich weiß noch ein derſelben kunden
der diß mein dicht durchleſen hat,
da der ſawkröner hat ſein ſtatt,
und meynt ich wär ein geiſtlich man,
dem ſemlich red ſtünd übel an,
und wolt darbey nit merken das,
das ſollich red der grobianer was,
als ſie die thund an allem ort,
und nit das ich thu ſemlich wort,
denn nur allein in meldens weyß,
wie man die ſaw krönt ſo mit fleyß;
das andre hat er als durchleſen,
und ſpricht, es ſey wol dicht geweſen,
auch laßt die ſelben blümlein ſton
und beſſert ſich gar nit darvon,
und hat nur funden einen dreck,
hinderm zaun, weyt von dem weck.

beſchwörung[538]), die Kaiſer Max das andere Narrenſchiff nannte, und in der Schelmenzunft[539]) (beide 1512) die Gelehrten und Geiſtlichen, die Juriſten und Fürſten angreift, leitet das, was zunächſt in der Literatur und im Leben gegen dieſe Stände alles Stürmiſche losbricht, ein. Er höhnt aufs Derbſte die Schriftmeiſter, die ſich Doctoren ſchelten laſſen und nicht wiſſen, was die Rüben gelten, und die des Narrenbeſchwörers weit mehr bedürfen, als manche Laien des Lehrers. Wenn wir unſere Bibel leſen, ſagt er, ſo ſind wir ſo froh, als ob wir Bohnenſtroh kauten; wir achten nicht das göttliche Recht, es macht uns ſchamplicht im Kopfe; wir zeigen dir das ewige Leben und gehen ſelbſt weit irre; wir glauben, wie geſchrieben ſteht, und handeln ſo ſehr anders, als ob es falſche Lehre wäre; wir ſind die erſten die verſpotten, was wir dich lehren und dir rathen. Die Pfaffen plappern Gebete gedankenlos hin; ihre wahren Gedanken ſind nur auf Beſitz und Geld gerichtet und auf kriegeriſche Stärke. Man findet jetzt Prälaten, die jagen, blaſen, heulen, das Wild fällen, beitzen, den Armen durch ihre Felder rennen, und iſt das geiſtlich, wenn die Prieſter Jäger werden und die Hunde die Meſſe ſingen? Die Biſchöffe ſind Wölfe aus Hirten geworden und führen eines Kaiſers Sinn mit dem Gut der Kirche; ſie ſind zu Hirten geſchaffen und jetzt will man nur Adlige zu Biſchöffen haben: das durchzuſetzen hat der Teufel viele Schuhe zerriſſen. Der Fürſten Kinder ſollen nun Pfründen haben, wenn ſie noch in den Windeln liegen; und die Erwachſenen Inſulträger wollen dann nicht ſingen und ſtecken doch die Gulden ein. Alles iſt nun käuflich, Pfründen, Sacramente, Tugend und Ehrbarkeit, Reu und Leid um unſere Sünde, Alles feil. Sonſt mußte ein Chriſtenlehrer in Rechtſchaffenheit und Lehre predigen und regieren, jetzt überlädt man einen mit Aemtern, wie andere Eſel mit Säcken. Das alles macht der Pfennig; ſoll ich beichten, ſo muß ich nach der Taſche greifen, ſoll ich zum Sacrament gehen, ebenſo, ſoll ich zur Weihe, ſo muß ich mir's verſchreiben laſſen und das Siegel tapfer netzen. Die Menſchen vertrauen ſo leicht, wenn ſich einer heilig gebärdet, doch iſt er ein Menſch wie ein anderer und

538) Ausgg. von Straſb. 1512. Hupfuff und ebend. m.

539) Dieſe kenne ich in der Ausg. Straſb. bei Joh. Knobloch 1516. und in J. Scheible's Kloſter. t. I. 1845.

kann nur den beſonderen Fund, daß er ſeine Wolfshaut deckt. Wolle man jetzt einem Almoſen geben, ſo wähle man, ſtatt auf die Noth zu ſehen, unter den verſchiedenen Bettelorden einen aus; um dieſe Wahl gebe er nicht einen Rübenſchnitz, ſo wenig, wie wenn man ihm unter hunderttauſend Wölfen die Wahl frei gebe. Die Mönche gehen an Frau Venus Bad und ſteigen des Nachts über die Mauer (auf dieſe Stelle ſpielt Fiſchart an), die Nonnen, in zarter Jugend vom armen Adel ins Kloſter geſtoßen, hätten ſich lieber mit einem armen Manne vergnügt und verunehren dann im reiferen Alter das Kloſter. Wenn ſie einen Teller fallen laſſen, das Handwaſchen vor Tiſch vergeſſen, ſo beten die Kloſtergeiſtlichen zu Gott daß er die böſe That nicht räche, dieſer Beginentand iſt ihnen eine große Sache; wenn ſie aber buhlen und alle Klöſter durchlaufen und neidige Drachen ſind und Zwieſpalt ſtiften und jedem ein Lotterſpöttlein anhängen und alle Welt zuſammenkuppeln, deſſen dürfen ſie ſich nicht ſchämen. Die Decane dürfen nicht gegen den Biſchoff für den gemeinen Nutzen ſprechen, ſie müſſen ſein Lied pfeifen und nach ihm tanzen. Ehe einer Decan wird; muß er ſchwören, nicht in des Biſchoffs Sache zu reden, dem Capitel durch ſeine Finger zu ſehen, Alles im alten Sinne gehen zu laſſen, und wenn die Köchin die Meſſe ſingt und das puer natus ruft, mit ſeinem Geſang dazu zu ſtimmen und nicht mit dem Baſſe zu diſſoniren. Dagegen giebt ihm der Biſchoff das Gleiche, ſie grüßen ſich Gevatter über den Zaun und ſolcher Gevattern läuft die Welt voll und Gries kennt den Gramen wohl. Leichtſinnig wird von der Gewalt der Kirche und dem Banne Misbrauch gemacht, ſo daß der Glauben auf Stelzen geht und eheſtens den Hals abbrechen wird. Man hat ſo oft im Namen der Kirche den Türkenkrieg bei uns gepredigt, und uns ſo oft betrogen und ums Geld gelogen, daß einen Wunder nimmt, wann wohl die Deutſchen werden witzig werden. Man traut auf den Spruch, St. Peter's Schiff ſolle nicht untergehen und doch ſchwankt es ſchon; Königreiche und Kaiſerthümer fallen nacheinander um, und die Schuld liegt an den Fürſten, die dem Kaiſer nicht gehorſam ſind, an den Städtern und Bauern, die ihm nicht beiſteuern. Am Regimente ſitzen Tyrannen, die den Unterthan in ein Mausloch bringen und nicht denken, daß ſie Menſchen ſind, die dann wohl auch einmal mit Fäuſten drein ſchlagen, denn die Welt will jetzt nicht gezwungen ſein. In ihrem Rathe und am Brette ſind, die

Alles ſeinen Gang gehen laſſen, ſtillſchweigen und ihren Sold nehmen, nichts aufrichten und alles liegen laſſen, und ihren Oberen die Ohren melken und ſchön thun und kuppeln, die Suppenfreſſer, Schmarotzer, Schmalzbettler und wie er ſie alle in Rothwälſch nennt, die ſich dann zum Vergelte wieder von ihren Herren auf ein Kiſſen ſetzen und ſäuberlich halten laſſen, ſtatt daß ſie auf dem Rade ſitzen ſollten. Daneben treiben die Ritter ihr Unweſen: keine Kunſt ſei es, ſagen ſie, daß König Ferdinand Inſeln mit Specereien in Indien entdecke, ſie fänden deren zu Schiff auf dem Rheine, auf dem man vordem nichts von Specereien gewußt habe. Und dann die Advocaten, mit großen Büchern und kleinem Verſtande, die den graden Text mit Gloſſen krumm machen, der unnützen Sache den Fuß halten, und wenn ſie Accurſius abſpricht, mit zehn anderen verfechten, die den armen Bauern weiß machen, ſeine Sache ſei warm, da ſie es nur für ſie ſelbſt iſt, wenn jener auch dabei erfrieren mag, und mit deren Eintritt ins Reich das gute Recht im deutſchen Lande aufgehört hat.

Man wird bald ſehen, hier ſind im Umriſſe alle die Gegenſtände angegeben, um die ſich bald das ganze reformiſtiſche Streben in Deutſchland regte, und die Ulrich Hutten mit Feder und Schwert anzufechten zunächſt auftrat. Die Schelmenzunft iſt in dieſer Hinſicht weniger wichtig. Auch hier will er zwar der Welt im Allgemeinen ihr nequam ſagen und meint, es brauche dazu nicht viel Vernunft, weil der tägliche Brauch dies wohl lehre; er hat alſo wirklich keinen Begriff davon, daß man nicht in, ſondern über der böſen Welt ſtehen muß, die man belehren will, wie auch ſeine ſämmtlichen Bücher nicht eine Spur von dem Grundſätzlichen der Brantiſchen Moral an ſich tragen. In dieſer Schelmenzunft aber, obgleich er ſich auch hier auf alle Claſſen von Menſchen einläßt, die er meiſt kurz redend einführt und ſie dann in eigener Perſon anfährt und zurechtſetzt, obgleich er auch hier Sprichwörter oft ſehr ſeltſamer und unſtreitig neuer Art, häufig die nämlichen wie in der Narrenbeſchwörung zum Thema ſeiner oft vielſinnigen Auslegungen gemacht, in dieſer Schelmenzunft iſt es doch mehr auf die Laſter des Verkehrs abgeſehen, auf die frommen Buben, die freien Knechte, die luſtigen Geſellen, die Demmer und Schlemmer und ihre rohe Unterhaltung, auf jene eiſenfreſſeriſchen Fluchmäuler und Prahler, auf die Aufbinder und Strohbartflechter, auf die

Kerbholzredner, die adlig verſprechen und es für bäuriſch nehmen zu halten, auf die Kothrütteler, die alles verläumden und alles Uebel aufſuchen, auf die Zutrinker, die wie die Gänſe einander nachtrinken ohne Durſt, die nach löblicher Sitte der Deutſchen nichts anfangen ohne die Flaſche, und mit der Flaſche nicht enden bis der Wein hinein, der Witz heraus iſt, und ſie dann vom Dirdendein anfangen zu lallen. In dieſer Klaſſe gehören dann auch die Kannegießer („die von den Reichſtädten reden," heißen ſie hier), die ihren Rücken mit fremder Sache beladen, mehr tragen wollen als ſie können, für andere Klage führen, Tag und Nacht ſorgen, wem die Venediger Geld abborgen und wie ſie es wollen wiedergeben, wie der Pabſt Haus führt und wie der Franzoſe des römiſchen Königs Bund nicht hält. Wo wir trinken und eſſen, ſagt Murner, vergeſſen wir den König nicht, und die Franzoſen, und wie der Türke kommt über Meer, und jeder Dreck liegt uns am Herzen und macht uns Kummer. Die Reichſtädte müſſen auch dran; ſie haben uns dies und das gethan, das können wir nicht ungerochen laſſen. Lieber Schelm, ſchüffſt du das Deine und ließeſt die Reichſtädte Reichſtädte ſein und tränkſt einen guten Wein dafür, ſo ging er dir deſto glätter ein. — Man merkt ſogleich, daß dies einen aufgeregten Ton der politiſchen Unterhaltung verräth, der auch in der Geſchichte ſonſt angetroffen wird und die erſten Bauerntumulte in dieſem Jahrhundert bald nach dieſen Schriften begleitete oder ihnen voranging.

War es nicht Murner's perſönliche Unleidlichkeit, die ſeinen Werken gleich bei oder eigentlich vor ihrem Erſcheinen Gegner verſchaffte, wie er ſelbſt einmal andeutet, ſo kann es auch ihre wirkliche Schwäche geweſen ſein. Ueber die Erbärmlichkeit ſeiner Badefahrt (1514) gibt's nur Eine Stimme und ſie muß gleich beim Hervortreten verhöhnt worden ſein, weil er darin Gott zu einem Bader gemacht, wie Murner ſelbſt berichtet, und obgleich er darin die Geiſtlichkeit nicht geſchont, was alſo damals zu einem guten Leſeartikel gehört zu haben ſcheint. Die Gauchmat[540] (1515 geſchrieben) iſt von nicht viel größerem Werthe. In beiden wiederholt er ſeine früheren Witze, ſo bald hatte er ſich ausgeſchrieben. Nachdem er ſchon vielfach in der Narrenbeſchwörung die affectirten

540) Sie iſt erſt 1519 ausgegeben.

Fantaſten, Spiegelgucker, Knebelbärte und Weiberdiener durchgehechelt hatte, verſammelt er dieſe Klaſſe von Menſchen, dieſe weibiſchen Gäuche, auf einer eignen Matte. Im Anfang ſcheint es, als wolle er hier eine neue Einkleidung gewinnen: es ſieht aus, als ſolle es eine Parodie jener Allegorien vom Venus-Garten oder Berg u. ſ. w. werden; hier iſt's ihre Matte; ihres Reiches Geſetze und Artikel werden vorgelegt, und ein Eid der Gäuche vorgelegt, nach dem ſie die alte Reinheit der Weiber anerkennen, den alten Liebesdienſt beſchwören, die alte Treue in dem Geſchlechte anbeten, dem alle Creatur weichen müßte. Bald aber verläßt der Dichter dieſe Einkleidung, führt ſeine Sprichwörter in alter gewöhnlicher Weiſe auf, mit eingemiſchten hiſtoriſchen Liebesbeiſpielen von Eva bis auf den Caspar Schlick, und dieſe wiederholen ſich in einer Reihe von Portraits dieſer hiſtoriſchen Perſonen, und wie in jedem einzelnen Capitel faſt jede einzelne Figur und Sache wiederholt wird, ſo variirt ſich in einem Anhängſel nachher das Ganze, die Sprichwörter und die Figuren noch einmal. Man kann nichts Langweiligeres denken, und doch konnte auch dies Gedicht zu einem Faſtnachtſpiele von einem Pamphil Gengenbach, der auch andere Stücke geſchrieben hat, umgewandelt und in Baſel geſpielt werden! Nur Eins wollen wir uns daraus feſthalten. Obgleich Murner noch ein großer Verehrer der Jungfrau Maria iſt und ſeine Verehrung der guten Weiber überall bezeugt, ſo iſt doch hier der Punkt erreicht, von wo an dieſe aus der Poeſie ſo gut wie verſchwindet, und mit ihr all die ſchwärmeriſche Anbetung des weiblichen Geſchlechts. An ihre Stelle tritt jetzt Mutter Eva, die ſo viel auf Erden geſäet hat, woran wir noch erndten; hinfort miſcht ſich Scherz und Ernſt in der Frauenverehrung und Beſingung; im erſten Augenblick des Wechſels mußten die Weiber aber in jenen Zeiten viel Arges hören. Es kam hinzu, daß die Schamloſigkeit ihres Verkehrs mit den verbuhlten Geiſtlichen auch in der Wirklichkeit ſehr arg geweſen ſein muß, und auf dieſen üblen Verkehr ſcheint Murner's Mühle von Schwündelsheim oder Gret Müllerin Jahrzeit ſich bezogen zu haben, die ich nicht kenne. Wenigſtens gebraucht er dieſen Namen ſchon in der Narrenbeſchwörung wie ſprichwörtlich für eine ſolche Zuhälterin der Pfaffen und je ärger er, und je mehr er mit einer gewiſſen Vorliebe dieſe häßlichen Verhältniſſe auch in ſeinen anderen Gedichten behandelt und gegeißelt

hatte, deſto übler deutete man es ihm nachher [541]), als er ſich in jenem bekannten Liede mit dem Refrain Sparnößly über Luther's Ehe wie in anderen Liedern und Schriften über anderes Reformatoriſche aufhielt oder luſtig machte. Die Schriftſtellerei über Buhlſchaft und Ehe war damals an der Tagesordnung, nur daß ſie die Poeſie wenig berührt. Hartlieb's deutſcher Ovid ward in dieſen Zeiten ungemein oft gedruckt. Nicht allein Murner geißelt die Gewalt der Liebesgöttin, ſondern auch Bebel in ſeinem Triumphus Veneris (1515); nicht er allein das Concubinat, ſondern auch Olearius in einem maccaroniſchen Gedichte de fide concubinarum in sacerdotes (1504) und andere berühmte Männer in lateiniſchen Verſen; nicht allein Er die böſe Natur der Weiber, ſondern auch eine Ueberſetzung der Ecloge des Baptiſta Spagnolo über dieſen Gegenſtand (1512); nicht allein Er griff Luther's Ehe an, ſondern aufs ungezogenſte jene Monachopornomachia des Simon Lemnius; nicht allein Er pries, wenn jenes Gedicht des Johannes Murner vom ehelichen Stande wirklich unſerem Thomas zugeſchrieben werden darf, die Ehe, ſondern auch Urbanus Regius und Albrecht von Eyb in dem bereits erwähnten Buche und ſo viele Andere; wie in der Wirklichkeit die Aufhebung des Cölibats von ſo viel wohlthätigem Einfluſſe auf die ganze Geſtaltung der Geſellſchaft war, wie die ſinnliche Kraft der damaligen Menſchen von ſo mancher Unnatur erlöſte, nachher aber auch Ausſchweifungen der entgegengeſetzten Art mit ſich führte, ſo haben wir auch in der Literatur neben dieſen zum Theil aus ſchöner Geſinnung ſtammenden Streitſchriften über das Frauenweſen bei Gelegenheit der Doppelehe Landgraf Philipp's des Huldrich Neobulus Dialogus für die Bigamie und hiergegen wieder ein deutſches Reimgeſpräch, das den Bucer als den pſeudonymen Verfaſſer jenes anderen bezeichnet. Wo aber auch

---

541) In einer Flugſchrift von Hans Heinrich Freyermut (um 1524) heißt es von dem Cölibat:

Damit wird nit mer außgericht, denn daß nur groß hurerey geſchicht,
wie man's denn öffentlich erſicht, von heimlichen da ſag ich nicht;
hat einer mit einer nicht genug, nimmt einer zwo drey nach ſeinem fug,
welch ihm nit gefällt, die läßt er gon, nimmt andre als viel er wil hon,
und hat mit ſein'm Sparnöſelein ein frölich ſein guts mütelein.
Murmau Murnar der hetſcht auch mit, denn er läßt ſchlechts ſein mauſen nit.
Urſach, er hat, hätt's bald vergeſſen, ein Stück vom rohen Narren gefreſſen,
das er noch nicht verdauen kann; baut wol noch 30 Jahre daran.

dieſe Schriften wirklich Gedichte und deutſche Gedichte ſind, da fallen ſie ſo tief in die gemeine Proſa und Disputation oder Schmähung herunter, daß hier für den Geſchichtſchreiber der Dichtung kein Ort des Verweilens iſt. Die Kämpfe des wirklichen Lebens riſſen die Poeſie jetzt in ſo tiefe Regionen herab, daß ihr allmählig der letzte Ausgang bevorzuſtehen ſchien.

Man muß es nicht vergeſſen, an welche Dinge ſich die Poeſie im 15. und 16. Jahrhundert gewöhnen mußte, um zu begreifen, wie ſie ſelbſt da, wo ſie zunächſt bei theuren und begeiſternden Gelegenheiten gebraucht ward, ſo durchaus roh und proſaiſch verfallen konnte. Es war kein Stand, der ſich nicht mit dem Reimen abgab und der nicht das Gröbſte, Gemeinſte und Banauſiſche in Reime gebracht hätte. Die Aerzte brachten die regimina sanitatis, die Diätetik, in lateiniſche und deutſche Verſe, behandelten aſtrologiſche Gegenſtände in Reimen, dichteten ſogar phyſiognomiſche Regeln, denn in dieſen Zeiten, wo man alles deutete, verfiel man natürlich auch darauf, aus der Beſchaffenheit des Körpers die der Seele zu errathen. Die Künſtler intereſſirten ſich an poetiſchen Beſchreibungen von Gemälden und Kunſtwerken. Die Reichsbürger hörten von ihrer Stadtgeſchichte und von ihren Trinkſtuben in Verſen ſo gern wie in Chroniken. Der Fromme wollte ſein Beichtbüchlein, der Hypochonder die Geſundheitsvorſchriften, der Bauer ſeine Wetterregel gereimt haben, Denk- und Gedächtnißverſe kamen in allen Zweigen auf, und die plumpſten Gelegenheitsgedichte. Das Schachſpiel ward jetzt (1507 von Jacob Mennel) um ſeiner ſelbſt willen poetiſch behandelt; vom nöthigen Hausgeſchirr ſang Hans Folz; Jacob Köbel aus Heidelberg von der Tiſchzucht. Die Kriegsleute reimten über ihre Künſte, die Fechter über ihre Handgriffe; von Falkener und Leckűchner gibt es Gedichte dieſer Art; von Jeremias Schemel eines über das Roßtummeln und die Zurichtung der Pferde; von Schaller eine gereimte Naturgeſchichte; von Martin Agricola einen poetiſchen Unterricht im Inſtrumentſpiel (musica instrumentalis 1528); Hans Folz müßte hier ſeine eigentliche Stelle haben; ee reimte vom Urſprung des römiſchen Reichs, und von warmen Bädern, von der böhmiſchen Irrung und von einem Geſchenk mit Specereien. Hält man dies nun Alles zuſammen mit der Aeußerung Murner's über die Leichtigkeit ſeines Reimtalents, mit dem vulgaren Charakter des Verſes in dieſer Zeit, mit der Ue-

bung der Meiſterſänger und Spruchſprecher, mit der ungemeinen Fruchtbarkeit eines Hans Sachs, mit dem allgemein herrſchenden Volksgeſange, ſo ſieht man immer deutlicher, wie von dem Höchſten bis zum Niedrigſten jeder Gegenſtand von einem Poeten aus höchſtem oder niedrigſtem Stande poetiſch mishandelt werden konnte.

Es bedurfte nun nichts, als daß in dem Leben der Nation irgend ein großes Ereigniß überwiegend hervortrat, ſo konnte man ſicher ſein, daß die äußeren Begebenheiten und Bewegungen die Dichtung völlig abſorbiren und an ſich reißen würden. So kam es, daß unter den erſten Stürmen der Reformation ſogar die große Kluft zwiſchen der gelehrten lateiniſchen Poeſie der Humaniſten und der deutſchen Volksdichtung durchbrochen ward und daß das glänzendſte Talent unter dieſen ſeine kaiſerliche Lorbeerkrone hingab für die Weihe unter den Volksdichtern, ſeinen Poetennamen, der ihn ſeiner damaligen Bedeutung nach neben Virgil und Cicero ſtellte, durch den Gebrauch der Volksſprache nicht zu entwürdigen meinte, daß er die Vulgarpoeſie ergriff und ihr für ein halbes Jahrhundert eine ganz eigne ſcharf politiſche Richtung gab.

6. Ulrich von Hutten.

Dieſer Mann iſt **Ulrich von Hutten** (bei Fulda 1488 — 1523), der, wenn Reuchlin und Erasmus die beiden Augen der Nation in der vorigen Generation genannt wurden, mit Luther die beiden Lichter der jetzigen ausmachte, der wie typiſch den Charakter der edleren deutſchen Jugend, ſo wie Luther den der kräftigeren deutſchen Mannheit darſtellt, der, wenn er mit den größten Geiſtern der damaligen Zeiten in anderen Völkern zuſammengeſtellt wird, ein herrliches Document für die natürliche Ueberlegenheit deutſcher Anlage bietet. Dieſer Mann iſt der Nation neuerdings vielfach in Erinnerung gebracht worden, theils zu gründlich, theils zu enthuſiaſtiſch, theils in zu ruhiger und theils in zu bewegter Zeit, als daß ſie den rechten Antheil an ihm hätte nehmen können. Nicht jeder Moment iſt zur Aufnahme jedes politiſchen oder literariſchen Objectes aus der Vergangenheit paſſend; doch hat ſchon Göthe ſcharf bemerkt, wie ſich die Zeiten mehr und mehr zur Wiederbelebung der Verhältniſſe in Hutten's Zeiten ſchicken und es ſteht zu

erwarten, daß, wie in gewiſſen Zweigen der Literatur des vorigen Jahrhunderts ſich die Wiederaufnahme der Beſtrebungen der Reformationszeit fruchtbar zeigte, auch andere Zweige ihre damals begonnene Ausbildung noch unter uns vollenden, und andere Männer ihre Anerkennung finden werden. Es iſt nicht hier der Raum und auch nicht die Gelegenheit, dem deutſchen Ritter das Denkmal zu ſetzen, das er noch vermißt, denn hierzu war ſeine Wirkſamkeit für die Dichtung der Deutſchen zu gering, ſo wie überhaupt die Poeſie das damalige Leben in Deutſchland am ſchwächſten darſtellt; dennoch dünkt es mir wichtig genug, in kurzen Umriſſen dem Gange ſeines Lebens und Wirkens zu folgen, weil dies verſinnlicht, wie das Volksthümliche damals alles Große für ſich gewann und jedes Talent anzog, weil es ein tragiſches Gemälde von dem Uebergewicht der Zeiten und Verhältniſſe über die unvergleichlichſten Kräfte des Individuums liefert, und weil es für unſere gegenwärtigen Zuſtände und Beſtrebungen eine inhaltſchwere und höchſt wohlthätige, obwohl ich nicht leugne, in gewiſſer Hinſicht auch eine ſehr gefährliche Belehrung an die Hand gibt.

Ulrich von Hutten fiel mit ſeiner erſten Entwickelung mitten in Verhältniſſe, die für eine ſtrebſame Natur eben ſo fördernd als vernichtend ausſchlagen konnten. Auf dem gewöhnlichen Wege etwas zu werden, durch Günſtlinge ſich durchzuſchlagen, die mechaniſche Kenntniß zu ſammeln, war dem dürftigen Kopfe, wenn er bemittelt war, am leichteſten, dem hellen Geiſte und dem edleren Charakter war es unmöglich. Man hatte das Gewohnte und Gewöhnliche erſchüttert; der Welt Ehre und Ruhm, eine Hofſtelle und Pfründe war nicht mehr das einzige, was die junge Generation ſeit dem Aufleben des Humanismus anzog; der unſterbliche Ruhm der neuaufblühenden Alten weckte in manchem Geiſte nachſtrebenden Eifer, die fruchtbare Weisheit der griechiſchen Philoſophen, die Cicero zuerſt vermittelte, ſchob die chriſtliche Scholaſtik hinweg, die Poeſien Virgil's und Ovid's hatten in den Klaſſen der Gebildeten die vaterländiſche ganz vergeſſen gemacht, den Poetenlorbeer zu erringen, galt dem Edleren mehr, als ein Turnierdank und eine erſchlichene Pfarre, und aus dem Kloſter und der Raubburg tauchten die rohen Ritterleute und obſcuren Mönche hervor, um das Licht der neuen Weisheit in der weiten Welt zu ſuchen. Es trieb die Menſchen eine unbeſtimmte Unruhe zu einem Etwas, das ſie nicht

immer beſtimmt vor ſich ſahen, und ſo hatte Hutten ſein Kloſter und Tritheim ſein Vaterland verlaſſen, ohne klar zu wiſſen, was ſie außerhalb ſuchten. Ein körperliches Unbehagen lag damals über der Welt, und Podagra, Fieber und noch ärgere Krankheiten waren ſtehende Uebel, wie im vorigen Jahrhundert die Hypochondrie und bekanntlich hat jeder Schriftſteller und Dichter des 16. Jahrhunderts einer oder der anderen dieſer Krankheiten einmal ein Werkchen aus eigener Erfahrung gewidmet. Dieſe Uebel nun mehrten die natürliche Reizbarkeit der Geiſter, die ſtark genug waren, über den phyſiſchen Schmerz einen Sieg zu behaupten; Armuth und geſtörter Unterhalt kamen häufig hinzu, eine unnatürliche Anſpannung der Kräfte in den Emporkömmlingen der Literatur zu unterhalten. Auf Hutten laſtete das Alles, was ſich auf Andere vertheilte, in ſeinem zarteſten Alter ſchon zuſammen. Der edle Eitelwolf von Stein hatte den Ruin, der dieſem Geiſte im Kloſter drohte, vorausgeſehen und ihn gerettet; im engeren Vaterland hatte der Jüngling keine Wurzel, die ihn hätte halten können; er hatte ſeines Vaters Gunſt verloren, der nie ſatt ward ihn ſelbſt zu tadeln und ihn von andern loben zu hören, und ſeiner armen Mutter Thränen konnten ihn auch ſpäter in ſeinem Thun und Treiben ſelbſt unter Gefahr und Wagniß nicht hemmen [542]). Die Vortheile, die ihm Stamm und Geſchlecht boten, Beſitz und Wohlleben, gab er auf, weil ihn ſein Geiſt trieb; das Schickſal wollte nicht, ſagt er ſelbſt, daß er Ruhm im Vaterland genöſſe und ein friedliches Leben verbrächte. Seine erſten Freunde waren die freien und kräftigen Jünglinge in Erfurt, die Eoban Heß, Crotus, Temonius, und in Köln die Rhagius, Cäſarius und der Graf Nuenar, die unter ſich nicht anders wirken konnten, als die neuerungsſüchtigen jungen Männer in dem Göttinger Dichterbunde des vorigen Jahr-

542) Von Wahrheit will ich nimmer lan
das ſoll mir bitten ab kein Mann;
auch ſchafft zu ſtillen mich kein Wehr,
kein Bann, kein Acht, wie faſt und ſehr
man mich damit zu ſchrecken meint;
wiewohl mein fromme Mutter weint,
da ich die Sach hätt g'fangen an,
Gott woll ſie tröſten, es muß gahn,
und ſollt es brechen auch vorm End,
wills Gott ſo mags nit werden g'wendt,
drum will ich brauchen Füß und Händ.

hunderts. Seinem Ehrgeiz und ſeiner Ruhmſucht wuchſen da nothwendig die Schwingen; man nannte ihn ſchon ſo frühe unter den Poeten und die Muſe war in ſeiner Thätigkeit ſein Eins und Alles. Von Ehrſucht glühend, ſeiner Natur und ſeinem Talente zu Danke verpflichtet, aber nicht ſeinem Schickſale, krank, bettelhaft, von Sorgen gequält und ohne Ausſicht ward er, als ihn ſeine unſteten Wanderungen in Deutſchland nach Greifswalde trugen, auf Anſtiften des dortigen Bürgermeiſters Lötz und deſſen Sohnes in Froſt und Kälte bis auf die Blöße beraubt. So ward ſein erſter Eintritt in die Literatur polemiſch; er bewegte jeden Stein über dies Verbrechen, rief in ſeinen Elegien die ganze poetiſche und humaniſtiſche Macht in Deutſchland gegen dieſe Loſſier auf, betend zur Gerechtigkeit des Himmels rief er die rächende Vergeltung und alles Grauſame und Harte auf die harten und grauſamen Mishandler herab. Durch ſeine kunſtmäßigen Verſe leuchtet die Ungeduld unmächtiger Rachſucht und gerechten Grimmes hindurch, und obgleich er noch keinen Landsknecht zu ſeiner Hülfe aufruft, hätte er doch gern geſehen, wenn ſeinen Feinden mit Weglagerung wäre vergolten worden, was ſie mit Plünderung verbrochen. Dennoch war Hutten damals durchaus mehr ein friedlicher Literat und dieſe Hitze hätte vorübergehen können, ohne Folgen für ihn, wie Reuchlin's leidenſchaftlicher Eifer gegen ſeine Verläumder, wenn nicht ſpäter Geſchicke ihn immer ſteigernd in ähnliche Verhältniſſe geworfen hätten. Man bewunderte damals, wo man die geſchickte Benutzung der Alten und den fließenden Numerus Poeſie hieß, ſeine leichten Verſe; er konnte ſich in dieſen Zeiten (1511) noch in heroiſchen Verſen über lateiniſche Metrik auslaſſen; als er ſich in ſeiner Gefahr bei der Belagerung von Pavia (1512) eine Grabſchrift ſchrieb, war ihr Thema ſein Unglück und ſeine Muſe; und wenn er Kenntniß der Welt und des Himmels ſuchte, die Urſachen und den Lauf der Dinge und die Sitten der Menſchen erforſchte, ſo war es, weil er das Alles als Bedürfniß des ächten Dichters erkannte. Als ſchon ſein Name im guten Klange war, und ſeine Verbindungen mit allen guten Köpfen ſeines Vaterlandes geknüpft, kam er von langen Reiſen, im Elend geprüft und weiſe geworden, befriedigt in ſeinen Studien, verſtoßen von der äußeren Welt, nach Hauſe zurück, und ward nicht einmal wie der verlorene Sohn empfangen. Die obſcuren Leute hatten noch einen Greuel an den Poeten, die den Petrus Hispanus ver-

achteten und die parva logicalia, das vademecum und das exercitium puerorum; ſie wollten es in der Beichte hören und mit Pönitenz belegen, wenn einer den Virgil geleſen hatte, ſie wollten keine Poeten, ſondern Magiſter und Baccalaureen, und verhöhnten die vieljährigen Schüler, die nur Plinius und Virgil und andere neue Autoren geleſen, und am Ende keine Promotion erlangt hatten, und die, wenn man ſie fragte, was ſie ſtudirt hätten, antworteten mit: Nichts, Poeſie hätten ſie ſtudirt. So wenig auch heute einer, der menſchliche Weisheit für die Seele zu lernen ſich beikommen ließe, vor den Plänen ſeiner Eltern oder den Fragen ſeiner Examinatoren beſtehen würde, ſo wenig Hutten vor jenen großprahlenden Juriſten, jenen hochnaſigen Theologen, jener inhumanen Ritterſchaft und jenen ungelehrten Gelehrten, unter denen er ſich fühlte, Nichts zu wiſſen und Niemand zu ſein, wenn ſie ihre Kenntniſſe auskramten, und die, was in ihm war von Wiſſen und Weisheit, tief unter aller Verachtung ſahen. Damals entwarf er zuerſt ſeine elegante Satire vom Niemand; damals warf er zuerſt ſeine eindringenden Blicke auf die inneren Zuſtände in Deutſchland, in deſſen politiſchen Verhältniſſen ihn bisher blos die Schmach in der äußeren Stellung der Nation erzürnt hatte, und daß der franzöſiſche Ruhm und ein trügeriſches Krämer- und Fiſchervolk den deutſchen Namen in Schatten ſtellen konnte, vor dem einſt der Erdkreis erbebte und deſſen Schrecken durch alle Welt ging; damals ſog er den erſten Haß ein gegen die Thomiſten und Bartoliſten, gegen die römiſchen Rechtsgelehrten und Pfaffen. Er hatte Italien kennen gelernt und Deutſchland, er glühte vor Scham, daß das weibiſche Volk der Wälſchen die deutſche Kraft ſollte ſchwächen und misbrauchen können. Noch aber wußte er damals nicht anders, als daß der moraliſche Druck, den die römiſche Kirche und das römiſche Recht auf Deutſchland ausübte, mit moraliſchen Kräften müſſe abgeworfen werden. Er will die Rechtsbücher und Gloſſen mit dem heimiſchen Gebrauche der nördlichen Sachſen vertilgen, die ungezögertes Recht ſprechen nach alter Sitte, wo wir ſonſt 20 Jahre unter 36 Doctoren hängen. So ſehr ihn ſchon damals die alte deutſche Kraft in Tacitus Zeiten anzieht, ſo ſucht er doch nur in Bildung und Frieden das Heil; nicht immer, erkannte er, könne man in Waffen ſein, alles habe ſeine Zeit, und nach dem kriegeriſchen Alterthum der Deutſchen gebühre jetzt die Pflege der Künſte.

Er eifert heftig gegen ſeinen rohen Adel, dieſe Centauren von ſchlechter Sitte, die oft mehr Beſtien ſind als die welche ſie reiten; er freut ſich daß dem armen Haufen der Weg zur Bildung offen ſteht. Keuſchheit, Fleiß, Kultur des Landes und der Geiſter zeichnen Deutſchland aus; wir haben die friedlichſten und kriegeriſchſten Erfindungen gemacht, denen das Alterthum nichts zu vergleichen hat, und dennoch ruht ſtill noch ſo viel Kraft und Tapferkeit im Volk, daß der Gallier nie wagte, nach der römiſchen Krone zu greifen, der Italiener ſein Joch nicht abwarf, der Türke den deutſchen Boden ſcheute. Wie voll Anerkennung und Einſicht iſt dies! wie fern von der nichtswürdigen Art, mit der unſere heutige Freiheitsjugend, deren Einſicht nichts, deren Kraft und Freimuth nichts iſt neben Hutten's, das Vaterland mit Koth wirft! wie fern von jener Verbitterung von Haus aus, die wir heute ſo häufig finden. Mit der Geſundheit, mit der Freiheit, die er aus ſeiner antiken Bildung gezogen hatte, griff er im Bunde mit jedem kühneren Gleichgeſinnten, angereizt durch Reuchlin's Streitſache, die jammervolle Gelehrſamkeit der dunklen Männer mit jenen berühmten Briefen bei der gefährlichſten Stelle an. Wäre er doch immer bei dieſen Waffen geblieben, die ja nicht minder ruhm- und gefahrvoll waren, als das Schwert! Hätte er doch ſeine juriſtiſchen Studien wenigſtens ſo weit wie ſeine theologiſchen zu führen Geduld gehabt, damit er auch die juriſtiſchen Freiheitsfeinde in Deutſchland mit jener geeigneten Waffe angegriffen hätte, mit der er die geiſtlichen in Gemeinſchaft mit Luther vertilgte. Wie iſt hier alles noch Umſicht und Vorſicht, wie ſetzt man den guten Reuchlin ſicher! wie verſchanzt man ſich hinter Unſchuld und Anonymität! denn jene bekannten verleugnenden Briefe Hutten's an Richard Crocus, würden mir ihrer geſchraubten Weiſe nach weit eher für einen Beweis für Ulrich's Theilnahme an den Briefen der Dunkelmänner, als dagegen gelten. Noch waren aber dieſe merkwürdigen Briefe erſt vorbereitet und im Werden, als ein neuer Schlag den reizbaren Mann traf, da er gerade ſich ſeiner Geneſung in Ems zu erfreuen anfing. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete 1515 ſeinen Verwandten Hans von Hutten. Seine eigene Vertheidigung gravirt den Mörder ſtatt ihn zu entſchuldigen, und ganz Deutſchland gerieth über dieſe That in eine Bewegung, noch ehe Hutten ſeine Catilinarien und Deplorationen gegen den Herzog ſchleuderte, die, zu Pferd

auf der Reiſe geſchrieben, entfernt von allem gelehrten Schmuck, zuerſt ſeinem rhetoriſchen und poetiſchen Stile einen Schwung gaben, und aus denen in der That unſchuldig ungerochenes Blut ſchreit. Sie verdienten ihm den Namen eines deutſchen Cicero oder Demoſthenes, und ſein Phalarismus, der, weil er auch ins Deutſche überſetzt ward [543]), uns ſchon näher angeht, den eines deutſchen Lucian. Der ausgeſprochene Abſcheu der Nation gab der Kühnheit Hutten's Nahrung, er rief die ſchwäbiſchen Städte zum Ergreifen der Freiheit auf, nach der ſie nicht undeutlich ſtrebten; er bezeichnete dieſen Frevler als den erſten, der auf deutſchen Boden eine Tyrannei gründen wollte, auf dem man den Retter Armin nicht geduldet, als er die Hand nach Herrſchaft ausſtreckte; er malte den Deutſchen das Bild des Tyrannen ſo aus, daß er zum Sprichwort ward. So empfindlich war damals Deutſchland gegen eine That, die in Italien jedes Jahrzehnt einmal vorkam; und man trug es, daß Hutten dem Tyrannenmord Ehre verhieß. Gleich nach dieſer Familienſchmach blühte Ulrich's Glück auf und das war ihm, ſcheint's, gefährlicher als ſein Unglück. Er war durch dieſen Vorfall eine deutſche, ja eine europäiſche Perſon geworden; England kannte ihn und Italien als den Theilhaber an den dunklen Briefen, und dieſe hatten die alte Scholaſtik in ihren Grundfeſten erſchüttert; die Poetenkrone ward ihm aufgeſetzt; ſein Ruhm erſchallte überall, endlich bot ſich ihm an dem Hofe des Albrecht von Mainz eine ſichere Zufluchtsſtätte dar, der damals der Protector jedes Talents war. Jede gute Sache der Reuchliniſten, der Huttenſchen Familie, bald des auftretenden Luther ſiegte unglaublich in der öffentlichen Meinung. Dies ſchärfte den Ton der jungen Vorfechter, dies ſpannte ihre Erwartungen und Ideale. Schon früher hatte Hutten mit Liebe ſich an Maximilian gedrängt und dann mit Begeiſterung an Albrecht von Mainz, der zugleich den Markgrafentitel von Brandenburg führte, Erzbiſchof von Magdeburg und Adminiſtrator von Halberſtadt war und im Reiche den größten Einfluß beſaß. Der nationale Dichter muthete ihm in ſeinem Panegyricus ein Ergreifen der deutſchen Verhältniſſe an, das auch heute die enthuſiaſtiſchen Freunde deutſcher Einheit von dieſen ſelben Flüſſen Rhein, Elbe und Oder her erwarten. „Nie habe der Rhein, ſagt er ihm, ſein Schickſal

543) Hutten's Werke ed. Münch. II. S. 191.

in beſſeren Händen geſehen, und bedürfe es der Mahnung, ſo rufe ſie dieſer mit lautem Munde zu: Völker, die früher zu dienen verſchmähten, freuen ſich deine Unterthanen zu ſein und laden dich ſelbſt zum Herrſcher. Warum nun dieſe Scham und gezierte Zögerung? Auf, empfange, was du weniger geſucht als jene freiwillig gegeben haben, unterziehe dich der Stellung, die dir die Götter und das Schickſal günſtig bieten, daß nicht in Trägheit und ſchlaffem Wohlleben jede Thätigkeit erſtarre. Nicht weichliche Völker ſind dir anvertraut, ſondern des Rheines waffengewöhnte Völker und die trotzigen Bewohner der Elbe und Weſtphalens, Thüringens und Heſſens; die Mark gehört dir, und wenn du zu herrſchen weißt, werden ſich dir die Sachſen, des Jochs unkundige Männer, unterwerfen; du fühlſt, was auf dem Spiele ſteht, wenn du dich dem Allem, was dir hier von ſelbſt zufällt, nicht gewachſen zeigſt. Der beſte Theil der Erde iſt dein, du haſt Waffen, Männer und Schätze, und die Zügel eines großen Reiches, du kannſt Vater und Bürger ſein, und das Eine bedenke, daß dieſen Völkern nicht ſowohl Herrſchaft als ein Beiſpiel Noth thut. Nun aber liegt all dein Thun dem Erdkreis offen und kein Winkel wird deine Fehler verbergen können. So der Rhein. Dir legt ſich die Glut der Scham auf die Wangen und wenn du verſprechen wollteſt, was du Alles im Geiſte bewegſt und wie groß dein Vorhaben iſt, ſo würde der Tag nicht hinreichen; aber du willſt Alles lieber thun, willſt nicht die Hoffnungen auf dich mehren, verſprechen willſt du nichts. Nur dies Eine willſt du, daß der Beifallruf der Freude, die Ehrenbezeigungen deiner Völker ſpärlicher ſeien. So groß biſt du und willſt nicht ſo groß geprieſen werden! Was willſt du zu Hauſe ſitzen und der Ruhe pflegen, da dir ein anderes Loos fiel? Hier möge die Pflege der Muſen und der gelehrten Ruhe ein Ende haben, da dich zu Größerem die Geſchicke rufen.“ Bald ſteigen dieſe kühnen Forderungen noch mehr. Gleichzeitig mit Luther's Auftreten gibt Hutten des Valla Schrift über die erlogene Schenkung Conſtantin's heraus, mit jener Vorrede an den Pabſt. Welche Größe ward nicht dem armen Leo X. zugemuthet von den Machiavell und Hutten, den ruhigſten und heftigſten Köpfen der Zeit! Er ſollte Florenz reſtituiren und der Herrſchaft darauf entſagen! er ſoll den Frieden in die Kirche zurückführen, den ſeine Vorfahren vertrieben! er ſoll den todten Valla, den Tyrannenbekämpfer, ehren,

wie einſt Griechenland ſeine Tyrannenmörder geehrt! er ſoll, da er als Kaiſer herrſchen kann, als Hirte bewachen! und weil die Lügenpäbſte, ſeine Vorgänger, die Diebe und Räuber, der Deutſchen Einfalt ſo lange misbraucht, ſo ſoll er ſich nun der Deutſchen ganze Grobheit gefallen laſſen! Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 folgt dann Hutten's Rede für den Türkenkrieg, in der ſelbſt von dem Kaiſer ein guter Theil Freiheit autoriſirt ward; an dem Hofe Albert's ſchrieb er ſeinen Dialog vom Hoffeind (1518), wo er den Lucian zum unmittelbaren Muſter und in Aeneas Sylvius einen Vorgänger hatte, deſſen Brief noch im 15. Jahrh. deutſch überſetzt war. Von dieſer Zeit fing er an, ſich in dieſen Freimüthigkeiten zu gefallen, und ſie unnöthig zu benutzen und dadurch ihre Spitze ſelbſt zu ſtumpfen. Mitten im erſten Durchbrechen der Schranken aber iſt er auf dem Gipfel ſeines Wirkens. Man darf ſeine Beſtrebungen mit denen das Machiavelli in vielen Beziehungen vergleichen: welch ein Ruhm iſt dieſer Vergleich für den Mann und ſein Volk! Auch Machiavelli wollte reformiren; er nahm ſeine Weisheit aus traurigen Erfahrungen und aus dem Buch, Hutten aus großen Begebniſſen in der Zeit und aus einer kerngeſunden Natur. Jener nahm den römiſchen Urſtand Italiens zum Muſter und wollte ihn mit allen Einzelheiten verpflanzen, Hutten wollte die deutſche Urzeit inmitten der neuen Verhältniſſe beleben. Machiavelli wollte die Kraft und Tapferkeit auch auf Unkoſten der Bildung, die Waffen ſtatt des Friedens, den Krieg ſtatt der Induſtrie, Hutten wollte Beides vereint. Den erſtorbenen römiſchen Geiſt wollte jener ins Leben rufen, den ſchlummernden deutſchen dieſer erwecken. Vom Hof, von der Regierung aus wollte Machiavelli das Volk beglücken, nach dieſem beſtimmten Syſtem, mit dieſem beſtimmten Verfahren, Hutten drängte dem Volk nichts auf, nahm ſelbſt und ließ das Volk das Gute annehmen woher es kam. Jener vermißte einen weiſen Tyrannen, dieſer vertraute auf das Volk; Machiavelli will immer dieſe und dieſe Form, der Geiſt wird ſich finden, er will dies und jenes Mittel, der Zweck wird ſich geben, aber Hutten will blos den Geiſt und ſorgt nicht für die Formen, er will blos die Kraft, in der der Zweck enthalten iſt und die die rechten Mittel leicht ergreift. Daß ſein Volk einer verdorbenen Statue gleicht, iſt der Schmerz Machiavelli's, daß das ſeine im Schlafe liegt, der des Hutten. Wenn nur die Geſinnung recht und

rege iſt, ſo wird, was werden ſoll und kann, von ſelbſt kommen. Iſt nur ein guter Geiſt in Bewegung, Menſchlichkeit und natürliche Richtung gewahrt, dann iſt das Heil auch verbürgt. Er will keine neue Kriegsordnung, ſondern den kriegeriſchen Sinn der alten Heroen, die die römiſche Herrſchaft gebrochen; er ſchreibt keine Mittel zum Türkenkriege vor, die werden ſich finden, wenn nur Disciplin und Gehorſam da iſt; er zeigt nicht dieſen und jenen Weg, das Joch der weichlichen Italier abzuwerfen, ſondern er ſtellt geſchichtlich Nation zu Nation und regt das Ehrgefühl auf und das Bewußtſein moraliſcher und phyſiſcher Ueberlegenheit, unbeſorgt um die Erfolge; er ſucht nicht die Sophiſten und Phariſäer zu widerlegen, ſondern er pflegt nach Kräften geſunde Kenntniß und Bildung, ohne Angſt um den Ausgang; der Gedanke dünkt ihm ſchmählich, gegen den Despoten in Würtemberg erſt die Waffen aufbieten zu müſſen, er knirſcht, daß es in Deutſchland möglich iſt, einen ſolchen Tyrannen zu dulden, daß ihn nicht die bloße Meinung vertilgt; er will nicht eine deutſche Einheit in dieſer oder jener Geſtalt, ſondern Einigkeit der Geſinnung, dann wird jene von ſelbſt zufallen; er hat keine neue Kirche, kein neues Dogma, keinen neuen Staat, keinen Reichstag und Kaiſer in Ausſicht; er hätte mit gegebenen Landſtänden darum noch keinen ſtändiſchen Geiſt erwartet; was man auf den Reichstagen und Synoden reformirte und disputirte, läßt ihn ganz gleichgültig; er will keine politiſchen Factionen, ſo wenig wie Luther religiöſe Secten wollte. Hätte es dabei bleiben können, wie heilſam wäre es geweſen! Denn Luther's Dogma war gewiß nicht das beſte, was er der Welt gab, und Hutten's beſtimmtere politiſche Plane rieben ihn auf. Machiavelli ſcheiterte mit ſeinen planmäßigen Reformen, die er ſeiner blinden Maſſe aufdrängen wollte, Hutten hätte fortwährend, wie er im Anfang that, dem geſunden Tacte des Volkes trauen, auf den Theil deſſelben vorzugsweiſe bauen ſollen, der die beſſere Bildung überhaupt unterſtützte und förderte. Machiavelli ſchob den Untergang Savonarola's darauf, daß er keine Waffen hatte, aber Hutten ging mit Sickingen unter gehobenen Waffen unter, weil ſie voreilend das Volk verließen, auf deſſen Begleitung ſie immer warten mußten; nur Luthern krönte ſein Werk, weil er allein unter ſo vielen unruhigen Köpfen zur rechten Zeit eigenſinnig feſtſtand, die Neuerungsſucht dämmte, und ſich ganz allein auf den Mittelſtand

ſtützte, der damals die einzige moraliſche Kraft in Deutſchland war. Als Hutten den Sinn und Geiſt, den er bedurfte, nach ſeinen Kräften erregt hatte, hätte er ſeine Ungeduld bändigen müſſen; was die Zeit damals leiſten konnte, leiſtete ſie redlich. Hätte er ſeine Kräfte geſpart bis zu dem ſchmalkaldiſchen Kriege, dann ſeine eiſerne Stimme gehoben, dann ſeine Lieder und Reden ins Volk geworfen, wo das Volk nach Noth und Erfahrung ſeine Predigten begriffen hätte, wie anders wären wohl die Dinge geworden; wie leicht ein glücklicher Ausgang, wenn er ſo lange fortgefahren hätte, die Meinung zu bilden, die Civiliſation zu fördern, den freien Geiſt der Alten in die junge Generation zu pflanzen, den Boden für alles Aechte und Gute zu reinigen, das Falſche und Unſinnige umzuſtürzen. Wenn Demagogen ſo redlich und offen, ſo ganz nur gegen Gleisnerei und Obſcurantismus gerichtet, ſo hoch gebildet und unterrichtet, ſo aufrichtig allem Schönen und Edlen ergeben, ſo uneigennützig und patriotiſch, ſo bereit ſind jedem guten Regenten die Hand zu reichen, wie Hutten in ſeiner ſchönſten Zeit war, dann hat es, ſollte man denken, mit Umwälzungen wenig Gefahr, weniger als wenn der Staat in lethargiſcher Ruhe ſeine beſten Kräfte verdirbt, und wenn die Leitung der Dinge denen überlaſſen iſt, die aus dem Buche regieren, dem practiſchen Talente nichts vertrauen, und Formen bauen, ohne zu wagen die Materie flüſſig und glühend zu machen, mit der ſie ſie füllen wollen. Nur mag dies freilich wieder beſſer ſein, als wenn die Bewegungspartheí, wie heute unſer junges Deutſchland, mit frivoler Moral und abſurder Bildung anfängt und mit Verwirklichung von unſinnigen Chimären aufhören will.

So ſtand es alſo mit Hutten in der ſchönſten Periode ſeines Lebens, als ihn Glück und Gelingen zu ſchlimmern Entſchlüſſen lockte, als wozu ihn vorher ſein Unglück gezwungen hatte. Bis jetzt war er nur ein Mann der Wiſſenſchaften und Künſte, nun wollte er auch ein practiſcher Staatsmann ſein; mit den Pfaffen fertig zu werden war Alles im ſchönſten Gange, jetzt ſollten auch die Beamten, die Hofleute und Juriſten dran; kaum eben hatte Hutten noch eingeſehen, wie untauglich die Gelehrten zum Leben, wie entfernt ſie vom geſunden Menſchenverſtand und practiſcher Wirkſamkeit ſind, und gleich darauf ringt er nach der Palme in beidem; nur eben hatte er den Deutſchen zu ihrem Mark das Hirn

gewünſcht (wie man ihnen heute zum Hirne das Mark wünſchen möchte) und bald iſt es ihm mehr um die Kraft als dem Witz zu thun. Der makelloſe unbeſcholtene Bilibald Pirkheimer, der Mann, den ſelbſt der Neid nicht berührte, mahnte den feurigen Ulrich, als er ſich an Albrecht's Hofe befand, allein den Muſen fortzuleben; er hätte ihm folgen ſollen. Der merkwürdige Brief, in welchem Hutten die Anmuthung ablehnt, zeigt ihn an dem Scheidewege, an dem er nicht gut wählte, öffnet ſein innerſtes Weſen und lehrt, wie in dem vortrefflichſten Menſchen Conſequenz und Unſicherheit, Selbſtkenntniß und Selbſttäuſchung, ächter und falſcher Ehrgeiz, Kraft und Schwäche leicht nebeneinander liegen. Es widerſtrebe, ſagt er, ſeiner Natur wie ſeinem Alter, ſich in ſcholaſtiſche Ruhe zu vergraben und in vier Wände zu bergen, er kenne das Leben nicht, er habe mancherlei gelernt, aber nichts gethan. Dies iſt ganz die Sprache, die auch wir ſo oft hören, als ob Lernen und ſtilles Wirken nicht auch etwas gethan wäre; nur daß wir ſie freilich von keinem Hutten hören, der damals bereits ſo großes gethan hatte, wie er kaum größeres noch zu thun erwarten durfte. Die Studien, ſchreibt er weiter, könnten ihn nicht von den Menſchen abziehen, mit denen ihm der Verkehr ein Bedürfniß ſei; und habe er in der Wiſſenſchaft ein kleines Verdienſt, ſo verzweifle er auch nicht an einem Ruhme in großen Thaten; doch werde er darum nicht die Wiſſenſchaften aufgeben, weil er ſich an Albert's Hof begeben, noch da verfechte er die Sache Reuchlin's gegen jene Obſcuren, denn dieſes Unkraut müſſe vertilgt werden, damit die Pflanze der ächten Wiſſenſchaft wuchern könne, dieſe Nebel zerſtreut, damit das Licht der wahren Weisheit leuchte, der Verkehr mit den Alten offen ſtehe und die alte Barbarei vertrieben werde. Er preiſt Pirkheimern glücklich um ſeiner edlen, bildungsvollen, kunſtreichen Vaterſtadt willen: in ſeinen Ritterſtand ziehe dieſe Liebe zur Kultur langſam ein. Darum müſſe man ſich jetzt an die Höfe, an die Mäcene, wie Albert, drängen, um die oberen Stände hierfür zu gewinnen. Zu voreilig rufe er ihn zu einer Ruhe und Dunkelheit, die entweder ſeine Natur oder ſein Alter gar nicht oder noch nicht ertrage; er ſolle dieſe Glut erſt ſich kühlen, dieſen unruhigen und ſtrebenden Geiſt ein wenig ermüden laſſen, bis er jene Muße verdient. Er feiere ja nicht von ſeinen Studien, es ſei ihm Zeit dazu übrig und im Haufen der Menſchen ſei er oft allein. Wohin ſolle er ſich

auch wenden vom Hofe weg? Auf ſeine Ritterburgen? Da ſei nichts als Streit, Hader, Krieg und Ueberfall, eine feſtungsartige Wohnung beim Stalle des Viehs, Pulver und Thiergeruch umher, Geheul der Hunde, Geblöke der Schafe in der Nähe, aus dem Wald das Geheul der Wölfe, dazu Sorge für den Landbau, dazwiſchen Miswachs und Nothdurft, und ewige Sorge und Angſt. Zu ſolch einer Ergötzlichkeit und Ruhe rufe er ihn vom Hofe weg; und doch könne er ſorglos ſein; die Angel habe ihn nicht gepackt, er benage blos vorſichtig die Lockſpeiſe. So klug war er, aber er bemerkte nicht, daß die Lockſpeiſe vergiftet war! Es mag für einen großen Mann wohl lockend ſein, ſich in Leben und Wiſſenſchaften zugleich verſuchen zu wollen, wenn nur nicht die Geſchichte ſo ausnahmslos zeigte, wie elend die großen Regenten ſchreiben und die großen Schreiber regieren. Es mag für einen Mann der ſeine populare Wirkſamkeit bereits erprobt hat, wohl verführeriſch ſein, ſich auch außerhalb der Menge auf die Stelle der Herſchaft zu ſtellen, um von oben her leichter zu überſchauen, zu ordnen, zu gebieten, wenn nur nicht die deutſche Geſchichte ſo unaufhörlich bewieſe, daß wir nichts haben und werden ſollten durch Höfe und Regierungskünſte und Academien, ſondern Alles durch die Kraft und die Bewegung des Volks. Wie ſonderbar, daß Hutten auf einmal den Reichſtädten den Rücken kehrt, als wären ſie eine Welt für ſich, die ihn nichts weiter anginge, zu der ihm der Weg ganz verſchloſſen wäre, und daß er plötzlich die Ritterſchaft bekehren will, die er immer für unheilbar angeſehen hatte. Er erkannte ſo im vollen Maaße an, daß die ganze moraliſche Kraft der Nation auf den Unadligen, Bürgerlichen ruhe, die aus dem Staube emporgekommen, die Ritter überholten, er gab ihnen ihren Vorzug, den ſie um ſo mehr verdienten, da ſie Ruhmwürdiges unter größeren Schwierigkeiten vollbracht; er ſieht und weiß, daß der Adel dies Emporkommen ſelbſt durch ſeine Trägheit verſchuldet, da er ſeine Bildung in Tiefe und Schmutz habe herabſinken laſſen, da er freiwillig aus den Vortheilen und Beſitzen gewichen ſei, die jene mit Recht ergriffen hatten, da alles Verlaſſene Allgemeingut werde. Und warum wollte er nun jenen fruchtbaren Boden wenigſtens theilweiſe aufgeben, um dieſen ſterilen zu bauen? jenen vollen Strom verlaſſen, um dieſe ſtehenden Waſſer in Lauf zu bringen, was die gleiche Thorheit iſt, wie wenn heute die Bewegungsmänner große

Ziele verfolgen, ehe ſich unter Höfen, Heeren, Gewerben, Adel, Gelehrten, Mittelſtand, Bauern oder in irgend einem Theile der Nation eine geiſtige Kraft im wirklichen Leben zeigt. Und indem Ulrich ſeine Thätigkeit nun in dieſe gefährlichen Regionen verpflanzen, practiſch in die politiſche Welt eingreifen will, ſo will er das, da ihm noch Feuer und Leidenſchaft in allen Adern kocht, und der eifrige Mann kann hoffen, mit dieſem Temperamente die Schlangenkünſte der Hofleute, die kalte Ruhe der Staatsmänner, die Glätte und Schlankheit eines Albert und endlich die großen politiſchen Verhältniſſe der Nation zu influenciren, mit dem er nicht einmal in der Wiſſenſchaft auszukommen getraute? So ſehr verkannte er jetzt, was ſein Beruf ſei! Denn überall ſind in Staatsgeſchäften die kalten und beſonnenen Talente ſo weſentlich, wie in wiſſenſchaftlichen Revolutionen, wenn es ſich darum handelt, einen hergebrachten Schlendrian zu verlaſſen, die üppigen Geiſter und feurigen Ingenien, die Hutten und Leſſing, an ihrer wahren Stelle ſind. Schwerlich alſo konnte Hutten in Wahrheit hoffen, auf ſeiner neuen Laufbahn ſich treu und der alte Hutten zu bleiben: ein Ehrgeiz feſſelte ihn plötzlich, er bedurfte auf einmal einen glänzenden Wirkungskreis, er wollte eine würdige Stelle ſeinem Adel gegenüber einnehmen, eine ritterliche Stelle, weil ſie ſeine ſchreibermäßige verachteten. Er will ſich daher auf das neue Feld des Hofes wagen und es ſcheint ſchon mislich, daß er ſo vielfach wiederholt ſagt, er wolle nicht hoch ſteigen, daß er nicht tief fallen könne, nicht viel aufs Spiel ſetzen, um nicht viel zu verlieren; er wolle in die Reuße gehen, aber den Rückzug offen halten, das Glück ein wenig verſuchen, aber nicht weit, er glaube Ehren verfolgen und verachten zu können. Er ſchwanke, verſichert er, nicht unſicher zwiſchen verſchiedenen Wegen, obgleich er noch kaum vorher geäußert hatte, wenn Bilibald ihm ein bequemes Aſyl wiſſe, ſo wolle ers annehmen. Er habe ſich auf Einen Zweck gerichtet, auf Ein Ziel den Bogen geſpannt, wornach er mit Abſicht und Willen ſteure, worüber er ihm einmal mündlich Mittheilungen machen wolle, doch verzweifle er, dazu ohne fremde Unterſtützung zu gelangen. Da war Machiavelli weiſer! Denn allein und auf eigenen oder verwandten Kräften muß ſtehen, wer bedeutend irgendwo und wie wirken will, nicht allein im Kriege, ſondern auch in der Literatur; dann ordnet ſich der Geiſt und hüllt ſich in Gleichmuth, den Hutten damals

angezogen zu haben meinte, als er im Glücke war, der ihm aber im Unglück ſtückweiſe zu Boden fiel. Als Hutten auf ſeinem Pirk-heimer, Crotus, Luther ſtand, da ſtand er ſicher; im Bunde mit Sickingen und aufgereizt von den Buſch und Eoban Heß fiel er zu frühe für ſein Vaterland und ſich. Des Waffenmannes, eines Sickingen, Sache wars, Hutten's beflecktes Bild an den Mönchen mit dem Schwerte zu rächen und den Beſtechungen und Kabalen der Kölner Pfaffen mit dem Schwerte ein Ende zu machen, und mags doch Recht oder Unrecht ſein, ich würde ihm um dieſer beiden Streiche willen viel mehr verzeihen, als man ihm verzeihen muß, allein daß Hutten die Hand darin hatte, war ſeiner weniger würdig. Es iſt wohl begreiflich, daß Hutten an dieſem heroiſchen Manne voll Humanität und Begierde nach Bildung, voll Popularität, Schlichtheit und Gradheit Gefallen fand, da er auf dem Reichszug gegen Ulrich mit ihm zuſammentraf. Ueber den Krieg hatte er den Hof, über Sickingen den Albert ſogleich vergeſſen, ſo wenig war er für jenes geſchaffen. Aber auch vom Kriege rief ihn Erasmus, wie Bilibald vom Hofe, zu den Wiſſenſchaften zurück; und ſo wohl ſich Hutten in Einem Augenblicke unter dem Heere und unter geglückter Rache fühlte, ſo ſehnte er ſich doch auch da bald nach den Muſen zurück, ohne auf ſeine Natur zu lauſchen, die ihn noch immer auf den rechten Weg wies. Mitten unter kriegeriſchen Beſchäftigungen und Plänen trieb er gerade das Entfernteſte; er ſchrieb damals zwar auch die Trias, das Heftigſte, was bis dahin gegen Rom geſchrieben war, allein er verfaßte auch damals ſeine Abhandlung über die Guajakwurzel, gab den Livius heraus, fand und publicirte ältere Schriften, die mit den Tagsgeſchichten in glücklichem Bezuge ſtanden; er ſehnt ſich ſogar damals nach einer Gattin, die ſchön, jung, gebildet, heiter, züchtig und duldſam ſei, von einigem aber nicht vielem Vermögen, und von Geſchlecht wie ſie will, denn er glaubte ſie genug geadelt, die Hutten's Weib ſei. Bald nach dem letzten Lächeln des Glücks in ſeinen Zügen mit Sickingen ſollte nun ſein Gleichmuth die Probe beſtehen. Das Unglück überfiel ihn wie das Glück auf Einmal. Albert wandte ſich von ihm ab, Kaiſer Karl bewährte ſich nicht, Leo wollte ihn gebunden und ausgeliefert, Meuchelmörder verfolgten ihn. Daß er nun Städte und Menſchen meiden ſollte, ergreift ihn; bald ſieht er, daß er auf die ſchlimme Sache minder gefaßt war,

und daß er die Kriegsregel vergeſſen hatte, keinen Feind zu verachten. Er ſah ſich getäuſcht in den Erwartungen, die er von den Häuptern gehegt, die er nie hätte hegen ſollen; er wandte ſich an die Fürſten zweiten Ranges, er ſuchte bei Sickingen Zuflucht, bei dem auch die Oecolampad und Bucer, die Aquila und Schwebel, geladen und ungeladen, Aufnahme und Willkomm fanden. Aus der Druckerei auf Ebernburg, wo er über großen Dingen brütete, zu denen er den langſameren Franz bearbeitete, ſchleuderte nun Hutten ſeine Mahnungen und Geſpräche, wandte ſich an alle Stände und an die Landsknechte [544]) und bot jede Waffe auf, denn nur mit dem Schwerte dünkte ihm jetzt noch der Schaden zu heilen. Das deutſche Geld den Römern zu entziehen, den Biſchof von Rom herabzureißen von ſeiner Höhe, die Mönche auszurotten, die Geiſtlichen zu decimiren, was bedurfte es dazu der Waffen, da die Sache ſchon ſo im Gange war? Warum wollte er nicht dem Volke die Sorge dafür überlaſſen und Alles ſelbſt thun, indem er von Ungeduld verzehrt wünſchte, daß ihm die Macht der Fürſten oder den Fürſten ſein Wille gegeben wäre! Er will das vielhauptige Thier in Rom nicht weiter anbeten, denn er fürchtet, das Trinkgeſchirr des göttlichen Zornes würde über ihn ausgegoſſen werden, als ob er allein für die Irrungen der Menſchheit verantwortlich wäre! Er ſann über Verſchwörung und Aufruhr, unkundig, daß nicht die Menge dem Einzelnen in Bewegungen dient, ſondern der Einzelne dem Ganzen. Wie er ſtets für Alle zu arbeiten ſich bewußt war, hoffte er, daß auch Alle für ihn arbeiten würden, und edel und uneigennützig, wie Er war, erwartete er, ſollte der große Haufen gegen ihn ſein; weil er des Volkes Ehre erweitert, ſollte es ſein Heil nicht vergeſſen, und nicht geſtatten, daß er vor ein fremdes Gericht gezogen und dieſer Erde entriſſen werde, die ihn geboren und der Luft, die ihn genährt. Nun will er auch dem gemeinen Haufen offenbaren, was

544) Und ob mir nach thut denken
der Kurtiſanen Liſt,
ein Herz läßt ſich nicht kränken
das guter Meinung iſt;
ich weiß noch viel, wölln auch zum Spiel
und ſolltens darum ſterben,
auf Landsknecht gut und Reitersmut,
laßt Hutten nicht verderben.

er bisher nur in Latein verhandelt, jetzt fängt er daher an, ſeine Schriften zu verdeutſchen und eben in dieſer Periode (in den Jahren 1520 und folgend.) beginnt er für die deutſche Vulgar-Literatur von Epoche zu werden, hierher fallen jene Dialoge und Gedichte, beſonders die Lucianiſchen Geſpräche, die nachher eine Lieblingsform der politiſchen und literariſchen Polemik wurden; hier trat rückſichtslos jene Anfeindung und Schonungsloſigkeit hervor, beſonders ſeit dem Reichstage in Worms, die nachher Ton der Literatur bis ſpät ins 16. Jahrh. blieb. Sicher in ſeinem Schlupfwinkel iſt Hutten jetzt zu Allem fähig und kühn genug, er weiſt auf Ziska und die Böhmen, die noch vor zwanzig Jahren Niemand anders, denn als die verruchteſten Ketzer darzuſtellen gewagt hätte: nun preiſt er jenen als einen großen Feldherrn, der den Ruhm hinterlaſſen, das Vaterland von Tyrannen und Müßiggängern und Mönchen befreit, das Land dem Papismus geſchloſſen, des heiligen Mannes Huß jammervollen Ausgang gerochen zu haben. Der Gehorſam gegen den Kaiſer wird ſchon förmlich der Pflicht der Sorge für des Reiches Wohlfahrt nachgeſetzt; manchmal nicht zu gehorchen ſei der höchſte Gehorſam; dem irrenden Befehlshaber müſſe man nicht in den Irrthum folgen, dem Fieberkranken nicht die begehrte Kühlung geben. Als er Kultur und Menſchlichkeit für die Arznei der Zeit hielt, hatte er ſeine Ritter verſchmäht, jetzt, da er mit Feuer und Eiſen helfen will, ſucht er ſie hervor; ſonſt hatte er ihre Rohheit gerügt, jetzt preiſt er ihre Einfachheit und Rüſtigkeit, ihre Mäßigkeit und Armuth; er hatte noch nicht lange den wüſten Aufenthalt in Burg und Wald verabſcheut, jetzt rühmt er das frugale Landleben; Jagdluſt und Anarchie hatte er ſonſt als den Ruin des Landes angeſehen, jetzt erhebt er die gymnaſtiſche Uebung, die ſie mit ſich führen. Er will jetzt, daß Ritter und Städter, geadelt als Stände, ausgeſchieden von dem Raubvolk und den Monopoliſten, ſich die Hände reichen gegen Pfaffen und Juriſten. Die Theologen hatte man ſo glücklich bekämpft und mit ihrem Anſehen fiel mehr und mehr auch die Macht der römiſchen Curie von ſelbſt; man durfte hier Luthern weiter ſorgen laſſen, ohne ihm Sickingen's Waffen zu bieten. Aber dieſe Legiſten, dieſe Belagerer und Ausſauger der Fürſten und des Landes, dieſe Emporkömmlinge ohne Kenntniß, ohne Geſchichte und Erfahrung, ohne Gewiſſen und Sitte, die die Geſetze lenken und ordnen ſollen, dieſe in eben der

geeigneten Weiſe zu bekämpfen, wie es mit den Theologen geſchehen war, ihre Gloſſen eben ſo zu vernichten, wie die ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten der mönchiſchen Scioli, dies fiel Hutten nie ein, der auch vergebens geſucht hatte, ſich der Jurisprudenz zu bemächtigen. Luthern glückte daher der Kampf, den er redlich fortführte bis ans Ende, aber der Kampf mit dem römiſchen Recht und den Gloſſatoren, den Staats- und den Rechtskünſtlern iſt noch heute nach 3 Jahrhunderten übrig. Wer es dem erwartungsvollen Hutten geſagt hätte, in ſeiner unglücklichen Gier und Unfähigkeit die Zeit zu erwarten, daß noch nach 3 Jahrhunderten ein Boden für ihn in Deutſchland ſein würde! Dieſe Juriſten ſuchte er damals kurz weg mit dem Schwerte auszutilgen, und deutlich ſagte er, er hätte wenig gegen ſie geſchrieben, weil er dieſen Mangel mit Thaten zu erſetzen denke. Er meinte, die Fürſten ſollten nur die Lappalien der Rechtsgelehrten einſehen lernen, ſo wäre es um alle Bartoliſten geſchehen, aber er vergaß, daß über drei Jahrhunderte dazu gehört hatten, bis man die Lappalien der Theologen einſehen gelernt hatte! Da er in Worms geſehen hatte, wie man die leichteſten Fragen in unlösbare Schwierigkeiten verwickelte, Tag und Nacht unter Bergen von Büchern darüber ſchwitzte, bleich und erſchöpft von Nachſchlagen mit Citaten die einfachſten Dinge verwirrte und mit Ueberhäufung von Beweisſtellen die abſurdeſten Sachen durchfocht, und ſo viele Mühe anwandte, das Recht zu verdrehen, ſo dünkte ihm Deutſchlands Zuſtand unter dem Fauſtrecht beſſer als unter dem Bücherrecht. Seine Reizbarkeit ſtieg immer mehr, die Aleander und Caraccioli bedrohte er, daß er nicht länger ſeine Hände halten werde und wollten ſie nicht den Worten gehorchen, ſo ſollten ſie dem Schwerte weichen müſſen, und da nun Sickingen fiel, für ihn nicht länger ein Aufenthalt in Deutſchland war und er nach der Schweiz ging, ſo mußte er da auf den ſchüchternen Erasmus noch treffen und ſeine letzten Tage ſich dadurch verbittern, daß er von dem vorſichtigen Manne verlangte, er ſolle wie Hutten ſein und handeln.

Wir wollen zwei Stücke aus Hutten's deutſchen Werken ausheben und mit ein paar Zügen charakteriſiren, das eine um des Stoffs, das andere um der Form willen. Die Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabſtes ſei das eine [545]),

545) Hutten's Werke V. p. 59.

die Anſchauenden das andere. Jenes möge dazu dienen, die Art zu bezeichnen, wie die reformatoriſchen Beſtrebungen in der Poeſie ſich ausſprachen; zugleich enthält es wie in einer Quinteſſenz faſt die ganze Summe der Lieblingsideen Hutten's, und es entfaltet ſeine ganze Kühnheit und Kraft. Er ruft im Eingang Gott an, den Menſchen Erkenntniß und Wahrheit einzugeben und die Falſchheit hinzutreiben, damit dieſe Nation einſehe, wie weit ſeine Gnade da ſei, wo man von ſeiner Gottheit ſchreibt und doch bei Goldes Nutzung verharrt, wo man jeden einen Prieſter heißt, den man doch als einen Buben kennt; ihm ſolle er verleihen aus ſeinem Munde zu ſprechen, ob man ihm ſchon darum nach dem Leben ſtelle. Die Prieſter ſollen weltliche Ehre nie vor Gottes Teſtament ſetzen, wie Chriſtus ſelbſt Beiſpiele genug gegeben, deſſen Reich der Himmel war und der weit hin floh als man ihn zum König ausrief, da jetzt der Pabſt Leute und Lande unterdrückt, zwei Schwerter und drei Kronen zu haben ſtrebt und den Schlüſſel hintanſetzt. Er ſchätzt den Himmel um Geld, verkauft Ablaß um Sünden und verkehrt gute Weiſe und Sitten, denn wer wollte Uebelthun meiden, da man es jetzt austilgen kann? den Prieſtern ſteht ihr Muth allein auf Praſſen, auf koſtbare Gewänder, auf Bad gehen und Frauenſcherze und Müßiggang. Iſt das ein geiſtlich Leben, ſo müßt ich ſprechen, das Gottes Wort nicht gerecht ſei. Und wer nun ſolches gern zum Beſten änderte, den heiſchen ſie zum Feuertode! Sie lehren jeden Tag, wie Wuchern eine große Sünde ſei, und ſeh ich ſie doch immer das Nämliche treiben in ihren Werken, gleichwie ein Bildſtock die Straße zeigt, die er nicht ſelber gehen mag. Es wäre zu viel und wider die Zucht, alle Schande aufzudecken, die ſie im deutſchen Lande treiben. Noch iſt die Welt ſo blind, daß man nicht die Wahrheit verſtehen will. Er ſchreit jetzt deutſch an das Vaterland, ſich nicht mit Türkenkriegen und Kirchenbauten um das Geld äffen zu laſſen, nicht allein den Wälſchen den Narren zu machen. Er mahnt die Kardinäle, ihre Pracht zu mäßigen, den Pabſt, ſeine Schinder, die Legaten, nicht mehr herzuſenden, die uns zu beichten anregen und lange Lieder vom Faſten ſingen. Den Deutſchen muß man dieſen Rauch von den Augen blaſen, denn wären ſie klug, ſo hätte das Evangelium vor dieſen Fabeln ſeinen Ruhm. Er ſchildert das Unweſen, das er in Rom mit ſeinen Augen geſehen und das Buben-

volk in Kirche, Hof und Stadt, und fragt ob es zu leiden iſt, daß ſolch unnützes Volk unſern Schweiß und Blut täglich einnehme? Er habe in Rom zur Faſtenzeit, nicht die Fleiſchbank geſchloſſen geſehen, und keinen Narren, der wie bei uns um Geld die Erlaubniß zu eſſen kauft. Was ſo lange unſer eigen geweſen iſt, das kaufen wir jetzt in Rom und dieſe Zahlung hat kein Maaß und was ehedem 100 Gulden war, das müſſen jetzt 1000 ſein. Da ſchatzt man dann die Armen und nimmt das Haar mit der Haut weg. Mich wundert, ob nicht mancher mit Grauen denkt, daß man mit ſeiner Habe einen Biſchof kauft, der dann mit Waffen und Harniſch reitet, ſtatt zu beten und zu predigen, während er dies ſein Amt einem armen Knechte überläßt und ſich der Geiſtlichkeit ſchämt. So haben wir uns Herrn gekauft, ſtatt daß das Volk ſich ſeinen Biſchof wählen ſollte, der der Tugend voll und mit Kunſt, mit Wahrheit, mit Gottesliebe geziert wäre. Ich rufe dich König Karl an, dieſe Sache anzuhören, und ich mahne alle Deutſchen, in Unterthänigkeit gegen dich bereit zu ſein, dieſen Schaden und Schande auszutreiben; du ſollſt Urheber und Vollender ſein, ſo will ich dir zu Hülfe kommen mit allem was ich mag und begehre darum keinen Lohn, keinen Nutzen und keine Ehre. Laß auffliegen die Fahne des Adlers, ſo wollen wir das Werk beginnen. Der Weingarten Gottes iſt nicht rein, der Weitzen des Herrn trägt Wicken, wer das Unkraut nicht tilgen hilft, der wird nicht mit Gott Haus halten. Viele deutſchen Herzen werden ſich der Sache annehmen wie ich; ich berufe Adel und Städte, gemeinſam zuſammen zuhalten; erbarmt euch übers Vaterland, ihr werthen Deutſchen, jetzt iſt die Zeit um Freiheit zu kriegen: Gott wills! Herzu, wer Manns Herzen hat, er gebe fürder keiner Lüge Gehör. Vorhin hat es an Vermahnung gefehlt, als die Pfaffen allein gelehrt waren, jetzt hat uns Laien auch Gott Kunſt beſcheert, daß wir die Bücher verſtehen, wohlauf, es iſt Zeit, wir müſſen dran. Ehedem haben ſie Wahrheit und Glauben entſtellt nach ihrer Willkühr und haben die Gegeneiferer, die Huß und Hieronymus verbrannt, und ſeitdem fürchtet Jeder des Feuers Strafe. Jetzt aber rufen unſer Zween und haben manchen bekehrt, und ich hoffe es hat nicht Noth, ja ob mir ſchon der Tod gewiß wäre, noch wollt ich kämpfen als ein frommer Held und Spieß und Schild um die Wahrheit heben, den Tyrannen wider ſagen die

uns mit ihren Bann ſchrecken, vor dem ſo mancher fürchtend die gute Sache verläßt. Ich aber bin das nicht geſinnt, ſo eifrig ſie es treiben; nicht das ich Gottes Strafe verachte, ſondern ich ſpreche: ihr Bann hat keine Macht, denn wie kann der andere ſtrafen, der ſelbſt iſt von Sünden ſchwer, und mich vom Himmelsthron ſtoßen, der ſelber ſo weit davon iſt? Man ſtellt mir nach mit Gift, aber Gott half mir; und mit Kerker, aber König Karl wird mich nicht verrathen. Sie haben ihm einen grauen Mönch mit Holzſchuhen zugeſchickt, der das Mandat hat, mich überall zu greifen, iſt Niemand den dieſe Tirannei bewegt, mir beizuſtehen? Ich hoffe, ich will es rächen mit meiner Hand und ſollt ich fremde Hülfe brauchen. Ich habe nicht Unrecht gethan und nur dem Pabſte die Wahrheit geſagt und darum hätt ich mich verantwortet; weil er aber kein Recht gegen mich hat, denkt er trüglich mich heimlich zu dämpfen. Das Recht habe ich nie geflohen, dieweil ſie aber Gewalt brauchen, ſo ſtell ich mich auch dargegen. Es iſt zum Höchſten aufgeſtiegen, man hemme der Kurtiſanen Lauf, ſie haben Geld und Gut aus deutſchem Land genommen und dafür aller Laſter Schand gebracht. Ich frage, wo iſt der Deutſchen Mut? wo iſt das alte Gemüt und Sinn? iſt alle Mannheit hingefahren? die alten Römer waren ehrbare Männer und tugendhalber werth über alle Welt zu herrſchen, doch litt es nicht die deutſche Art, daß ſie uns Land und Freiheit abgewannen; jetzt hat uns Betrug überſchwätzt und ein weibiſch Volk ohne Herz, ohne Mut, ohne Tugend überſtritten. Mir thut im Herzen der Hohn weh, denn je bedünken mich das nicht Männer, bei denen ich keine männliche That und weiſen Rath gefunden, die wenn ſie um den Chriſtenglauben ſtreiten ſollten laufend die Schuhe wegwerfen würden, deren keiner je eine Wunde gewann, es hätte ſie ihm denn eine Hure gebiſſen. — Dies ſind jetzt die Herrn dieſer Welt, unter denen keine Frommheit, nur Geld etwas gilt. Der Herr hatte geſagt, daß von ſeiner Lehre nicht das mindeſte Wort getrennt werden ſolle, aber die Päbſte machen neue Geſetze ohne Zahl und das Evangelium wird nicht geachtet; und wer dawider ſpricht der iſt ein Ketzer. Man ſoll der heiligen Kirche wohl gehorchen, aber ich ſage dieſer Räuberhaufe, der uns täglich plündert, iſt nicht die heilige Kirche. Auch iſt nicht die Zeit, daß Chriſts große Heerde jetzt noch von Einem Hirten geweidet werde; denn Chriſtus ſelbſt hat ſeine Gewalt getheilt. Darum mahne ich

alle Fürſten und den Adel und die Städte und wer ſein Vaterland lieb hat, herzu ihr frommen Deutſchen, ihr Landsknechte und Reiter und wer all freien Mut hat, den Unglauben wollen wir tilgen, die Wahrheit wieder bringen, und weil es nicht mag in Guten ſein, ſo koſt es denn Blut, da es ſich nicht anders fügen will. Verzage kein Mann an dieſer Sache, obwohl ſie uns viel von geweihter Prieſterſchaft ſagen werden, denn dieſe treiben nicht Prieſters Amt. Die Frommen wollen wir ehren und ſie allezeit lieben, die Böſen aber und ihr ſchlechtes Beiſpiel tilgen. Wer dieſen Handel mit mir treibt mit reinem Gewiſſen und aller Güte, der wird Gott zu einem Helfer haben. Ihr habt großen Schmerz gelitten, daß Müßiggänger ohne Zahl in Freuden lebten und die Bettelorden nur Gut aufbringen und alles nach Rom tragen. Iſt Niemand den das bewegt? Niemand der dazu thun wolle? Auf nur ihr frommen Deutſchen, wir haben Harniſch und Pferde, und hilft nicht freundliche Mahnung, ſo laßt uns die gebrauchen. Mit uns iſt Gottes Hülfe und Rache, wir ſtrafen die, die wider ihn ſind, wohlauf es hat nicht Noth. Gott geb ihm Heil, der mit mir kämpft, was hoff ich mancher Ritter thut und mancher Bürger, den in ſeiner Stadt die Sachen beſchweren. Wohlauf, wir haben Gottes Gunſt, wer wollte in ſolcher Sache daheim bleiben? Ich habs gewagt! das iſt mein Reim.

Der Dialog, die Anſchauenden [546]) iſt, wie ſo viele andere lateiniſche von Hutten, ganz in Lucian's Manier. Sol und Phaeton unterhalten ſich über das Erdvolk. Die Italier ſeien ſo herab, daß ſich kaum noch einer zu waffnen verſtünde, und man ſagen möchte, es ſei im Betracht der alten Römer, mit Ausnahme der Venetianer, kein Italiener mehr in Italien. Die Deutſchen zechten und ließen ſich dabei im Kriege leicht verlocken, ſie ſeien je die beſten Krieger geweſen, wüßten aber keinen Sieg zu nutzen und keine Eroberung zu behaupten. Die Spanier ſeien vor allem fleißige Diebe, ſonſt im Felde redlich trotz Einem, kriegserfahren und kühn. Phaeton zertheilt jetzt die Wolken und fragt, was für ein ſeltſames Getöſe da in Augsburg ſei mit Schlemmen, Praſſen und Rathſchlagen? das ſei ein deutſcher Reichstag. Sie gewahren eine Proceſſion und Aufzug des Legaten Cajetan, der unter dem

546) Werke V. p. 330.

Vorwand zu einem Türkenkrieg den Deutſchen neues Geld abluchſen ſoll; er wolle die Schafe des Pabſtes ſchinden und ſcheeren, belehrt Sol den Sohn, kenne er aber die Deutſchen recht, ſo ſei jetzt nichts mehr damit, es ſei nahebei, daß die Deutſchen weiſe würden, denn dies ſei der erſte Legat, den die Barbaren leer gehen ließen zu großem Schrecken von Rom. Sol kommt wieder auf die Trunkenheit dieſer Barbaren, beſonders der Sachſen, deren alte Gebräuche beleuchtet, deren Städteregiment, Sicherheit, Geſundheit und Kraft, deren altes Recht und Sitte geprieſen wird, deren Zucht und Scham, deren Glauben und Vertrauen in urſprünglicher Reinheit geprieſen werden. Sie ſeien frei, rüſtig, tapfer und hätten den Kaiſer in Ehren aber nicht in Ehrfurcht und ſeien ihm daher auch nicht faſt gehorſam. Fürſten, Grafen, Geiſtlichkeit, Adel und Städte werden in ihrer gegenſeitigen Stellung geſchildert; die Fürſten brauchen den Raubadel gegeneinander, darum erhält man ſie; in der Auseinanderſetzung des Verhältniſſes zwiſchen Adel und Städten wird auch hier die Ritterſchaft geſchont und ihre beſte Seite herausgehoben; zuletzt geht es über die Pfaffen. Ueberdem achten die Unterredenden wieder auf Cajetan, der zürnt, daß Sol nicht ſcheinen wolle, um ihm das kalte Land zu wärmen; er möge päbſtliche Gewalt über Himmel und Erde bedenken; er verlangt daß Sol beichte, um Abſolutz bitte, ſich einer Buße unterwerfe; Sol ſagt ihm er ſolle ſich eine Purganz von Nießwurz eingeben laſſen, da erklärt ihn Cajetan de facto in Bann. Zum Spotte giebt Sol etwas nach und Cajetan fordert, daß er Peſtilenz unter die deutſchen Pfaffen bringe, damit recht viele Stellen gekauft würden. Phaeton gibt ihn zuletzt der Verſpottung der Deutſchen Preiß.

Daß das Lucianiſche Geſpräch und der plautiniſche Dialog in dieſen Zeiten ſo beliebt ward, daß nun eine Menge von Nachahmungen Latein und Deutſch folgten und in der Literatur vorzuherrſchen anfingen, lag in dem neuen Sinne für jede dramatiſche Form, wie auch dieſe Unterredungen von Hans Sachs und Folz und Anderen ſtets als Dramen betrachtet, oder Faſtnachtsſpiele genannt werden. Aber auch die ironiſch naive, oder populär belehrende, oder allegoriſch darſtellende Manier machte ſie dem Geſchmacke der Zeit lieb, wie denn überhaupt zur Beſprechung und Verſpottung von Zeitverhältniſſen der Begebenheiten nicht wohl eine treffendere, leichtere, und grade durch Anſpruchloſigkeit und Leichtigkeit ſo em-

pfindliche Form gedacht werden kann, ſo daß man ſich billig wundern würde, wie in ſolchen Tagen wie die unſeren, die an ſo manchen verſteckten Gebrechen und Widernatürlichkeiten leiden, der geſunde Menſchenverſtand und die ſchlichte Natur nicht irgend einmal in dieſem Gewande ſich zu zeigen wagten, wenn man nicht dieſe Natur und dieſen Verſtand faſt eher für verdrängt, als blos für zurückgedrängt anſehen müßte. Damals ergriff man dieſe Form mit einer Lebhaftigkeit und Begierde, daß ſie bald ſo allgemein ward, daß lateiniſche und deutſche Poeten, die berühmteſten und obſcurſten Männer, Pſeudonyme und Anonyme, Gelehrte und Bauern ſie gebrauchten, und daß ſie ganz ſo wie das hiſtoriſche Lied im 16. Jahrhundert in Jedermanns Händen gerecht war und auf jedes Ereigniß von Bedeutung angewandt ward. Sie war auch ſo geſchickt für Jedermanns Talent; denn wer etwas poetiſcheren Sinn hatte, der konnte ihr die poetiſche Seite abgewinnen und eine Art von Action damit verbinden, wie Hutten im Phalarismus, in der Bulle, in den Anſchauendem gethan; oder der Nüchterne konnte ſich blos aufs Erörtern und einfache Beſprechen des Gegenſtandes beſchränken, ſo wie Hutten im Vadiscus, in den Räubern und anderen, und dann haben dieſe Stücke freilich keinen Theil mehr an der Dichtung. In beider Manier dauern die Dialoge fort, ſo lange die lebhafteren öffentlichen Angelegenheiten dauern; von der erſten Art ſind viele Satiren über die Reformationsgeſchichten, einige auch über die neuen Lehren; von der letzteren aber eine Menge Pasquille und Unterredungen, namentlich aus dem ſchmalkaldiſchen Kriege, die ſtechend und beißend, oft nicht ohne ſatiriſches Verdienſt, aber meiſt blos trocken erörternd, ohne Charakteriſtik, ohne dichteriſche Anlage und Einkleidung ſind. Auch gingen in dieſen Zeiten ſchon hiſtoriſche Gegenſtände voll Gewöhnlichkeit und theologiſche Streitfragen in Poeſien ein, die keiner poetiſchen Auffaſſung mehr fähig waren; Gedichte oder Geſpräche vertraten dann nur die Stelle von pikantern Zeitungsartikeln und Carricaturen, und machten allen Unfug in Reich und Kirche, aus allen Städten und Winkeln mit jenem erſten Wetteifer bekannt, der keine Hemmung achtet und kein Maaß kennt. Es war eine Zeit der Ausſchweifung, der Uebertreibung des Naturtriebes und der Ausgelaſſenheit in allen Fächern; alle Fächer können ihre Eulenſpiegel in dieſen Zeiten aufweiſen, die Theologie ihren Sebaſtian Frank, die practiſche Reli-

gionslehre ihre vielfältigen Fanatiker, die Magie ihren Fauſt, die geſammte Wiſſenſchaftlichkeit ihren Agrippa, die Arzneikunſt ihren Theophraſtus Paracelſus; die Poeſie aber vollendete jetzt ihre Ausſchweifung in die ſie ſich verloren, in der Allgemeinheit der Volkstheilnahme; und ſchon, werden wir ſehen, treten Männer hervor, die einzelne Theile der Poeſie in heilige Zufluchtſtätten vor der Gemeinheit retten, in die ſie zu verſinken droht, wie Luther das Kirchenlied; und andere, die in der heimlichen Zelle ſicher und leidenſchaftlos ſaßen, das ganze Gebiet der Poeſie von dem Kothe zu befreien verſuchten, wie Hans Sachs; und wieder andere, die das unſinnige Weſen der ganzen Zeiten durch allerlei poetiſche und unpoetiſche Schriften in unſinniger Manier anfochten, wie Fiſchart; und endlich ließ man die vaterländiſche Poeſie hoffnungslos ganz fahren, und führte neue Formen und Stoffe aufs ungeſchickteſte aus allen Zeiten und Welttheilen zugleich ein.

Der Ton, der von Hutten angeſtimmt, von andern auch alsbald einzeln nachgeahmt war, wurde ſeit dem Reichstage in Worms ein allgemeiner. Alles Factiſche ward jetzt in Reime gebracht und verbreitet, alle Wünſche des Volks und alle Erwartungen der Wohlgeſinnten machten ſich in tauſend Flugſchriften Luft und die Polemik in Verſen und Proſa gedieh ſchnell zu einer Licenz und Heftigkeit ohne Gleichen [547]). Zahlloſe Pamphlete machten ſich über die Kleriſei her, über ihren Hochmuth und Geiz; mit einem glühenden Haſſe verfolgte man den Firlefanz des Gottesdienſtes, das Gaukelſpiel der Ermonien, die Abgötterei mit den Heiligen, die Mönchskutten und Bettelorden, alle Gleisnerei und Anſtellerei, das Plärren und Singen, das Neigen und Beugen, das Läuten und Orgeln, und alles Gepränge mit Heilthum, mit Fahnen und Kerzen. Wie Luther den Endchriſt mit dem Worte Gottes geſchlagen und mit Thomiſten und Sophiſten ſiegreich geſtritten, fand ſeine Anerkennung im Geſang; Hunderte von Vertheidigern ſtellten ſich laut um den Mann Gottes und für jeden Vertheidiger hoben ſich Hunderte von Stimmen aus dem Volk, dem Hutten ſangen die Landsknechte zu, des Sickingen ganzes Leben und ſeine Fehden wurden gereimt und

---

547) Vgl. über Pasquillen, Spottlieder und Schmähſchriften aus der erſten Hälfte des 16. Jahrh. von Joh. Voigt, in Raumer's hiſt. Taſchenbuch, 9r Jahrg.

die Dichtung begleitete ihn bis an die Pforten des Himmels; und dem edlen Churfürſten von Sachſen wußte man für ſeine gefahrvolle Unterſtützung ruhmvollen Dank. In poetiſchen Erzählungen, die mehr den Ton der alten Allegorien tragen, läßt man die alten Helden Arioviſt, Hermann und Barbaroſſa aus den Gräbern ſteigen und ſich der guten Sache annehmen und gegen die Römer zu Waffen rufen. In einem Liede (newlich geſchmidet durch Myſter Hemerlin jm Berg Ethna) ruft der Pabſt den Kaiſer an, den Mann zu vertreiben, der alle ſeine Pracht umkehren, um Blei, Wachs, Bullen und Interdicte nichts mehr geben will; Er ſei jetzt aller Welt ein Spott, und ſein Ablaß werde beſchmutzt und beſchimpft, und um ſeinen Pfründenmarkt ſei er gekommen, semel pro semper und Regreß und Adjutory und Reſervat liege allzumal im Koth, ſein Grempelmarkt habe gar kein Ende, und Gott wolle den römiſchen Kaiſer ſchänden, der ihm hätte helfen ſollen, da er nun ſeinethalb nach Betlem gehen müßte. Auf dem Reichstag in Worms unter rothen Baretten und Sammetſchauben bewährte der Mann ſeine gerechte Lehre und die mit ihm disputirten, ſagten nur von blauem Zwirn, der in der Tartarei verwirrt war. Die öffentlichen Disputationen in der wirklichen Welt gaben ſodann den beliebten Geſprächen neue Nahrung. In ſatiriſchem Gegenſatze disputirte hier nicht die Gelehrſamkeit und der Scharfſinn; ſondern der gute gerade Verſtand und der Bauernwitz; nicht die Theologen mit Theologen und Scholaſtikern, ſondern Bauern mit Bauern, der Kegelhans mit dem Karſthans, und Kuntz mit Fritz, oder der Handwerksmann mit dem Mönche, der Strohſchneider mit dem Holzhauer, der Schuſter mit dem Chorherrn, der Schneider mit dem Pfarrer, und überall ſchickt der Mutterwitz in Christo den in Scoto gelehrten Scharfſinn heim. Nicht allein die Geſprächsform, ſondern auch die Aufführung diente dazu, dies alles noch mehr zu beleben. In der Schweiz namentlich, wo die Heftigkeit der Polemik beſonders ſtark war, führte man dieſer Art Geſpräche oder Faſtnachtſpiele von Nicolaus Manuel auf. Dieſer Berner Maler[548]) (1484 — 1530) war vielleicht unter allen den reformiſtiſchen Poeten des Tags der ebenbürtigſte mit Hutten. Er hatte die berüchtigte Geſchichte, wie die Dominicanermönche 1507 in Bern den Ruhm der Wunder des

548) Vgl. Niclaus Manuel, von Grüneiſen. Stuttgart 1837.

h. Franciscus paralyſiren wollten, zwei Jahre nach dem Vorfalle ſelbſt in proſaiſcher Rede erzählt; dann machten 1522 ſeine zwei Faſtnachtſpiele vom Todtenfreſſer nnd von dem Statthalter Chriſti, in Bern aufgeführt, den tiefſten Eindruck, und lehrten die Stadt, die man die wenigen Jahre vorher ausdrücklich ihrer Einfalt wegen noch zum Schauplatz jener falſchen Wunder gewählt hatte, „chriſtliche Freiheit und päbſtliche Knechtſchaft“ zu unterſcheiden. Das erſtere Stück fängt mit der Ankündigung einer fetten Leiche und Todtenmeſſe an und verbreitet ſich erſt in duldſamer Ironie über die Unſitten der Geiſtlichkeit, bis dann der offene Zorn über den Chriſtenhirten losbricht, an dem gezweifelt wird ob er würdig wäre, der mindeſte Sauhirt in dieſer Welt zu ſein. In dem anderen geht der wirkſame Scharfſinn Hutten's oder des Barfüßers Kettenbach, mit dem ſie die Handlungen und Ausſprüche Chriſts mit dem ſeines Statthalters verglichen, in belebte Darſtellungen und dramatiſche Aufführung über; der Heiland wird reitend eingeführt auf einer armen Eſelin, mit der Dornenkrone auf dem Haupt, und dagegen der Pabſt in großem Triumph im Harniſch mit Kriegszeug zu Roß und Fuß, mit Bannern und Fähnlein, und ſeine Garde mit Trompeten, Poſaunen, Trommeln, Pfeifen, Karthaunen und Schlangen, reichlich und prächtig als ob er der türkiſche Kaiſer wäre. Vom Jahr 1528, wo in Bern die Reformation, nicht ohne Manuel's weſentliche Förderung, durchdrang, iſt dann ſein muthwilliges Spiel von der ſterbenden Beichte. Hier iſt Manuel's ſatiriſcher Geiſt, der noch jetzt unter ſeinen Nachkommen in Bern ſpukt, am ſinnreichſten. Die Meſſe iſt, wie der Kardinal dem Pabſte anzeigt, in Deutſchland verklagt. Zu Richtern ſind die Epiſtel der Zwölfboten beſtellt, zu Zeugen die Propheten, zum Obmann das alte Teſtament. Die Beichte hat ſich übrigens den Handel ſo zu Herzen gezogen, daß ſie todtkrank ward; ſie hat die ſchweinende Sucht und die Etica. (Einzelheiten dieſer Art ſind jetzt häufig erſcheinende Vorläufer der Fiſchartiſchen Manier.) Unter dem Bemühen der Aerzte, Apotheker, Mönche u. A. die Beichte zu retten, wird ſie immer ſiecher. Man will ſie am Fegefeuer wärmen, aber das haben die Bauern mit dem Weihwaſſer ausgelöſcht; ein Todſtich für die Kranke, denn das war die rechte Alp und Weide auf der ſie feiſt worden war. Man will ſie zum Bild unſerer lieben Frauen bringen, aber die Bauern haben Kapelle und Haus zerſtört. Der Meßner

ſoll ihr unſeren Herrgott reichen, allein er kann ihn nicht erlangen, denn der Himmel iſt ſein Stuhl, die Erde ſein Fußſchemmel, wie ſollte er ihn aufheben? der Doctor ſchreit nach dem heiligen Oel, aber der Küſter hat ſeine Schuhe damit geſalbt. Rathlos machen ſie ſich zuletzt ſtill davon und laſſen die Sterbende liegen. Hierzu denke man an die Tragödia, gehalten in dem königlichen Saal zu Paris (1524) und des Maſenius Nachricht von dem pantomimiſchen Spiele, das vor Karl V. und Ferdinand in Augsburg gehalten worden wäre, worin in einer ſinnreichen Allegorie erſt Reuchlin auftrat und ein Bündel Holzſcheiter ausſtreute wie zum Aufheben für jedermann beſtimmt, dann Erasmus kam und die geraden und krummen Scheiter vergeblich mit einander zu vereinigen ſuchte, hierauf Luther den Haufen in Brand ſetzte, der Kaiſer mit dem Schwerte vergebens dies Feuer zu löſchen ſuchte und zuletzt der Pabſt im Rettungseifer ſtatt Waſſer Oel hineingoß. So iſt auf Schloß Rämbach 1531 das ſogenannte Bockſpiel aufgeführt worden, das man dem Cochläus oder Murner zuſchreibt, worin Luther und einige Hauptgegner der Reformation und dann mehrere Repräſentanten der Stände auftreten, jeder ſeinen Spruch ſpricht und wieder abgeht. Hierzu müßte man alsdann die ſchon etwas ſpätern lateiniſchen Stücke des Naogeorgus rechnen, die ins Deutſche überſetzt wurden. Bekanntlich ward die deutſche Sprache und Reimform für die (anfänglich lateiniſchen und proſaiſchen) Streitſchriften der Notabilitäten der Reformation und ihrer Gegner bald gebraucht, denn der Antheil des Volks zwang dazu und verhieß einen leichteren Sieg. Zwiſchen Stiefel und Murner entbrannte nämlich ein Liederkrieg wegen Luther und ſeiner Lehre und da einmal Murner im Zuge war, ſo häufte er dann ſeine Satiren und Schmähſchriften gegen die Reformation in allen Formen und Geſtalten und hatte die Vergeltung ſchwer zu tragen. Denn der Karſthans, Murnarus Leviathan und die Novella, die gegen ihn geſchrieben wurden, ſind von den geglücktern ſatiriſchen Geſprächen. Erasmus Alberus, den ich noch unten erwähnen muß, iſt einer der gefährlichſten Gegner des Papismus durch ſeine Fabeln, durch ſeinen Barfüßermönchs Eulenſpiegel, durch ſeine Reime und Proſa gegen Witzel geworden, ein trefflicher Vorläufer Fiſchart's in viel mißlichern und dringendern Zeiten. Emſer's Kampf mit Luther ſpielte ſich aus lateiniſcher Proſa in deutſche Verſe über und knüpfte ſich an den Bauernkrieg, der in vielfachen mehr hiſtoriſchen

als poetiſchen Stücken behandelt ward, und den Emſer dem Luther Schuld gab. Staphylus und ſo viele andere wurden in Lieder gebracht, die ſich Mühe gaben, dem Pabſte den Hut zu flicken, den ihm Luther verhauen; gegen die „Jeſuwider“ beginnt bei ihrem erſten Auftauchen in Deutſchland die öffentliche Befehdung. Der Bauernkrieg hat faſt alle öffentlichen Stimmen gegen ſich, und dies beweiſt, wie ſehr ſich Hutten in der Zeit irrte, da ihm unſtreitig, nach der Art, wie er ſchon die Bauernaufſtände des vorigen Jahrzehents zu ſeinen Anſichten benutzt hatte, dieſe Begebenheit ſehr bedeutend und einladend zum Ergreifen würde geſchienen haben. Von dieſer Begebenheit an tritt dann nicht leicht eine andere von einiger Wichtigkeit in die Geſchichte ein, die nicht in geſchichtlicher Erzählung oder im Lied oder Geſpräch wäre behandelt worden. So geſchah's mit der Vertreibung des „großen Scharrhanſen“ Heinrich von Braunſchweig, die kein kleiner Triumph für die Proteſtanten war. Luther und der Churfürſt von Sachſen gaben hier den Ton ſelbſt in jener ungeheuer groben Art an und es war kein Wunder, daß man keine noch ſo ſtarke Fiction ſcheute, die den „Hanswurſt“ zu dem Teufel und der Hölle verwies. Die Schlacht von Pavia und mit ihr Karl V. waren eine Zeit Gegenſtände von Nationalliedern geworden, bald aber wie des Kaiſers Plane hervortraten, die Nation unter ſeinen ſpaniſchen Gehorſam zu bringen, richteten ſich die Landsknechte gegen den „Butzemann“ und ſeine Fremdlinge. In dem ſchmalkaldiſchen Kriege war der Eifer der lauten Meinung ſo groß, daß Reichsgeſetze von Karl gegen die Sänger und Spruchſprecher erlaſſen werden mußten, welche die geiſtlichen Stände bei den weltlichen, die weltlichen bei den geiſtlichen verächtlich angriffen und Zwieſpalt dadurch ſtifteten. Es regnete in dieſen Zeiten Pasquille und Satiren, meiſtentheils den heftigen Sinn gegen das heuchliſche und glatte Kätzlein Interim=, gegen den Kaiſer und gegen Rom, ſeine Hure, und deren Töchter Paris und Köln ausſprechend, durchaus reformiſtiſch, oft bloße Zuſammenſtellung bibliſcher Stellen, oft feurige und kühne Vermahnungen, oft kecke Lieder, die zu der religiöſen Begeiſterung noch die für die Befreiung von fremdem Zwange hinzufügen, oft witzige Sprüche auf hiſtoriſche Perſonen, die im Munde der Leute gingen. Die Helden dieſer Zeiten, Moritz von Sachſen, Landgraf Philipp, Johann von Sachſen, Albrecht von Brandenburg u. A. traten in

Geſängen oder Reimgeſchichten auf. Dieſe Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten in rückſichtsloſer Freiheit dauerte bis zu den berüchtigten Crumbachiſchen Händeln und der Erſcheinung der in der Literatur ſo viel beſprochenen Nachtigall und was ſich daran knüpft, wo durch Maximilians II. Mandat zu deren Unterdrückung durch die ſtrenge Verfolgung der Drucker und Verbreiter dieſer Gedichte der Preßfreiheit ein Ziel geſetzt ward. Im dreißigjährigen Kriege tauchte die hiſtoriſche Poeſie noch einmal kriegeriſch und ſatiriſch auf, allein ſchon in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts war ſie mehr friedlich geworden und zog ſich jammervoll verſunken auf feſtliche Begebenheiten, wo das einzige glückhafte Schiff von Fiſchart eine nennbare Ausnahme macht; bald ward ſie wieder höfiſch, und in dieſer Eigenſchaft werden wir ihr wohl im 17. Jahrhundert noch begegnen. Auf dieſe Dinge analyſirend einzugehn, iſt natürlich weit eher die Sache der politiſchen oder Culturgeſchichte, die Literaturgeſchichte darf ſie nur anführen und darauf hindeuten, daß dieſer Gebrauch der Poeſie ſie völlig ruinirte. Wo irgend eine Seite des Lebens ſo gewaltig Alles verſchlingt, wie in der Reformationszeit das Moraliſche und Religiöſe, da muß jede andere Seite nothwendigerweiſe verhältnißmäßig darunter leiden. Talente, Verhältniſſe, Zufälle konnten einzelne Zweige erhalten oder neu gründen, und ſo war durch Bebel und Hutten's große Anlagen der Satire zu dem Geiſte, den die Zeiten gaben, eine elegantere Form geliehen worden, die aber wieder verſchwand. Und ſobald dieſer Gattung vollends der große Inhalt genommen war, ſo wäre mit ihr der letzte Reſt unſerer Dichtung ganz verſunken, wenn ſich nicht indeſſen neue Wege geöffnet hätten, auf denen man mitten aus Verderbniß und Rohheit heraus allmählig zu ganz neuen Entwickelungen der Poeſie gelangte.

7. Hans Sachs.

Wer es zuerſt empfand, daß ſich die geſammte Poeſie in eine Tiefe herabbegeben hatte, in der ſie unmöglich beharren konnte, das war Hans Sachs (aus Nürnberg 1494—1576). Wie von dem größten ächt Nationalen, was wir in der Poeſie des Mittelalters beſitzen, ſo müſſen wir von dieſem ſelten begabten Manne ſagen: man muß ihn hiſtoriſch würdigen, um ſein Verdienſt zu

erkennen und ſeinen Werth darnach zu beſtimmen. Er ſteht wie der Mittelpunkt zwiſchen alter und neuer Kunſt, weiſt mit ſeinen Werken auf Aelteres, was die Nation erſchaffen hatte und legt den Grund zu Späterem, was ſie erſchaffen ſollte, er umfaßt die poetiſche Vergangenheit des Volks und behandelt namentlich alle Formen und Stoffe vielfach, die ſeit dem Aufkommen der bürgerlichen Dichtung beliebt geworden waren; er ergreift Alles, was in ſeiner Zeit gegenwärtig vorging und macht den ganzen Lauf der religiös-politiſchen Dichtung mit; er zieht ſich dann zuerſt hiervon zurück, entnimmt die Dichtung der Richtung auf das wirkliche Leben, wirſt ſich auf die Form am entſchiedenſten, und bildete ſie zuerſt unter uns etwas kunſtgerechter aus, welche ſeitdem die Hauptform aller neueren Dichtung blieb, er zieht die ganze Geſchichte und den Kreis alles Wiſſens und Handelns in die Poeſie, bricht die Grenzen der Nationalität und deutet ſo an, was hinfort für die deutſche Dichtung das Charakteriſtiſchſte werden ſollte. Er iſt ein Reformator in der Poeſie ſo gut, wie Luther in der Religion, wie Hutten in der Politik; glücklicher als dieſer, weniger glücklich als jener, von weit unbewußterem, aber nicht geringerem Talent als Beide, regſam und unermüdlich beſchäftigt gleich ihnen, wenig erkannt, ja lange als Repräſentant einer Dichtungsart verſpottet, aus der er hinweg rang, noch jetzt meiſtens als der Fürſt des Meiſtergeſangs genannt, für den er nur privatim dichtete, an dem er nur moraliſch achtete, was er dichteriſch nicht des Druckes für werth hielt, bis erſt in der neueſten Zeit unſer größter Dichter zeigte, welche Keime in ſeinen poetiſchen Formen und ſeiner Sprache lagen und ihn ſo zur Beachtung und Anerkennung brachte, wie Leſſing und Voß der lutheriſchen und humaniſtiſchen Aufklärung ihren endlichen Sieg ſicherten, ſo daß man nun den alten ehrwürdigen Meiſter unter den erſten Häuptern der Reformationszeit wird nennen dürfen, die an großen Geiſtern und Charakteren ſo ungemein fruchtbar und geſegnet war.

Wir ſtehen in der Zeit des Hans Sachs mitten in einer zweiten Hauptrichtung unſerer deutſchen Poeſie. Wir haben nach dem Ende der urvolksthümlichen Dichtung zuerſt unter dem Adel und an den Höfen eine große Entwickelung beobachtet; eine andere nicht minder merkwürdige folgte unter dem niederen Volke. Jene war ihren vorherrſchenden Gattungen nach epiſch und lyriſch, dieſe didactiſch und ſatiriſch; jene durchaus auf einen unterhaltenden und

feſſelnden Stoff ausgehend, dieſe auf eine reine Moral; jene, obwohl meiſt erzählend, doch weniger plaſtiſch als dieſe, die zwar meiſt belehrte, aber zur Belehrung das erzählende Beiſpiel liebte; jene auf das Ideale, auf Reinheit und Züchtigkeit mit ekler und delikater Vorſicht gerichtet, dieſe auf das Groteske und Carricaturartige mit derber, plumper, bäuriſcher Rückſichtsloſigkeit; jene ganz Anſtand und Convenienz, dieſe ganz grobe Natur; Alles voll Gemüth in jener, in dieſer Alles voll Mutterwitz und geſundem Verſtande. Die ältere Kunſt war muſikaliſch und voll Empfindung, die ſpätere volksthümliche war lebendig und ganz bildend; der Scherz in der letzteren verdrängte den Ernſt der erſtern, die Gemeinheit das Erhabene, das Factiſche das Abſtracte, das Loſe und Lockere die Heiligkeit und Feierlichkeit, die Grobheit das Höfiſche, der Leichtſinn den Fleiß, die größte Nachläßigkeit die mühſeligſte Ueberlegung, die natürliche Philoſophie die geiſtlich-myſtiſche und ſophiſtiſche, der Naturmenſch die Heroen und Heiligen, der alte Gott der Väter die neuen Götzen mit ihrem unſinnigen Cultus. Die ritterliche Kunſt war meiſtentheils ihren Stoffen nach fremd und extravagant, die volksthümliche war endemiſch und vaterländiſch; mit dem Vaterländiſchen, was unter der Blüthe vegetirte, war das Fremde im Kampf, mit dem Fremden, was die letztere aufnahm, ſtand das Vaterländiſche im engen Bunde; das Fremde war in der letzteren Zeit das Antike, in der erſten mehr das Gleichzeitige, oder doch das moderniſirte Alte. In der älteren Kunſt hatte Alles aus der Wirklichkeit weggewieſen, in der ſpäteren wies Alles darauf hin; galt dort die Beobachtung des Lebens nichts, ſo galt ſie hier Alles; war dort der geſunde Verſtand minder thätig, ſo hatte hier die Einbildungskraft faſt keinen Theil mehr an der Poeſie; ſtand dort die Dichtung in geringerem Bezuge mit der Gegenwart und Umgebung, ſo war hier Alles Gelegenheitspoeſie. Wir waren von Einem Extrem vollkommen auf das andere übergegangen und auch das Local zeigt uns dieſe totale Veränderung an. Früher ſtanden wir immer im Weſten und Süden, jetzt rücken wir nach Oſten und Norden. Die Kunſt hatte ordentlich einen Zug von Weſten nach Oſten, von Süden nach Norden genommen, ganz ſo wie die Kultur des Mittelalters überhaupt that, ſo wie aber ihre Bewegung dorthin an den zu rohen Stämmen und dem zu rauhen Klima ſtockte, ſo ging die neuere Kultur wie ſich Handel und Wandel maſſenweiſe

nach Weſten und Süden wandten, eben ſo maſſenartig von Konſtantinopel, Prag und Wittenberg weſtwärts aus, und es läßt ſich gar nicht leugnen, daß erſt mit dieſer naturgemäßen Richtung, welche alle wahrhaft fortſchreitende Kultur von jeher genommen hat, das Natürlichere und wahrhaft Fördernde auch in unſerer Kunſt aufzugehen anfing.

Jene höfiſche Poeſie war von einem Stande gepflegt worden, der zwar für Krieg und Wanderung und äußere Beſchäftigung geſchaffen, doch der eigenthümlichen Lage der Zeit nach an Haus und Häuslichkeit, an Weiber und friedliche Geſellſchaft ſinnig gefeſſelt war, als er ſeine Dichtung ausbildete; dieſe Volkspoeſie ward von Gelehrten und Handwerkern geübt, die von Natur für das Haus und die Stube beſtimmt ſind, die aber der eigenthümlichen Lage dieſer ſpäteren Zeit nach auf Wanderungen und Verbindungen hingewieſen waren. So ſehr der Mangel an Kenntniß der menſchlichen Natur den höfiſchen Dichtern geſchadet hatte, ſo ſehr ſchadete der zu große Verkehr mit Menſchen gemeiner Art und ungeheuchelten Weſens den Dichtern der Volksklaſſe; ſo ſehr der Mangel an großen einheimiſchen Begebenheiten die Poeſie der Ritter arm gelaſſen hatte und bewegungslos, ſo ſehr verdarben die großen einheimiſchen Ereigniſſe der Reformationszeit die damalige Dichtung, wie wir umſtändlich geſehen haben. Der Strudel dieſer Ereigniſſe hatte ſo manchen dahin geriſſen, der gemeine Ton der Bewegungspartheiderdamaligen Zeit hatte Sprache und Alles verdorben, was die Poeſie am nothwendigſten braucht. Mitten in dieſe Bildung, in dieſe Begebenheiten fällt Hans Sachſens Leben, in die glücklichen und unglücklichen Schickſale der neuen Lehre; und ſeine erſten Jugendjahre gerade in die erſten Bewegungen. Wenn er ſich wie ſo viele andere hätte mitreißen laſſen, es wäre bei ſeinem Eifer und ſeinem Talente kein Wunder, wenn er in den allgemeinen Ton nach dem erſten frühe geernteten Beifalle eingeſtimmt hätte, er könnte ſich mit dem Vorgang und Beiſpiele ſo großer Männer entſchuldigen! Welch eine Natur zeigt es doch an, daß dieſer Mann mit ſo umſtändlicher und eindringlicher Vielſeitigkeit der Lage ſeiner Zeit und ſeines Volkes folgen und ſie ergründen und in tauſend verſchiedenen Dichtungsſtücken ſchildern, loben und tadeln konnte, ohne aus ſeiner Stelle zu weichen, ohne in ſeiner Beſonnenheit zu wanken, ohne von ſeiner Höhe herabzuſinken, von der er die Dinge betrachtete.

Die ganze Fülle der Zuſtände, die ungeheuere Bewegung des Lebens, die ungemeine Mannichfaltigkeit der Regungen jener Zeit öffnen uns die zahlloſen Werkchen des ehrlichen Schuſters, lebenvoll und ſprechend, aber nicht leidenſchaftlich; bewegt und eindringend, aber ohne Unruhe, ohne Mühe und Abſicht. Er führt uns in die plebejiſchen Haufen, aber man ſieht ſogleich, er gehört den Edleren an, die ſich in eine reinhaltende Geſellſchaft zurückgezogen hatten; er zeigt uns die ganze Welt in ihrer treibenden Bewegung und Haſt, ungeirrt er ſelber, aus ſeiner ſtillen Klauſe, in der ihm nichts entgeht, nichts aber ihn mit ſich reißt; nichts ihn gleichgültig läßt, nichts aber auch ihm ſeinen Gleichmuth raubt. Er ſieht des Reiches mannichfaltige Gebrechen durch, aber Er will ſie nicht reformiren; nur ſieht man, daß er der Bürger einer Stadt iſt, die damals in beneidenswerthem Flore des Wohlſtandes, des Haushalts, der Bildung ſtand; deren Glückſtand von jedem Dichter ſeit Roſenplüt geprieſen, von jedem Schreiber ſeit Aeneas Sylvius beſchrieben war, deren Verfaſſung jeder Aufgeklärte beneidete, die große Talente gebar nicht nur, und nicht nur feſſelte, ſondern auch fremde Talente an ſich zu ziehen wußte, was kaum je eine Republik zuſammen verſtanden hat; die in Handel und Gewerben, in Mechanik und Erfindungen, in humanen Wiſſenſchaften und in den freien und plaſtiſchen Künſten groß, der Mittelpunkt und die hohe Schule des Meiſtergeſanges war; die durch mehr als 100 Jahre von Roſenplüt und Folz bis auf Hans Sachs und Ayrer die Hauptwiege des deutſchen Schauſpiels blieb, und die in allen Fächern die Größten, die den Regiomontanus, den Celtes, den Viſcher, den Dürer, den Pirkheimer, den Hans Sachs in ihre Mauern ſchloß, die eine ſolche Fruchtbarkeit von Künſtlern und Gelehrten bewies, daß in keiner deutſchen Stadt weiter, ja nicht in manchem deutſchen Lande die Kunſt- und Gelehrtengeſchichten ſich mit den ihrigen vergleichen dürfen, die nur von denen der großen italiſchen Republiken theilweiſe übertroffen werden. In dieſer Zufluchtſtätte voll Anregung und ohne Aufregung hatte er es leichter zu beobachten, leicht, das Beobachtete zu bewältigen und zu beherrſchen; er überſah aus der Ferne und verwirrte ſich nicht in der Nähe. Einmal, wie die Reformation nach Nürnberg drang, ließ er in Gemeinſchaft mit Andreas Oſiander, aus jener eifrigen antikatholiſchen Familie, ein

Schriftchen gegen das Pabſtthum ausgehen [549]), welches ſehr ſelten geworden, weil es der Rath von Nürnberg wegen der darin enthaltenen Beleidigungen gegen Kaiſer und Pabſt verbot. Damals beſchwerte ſich der Rath, daß dies Büchlein die Cenſur umgangen, verwies es dem Hans Sachs ernſtlich zeigte ihm an, daß ſolches ſeines Amtes nicht ſei und ihm nicht gebühre, darum eines Rathes ernſtlicher Befehl ſei, daß er ſeines Handwerks und Schuhmachens warte und ſich enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinführo ausgehen zu laſſen. Damals geſchah das, und weiter war es nicht nöthig, denn ſeine übrigen Schriften für den Proteſtantismus ſind ſcharf und beſtimmt, aber immer mäßig und ruhig und von jeder Extravaganz der Form oder des Inhalts völlig frei. Sein Verfechten der guten Sache hätte einen Hutten nicht intereſſiren können, aber es intereſſirte den ſtillen Melanchthon; es konnte keine ſtürmiſche Bewegung hervorrufen, keine Eroberung machen, aber behaupten. Als Hutten die Nation aufregte, war kein Platz für Hans Sachs, allein als Hutten bereits vergeſſen und ſein Wirken verloren war, hielt Hans Sachs in ſeinen ſeitdem geſuchteren Gedichten gleichmäßig an, und in trüberen Zeiten des 16. Jahrhunderts ſchloß ſich jeder einfache lutheriſche Geiſtliche und jeder ehrliche Gewerbsmann an den wackeren Meiſter an und nannte ſeine und Hans von Schwarzenberg's Gedichte [550]) als die moraliſchen Auctoritäten in der Nation, da bereits die Zänkereien der Theologen wieder alles zu verwirren anfingen. Er arbeitete dem vulgaren Ton des Lebens und der Kunſt entgegen, nicht, indem er, wie Murner, dieſe Rohheit nachahmte, ſondern indem er ſeine Sprache und ſeine Darſtellung zu heben, und ſich über der gemeinen Wirklichkeit zu halten ſuchte. Wie er dies that, das beweiſt, welch ein angebornes Dichtertalent er beſaß. Und das hat Göthe ſo an ihn gefeſſelt

549) Eyn wunderliche Weyſſagung von dem babſtumb, wie es yhm biß an das end der welt gehen ſol, in Figuren oder gemälde begriffen, gefunden zu Nürnberg ym Cartheuſerkloſter und iſt ſeher alt. Eyn vorred Andreas Oſianders. Mit guter verſtendlicher Außlegung, durch gelerte leut verklert. Welche Hans Sachs yn teutſchen reymen gefaßt und dazu geſetzt hat. 1527. S. Jäck und Heller Beiträge zur Kunſt und Lit. Geſchichte S. 99.

550) Sie ſind gedruckt hinter ſeinem deutſchen Cicero; wir kommen wohl noch mit einem Wort darauf zurück.

(der es ſelbſt wußte, wie ſchwer es iſt, ſich hereindrängenden Zeitverhältniſſen überlegen zu halten), daß er ſah, wie leicht und ſpielend der ehrbare Meiſter Welt und Leben behandelte, wie ſicher und ungeſtört er ſich darin umtrieb, wie die eigentliche ſchaffende Kraft des Dichters in ihm wirkte, nicht Leidenſchaft und perſönliche Theilnahme und Bewegung; wie ſeine Dichtung nicht der platte Abdruck des Lebens, ſondern ſein freies Abbild iſt. Es iſt wahr, man darf nur von Anlagen bei ihm ſprechen, von Ausbildung nicht; nur von Kraft und Ausdruck und von der großen humoriſtiſchen Gewalt ſeiner Sprache, die uns unter Göthe's vollendenden Händen ſo ſehr anheimelte, während bei ihm ſelbſt die Eintönigkeit und Flüchtigkeit, mit der er ſeine Reime hingießt, ermüdet und abſchreckt; es iſt wahr, des müßigen Geplauders, des Ungeſchicks in der Behandlung auch der kleinſten Intrigue, des gleichgültigen Ergreifens jedes erſten beſten Stoffes, und ſpäter des ſeelenloſen Hindichtens aus Gewohnheit iſt viel in ſeinen Werken. Allein ich glaube, man kann auch dieſer einfältigen Dichterei gut ſein, wo ſie für einen einfältigen Schlag Menſchen berechnet, anſpruchslos und vergnüglich, und nur dem inneren Kern nach durchweg geſund, heiter, verſöhnend und ermuthigend iſt. Es iſt etwas reizendes um ein Talent, wie Lope de Vega's, das ſich leichtfertig nach allen Seiten entwickeln will, das überall mit Sicherheit und Naivetät an das Rechte und Gute nur ſtreift, das Beſſere ſieht und es freiwillig fahren läßt, das der Regel ſpottet, dem Volke fröhnt, die Menge befriedigt und ſich in ſich ſelbſt gefällt. Hans Sachs iſt kein Lope de Vega, obgleich er viele tauſende von Dichtungsſtücken gemacht hat und an Fruchtbarkeit vielleicht nicht nachſtehet, aber Lope iſt auch kein Hans Sachs, ſo geſund und kräftig er ſein mag. Mit einem lebhaften Geiſte, mit ſüdlichem Blute, mit vierzehnjähriger Reiſe, mit einer Sprache, die ausgebildet iſt und ſich leicht in Verſe und Reime fügt, unter einem ſchauluſtigen, empfänglichen, ſtürmiſch=belohnenden Volke, bei freier Muſe und ſorgloſer Seele ein Schriftſteller wie Lope zu werden iſt vielleicht nicht ſo ſchwer; aber in großen Colliſionen des öffentlichen Lebens, bei ſo viel Theilnahme und Gemüth, bei ſo eifrigem Eingreifen, bei ſo viel Anerkennung immer ein Menſch zu bleiben wie Hans Sachs, iſt bewundernswerth; bewundernswerther, als daß er eine völlig verſunkene Poeſie wieder friſch aufblühen und neuen Samen

für andere Pflanzungen tragen zu machen ſuchte. Es war eine Zeit, wo ſo Manche ſich unberufen in Dinge miſchten, die ſie nichts angingen, wo ſo viele ihre Stellung verloren oder verkannten, und vom augenblicklichen Beifall, von einer geringen Ausſicht geirrt, nach Dingen ſtrebten, die unerreichbar, oder nicht einmal begehrenswerth waren. Wie aber Hans Sachs, nachdem ihn einmal in ſeinem zwanzigſten Jahre die Muſen zu dem Werke der Dichtung berufen, ihn erleuchtet und mit ihren Gaben belebt, ihn für den Geſang der Tugend, für die Bekämpfung des Laſters, für die Erheiterung der Traurigkeit begeiſtert hatten, und er, gefeſſelt an ſein beſcheidenes Gewerk und ſeinen Stand, ihrem Rufe anfänglich mit weniger Neigung gefolgt war, wie er von da an, auch als ihn der Beifall von Deutſchland ſchon laut ehrte, als er ſich wie eine ſeltene Erſcheinung unter ſeines Gleichen geehrt ſah, immer in großem Gleichmaaße und mit Beſcheidenheit und Selbſtkenntniß ſich beſchränkte, und immer der dichtende Gewerbsmann, der handwerksmäßige Dichter blieb, wie er im Leben den gleichen Ton bewahrte, den auch ſeine Gedichte tragen, dies iſt leichter zu beobachten als zu begreifen. Er würde mit Hutten haben ſtreiten können, wer von ihnen die Menſchen beſſer kenne, die Verhältniſſe in Deutſchland aufmerkſamer beachte, das Schickſal des Vaterlands und ſeiner Bildung und Beſſerung wärmer im Herzen trage, aber doch bilden ſeine Gedichte über die Zeitverhältniſſe zu Hutten's einen vollkommenen Gegenſatz der Ruhe zur Unruhe, der Selbſtbeſcheidung gegen kühnes Selbſtvertrauen, der Mäßigung gegen ungeheure Leidenſchaft, und, was die dichteriſche Behandlung angeht, der überlegenen Beherrſchung des Stoffes gegen ein Beherrſchtſein vom Stoffe. Geharniſchte Reden zu ſchreiben, fiel ihm nicht ein, auch wo er am heftigſten war; ſich in Perſönlichkeiten zu miſchen und in den Ton der individuellen Polemik einzugehen, fühlte ſich der ſtille Mann nicht berufen, ja wo er Luthern am feurigſten preiſt, nennt er kaum ſeinen Namen; Wunden zu ſchlagen mit Feder oder Schwert lag ihm minder am Herzen, als Wunden zu heilen und er wies zu der Sanftmuth zurück, die lieber die Fehler der Menſchen verlacht als verflucht. Er verſtieg ſich klüglich nicht zu Proclamationen ans Volk, ſondern legte ihm ſeine Anliegen etwa in planen Allegorien vor; er ſchrieb nicht Mahnbriefe an Kaiſer, an Pabſt und Reich, ſondern er ließ ſich die Götter in rathſchlagender

Verſammlung über ſie unterhalten, und nützte mit ſeinem ſanften Humor vielleicht mehr, als Andere mit treffender Geißel. Er predigte nicht mit feuriger Zunge wie Luther, denn er wußte wohl, daß kein Kanzel- und Prophetenton ihm ziemte in ſeiner Zelle; er band nicht mit Theologen an und beſtritt keine Sätze und Doctrinen, hielt ſich fern von ſcholaſtiſchen Fragen und dergleichen, was den Meiſterſängern vor nicht lange gar nicht ſo fern gelegen war, er hielt ſich an das Buch der Bücher, das er kannte und einfältig verſtand, wandte ſich gegen die Unſitte von Hoch und Niedrig, die er ſah und mit den Händen griff, fuhr unter die unwiſſenden Mönche und kleinen Pfaffen, denen jeder ehrliche Mann überlegen war. Er ließ ſich von dem arroganten, groben, zelotiſchen Schriftton der Zeit nicht hinreißen; im größten Zorn und Unwillen ſchimpft er nicht wie Luther, wie ſelbſt die regierenden Häupter der Zeit thaten, ſeine Schreibart iſt kräftig und reich faſt neben der jedes anderen Zeitgenoſſen, ſie iſt unſchuldig, lebendig und hell neben Murner's, viel poetiſcher, anſchaulicher, eindringlicher und weit edler als Hutten's, voll Geſundheit und reinem Humor gegen Fiſchart's, und nächſt der des Luther iſt ſeine Sprache weit die beachtenswertheſte des Jahrhunderts; ſie iſt für jeden künftigen vaterländiſchen Humoriſten und Satiriker eine reiche Quelle.

Es kann nicht unſere Abſicht ſein, in die ganze Maſſe der Dichtungen des Hans Sachs einzuführen, ich will ſie blos mit Wenigem in großen Zügen umſchreiben. Zwei große Perioden theilen ſeine Poeſien, die man bisher nicht unterſchieden hat, die aber für die hiſtoriſche Beurtheilung derſelben von der größten Wichtigkeit ſind. In der Einen beſchäftigt ihn, wie alle Schriftſteller der Zeit, die Gegenwart mit ihrem geſammten Treiben, in der ſpäteren kehrt er dieſer den Rücken und geht in die Vergangenheit zurück. Noch genauer iſt es, zu ſagen: er beſchäftigt ſich in der erſten Periode mit dem öffentlichen Leben, mit Kirche und Staat, in der zweiten mehr mit dem Privatleben und zugleich mit dem Verjüngen altpoetiſcher Stoffe in neuem, in dramatiſchem Gewande. In den Erſtlingen ſeiner Muſe iſt er ganz auf die Frage der züchtigen Liebe gerichtet, die jedem innerlichen Menſchen gewöhnlich den erſten Kampf macht. Er zeigt ſich da mit ſchlicht bürgerlichen Geſinnungen, preiſt die eheliche Liebe vor der abentheuerlichen, wie jeder Gutgeſinnte dieſer Zeit für Pflicht hält zu thun, er gibt ſchon frühe (1517) in

ſeinem Hofgeſinde des Venus kund, wie wenig er geſchickt ſein würde, die Liebe und ihre Natur anders zu faſſen, er weiſt früh und ſpät, in ſeinem Jugendgedichte über die vertriebene Keuſchheit (worin die genauen Vorſchriften, die er ſich zieht, ſeinen ſchönen Charakter hoch ehren), wie in ſeiner Beurtheilung des ſpät behandelten Stoffes des Triſtan, auf das Verſparen der Liebe auf den Eheſtand hin, und die Heiligkeit dieſes Standes iſt auch in ſeinen erſten und komiſchen Werken der ewige Angelpunkt, um den ſich ſeine hausmoraliſche Dichtung faſt am liebſten dreht; und wenn er ſinnend mit ſich ſelbſt forſcht, oder ſein heimlicher Genius an den Fenſterläden lauſcht, wenn er in Büchern oder Häuſern in das Innere des Familienlebens blickt, oder wenn er den Ulyß zur Kalypſo und Circe begleitet, hat er den Eheſtand zu preiſen, die herrſchende Untreue zu geißeln, die Zwietracht der Gatten zu bedauern, den üblen Hausſtand in Städten und Dörfern zu verdammen, zu verſpotten und zu verwünſchen. Erinnern wir uns, daß der von dieſer Seite ſo empfindliche und reine Menſch in ſeinen feurigſten Jugendjahren, als ihm kaum ſein innerer Beruf aufgegangen war, erlebte, daß gegen die Pfaffen und Mönche, deren Regeln dieſer heiligen Liebe und Keuſchheit entgegenzuhandeln auffordern mußten, deren wirkliches Leben in dieſem Bezuge im höchſten Grade anſtößig und ſchon ſo lange her bekämpft worden war, daß gegen dieſe privilegirten Ehebrecher und Eheſpötter aus ihrer eignen Mitte Luther auftrat und wie von vielen anderen, auch von dieſer Seite ihr ſchnödes Treiben mit Worten und Werken zu bekämpfen anfing, wie erklärlich wird es uns ſein, daß ſich der gradſinnige Mann mit innerem Jubel auf dieſe Seite ſchlug und mit Wärme die neue Lehre ergriff, mit Klarheit auffaßte, mit unermüdetem Studium die evangeliſchen Texte ſich ganz aneignete, mit ungemeinem Takte die Sprache, den Ton, und die Richtung derſelben zum Volke aufnahm, ja zuletzt von ihr aus auf die entferntere Quelle des reformiſtiſchen Geiſtes, auf die Alten, hingewieſen ward und mit einer Liebe einging, die ſeine Werke vielfach durchdringt. Schon 1523 ſchrieb er ſeine berühmte Wittenberger Nachtigall und begrüßte die neue Lehre mit ſo viel Entſchiedenheit, daß es nichts bedarf als eines Blickes in dies Gedicht, um ſeine Stellung zur Reformation zu erkennen und zugleich einzuſehen, in welcher Weiſe die evangeliſche Doctrin Luther's langſchlaſende Gedanken des ehrbaren

Mittelſtandes in Deutſchland traf und weckte, und wie ſich der grade Verſtand dieſer Klaſſe, das leitende Teſtament in der Hand, nun von ſelbſt nach allen Seiten Licht ſchaffte, die Finſterniß und den Aberglauben aufhellte, und, um bei der Darſtellung unſeres Meiſters in dem genannten Gedicht zu bleiben, wie ſie mit der ſingenden Nachtigall den Tag begrüßten und ſich von ihr aus der Irre, aus Wüſte und Nacht zurückrufen ließen, wohin ſie der liſtige Löwe gelockt hatte, und wie ſie allem Gebelfer ſeiner helfenden Unholde widerſtanden. Mit Zorn eifert der biedere Dichter, indem er ein altes beliebtes Bild umſtändlicher ausführt, gegen das, was der Pabſt Gottesdienſt nennt, gegen Pfaffenthum und Gebetplärren, gegen Kaſteien und Faſten, Beichte und Ablaß, Prunk und Hohlheit, und gegen alles eitle Gedicht und Menſchenfund, gegen die Schamloſigkeit und Unzucht der Cleriſei, gegen die willkührlichen Decrete, womit ſie die Schafe des Herrn zwingen; gegen alles Gelderpreſſen bei Taufen, Vermählen und Sterben, bei Firmelung, Beichte und Meſſe, womit ſie die Schafe des Herrn ſcheren; gegen das Maulbanden des Volks mit Zehnten, gegen Geldſtöcke und alle Bettelerfindungen dieſer Art, womit ſie die Schafe melken; gegen die Ablaßbullkiſten und ähnliche Schalkſtricke, womit ſie die Schafe ſchinden; gegen das Unweſen an den Biſchoffshöfen, wie ſie mit Bann, Steuern, Krieg, Unfug und Raub an Waiſen und Wittwen die Schafe freſſen, und endlich gegen Mönche und Nonnen und den ganzen faulen Haufen, die ihre guten Werke um Geld verkaufen und die Schafe wie Schlangen ausſaugen. Dagegen ruft der neue Prediger die einfache Lehre des Evangeliums zurück: Liebe Gott und deinen Nächſten wie dich ſelbſt; dagegen hilft kein Bann, kein Reichstag, kein Gegner, keine Schule, keine Predigt, keine Geiſtlichen und Laien, keine alten Weiber, Zopfnonnen und Greiſe. Ueber alles, was mit den neuen geiſtigen Bewegungen zuſammenhängt, über die Begriffe von Menſchenrechten und Unterthanenwürde, von der Geltung der Vernunft gegen eigenwillige Satzungen der Gewalthaber iſt er nicht im geringſten ſchwankend, aber frei von aller Partheiſucht, gleich aufgebracht gegen Bauern- und gegen Fürſtentyrannei, gleich unwillig gegen alle Opinion bei Evangeliſten und Romaniſten. Ueber des Gottesmannes Sarg läßt er in den Zeiten, wo ſo düſtre Wolken das neue Licht bereits wieder zu ver-

dunkeln anfingen, die Theologie weinen [551]), die von ſo vielen Geiſtlichen und Secten geſchändet, mishandelt und verunreinigt wird [552]). Er ſieht wohl, daß durch Luther's Lehre das Affenſpiel mit Reliquien und Heilthümern vernichtet iſt [553]), daß die Klugen ihren Beutel zumachen, er tröſtet die über Luther's Leiche klagende Gottesweisheit und rühmt die Schützer, die ſie vor den unſauberen Händen der alten Unholde bewahren werden, aber er täuſcht ſich nicht über den unſeligen Einfluß der ſophiſtiſchen Streitfragen der Theologen, über die ſie bereits den feſten Anſchluß an das einfache Teſtament aufgaben, er ſieht die Wirkungen des Gifts vielfältiger Rotten und Secten, erkennt wohl, daß noch allzuviele erſt das Evangelium blos im Munde führen, und es im Leben verläugnen [554]), daß noch Gefahr ſei von denen, die die Reformation verketzern, von den Prieſtern, welche ſie politiſch verſchwärzen, ſo daß er das klagende Evangelium ausſprechen läßt, es werde vor den Maulchriſten, den Romaniſten und Religioſen noch aus dem überblinden Vaterlande weichen müſſen in die Fremde [555]), ohne daß er darum verzagt die gute Sache in ihrer Gefährdung verließe, ohne aber auch ſich näher auf das Irrſal, die vielfältige Opinion, die Spitzfindigkeiten und das Schulgezänk der Theologen einzulaſſen, in dem er ſcharfſichtig einen freſſenden Schaden des Proteſtantismus erkannte.

Das aufmerkſame Beachten der religiöſen Intereſſen von Deutſchland lenkte Hans Sachs von ſelbſt auf das deutſche Reich und ſeinen Zuſtand, beſonders zur Zeit des ſchmalkaldiſchen Kriegs.

---

551) In Heußler's Ausg. der Werke des Hans Sachs von 1570. I, 1, 94.
552) Ib. I, 1, 80.
553) II, 4, 100.
554) I, 1, 81.

Alſo mit großen Schanden bei Freunden und Bekannten
muß Gottes Wort allein nur ihr Schanddeckel ſein,
der ander groſe Hauf verſtockt nimmt gar nicht auf
mich die himmliſchen Wahrheit mit meiner hellen Klarheit,
ſondern mit Wort und Leben bleibens in Lüge kleben,
die ihnen ſchmeckt vil baß.

555) Alſo werd ich umtrieben
von dreierlei Parthei, ich ſei gleich wo ich ſei,
erſtlich von den Maulchriſten, darnach von den Romaniſten,
und von den Religioſen, ſind eines Tuchs drei Hoſen,
die ich nicht ziehen kann.

Im 5. Jahrzehnt des Jahrhunderts iſt der dichtende Meiſter daher vorzugsweiſe viel mit ihm beſchäftigt. Er geißelt, was Hutten, was jeder offene und uneigennützige Mann der Zeit geißelte, allein er thuts auf ſeine eigenthümliche Weiſe; er bleibt der Einſicht treu, die Hutten verließ, daß Gemeinſinn und Eintracht allein das Rettungsmittel für Deutſchland ſei. Die Götter halten (1544) einen Rath über die deutſchen Angelegenheiten[556]; der Zwieſpalt will da trotz aller Reichstage nicht enden. Mars will mit Feuer und Schwert darein fahren, Juno will die Fürſten mit Geld zur Ruhe bringen, das widerräth Plutus, weil es dann nur ärger werden würde; man will Noth und Armut über ſie ſchicken, dann aber ſteht zu befürchten, daß ſie deſto ärger drücken würden; Mercur ſoll mit ſeiner Rednergabe Friede und Eintracht ſtiften, allein es iſt zu bedenken, daß jeder Recht will haben und für alle Einrede taub iſt; Phöbus ſoll die Blinden erleuchten, allein ſie kennen die Wahrheit wohl, verunreinen ſie aber mit Lug; Minerva räth die Gemeinnützigkeit, die respublica, zu ſchicken, Mercur aber kann ſie nicht finden; in den Reichſtädten iſt ſie weg, im Himmel und auf Erde nicht zu treffen, einſt ſah ſie Luna in Athen, jetzt iſt ſie in Höhlen und Löchern verkrochen, endlich da ſie krank und lahm gefunden wird, muß Aesculap erſt eine zweifelhafte Kur mit ihr vornehmen. Betrachtungen dieſer Art führen den Dichter vielfach auf das Nachdenken über die Quelle des Ruins im Staate; nicht zufrieden ſich über die auf den Höhen der Staatsgeſellſchaft mangelnde Uneigennützigkeit aufgeklärt zu haben, ſieht er ſich dann in allen Ständen zugleich in ihren Verhältniſſen zum Staate um. Mönchorden, Secten und Zwietracht und das ſchandbare Leben der Pfaffen zerſtören alle Bande. Pfaffen und Juriſten braten in ſeiner Dantiſchen Strafhölle im ärgſten Feuer, wie auch Hutten gebilligt haben würde, weil die Einen mit ihren nutzloſen Zänken, die Andern mit ihren Ränken und Verzögerungen, beide mit Opinionen und Gloſſen die Zuſtände und die Urtheile verwirren und am weiteſten von jenen ſimplificirten Verhältniſſen abhalten, zu denen jede Zeit aus unnatürlich verwickelter Lage zurückſtrebt. So hatte auch Pauli mit dieſer ſelben Einſicht gefunden, daß in Bezug auf Religion die zu vielen Glaubensartikel den Umſturz nothwendig machten,

556) I, 4, 401.

obgleich er vor dem neuen Propheten warnte; daß ſchon Auguſtin geklagt vor 1100 Jahren, man häufe in Staat und Kirche zu viele Geſetze, während ſeitdem noch das Decret und das Decretal, Sext, Clementin, die Extravagantes und ſo viele Statute, Conſtitutionen, Synodalia und Gewohnheiten des Chors dazu gekommen und ſo viele Nußſchalen vorhanden ſeien, daß man kaum den Kern, Gottes Gebot, darunter erkennen könne; und ſo läßt Hans Sachs einen einfältigen Müller, deſſen ſtudirter Sohn ihm ein gloſſirtes Corpus Juris heim bringt, den Rand mit der Gloſſe hinweghacken. Klar iſt vor des Meiſters Blicken, daß das Saugſyſtem der Fürſten, die Räuberei und Schinderei des Adels, die Gebrechen des Reichstags, die Practiken, Ränke und Aufſchübe der Gerichte, die Sucht im Bürger, die Pracht des Adels nachzuahmen mit allem Lug und Trug, kurz daß die Bedrückung von oben [557]) und die Unruhe und Strebſucht von unten der Verderb des Landes ſei. Gern möchte er ſich der ſchlechten Ueberzeugung von dem Stande der Welt erwehren; der Teufel erſcheint ihm (1540), wie er ſich in Nürnberg Bauleute zur Erweiterung des Höllenbaues holen will, er verſichert ihn, er ſolle das unterlaſſen, es gehe neuerdings auf der Erde alles aufs Beßte; der Böſe will ihm aber nur auf die Eidleiſtung von zehn ehrlichen Zeugen trauen, und die kann er leider nicht aufbringen. Er läßt den Frieden [558]) durch alle Gebiete des Reichs wandern und mit jederlei Volk es verſuchen. Er ging zu den Fürſten und fand Blutdurſt und Tyrannei, zu den Geiſtlichen und fand Lehrſpaltung und Mord, unter den Bürgern traf er auf Streit mit dem Adel, unter den Kaufleuten auf Unruhe und Betrug, unter den Handwerkern auf Neid und Beeinträchtigung, unter den Bauern auf Untreue, Biſſigkeit und Verfolgung, in dem Eheſtand auf Zwietracht, in der Nachbarſchaft auf Nachrede und Verleumdung, unter den Frauen auf Geſchwätzigkeit, unter den Männern auf Rohheit. In ſeiner Wolfsklage [559]) (1543) (einem bekannten altbeliebten Thema) läßt er mit fließender Rede die Beſtie Klage führen, daß ſelbſt das Thier ſeiner Natur nachkomme und daß einſt das Vieh Zeugniß gegen alle Menſchen ablegen würde,

557) II, 4, 61.
558) I, 3, 294.
559) I, 3, 347.

wie ſie allein wider Natur, Vernunft und Tugend gelebt hätten. Daß der in allen Ständen herrſchende Eigennutz und Egoismus die Quelle aller herrſchenden Uebel ſei, dieſe Ueberzeugung ſpricht er vielfach aus in den Gedichten aus dem 4. und 5. Jahrzehnt, wo die moraliſche Kampfsluſt am höchſten in ihm iſt, wo er in allen erdenklichen Formen, mit Eifer, mit Zorn und Unmut, mit Ernſt und Strenge, mit Wehmut und Spott, mit unermüdeter Sorge dem Volke ſeine Lehre vor Augen ſtellt, daß der Neid die Urſache aller Zwietracht ſei, daß Hetzerei und Klafferei das Feuer ſchüre, daß alle Liebe und Treue verſchwunden und verdrängt, die Wahrheit verdrückt, Zucht und Keuſchheit vertrieben, die vier Kardinaltugenden gefangen, Tapferkeit und Großherzigkeit dahin ſei, und daß Nichts als Gemeinſinn aufhelfen könne. Mit dieſer Geſinnung traf er auf die Zeiten, wo die Reformatoren und Humaniſten bereits das Alterthum öffneten, wo gerade in den Zeiten, als Hans Sachs am eifrigſten war, die hiſtoriſchen und philoſophiſchen Schriften der Griechen und Römer überſetzt und mit Begierde aufgenommen, wo Plutarch, Seneca, Cicero ſo enthuſiaſtiſch geleſen wurden; mit ſeinem Fleiße nahm Hans Sachs aus einer großen Maſſe von Schriftſtellern ſammelnd und ſogleich umarbeitend heraus, was ihm irgend diente, und wie mußte er erſtaunt ſein, in der Geſchichte der alten Völker gerade den Gemeinſinn ſo herrſchend zu finden, den er unter der deutſchen Nation ſo ſehr vermißte; wie überraſcht, in jenen unzähligen Anecdoten zu leſen, daß von den alten Philoſophen die Zähmung der Natur und die Hemmung angeborener menſchlicher Lüſte und Triebe mehr geübt als gelehrt ward [560]), während die gleißenden Religionsprediger ſeiner Zeit ſchöne Worte machten und ſchändliche Thaten übten; wie mußte er bewundernd ſtutzen, unter den Heiden jene großen Beiſpiele von Liebe, von aufopfernder Freundſchaft, von uneigennütziger Hingebung fürs Vaterland zu finden, zu denen ihm ſeine chriſtliche Umgebung eben ſo viele Gegenſtücke des Haſſes, des Neides, des Egoismus darbot. So hatte jeder Ueberſetzer alter Werke, jeder Bearbeiter des Terenz die Tugend und Lehre der Alten verfochten, ſo hatte Hartlieb in ſeinem Alexander auf den frommen Gottesdienſt der Griechen gewieſen, an dem die Chriſten

560) II, 48, 5.

Beiſpiel nehmen könnten, ſo hatte Peter Tritonius gewünſcht, man ahmte die Alten lieber nach, ſtatt ſie intolerant zu verfluchen. Mit augenſcheinlicher Freude warf ſich nun Hans Sachs auf Alles, was er von den Schriften der Alten erreichen konnte und theilte in einer Reihe von Jahren eine Unzahl von verſchiedenen Erzählungen und Gedichten mit, deren Stoff er aus Diodor (überſ. von Herold 1554), aus Herodot, Herodian, Plutarch, Juſtin, Xenophon (alle ganz oder theilweiſe von Boner zwiſchen 1532—1540 übertragen) aus Livius (von Schöferlein (1505), aus Plinius (1565 überſ.), aus Ovid, Virgil, Lucian, Homer, Apulejus, Muſäus, Val. Maximus, Seneca, Cicero u. A. entnahm. Geneigter zu Selbſtthätigkeit und Umarbeitung ließ er ſich nur von einzelnen Ausſprüchen der alten Weiſen oder von Zügen und Anecdoten aus ihrem Leben anregen, gab ihnen dann eine eigenthümliche Einkleidung und verwebte ſeine eigenen Betrachtungen hinein. Eine große Menge ſeiner Tugendklagen, ſeiner allegoriſchen Schilderungen von Tugend und Laſter, ſeiner Kampfgeſpräche, die in dieſen Jahrzehnten vorherrſchend und mit das ſchönſte ſind, was ſeine damals in friſcheſter Thätigkeit ſchaffende Muſe hervorbrachte, ſind nichts als ſolche Ausführungen eines durch Sokrates, Cicero oder Seneca angeregten Gedankens. Die meiſten jener allegoriſchen und ſonſtigen Dichtungen, die noch mehr mit ſatiriſcher Geißel die Auswüchſe der Zeit als Laſter verfolgen, während er ſie ſpäter milder und toleranter nur verlacht, ſind aus dieſer kräftigen, auch im öffentlichen Leben lebendigeren Periode. Die glückliche und ſichere Beobachtung von Welt und Menſchen, die dem Genius unſeres Meiſters natürlich war, fand in der Richtung der alten Volksweiſen auf die innere Natur des Menſchen reiche Nahrung; und Beſtärkung fand an ihrer beſonnenen Mäßigung ſeine Ruhe, mit der er dem Ameiſengewimmel der Menſchen [561]) unverwirrt zuſchaut und das Volk vor den Spiegel ſeiner wahrhaftigen Gemälde führt; ihre anſchauliche Weisheit förderte ſeinen plaſtiſchen Sinn. Nebenbei vergaß er nie die Teſtamente und ließ ſeine poetiſche Muſe, wie die Reformatoren ihre wiſſenſchaftliche, mit der urchriſtlichen Lehre immer Hand in Hand gehen; und einerlei Geſinnung ſpricht daher aus jenen Muſterbildern aus der Bibel über Wolluſt, vernachläſſigte

561) I, 3, 344.

Erziehung und dergleichen (1540), wie aus allen jenen Geſprächen (aus den dreißiger Jahren, wo er ſeine Geſchichte oft an ſeine Lectüre in den Alten knüpft [562]), aus den allegoriſchen Bildern von der Sorge, den menſchlichen Anſchlägen, dem Glück, dem Gerücht, der vergänglichen Weltluſt, der Armut, von Alter und Jugend, von Solon's Troſt und vielen ähnlichen Dingen. Er hob aus der Kultur des Alterthums ſeinen Zeitgenoſſen das hervor, was wir in der Schule dem kindlichen Geiſte eben ſo vorführen und leitete auf die unmittelbarſte Weiſe die lauterſten Waſſer des aufgefundenen Quelles bis in die unterſten Volksklaſſen. Was zwei bis drei Jahrhunderte dafür bereits gearbeitet hatten, wäre ſo gut wie verloren geweſen, wenn nicht in dieſer Zeit der erſten Drucke, und wo das Volk wirklich bildſam war und las, ein Mann, der dazu den rechten Ton des Volks traf, wie Luther, die ganze Maſſe alles deſſen, was Thomaſin, der Renner und alle didactiſchen Gedichte und Beiſpielſammlungen ſeit lange verbreitet hatten, in neuer Sprache, in accommodirtem Vortrage regenerirt hätte. Dies Verdienſt wollen wir dem Hans Sachs nie vergeſſen. Er ward ein humaniſtiſcher Volkslehrer, wie die Gelehrten Jugendlehrer wurden. Er führte nachahmend und reproducirend die Alten zuerſt von ihrer rein moraliſchen Seite volksmäßig bei uns ein, wie in neuerer Zeit Wieland ſeinen Cicero, Lucian und Horaz von der lebensphiloſophiſchen weltmänniſchen Seite einführte.

Seit dem 6. Jahrzehnte herrſcht in Hans Sachſens Dichtungen alsdann ein anderer Geſchmack etwas vor. Er wirft ſich mehr auf Schwänke und Faſtnachtſpäße, das Lehrhafte knüpft ſich gern an Beiſpiele, der ethiſche Charakter ſeiner Gedichte wird mehr plaſtiſch, ſeine deutſche Malerei mehr eine niederländiſche, ſeine Allegorie wird mehr mit der Fabel vertauſcht, die directen Bezüge auf die Gegenwart werden ſeltener, er führt uns aus dem öffentlichen ins Privatleben. Er ſieht dann die Stände und Claſſen minder aus ihrem Verhältniſſe zum Staat und zur Pflicht, als zu der menſchlichen Natur und Vernunft überhaupt, er ſchildert mehr das ſchnackige Treiben der Menſchen humoriſtiſch und verlacht es, ſtatt daß er es früher gegeißelt hatte, ſeine eindringlich ſtrenge Lehre verſchwindet mehr neben der launigen Schilderung, ſeine Strafpredigt wird

562) I, 3, 279. 80. u. ſonſt.

ironiſche Darſtellung, ſeine Poeſie, welche früher mehr Tugenden einſchärfte, will jetzt mehr die Traurigkeit lindern, die Strenge des Mannes ſchleift ſich ab und weicht der Milde des Greiſen. Zu jeder Zeit ſeines Lebens hat der Meiſter Schwänke und Erzählungen gemacht, ſeit den funfziger Jahren aber ſowohl häufigere, als auch beſſere. Die ganze Einförmigkeit ſeiner Manier und das Fabrikmäßige ſeiner Dichtung legt ſich in dieſer Gattung dar, aber ſie iſt auch zugleich ſein höchſter Triumph. Er hat dieſe Gattung der belehrenden ernſten und komiſchen Erzählung aus den ältern Zeiten überkommen, in denen wir nun ſo lange her die Novellen, Schwänke und Poſſen herrſchend ſahen, die er wieder in Unzahl erneut und mit neuen vermehrt, er hat ſie aber auch der künftigen Zeit hinterlaſſen. Kein älterer Erzähler thut es ihm an ſittlichem Kerne, kein ſpäterer, nicht Gellert und nicht ſeine ſämmtlichen Zeitgenoſſen, an Kunſt der Darſtellung und an ächtem Humore gleich. Er hat bei den beſten Meiſtern der Erzählung, bei Boccaz mit am früheſten gelernt; er hat die Meiſter der Dichtung, er hat einen Göthe mit am unmittelbarſten gelehrt; ſeine komiſchen Legenden dürfen an naivem unſchuldigem Vortrag und geſundem Sinn für Muſter gelten; ſeine Schilderungen von der verkehrten Welt oder von dem Schlaraffenlande, wo er die ganze Welt zu Nebenbuhlern hat, werden trotz Boccaccio und dem franzöſiſchen Schwank von Cocaigne immer ihren Werth behaupten; ſeine Späße von den Landsknechten, den Himmelſtürmern, die St. Peter nicht im Paradies und Lucifer nicht in der Hölle mag, ſind ganz unvergleichlich; und was ſein Faſtnachtſpiel angeht, ſo gibt es nicht viele, die ſo tiefen und innerlichen Gebrauch von der Poſſe zu machen verſtanden hätten, und Göthe fand die Gattung der Nachahmung und Hans Sachſiſche Originale der Aufführung werth, die, wenn man ſich eine launige, plumpe, marionettenartige Darſtellung, oder auch gute Improviſation hinzudenkt, allerdings von dem größten komiſchen Effect ſein können. Das Leben und die Treue der Schilderung, das mannichfaltige Gewühl der Objecte und die ſtets gleiche Verläſſigkeit und Schärfe ſeines Pinſels reizt in dieſen Stücken ungemein und hat auch unſern Göthe angezogen, der in Hans Sachſen's poetiſcher Sendung dem alten Meiſter (obwohl vielleicht in etwas vager Weiſe) das ehrendſte Denkmal geſetzt hat. Die Geſtalten leben und weben hier vor uns, und rühmt Hans Sachs den Maler, er könne Alles

vor Augen ſtellen, daß man es nicht klarer erzählen könne, ſo erzählt und ſchildert er ſelbſt, daß man es nicht klarer vor Augen ſtellen könne. Die muthwilligſte und friſcheſte Laune färbt die Bilder des Zauberkaſtens, den er uns öffnet, wenn er uns auf Faſtnachten und Kirchweihen, in Himmel und Hölle, auf die Berge der Lüge und der Völlerei, in die Länder der Faulheit und des Unſinns führt, wenn er uns mit der groben Galanterie der Geſellen und der ſchnippiſchen Sprödigkeit der Mägde vertraut macht, wenn er uns auf dem Bierturnier ein Muſter von Gemeinheit, viehiſchem Weſen und „kühiſchem Saufen" aufthut, wenn er am Abend lauſchend den Geſprächen der Hausleute zuhört, wenn er auf dem Markte das Treiben der Bader und Marktſchreier verfolgt, wenn er das misgeſtaltige Gewirr der Bauerntänze abkonterfeit, was Alles mit Nichts zu vergleichen iſt, als mit den gelungenſten Gemälden der niederländiſchen Malerei. Wir begleiten den Dichter in die Mitte ſeiner Landsknechte, Bauern, Handwerker, Reiter, Zigeuner, Pfaffen und Schüler, beobachten ihr tolles Treiben und Jagen, ihr Freud und Leid, ihre Noth und Luſt, wir hören den zeigenden und führenden Meiſter dazwiſchen Mäßigung und Sitte predigen, ſehen den milden und lebensfrohen Ermahner und Seelſorger ihre loſen Streiche guthalten, und wo ſich die Menge durchkreuzt und anſtößt, verſöhnen mit Ermunterung, mit Nachſicht und Liberalität. Nun prellt er einen geizigen Nagenranft, allein es geſchieht mit Maß, ohne Aufwand, und gutherzige Lehre entſchuldigt; nun weiſt er übertreibend auf Buhlſchaft und böſen Hausſtand, allein man ſieht den derben Spaß eines mehr rohen als ſittenloſen Menſchenſchlages durch. Früher mehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, mit Reich und Kirche, im Verkehr mit Muſen, mit Genien, mit Göttern, mit Engeln und Teufeln, ſahen wir ihn durch Himmel und Hölle wandern, mit den göttlichen Weſen befreundet, mit den Unſichtbaren im Verkehre, ernſt, auf große Gedanken gerichtet; jetzt hat er ſich in die wogende Menge begeben, ſucht Unterhaltung und Erheiterung, miſcht ſich unter die geringſten Klaſſen, unter fahrende Leute, in Schenken, Wäldern und Märkten. Früher waren ſeine Schwänke (von der Faſtnacht, vom Narrenfreſſen, Narrenbade, vom Schlaraffenland, Baldanders, Hans Unfleiß, Widerporſt, vom Lügenberg und vollen Berg, vom faulen Lenz u. ſ. w. zwiſchen 1530—40) gern allegoriſch, jetzt führt er uns

in die wirklichſte Welt, in die ſchmutzigſten Gelage, in das niedrigſte Treiben. Seine Poeſie nimmt alſo den Gang wie das Volkslied, das wir gleichfalls aus ſchönerer Höhe in dieſen Zeiten herabſinken ſahen. Doch iſt auch hier immer Maaß in ſeiner Darſtellung, Maaß in ſeiner Lehre. Gern hat er es mit dem rohen Adel, mit den verderbten Städten, mit den begehr- und ſtrebſüchtigen Bauern zu thun; er meint, es habe gar recht in der Welt geſtanden, als noch die Bauern einfältig, unverſchlagen, fromm und ſchlicht geweſen, und nicht wie jetzt pfiffig und kniffig. Wo er tölpiſche Dummheit und Hartköpfigkeit verlacht und verhöhnt, ſteht im Hintergrunde der gute Landjunker Strepſiades, hinter deſſen Einfalt der Comöde ſeine Weisheit und ſein grades Urtheil verſteckt. Lachend und ſchonend ſagt er die Wahrheit und lehrt das Gute, er badet, und höchſtens ſchneidet er die Narren, wenn er bald ſchlechte Kinderzucht, bald grobe Büffelei, ſchlechten Wandel bei beſſerer Einſicht, Geiz und Verſchwendung, Zankſucht, Neid, Verläumdung, Schamloſigkeit, Dünkel, Schuldenmacherei, Faulheit und Schlemmerei, Spielſucht und eheliche Untreue auszurotten gedenkt. Alles was den guten deutſchen Mittelſtand gut bezeichnet, Handwerkscharakter, ehrbare Gildennatur, Hausverſtand, Ehrlichkeit und Biederkeit, fromme Einfalt, tüchtiges ſittliches Mark und practiſche Einſicht ins Leben, ſpricht liebenswürdig aus jedem Tone und jedem Sinne in dieſen Stücken, ſo manche davon leer an Gehalt und ſchale Witze ſind.

In den letzten Jahrzehnten der Hans Sachſiſchen Dichtungen geht eine deutliche Veränderung vor. Er ſelbſt klagt gegen das Ende ſeiner Laufbahn wiederholt über das Abnehmen der Kunſt überhaupt: ehedem ſei ſie blühend geweſen, der Gelehrten alle Winkel voll, ſinnreicher Werkleute und Künſtler genug und Bücher die Hülle und Fülle; jetzt ſeien die Künſte gemein und verachtet, wenige Jünger blieben, als Phantaſten ſchief angeſehen; die Welt renne nach Wolluſt und Geld, die Muſen verließen das Vaterland. Sein Geſang der Sitte hatte ihm Neid und Haß erregt; vielfach kam ihm der Gedanke, ſein Singen zu laſſen, auch weil ihm zuletzt ſeine Vernunft ſagte, daß ſeine dichteriſche Kraft abnehme, daß nicht ſo friſch und herzlich mehr ſeine Gedichte herſtrömten, nicht mehr wie zuvor aus ſo hellen ſcharfen Sinnen aufquellten, ſondern

oft langſam und träge [563]). Doch aber will er getroſt ſein **Pfund** wuchern laſſen, nach 44 Jahren muſiſcher Beſchäftigung will er auch nun nicht ablaſſen, Tugend zu verbreiten und Traurigkeit zu ſänftigen, und kein Läſtermaul ſoll ihn in ſeinem heiligen Berufe ſtören. Bei der Ausgabe ſeiner Werke, die er erlebte, arbeitete er beſonders in den Jahren 1557—59 auf eine merkwürdig thätige Weiſe, und nur wenn man hier aus ſeinen eigenen Angaben ſieht, welche Unzahl von Dingen er überhaupt bis dahin gedichtet hatte (788 größere Stücke und 4270 Bar deutſches Meiſtergeſangs, die nicht in Druck gegeben ſind, „ſondern die Singſchule mit zu zieren und zu erhalten"), begreiſt man, wie er in dieſen Jahren aus einer unglaublichen Beleſenheit die Stoffe zu einer ſo ungeheuren Menge von Dichtungen bearbeiten konnte. Nur allein gegen hundert Erzählungen aus alter, mittelaltriger, nordiſcher und deutſcher Geſchichte ſchrieb er in dieſen drei Jahren, außer einer großen Anzahl von Eulenſpiegeleien und Schwänken, und allen möglichen anderen Gattungen, naturhiſtoriſchen Stücken, geiſtlichen und weltlichen Tragödien und Comödien, Anecdoten, Sprüchen der Philoſophen, Geſprächen und Betrachtungen aller Art, Evangelien, Fabeln, Pſalmen, Prophezeihungen und teſtamentlichen Lehren. Immer ärmer an Erfindung greift er jetzt nach jeder Form und nach jedem Inhalte. Es frappirt doch, bei ihm jene Figuren wiederzufinden, jene Deutungen der Begebenheiten aus dem alten Teſtament auf neue Zuſtände. Alle poetiſchen Formen ſeit mehreren Jahrhunderten hat er behandelt; alle bedeutenderen Werke ausgezogen. Er hat didactiſche Stücke wie Hugo von Trimberg, Allegorien wie Müglin, Meiſtergeſänge, Fabeln, Beiſpiele jeder Gattung, politiſche Gedichte, Lucianiſche Geſpräche, Panegyriken wie Roſenplüt, Sittenpredigten, Narrenpoeſien, Kirchenlieder und Alles, was man will. Zu allem fügt er nun noch vorzugsweiſe in ſeinen letzten Jahren das Drama hinzu. Er verſuchte es ſchon in ſeinen früheſten Jahren, namentlich die Geſprächsform Lucian's und Aehnliches noch in der Art des Roſenplüt und Hans Folzens zu bearbeiten; bald griff er die klaſſiſche Form auf, nach dem Muſter des Terenz und Reuchlin und bildete mehr und mehr ein regelmäßiges Drama aus. Die Kunſt, einen dramatiſchen Plan zu entwerfen und einen Dialog

563) Am Schluß des 2. Bandes.

anzulegen iſt nur ganz in der Kindheit bei ihm, doch lagen bei ihm alle Keime zu einem volksthümlichen Schauſpiel, das ſich unter uns ohne das Dazwiſchentreten anderer Elemente ganz in der Weiſe des engliſchen Drama's würde ausgebildet haben, auf deſſen Weiſe Jacob Ayrer noch beſtimmter hinwies, der als ein bloßer Nachläufer des Hans Sachs angeſehen werden darf. Wir wollen bei dieſem, deſſen einzige Seite das Drama iſt, während es in Hans Sachs bei weitem die unerfreulichſte und geringſte bildet, die Art dieſer Stücke näher betrachten, die bei ihm mit weit mehr Prätenſion und übrigens mit weit weniger Werth, nicht ſo kurz aber viel leerer, mit ähnlichem ungelenkem Gange und farbloſem Vortrage, aber mit mehr mechaniſchem Aufwande, als die Hans Sachſiſchen erſcheinen. Die Stoffe theilen ſich bei Beiden gleich in Faſtnachtſpiele und in ernſte Hiſtorien, wie man die Dramen auch in England nannte; nur hat Hans Sachs noch die religiöſen Stücke aus dem alten und neuen Teſtament, die ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts neue Aufnahme in Deutſchland fanden. Die Hiſtorien ſind wieder theils wirkliche Geſchichtsſtoffe, wie ſie in Shakspeare's Julius Cäſar oder in ſeinen vaterländiſchen Stücken ihre Vollendung fanden, oder ſie ſind dramatiſirte Novellen aus derſelben Quelle, wo Shakspeare die ähnlichen ſchöpfte, oder ſie ſind (was auch von Ayrer, Wild u. A. geſchah) den Romanen und Volksbüchern entlehnt, wie Siegfried, Hug Schapler, Magelone, Fortunat, Triſtan, Olwier und Artus, Flore und Blancheflour u. dgl. Dies betrachte ich als ein ganz eigenes Zeichen der Zeit. Die Gegenwart hörte auf, Stoffe für die Dichtung zu bieten; die Volkspoeſie, die Gelegenheitspoeſie ſtockte, man war auch des gemeinen Tones ſatt, man zog ſich aus der Wirklichkeit zurück und ſuchte für die Dichtkunſt ein anderes edleres Element. Ehe die antike Kunſt oder deren Nachbildungen in Italien oder Spanien Aufnahme fanden, wies man noch Einmal auf die alte Romantik zurück, und brachte ſie in alten nnd neuen Formen wieder. Ein thörichter Gedanke. Man konnte jetzt wie Puſchmann proſaiſch die Regeln der alten Kunſt ſammeln, zu halten war ſie nicht mehr; das Heldenbuch theoretiſirte über Rieſen und Zwerge, Helden und Menſchen; Paracelſus verſchmolz mit kabaliſtiſchen Vorſtellungen eine dem Volksglauben und der Poeſie abſtrahirte geiſtreiche Theorie der Elementargeiſter, allein, daß die ſpukhaften Geſchichten der Mohrin,

die Joh. Adolphus herausgab, oder des Staufenberg, den Fiſchart umarbeitete, oder des Thedel Unverferden von Thym (1563) wieder für die Poeſie von Einfluß werden ſollten, war nicht vorauszuſehen. So waren auch das Buch der Liebe, das ich bereits oben angeführt habe, und dann dieſe dramatiſchen Behandlungen derſelben Romanſtoffe bei Ayrer und Hans Sachs größere, gewichtigere Arbeiten, die auf ein Wiedereinbürgern dieſer alten ritterlichen Dichtungen und ihres Geſchmackes ausgingen. Allein ſchon war dieſem allzuſehr jeder Boden in Deutſchland genommen; der gröbere Volksgeſchmack dauerte noch immer in Dedekind und Fiſchart u. A., feindlich gegen alle „dritthimmelverzückte" Manier fort; ſchon war die Thätigkeit in den romaniſchen Nationen zu groß, die Verbindung zu offen, die Sucht nach Neuem zu gewöhnlich, als daß man nicht lieber das fremde Moderne, als das einheimiſche Alte hätte ſuchen ſollen; ſchon wirkte auch im Stillen der klaſſiſche Unterricht fort, als daß man nicht bald den erſten Verſuchen hätte entgegenſehen müſſen, antike Formen und Stoffe einzubürgern. Doch aber bleibt es merkwürdig genug, daß Hans Sachs, wie er in ſeiner Dichtungsweiſe immer aus der gemeinen und geſunkenen Manier der Zeitgenoſſen wegarbeitete, ſo zuletzt auch noch in den Gegenſtänden auf etwas Edleres hinſtrebte, obwohl er in der durchaus unedlen Behandlungsart dieſer heroiſchen Stoffe verrieth, wie wenig mehr die Zeit für eine Wiederaufnahme dieſer Dinge geſchaffen war.

Zu p. 58.

Ueber die Sage vom Schwanritter, ihre Heimath, ihre Verbreitung, ihre Umgeſtaltungen muß man jetzt die Einleitung von Reiffenberg's zu ſeiner Ausgabe des chevalier au cygne, Bruxelles 1846. 4. t. I. leſen, welche die Arbeit von Görres und die Ungenauigkeiten dieſes „bizarren Genies", wie ihn der Verf. nennt, beſeitigt.

BIBLIOTHÈQUE CANTONALE LAUSANNE ET UNIVERSITAIRE

Zuſatz zum 1ſten Bande p. 535.

Zufolge dem Vorwort der in Stuttgart bei A. Krabbe 1846. erſchienenen „Marienlegenden" erſcheint es als Irrthum, wenn bisher vermuthet wurde, das dritte Buch des Paſſionals, das in der Strasburger Handſchrift der Joh. Bibl. A. 77 enthalten iſt, rühre nicht von dem Verfaſſer der beiden erſten Bücher her. Es enthält das Leben der Heiligen nach der Ordnung des Kirchenjahres, und erweitert dieß Sammelwerk zu einem Umfang von mehr als 100,000 Verſen. Der Herausgeber der Marienlegenden macht es ferner wahrſcheinlich, daß ein zweites, großes Werk „das Leben der Väter" von 30,000 Verſen, von welchem Auszüge und Bruchſtücke durch C. Roth (Dichtungen des deutſchen Mittelalters 1845.) und Tittmann (in den Beiträgen zur vaterl. Alterthumskunde, Leipzig 1826) gedruckt ſind, und das in der Leipziger Univ. Bibl. (N. 816) vollſtändig erhalten exiſtirt, von dem Dichter des Paſſionals herrühren.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google